Fliegender Sommer.

Fliegender Sommer.

Eine Herbstgabe

von

Julius von Rodenberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlotmann.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Meinem Freunde

Otto Müller

in

Mannheim

als ein Gruß aus der Ferne.

Das war ein Lenz am Neckar und am Rheine!
Ein Lenz, wie ihn kein Dichter noch gesungen,
Da Poesie und Leben, schön verschlungen,
Uns fehelte zu innigstem Vereine.

Jawol! — wir schwärmten auch im Mondenscheine
Wenn Nachtigallenlied im Strauch erklungen;
Ein Reich versunk'ner Maierinnerungen
Stieg oft — ein Wunder! — aus dem gold'nen Weine...

Doch oft sah ich Dein Dichterauge flammen,
Oft Deine Lippe leise, leise zittern,
Und Deine Hände fügtest Du zusammen:

Dann lag ein Lied in Deiner Seele offen,
Ein dunkles Lied von künftigen Gewittern,
Von altem Leide und von neuem Hoffen.

Im September 1851.

Frühling 1851.

Ja, Frühling iſt's! Die erſten Lerchen ſteigen,
Und leiſe hör' ich Wald und Feld ſich regen.
Das erſte Grün drängt ſich dem Licht entgegen,
Die erſten Blüten ſproßen an den Zweigen.

Doch durch die Herzen geht ein finſt'res Schweigen;
Ein Rauſchen, wie von dunklen Wellenſchlägen,
Die ſchäumend ſich dem Fels zu Füßen legen,
Und knirſchend ihre weißen Häupter neigen.

O Du, mein Volk! 's iſt auch ein heil'ges Lenzen,
Wenn ſtumm der Schmerz treibt ſeine dunklen Blüten,
Und ſchon von fern gewalt'ge Winde brauſen.

Es iſt ein Feſt auch, Tote zu bekränzen,
Zu lauſchen in der Gräber dumpfes Brüten —
O Lenz, Du kommſt! — Mich aber faßt ein Grauſen.

Schleswig-Holstein.

1.

Mein Scheidegruß.

Noch einmal, teures Land! will ich Dich grüßen,
Und ach! — ich glaub' es ist zum letzten Male.
Es leert der Himmel seines Zornes Schale,
Und was wir sündigten, Du mußt es büßen.

O Deutschland, ständest Du auf ehr'nen Füßen,
Und ruhte nunmehr jede Hand am Stale! —
Du aber ligst an Deines Heeres Stale,
Und schlürfst der Ruhe Kelch, den schlummersüßen.

Ich hab' getrunken aus der Schmerzen Borne,
Von Schmerzen gehen meine Augen über,
In düst'rer Ahnung meine Pulse schlagen.

Dein Himmel, Deutschland, färbt sich trüb und trüber, —
Den Norden schlug der Herr in seinem Zorne...
Und Du Süd, West und Ost?... Wie muß ich klagen!

2.

Für die hülfsbedürftigen Offiziere.

Der Vorhang fällt — das Trauerspiel will enden,
Und reifen wollen Eurer Schande Saaten.
Versäumt habt Ihr die große Zeit der Taten,
Versäumt nun noch die kleine Zeit der Spenden!...

Ich wollte schweigen, doch ich kann's nicht wenden —
Noch einmal ruf ich: Auf, in deutschen Staaten,
Ihr Männer! — einerlei ob Ihr den Spaten,
Ob Feder oder Schwert Ihr führt in Händen.

Denn schüchtern von der Welt gewalt'ger Bühne
Tritt nun die Muse klagend in die Kammern,
Um Eure Knie' in Tränen zu umklammern.

O Deutsches Volk, von Donau bis zur Düne,
Laß nicht umsonst die Schmerzensreiche jammern,
Und gib für großes Unrecht kleine Sühne!

An Babels Flüßen.

Dies irae, dies illa —

An Babels Flüßen sitzen wir und trauern,
Und in den Weiden hängen unsre Leiern —
Bang schläft das Lied — jetzt ist nicht Zeit zu feiern,
Wo stumm in Schmerzen unsre Adern schauern.

Verrat und Arglist an der Schwelle lauern,
Und unsre Besten schmachten nach Befreiern —
Fahl scheint die Sonn', die Lüfte gehen bleiern,
Und dumpfer Odem weht aus Kerkermauern.

O schläfst Du, Gott des Himmels und der Erde,
O schläfst Du, Gott des Zornes und der Rache?
Bist Du der Hirt und sind wir Deine Heerde?

Horch! — durch der Erde Tiefen geht ein Grauen,
Der Himmel zuckt ingrimmig seine Brauen —
Millionen Herzen harren ... Gott erwache!

Sonette am Neckar.

I.

Heidelberg.

Ja, dieß ist Heidelberg! So sah ich's lange
In meinem Wachen schon, und meinen Träumen!
Dieß ist des Neckars märchenhaftes Schäumen,
Mit seiner Ufer weinumblühtem Hange.

Und dieß der Heiligenberg mit schattigem Gange,
Dieß ist das Schloß in sagendunklen Bäumen,
Die Mauern sind's, die Elfenkränze säumen —
Die ganze Märchenwelt mit Duft und Klange!

Hier will ich rasten. — Lenzluft soll den Müden
Mit ihres Hauches süßem Wein berauschen,
Und Nachtigall mich lehren ihre Lieder.

Die Geister ferner Zeit will ich belauschen. —
Und kehr' ich mit dem Herbst zur Heimat wieder,
Dann bring' ich Euch die Märchen aus dem Süden!

2.

Das Heidelberger Schloß.

Wie eine Märchenkunde ferner Zeiten,
So ragt das Schloß aus grünem Eichenlaube;
So ernst nachdenklich sieht es, wie der Glaube:
Was wirklich Deutsch, das währt in Ewigkeiten.

O, wie die Fernen hell und reich sich breiten
Hier rauscht der Strom, dort blüht am Berg die Traube —
Vieläst'ger Efeu rankt auf teurem Staube,
Und drüber hin die sonnigen Wolken gleiten.

Und wie ich schweigend eintrat in die Halle,
Wo deutsche Pracht verrostet und zertrümmert,
Da breitet' ich die Arme voller Sehnen.

Seid mir nicht gram, ihr Herrn! so sind wir Alle:
Inkrs die schöne Gegenwart verkümmert,
Stehn schweigend auf Ruinen wir in Tränen.

3.

Kaiserstuhl.

(In einer Mondnacht.)

In Träumen lehnt' ich hoch an Turmes Zinnen,
Der schweigsam ragt, umrauscht von Tann' und Rüster;
So traurig, so geheimnisvoll, als müßt' er
Verloren stehn in fremder Zeiten Sinnen.

Und als ich sah die fernen Ströme rinnen,
Und all' das schöne Land in klarem Düster —
Da rauschte durch den Wald ein leis Geflüster,
Und dunkle Stimmen hört' ich klagen innen:

„Wir sind die Geister längst entschlafner Helden,
Und sitzen hier als deutscher Ehre Wächter,
Da seine Söhn' in feigem Schlummer schweigen.

Wer aber kommt heran, um uns zu melden,
Daß aufgewacht die träumenden Geschlechter,
Damit wir wieder in die Gräber steigen?"

Vielleicht.

Es geht die Zeit mit lächelnden Geberden,
Als sei sie jedem Wunsche mild gewogen;
Schon Manchen hat sie an das Herz gezogen,
Tröstung verheißend jeglichen Beschwerden.

Nichts hoffen ist die Weisheit dieser Erden,
Gewährung hat schon manche Kraft verzogen
Und Täuschung um so härter dann betrogen....
Doch wer nichts wünscht, der kann getäuscht nicht werden.

Wir selber lebten einst in schönem Traume,
Da über Deutschland zieng ein freudig Strahlen —
Doch was wir hofften, ward zu eitel Schaume.

Nun sind wir ruhig — unsre Wünsche schweigen
Da tiefes Dunkel liegt auf Berg und Talen —
Vielleicht, daß nun die Morgensterne steigen!

Deutſche Gedanken.

1.

Den Lauf der Dinge aufmerkſam betrachten,
Macht heutzutage mancherlei Beſchwerde.
Die Zeit gleicht einem müdgehetzten Pferde;
Die Freiheit, ihr Mazeppa, will verſchmachten.

Die Helden, die den kurzen Sieg uns brachten,
Sind müde auch geſunken an die Erde;
Zu Aſche ward die Glut auf unſerm Heerde....
Und Alles das geſchah, derweil wir — dachten.

Abſcheuliche Gedanken! hölzerne Schwerter,
Mit denen Deutſchland — aller Welt zum Spotte! —
Auszog, um Freiheit, ſeine Braut, zu werben.

Arm Deutſchland! — Deine Braut war eine Lotte,
Du ſelber aber warſt zum Glück kein Werter —
Ein bischen Mut gehört ſogar zum Sterben!

2.

Nein, sterben nicht, mein Deutschland! — Du sollst leben,
Und schön vor allen Völkern sollst Du glänzen.
Dein Haubt soll ruhn in frischen Lorbeerkränzen,
Und königlicher Purpur Dich umgeben.

Es kommt die Zeit, da Du Dich wirst erheben,
Ein Herz, ein Volk an allen deutschen Gränzen.
Die Zeit kommt, wo vor Deines Ruhmes Lenzen
Der Erde Frost wird allerorts erbeben.

Sie kommt, sie kommt — doch heut noch ist sie ferne,
Heut seh ich Dich in Sack und Asche weinen,
Fahl Deinen Himmel, ohne Schein die Sterne.

Heut seh ich schlummern Dich in dorn'ger Hecke,
In einem dunklen Bau von kahlen Steinen....
Wo aber schweift der Ritter, der Dich wecke?

5.

Dornröschen.... Deutſchland — es iſt Zeit. Erwache!
Schon ſtreifen durch die Dornen rote Lichter;
Schon lächeln ſtill die träumenden Geſichter,
Schon weht ein leiſer Hauch am moſ'gen Dache.

Auszog kein Ritter für die heil'ge Sache,
So kommt mit Schwert und Panzer denn der Dichter.
„Dornröschen — Deutſchland.. es iſt Zeit!“ ſo ſpricht er,
„Zeit iſt's zum Kampfe, es iſt Zeit zur Rache.“

Zum Kampfe — denn die Feinde gehn und höhnen:
Wir woll'n die Hand Euch zur Verſöhnung reichen,
Und Euer ſündig Haubt mit Gnade krönen.

Zur Rache — denn die Freunde fleh'n und klagen:
O Himmel nur ein Pfand! Gott, nur ein Zeichen,
Nur *eine* Hand, das Banner uns zu tragen!

4.

Wer mag das Banner tragen diesen Zeiten?
Der Sturm wird lauter und der Busen bänger —
Wenn Keiner mag, so tretet vor, ihr Sänger,
Rührt unverzagt zum Schlachtgesang die Saiten.

Wenn Keiner mag, so sollt voran ihr schreiten,
Und kühn die Stirne bieten unserm Dränger:
„Den dumpfen Frieden wollen wir nicht länger,
Und da wir Feinde sind, so laßt uns streiten!"

Ich selber, der einst fröhlich mitgestritten,
— Mein Harnisch war gefügt aus Zorn und Leide —
Für jenes Volk, das längst nun ausgelitten:

Ich stehe hier mit blankem Schwert und schwöre,
Nicht stecken will ichs eher in die Scheide,
Bis Deutschland ich in Freiheit jubeln höre!

3.

Nun seid mir gram nicht, Ihr bedächtgen Alten,
Daß ich so kühner Rede mich vermeßen!
Wenn Jugend sich nicht könnte noch vergeßen,
So würde heut die Sonne traun! erkalten.

O immer am Vergangnen nur gehalten,
Und auf den warmen Plätzen fortgeseßen....
Nur fort gemahnt, gebetet.... unterdeßen
Wird klingend sich der Schos der Zukunft spalten!

Und strahlend wird ein Reich daraus erstehen,
Davon wir leisen Tones nur gesungen,
Das wir im Schlaf und Traume nur gesehen.

Schon steht ein neuer Frühling in der Blüte,
Die Hoffnung Deutschlands aber sind die Jungen....
Die deutsche Jugend.... daß sie Gott behüte!

Fliegender Sommer.

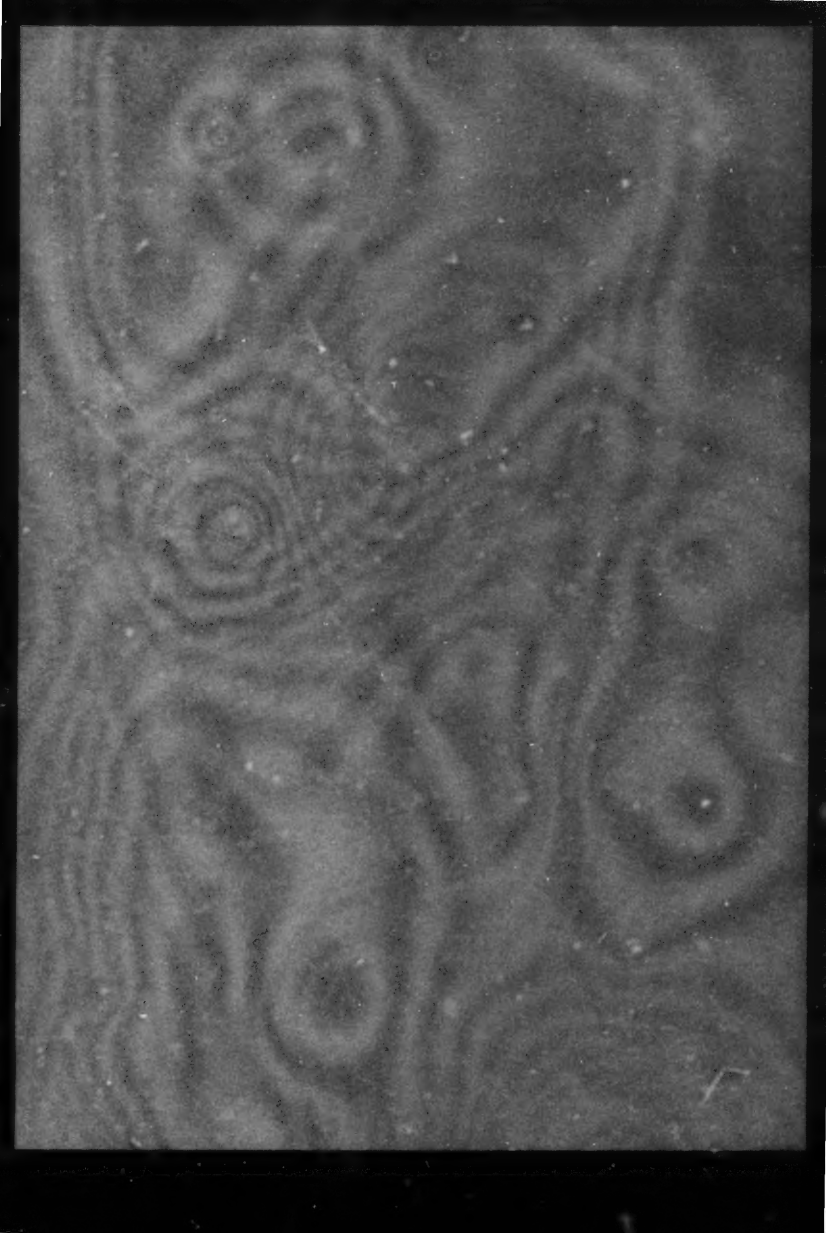
Sie ſagen: wenn die Sommertage enden,
Dann weben Elfen aus der Halme Seide,
Aus Blütenſammt und aus des Tau's Geſchmeide
Ein ſchimmerndes Gewand mit feinen Händen.

Sie ſpannen es an grünen Waldes Wänden,
Und ziehn die weißen Fäden durch die Haide,
Sie ſtricken ſie zu einem luft'gen Kleide
Damit das Feld ſie decken aller Enden.

Nun Deutſchland, ſieh! Dein Dichter wob desgleichen,
Da gleich dem Erdenlenz auch ſtarb der Deine,
Ein fliegendes Gewand, es Dir zu reichen.

Statt Sammt und Seide nahm er Zorn und Kummer,
Und Thränen wirkt' er ein ſtatt edler Steine ...
Nun, wenn Du magſt, leg Dich zum Winterſchlummer!

Druck von G. Hunckel in Bremen.



Deutſche Antwort

auf die

Welſche Frage.

Von

Julius Rodenberg.

Preis: 1½ Ngr.

Hannover.
Carl Rümpler.
1859.

Preußen soll sein Deutschlands Schwert, Oesterreich Deutschlands Schild!

Pultig, Testament des großen Kurfürsten.

1.

Deutſcher Krieg und deutſcher Friede!

(An Deutſchland.)

Halte feſt und treu zuſammen
Herz an Herz und Hand in Hand,
Und in Deines Zornes Flammen
Schmiede Deiner Liebe Band.
Schmiede Deine Waffen, ſchmiede
Schild und Helm und Streitgewand —
Deutſcher Krieg und deutſcher Friede!
Deutſches Volk und deutſches Land!

Laß ſie ſinnen, laß ſie brüten —
Wappne Dich gen welſchen Spott —
Handle recht! — und Dich behüten
Wird der alte, deutſche Gott.
Ob der Hexenkeſſel ſiede,
Ueberſchäume bis zum Rand:
Deutſcher Krieg und deutſcher Friede!
Deutſches Volk und deutſches Land!

Ob der Blitz in ſeinem Laufe
Zündet oder ſo zerſtiebt:
Dieſes iſt die Feuertaufe,
Die der Himmel ſelbſt Euch giebt.
Fort mit jedem Unterſchiede —
Süd und Nord, reicht Euch die Hand:
Deutſcher Krieg und deutſcher Friede!
Deutſches Volk und deutſches Land!

Und ſo ſchwanke der die Wage, —
Deutſche Treu' ſei Deutſchlands Hort;
Und auf jede welſche Frage
Gebt Beſcheid mit dieſem Wort —
Gebt Beſcheid mit dieſem Liede,
Das in deutſcher Bruſt entſtand:
Deutſcher Krieg und deutſcher Friede!
Deutſches Volk und deutſches Land!

2.

Der Hahn von Gallien hat gekräht!

Der Hahn von Gallien hat gekräht;
Wacht auf!
Reibt Euch die Augen, eh's zu ſpät,
Wacht auf!
Eh' ſich ſein ſtolz Gefieder bläht,
Und ihm ſein falſches Spiel geräth,
Wacht auf, wacht auf, wacht auf!

Du Kaiſeraar, Du Königsaar,
Wach auf!
In Deinen Horſten, ſtolzes Paar,
Wach auf!
Laß Deine Schwingen leuchten klar,
Das Vaterland iſt in Gefahr,
Wach auf, wach auf, wach auf!

Wirf Deine Mähnen, Welfenroß,
Wach auf!
Schäum in's Gebiß, Du Kampfgenoß,
Wach auf!
Beiß in die Zügel, beiß in's Schloß,
Die Hufen zeig dem feilen Troß,
Wach auf, wach auf, wach auf!

Heb' Deine Tatzen, Kattenleu,
Wach auf!
Brüll um das ganze Truggebäu,
Wach auf!
Zeig Dich dem Rechte Deutſchlands treu,
Die alte Ehre mach' ſie neu,
Wach auf, wach auf, wach auf!

Du weißer Falk, wolauf zum Stoß,
Wach auf!
Aus Deiner Wälder grünem Schooß,
Wach auf!
Schieß in die Luft und mach Dich los,
Es dünken kleine Kräh'n ſich groß —
Wach auf, wach auf, wach auf!

Du Bär von Bernburg, alt und braun,
Wach auf!
Dein Brummen wird die Welt erbaun,
Wach auf!
Was Fänge, Tatzen hat und Klau'n
Das ſoll dem Hahn die Federn krau'n,
Wacht auf, wacht auf, wacht auf!

Nun kräh' Du nur am Seineſtrand,
Wacht auf!
Hier ſteht ein Volk und hebt die Hand,
Wacht auf!
Und hebt die Hand, zum Streit bemannt
Für Freiheit, Recht und Vaterland,
Wacht auf, wacht auf, wacht auf!

3.

Schwert und Schild.

Nun auf, mein Volk, vom Donauſtrand,
Bis zum Geſtad' des Rheins:
Nun rüſte Dich und halte Stand
Mein Deutſchland, werde Eins!
Bedroht iſt nun Dein eig'ner Heerd,
Dein Haus und Dein Gefild —
Heb' hoch Dich, Preußen, Deutſchlands Schwert,
Hoch Oeſtreich, Deutſchlands Schild!

Ob Frankreich auch und Welſchland droht —
Auch wir ſind groß und ſtark;
Blüh' auf, Du deutſches Morgenroth!
Fühl' Dich, Du Heldenmark!
Ein Gott — ein Volk — und ſo bewehrt
Steh'n wir hier feſt gewillt:
Heb' hoch Dich, Preußen, Deutſchlands Schwert,
Hoch Oeſtreich, Deutſchlands Schild!

Mit uns das ſtolze Britenreich,
Mit uns das Volk, ſo hehr;
Zu Lande wir mit Hieb und Streich,
Auf Schiffen ſie zu Meer.
Zu Land und Meer — und vorwärts kehrt
Die Stirn, die zornig ſchwillt:
Heb' hoch Dich, Preußen, Deutſchlands Schwert,
Hoch Oeſtreich, Deutſchlands Schild!

Fliegt aus nun Adler in die Welt,
Fliegt aus bei Wetterſchein,
Und ruft es, daß das Echo gellt,
Von Donau bis zum Rhein:
Ihr wollt es, und wir ſind bewehrt!
Wir ſtehn — und wenn es gilt —
Heb' hoch Dich, Preußen, Deutſchlands Schwert,
Hoch Oeſtreich, Deutſchlands Schild!

4.

Rhein und Donau.

Wolauf, ſo woll'n wir nun das Lied
Von Rhein und Donau ſingen;
Und hier und dort durch's Stromgebiet
Soll es zum Meere klingen.
Für Donau und für Rhein,
Stimmt deutſche Brüder ein!

Zur Rechten und zur Linken
Woll'n frei wir an ihm trinken!
Zur Linken und zur Rechten
Woll'n frei wir an ihm fechten!
Links und rechts und hier und dort:
Deutſchland ſei das Loſungswort!

So ſchall' es denn durch's deutſche Land
Bis fern zum Oeſterreiche:
Ein Herz, Ein Schwert und Eine Hand
Unſer Schickſal iſt das gleiche.
Für Donau und für Rhein,
Stimmt deutſche Brüder ein!
Vom Anfang bis zum Ende
Fort, Franzmann, Deine Hände!
Von Mündung bis zur Quelle,
Soll frei ſein jede Welle.
Von der Mündung bis zum Port:
Deutſchland ſei das Loſungswort!

Nun mag ſich nur vom Alpenkamm
Die Schneelawine wälzen:
Es wird des deutſchen Volkes Flamm'
Sie ſchon zu Waſſer ſchmelzen.
Für Donau und für Rhein,
Stimmt deutſche Brüder ein!
Wie werden da die Schollen
Den Strom hinunter rollen;
Und was wird das für Reben
Im neuen Lenze geben!
Rhein und Donau — allerort:
Deutſchland ſei das Loſungswort!

5.

Was uns Noth thut!

Noch irrt auf dunklen Bahnen
Das Schicksal dieser Zeit —
Indes macht Eure Fahnen
Zum neuen Flug bereit!
Noch sitzen sie und schaffen
Und brau'n geheimen Trank —
Indes putzt Eure Waffen,
Und macht die Säbel blank!

Ob's Ernst ist, ob sie scherzen
Wer gibt Bescheid und Rath?
Indes prüft Eure Herzen,
Und macht sie fest zur That.
Prüft Eurer Seelen Stärke,
Prüft Eures Glaubens Muth,
Und fragt Euch, was zum Werke
Der Zukunft Noth Euch thut!

Es ist kein eitel Spielen
Mit wildem Kriegsgeschick:
Zu hohen, heil'gen Zielen
Hebt sich empor der Blick.
Da steht's auf dunkler Wolke
In rothem Wetterschein:
„Gott mit dem deutschen Volke,
Weiß es ein Volk zu sein!"

Indeſſen noch die Looſe
Daliegen, unberührt,
Und heimlich der Franzoſe
Die dunkle Flamme ſchürt:
Reicht Euch die Hand zum Bunde
Und ſprecht es aus beſtimmt,
Daß in der zwölften Stunde
Die Welt es noch vernimmt:

Wir ſteh'n hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine Liſt zertrennen
Und löſen ſoll kein Feind!
Wir ſteh'n nicht, weil wir dürſten
Nach eitlem Siegesruhm:
Wir ſteh'n mit unſ'ren Fürſten
Für Deutſchland's Heiligthum!

Als Wächter und als Hüter
Steh'n wir auf dieſem Platz,
Für unſ're beſten Güter,
Für unſ'ren beſten Schatz.
Freiwillig nicht — — getrieben
Steh'n wir mit nacktem Schwert:
Für Alles, was wir lieben,
Für Alles, was uns werth!

— Noch iſt kein Wort geſprochen,
Noch ſteckt der Schuß im Lauf,
Noch iſt kein Pact gebrochen . . . .
Doch kommt der Tag — dann auf!
Dann mag die Trommel rollen
Zu Leben oder Tod:
Wir wiſſen, was wir ſollen,
Und wollen, was uns Noth!

6.

Wir ſind bereit!

Wir ſind bereit — nun mag der Würfel fallen
Zum Frieden oder Streit —
Mag nun die Fahne weh'n, die Trommel ſchallen —
Wir ſind bereit!
Wir ſind bereit, das Vaterland zu ſchützen,
Wir ſind bereit in Kampf und Tod zu gehn,
Wir ſind bereit, als deutſcher Freiheit Stützen
Um Deutſchland's Banner, Mann für Mann, zu ſtehn!

Wir ſind bereit, — o laßt es laut uns ſagen
So lang zum Wort noch Zeit:
Für Deutſchland Alles, Gut und Blut, zu wagen,
Sind wir bereit!
Wir ſind bereit, und gält' es jede Hufe
Des deutſchen Lands zu weih'n mit blut'gem Naß,
Wir ſind bereit beim erſten Schlachtenrufe
Mit unſ'rer Liebe wie mit unſ'rem Haß.

Wir ſind bereit, — und jede Seele lodert
Von heil'ger Gluth geweiht;
Zu jedem Opfer, das die Ehre fordert,
Sind wir bereit.
Wir ſind bereit — ob hier im Eichenhaine,
Ob dort im Lorbeerwald der Köcher klirrt;
Ob am Ticino, oder ob am Rheine
Die Schlacht um's Vaterland geſchlagen wird!

Wir ſind bereit, — und ſo von dieſem Tage
Erſchall' es nah' und weit
Als deutſche Antwort auf die welſche Frage:
Wir ſind bereit!
Wir ſind bereit mit dreißig Millionen,
Wir ſind bereit an Donau und am Rhein,
Wir ſind bereit in Hütten und auf Thronen,
Im Frieden und im Kriege deutſch zu ſein!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hofbuchdruckerei der Gebr. Jänecke.

Dornröschen.

Dornröschen.

Von

Julius v. Rodenberg.

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1852.

187 g. 5.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Glauben liegt, der Mut gewinnt' —

Jakob Grimm

in

Liebe und Verehrung

zugeeignet.

Dem Manne, dem vor Allen
Der Wald der Sage rauſcht,
Der in den hohen Hallen
Wo deutſche Helden wallen
Der Vorzeit Lieder hat belauſcht:

Will ich von diesem Tage
In Treuen dienstbar sein;
Dem Held der deutschen Sage,
Des Zeichen ich nun trage,
Laßt mich dieß Lied in Demuth weihn.

An einem niedren Hagen
Dornröschen einsam stand —
Ich habs in Lieb getragen, . . .
Wie darf ich denn nun wagen
Zu legen es in seine Hand? —

Vielleicht wenn Er mit Milde
In diese Blätter sieht,
Daß dann das Röslein wilde
Zu einem Glanzgebilde
In seinen Händen frisch erblüht.

Doch ſiehts aus ſeiner Tiefe
Dich voller Sehnſucht an,
Als obs verlangend riefe . . .
Als ob da drinnen ſchliefe
Was noch Geſtaltung nicht gewann:

So ſprich: es iſt ein Grüßen
Das aus dem ſchönen Land,
Wo Rhein und Neckar fließen
Mit Urlaub ſeiner Süßen
Ein deutſcher Knabe hat geſandt.

Juni 1830

Praeludium.

An J. M.

Auf meinem lieben Berge heb ich zu ſingen an.
Tief unten grünen Felder, Garten und Wieſenplan;
Und hinter mir im Walde der Vöglein muntrer Sang —
O Frühling, ſchöner Frühling wie weckſt du in mir ſüßen
Klang!

Am Rande des Gehölzes, in einem Blumenhagen
Will ich im Schatten ruhen in diesen schönen Tagen.
Der wüste Lerm muß schweigen, die Welt ligt mir so weit,
Und ich darf ruhig steigen in die vergangne, schöne Zeit.

Zu Berge und zu Tale, durch grüne Waldesnacht,
Zu Burgen und zu Schlößern, aufstrebend in Stolz und Pracht;
Zu Rittern und Ritterfräulein, zu Riesen und zu Feen —
Die Wunder der alten Zeiten die darf ich hören und auch sehn

Durchs deutsche Land hinfahren, das darf ich frank und frei,
Darf streiten in Ehrenschlachten, auf frölichem Turnei.
Ich darf auf meinem Streithengst mit Speer und Schildragen — —
Die Frauen auf dem hohen Balkon die Augen niederschlagen.

O schöne Zeit voll Minne, voll Glauben und voll Treu,
Erfulle meine Sinne, erstehe in mir aufs Neu!
In Dich will ich flüchten mein Sehnen und Lieben all,
In Waldern, alten, dichten singe die junge Nachtigall.

Wolan! ich ſteige nieder. — Doch laß mir Deine Hand —
Die Liebe ſoll mich führen durchs teure ſchöne Land.
O Mädchen, Deine Milde, Deine Anmut ohne Gleich,
Die paßen ſo natürlich in meines Liedes Zauberreich!

O neige Dich mir freundlich zu dieſer und jeder Friſt;
Du weißt ja, daß mein Leben nur Leben in Dir iſt.
Nah warſt Du mir auf dunkeln, ſeis auch auf hellen Wegen;
Und was ich Goldes finde will ich vor Deine Füße legen!

6. Juni 1849.

Nodegast.

Die alten Sänger sagen von schönen Zeiten viel,
Von Arbeit und Gefahren, von süßer Minne Spiel;
Von wonniglichen Frauen, von Königen und Helden
Was jüngst ich habe vernommen, das will ich Euch nun melden.

In einem kühlen Walde vor Zeiten stand ein Schloß
An dessen Mauern einsam der Rhein vorüberfloß.
Mit Zinnen und mit Türmen ragts in die Wolken hinein,
Es mochte unter der Sonne wol Schöneres nicht sein.

Und rings um das Gemäuer der hohe grüne Wald
Mit seinen tausend Blüten und Liedern mannichfalt;
Und in den dichten Büschen des Wildes Edelgeschlecht —
Die Wohnung war wol eben für einen Helden recht.

In dieſer Veſte wohnte ein hochgemuter Gaſt.
Ein mächtiger König. Das war Herr Rodegaſt.
Man hatte in allen Landen gehört von dieſem Mann,
Wie er in jungen Tagen hoher Ehren viel gewann.

Wie er auf Abenteuer hinausfuhr in das Land,
Mit Rieſen und wilden Tieren manch ſchweren Strauß beſtand.
In einem leichten Rüſtzeug von Eiſen gieng er einher,
Armringe von Golde trug er und einen mächtigen Ger.

Einmal, als er im Walde ausruhte unter dem Baum,
Da träumte dem Helden, dem guten dieſer Traum:
Eine goldne Blume blühte in Jammer und in Trauer
In einem düſtern Garten, wol hinter Graben und Mauer.

Sie ſehnte ſich nach dem Himmel, doch durch das finſtre Dach
Schien weder Mond noch Sonne, die Nacht nicht und nicht der Tag.
Sie ſehnt' ſich nach kühler Tröſtung, doch wie auch Regen fiel,
Es floß kein einzig Tröpflein an dieſen einſamen Stiel.

Und als er nun erwachte, da rief Herr Rodegaſt:
Bis ich das Blümlein gefunden, will ich nicht haben Raſt.
Durch Mauern und durch Trauern, zum goldnen Blümlein hinan,
Macht mir ein guter Degen, ein guter Arm wol Bahn.

Da ſchritt er rüſtig weiter, hin durch den dichten Wald.
Es kam ihm aus dem Grünen ein Zwerg entgegen bald.
„Zwerg, ſage mir die Wahrheit, Du mußt mir Rede ſtehn,
Wo ich das goldne Blümlein hinter der Mauer kann ſehn?“

„Ein goldnes Blümlein hinter der Mauer weiß ich nicht.“
Der Zwerg in trübem Mute da zu dem Recken ſpricht.
„Doch eine Königstochter, die in des Rieſen Gewalt
Samt ihrem Schatz muß ſchmachten, die weiß ich in dieſem Wald.

Ein Weib mit goldnen Haaren, mit Augen groß und blau:
Sigenot, der Rieſe, begehrte ſie zur Frau.
Daß ſie ihn ausgeſchlagen, des iſt ihr Leiden groß,
Es hält ſie nun der Rieſe verzaubert auf ſeinem Schloß.

Drei Gräben und drei Mauern rings um die Burg, ein Tor
In jeder und als Hüter ein wildes Tier davor;
Die brachten manchem Helden ſchon einen frühen Tod:
Ein Bär, ein Ur, ein Einhorn, zuletzt der grimme Sigenot.

Und in der ſtillen Kammer, auf einen Tiſch gebückt,
Da weint die ſchönſte Jungfrau, die je ein Aug entzückt.
Wenn ſie ein Held berühret mit ſeines Speeres Knauf,
Dann hören ihre Tränen zu fließen plötzlich auf.

Der Zauber iſt verſchwunden, gehoben iſt der Schatz.
Den Zauberei gebunden an dieſen einſamen Platz.
Der Königin Geſinde, die Zwergin und der Zwerg.
Das gebt frei und entzaubert hervor aus dem holen Berg.

Wolauf denn, tapfrer Degen, wenn Ihr es wagen wollt,
Gott und die guten Geiſter zuſammen ſein Euch hold!
Ich weiſe Euch die Wege bis an das erſte Tor,
Und ſo Euch Gott geleitet, kommt Ihr geſund hervor."

„So zeige mir die Wege," Herr Rodegaſt gebot,
„Den Kampf will ich beſtehen mit Tieren und Eigenot."
Sie giengen durch die Bäume und durch das grüne Gras,
Bis ſie zum Schloße kamen, wol weiten Wegs fürbaß.

Er gab bis an den Graben dem Recken das Geleit,
Dann hieß er wol ihn leben und ſprang behend abſeit.
Herr Rodegaſt ſchritt über die Brücke an das Tor;
Es lag ein wilder Bäre, gewaltig und groß davor.

Mit einem harten Sprunge der Bär ihn rannte an.
Herr Rodegaſt der kühne nicht lange ſich beſann;
Er packt ihn an die Pranken und drückt ihn an das Tor
So lange, bis das wilde Untier den Atem gar verlor.

Dann rannt er mit dem Gere so in die Weichen ihm,
Daß aus der Wunde verschoß das Blut mit Ungestüm;
Und also aus dem Tiere hervorquoll rotes Blut,
Daß rot sich mälig färbte des Grabens dunkele Flut.

Und als der kühne Degen vom Bär sich losgemacht,
Aufsprang das Tor mit Dröhnen, daß rings die Mauer kracht'.
Als er hindurch geschritten, stand er am zweiten Tor,
Es lag mit zweien Hörnern ein grimmer Ur davor.

Als ihn der Ur erschaute, da brüllt' er mächtig laut,
Daß es dem werten Degen fast in der Seele graut.
Er holte mit Wucht und Stärke zum ersten Wurfe aus,
Als aus dem Tore setzte das grimme Untier heraus.

So wol hatt' er geworfen, daß fest dem wütigen Ur
Durch Hals hindurch und Nacken der Ger des Helden fuhr.
Nun sprang der Ur noch wilder, im Nacken mit dem Ger:
Da setzte mit den Armen Herr Rodegast sich zur Wehr.

So rang er mit dem Tiere, er riß den Speer heraus
Aus breiter Wund' dem Stiere. Das war ein schwerer Strauß.
Den Sieg wollt' ihm am Ende der Himmel noch gefügen:
Da mußte Rodegasten das wilde Untier unterliegen.

Das rote Blut des Stieres aus großen Wunden floß,
Als sich mit dumpfem Dröhnen das zweite Tor erschloß.
Als er hindurch geschritten, stand er am dritten Tor,
Es lag ein ungefüges und starkes Einhorn davor.

„Mit einem solchen Tiere bestand ich noch nimmer den Strauß,"
So rief der kühne Recke in frohem Mute aus.
„Glückauf zum neuen Streiten! mir ist das Herz so warm,
Nun kann ich doch ersehen, wie stark mein junger Arm."

Aus seiner langen Ruhe das Einhorn war erwacht;
Den Speer ihm da entgegen warf Rodegast mit Macht,
Doch an dem Horn des Tieres das Eisen zerschrot und borst,
Daß von dem lauten Krachen rings widerhallte der Forst.

Das Tier gesenkten Hauptes sprang aus zum grimmen Satz,
Da mußte sich eilig schwingen der Held von seinem Platz.
Das wilde Einhorn aber in ungefügem Zorn
Hineinfuhr in die Mauer mit seinem langen Horn.

Herrn Rodegasten konnte wol Lieberes nicht sein.
Mit seines Speeres Splitter drang auf das Tier er ein.
Mit seinem kurzen Eisen schlug er es wund und krank,
Daß bald ein rascher Blutstrom aus seinem Haupte sprang.

So unterlag das Einhorn Herrn Rodegastens Mut.
Das war ein tapfrer Degen, kühn und hochgemut.
Wie er gewann die schöne Prinzessin Rosamunde,
Die Sigenot verzaubert, des sollt ihr nun hören Kunde.

Als er das Horn bezwungen, da war seine Freude groß.
Das dritte Tor mit Dröhnen dem Helden sich erschloß.
Als er hindurchgeschritten, stand er an Schloßes Tor,
Es stund der grimme Riese Sigenot davor.

Ein ungefüger Recke, wol fünfzehn Klafter lang,
Ein Bart, lang, grau und zottig gieng ihm von Kinn und Wang.
Geschürzt um seine Hüften hieng ihm ein schwarzes Fell,
So ragte in die Lüfte der fürchterliche Gesell.

Als Rodegast er schaute, da lachte er laut und voll,
Daß ringsum von den Mauern ein starker Widerhall scholl.
Er fieng ihn an zu schelten in seinem Uebermut.
Das mußte hernach entgelten der Riese mit seinem Blut.

„Solch tapfren Helden nimmer noch meine Augen sahn,
Bewehrt mit einer Nadel oder gar einem Span.
Willst Büblein Du zum Jagen auf Mücken und Käfer gehn,
So wirst Du manches Wagnis zu hohem Ruhm bestehn."

So rief der Riese höhnisch. Den kühnen Rodegast
Ob dieser Worte hatte ein harter Grimm gefaßt.
Mit seinem Lanzensplitter so wütend sprang er hervor,
Daß Sigenot zum Scherzen gar alle Lust verlor.

Zur Wehre setzen mußte er sich dem kleinen Mann —
Hei, was der jenen Tages für hohen Preis gewann!
Er rannte auf den Riesen recht wie ein wilder Ur,
Des kühnen Mannes Stärke der Riese da erfuhr.

Sie fiengen an zu ringen, und rangen eine Zeit:
Der Degen mit dem Riesen. Das war ein schwerer Streit.
Da ward der Beiden Stärke und große Kühnheit kund;
Von ihren Kämpfen unten erdröhnte der ganze Grund.

Sigenot der arge rief da: „Mir wird so heiß!
Wir wollen anders streiten um des Sieges Preis.
Es blüht am Rand des Grabens tief unten ein Blümelein.
So Du mirs holen könntest, Du solltest hier Sieger sein.

Ich bin zu ungefüge, zum Steigen auch zu alt,
Du aber könntest brechen das rote Blümlein bald." —
Als Rodegast sich bückte, auf Arglist Jener sann.
Er griff nach seiner Stange. Wie wurmte das den kühnen Mann!

Zu Boden zornig griff er nach einem Felſenſtein,
Auf Sigenot den Rieſen warf er ihn ſchmetternd ein.
„Das ich für Dich gefunden, hier iſt das Blümlein rot.
Und wie iſt es geheißen? — Man nennt es: Blümlein Tod!“

So wol hat er getroffen da ſeines Wurfes Ziel,
Daß Sigenot der arge blutig zu Boden fiel.
Und wie er fiel, da ſprangen die Pforten auf mit Schalle,
Und Rodegaſt der ſtarke trat in die reiche Halle.

Er gieng in eine Kammer. Auf einen Tiſch gebückt
Die ſchönſte Jungfrau weinte, die je ein Aug entzückt.
Von ſeinem Speere war ihm geblieben nur der Knauf;
Und als er ſie berührte, da hörten ihre Tränen auf.

Der Zauber war geſchwunden, gehoben auch der Schatz,
Den Zauberei gebunden an dieſen einſamen Platz.
Der Königin Geſinde, die Zwergin und der Zwerg,
Das gieng frei und entzaubert hervor aus dem holen Berg.

Die Hochzeit ward gefeiert in Freude und in Lieb,
Und Rodegaſt der kühne ein ſtolzer König blieb
In ihrem Reich. Nun hatte der Roſamunde Mann
Manch ſtrengen und berühmten Helden in ſeinem Bann:

Eckart, den vielgetreuen, den starken Rüdiger —
Wer schwang so scharf das Eisen, wer warf den Speer wie er? —
Reinhart der schnelle, Walter der zierliche Degen:
Die Helden mußten alle des Königs Dienste pflegen.

So saß im prächtgen Schloße das edle Königspaar
Und waltete des Rechtes im Reiche manches Jahr.
Zu ihrem Glücke fehlte nur Eines ganz allein.
Dieß Eine aber mußte das Beste grade sein.

Sie sprachen alle Tage: Ach, hätten wir ein Kind'
Es ist doch gar zu traurig, wie wir so einsam sind.
Sie sprachen alle Tage, doch Tag und Jahr vergieng,
Ohne daß ein süßes Kindlein die Königin empfieng.

Wie wurde da so traurig die schöne Königin.
Ueber ihre Wangen die Tränen floßen hin.
„Was hab ich denn verbrochen, daß ich so leiden soll
In Elend?" Also fragte die Herzenswunde kummervoll.

An einem frühen Morgen trat sie ins Holz hinein,
Allwo durchs Grün der Bäume hingieng der Sonnenschein
Und vieler frohen Vögel hellklingende Melodie.
Und als sie schritt durchs Grüne, ihr wurde so weh wie nie.

Sie ſetzte ſich zum Brunnen, tief in den kühlen Grund,
Wol an die breite Linde, die bei dem Ufer ſtund.
Und als ſie unter den Zweigen am grünen Waßer ſaß,
Da floßen ihre Tränen hernieder in das Gras.

Da kroch vom Uferraſen ein grüner Froſch heran.
Vor ihren Füßen alſo hub er zu reden an:
„Warum rinnt hier im Graſe der edle Tränentau?
Warum biſt Du ſo traurig, Du liebe, ſchöne Königsfrau?

Du biſt eine ſtolze Fraue, haſt eines Königs Minne . . .
Was kann Dir nun ſo mächtig betrüben Deine Sinne?
So traurig mußt Du ſchreiten nicht durch den frohen Hain.
Ein kranker Mut und Tränen die paßen nicht zum Sonnenſchein."

„Noch nimmer ſolchen Kummer je eine Frau gewann —
Als ich Vielarme," traurig die Königin begann.
„Wol hab ich Recken Minne, ein König iſt mein Mann,
Und mancher kühne Degen iſt in ſeinem Bann.

Jedoch zu unſrem Glücke das Allerbeſte fehlt,
Das iſts, was meine Seele immer, immer quält.
Wer iſt, der unſren Namen und unſren Ruhm erhält,
Wenn wir einſt ſind geſtorben, der nachgebornen Welt?

Die Warten werden fallen, das stolze Schloß vergehn,
Und durch die öden Hallen wird Sturm und Regen wehn,
Und über dem teuren Grunde wird wachsen Busch und Ast:
Verklingen wird die Kunde von Rosamund und Rodegast."

Da gab der Frosch ihr Antwort: „Königin, lieb und wert,
Laß ab von Deinem Kummer. Dein Wunsch soll Dir gewährt
Noch werden; und wenn neunmal der Mond hat seinen Schein
Gewechselt, sollst Du haben ein wunderschönes Töchterlein."

Da strahlten ihre Augen; ihre Brust war voll von Glück.
Das Herz sich freudig regte . . . da gieng sie ins Schloß zurück.
Und ihrem König brachte sie die Märe gut:
Da fieng er an zu lachen. Wie hob sich da sein Königsmut!

Da fieng er an zu spenden, Gaben reich und voll
All seinem Ingesinde, wie das ein Froher soll.
Alle seinen Mannen gab er Gold und Gestein . . .
So groß war seine Freude! Sie konnte nicht größer sein.

Ein neues Leben blühte nun in dem stolzen Schloß
Und statt der warmen Tränen der kühle Wein nun floß.
Wo sonst die Seufzer hallten, da scholl jetzt andrer Klang:
Hoher Helden Reden und wonniglicher Frauen Sang.

Der Hof, sonst wüst und öde, klang nun von Ritterspiel;
Die Lanzen werfen sah man kühne Helden viel.
So mag der Himmel wenden der Erde Not und Pein:
Die bange Nacht muß enden beim roten Morgenschein.

So ward es Herbst und Winter, und wieder Frühling dann,
Ein neues Grün sich über Wald, Berg und Wiese spann.
Die Lerchen stiegen wieder, es wohnte neuer Schall
Wol in den grünen Gebirgen und Wäldern allüberall.

O schöne Zeit des Frühlings, wo Blatt und Knospe sprießt,
Und durch das lichte Grünen manch lautrer Brunnen fließt! —
Und als der Mond nun neunmal gewechselt seinen Schein:
Da hatte Frau Rosamunde ein wunderschönes Töchterlein.

Das Kind war ohne Maßen lieblich anzusehn —
Auch sollten viele Wunder noch seinethalb geschehn,
Da es in künftgen Tagen zu einer Jungfrau hold
War herangewachsen — wie Ihr noch weiter hören sollt.

Man nannte Rosalinde das edle Königskind,
Wie eine Rosenknospe so schön war es und lind.
Und weil des Königs Freude war so unmaßen groß,
Ein reiches Fest zu geben der stolze Degen da beschloß.

Mit seinen Helden riet er, wie es wol möchte geschehn
Daß man in seinen Ehren ihn könnte am Besten sehn?
Und was er zu Liebe täte den Gästen, die da kämen,
Daß sie der Hofreise sich brauchten nicht zu grämen?

„Mit lieben Freunden halten sollt Ihr ein Hofgelag."
Gkart der vielgetreue, des Königs Truchseß sprach.
„Besenden Eure Freunde mögt Ihr, wie das sich paßt,
So können wir empfangen wol manchen herrlichen Gast.

Mit treuer Liebe sollt Ihr der lieben Gäste pflegen,
So werden wir gewinnen zum Freunde manchen Degen.
Der Freunde Lieb ist stärker als aller Feinde Haß:
Das sollet Ihr bedenken. Mit Treuen rat ich Euch das."

Rüdiger der starke, der Marschall, da begann:
„Ich heiße froh willkommen Beides, Herrn und Mann;
Doch hättet Ihr der Freuden und Wonnen noch so viel:
Eins dürft Ihr nicht vergessen: das edele Ritterspiel.

In grünen Waldes Schatten laßet Schranken baun,
Dort werde im kühnen Rennen mancher Rand verhaun.
Denn nur wo Lanzen splittern, wo Schwertesfunken sprühn:
Das Herz des guten Ritters in Wahrheit sich mag erfreun."

Des Königs Schenke Walter, der zierliche Held,
Sprach da: „Habt Ihr nun Alles was auf dieser Welt
Mag einen Ritter freuen? Wie ist es nur geschehn,
Daß Ihr das Allerbeste habt gerade übersehn?

Das Blümlein auf der Haide sehnt sich nach frischem Tau,
Es schwebt das muntre Vöglein im weiten himmlischen Blau,
Den Tau des Männerherzens schöne Augen spenden,
Und in den Himmel erhebt es ein Druck von rosigen Händen.

Des wahren Ritters Freude sind die Frauen hochgemut.
Die können Helden erhöhen das Herz und auch den Mut.
Drum laßet auch die Frauen hinan zu Hofe gehn —
Das rat ich. Manchem Degen wird es zur Freude geschehn."

„Das mögt Ihr tun, Herr König, so werdet Ihr bekannt,
Und Jeder wird Euch nennen in noch so fernem Land."
So sprach Reinhart, der Kämmerer. „Degen, kühn im Streit,
Die sind dann Eures Dienstes immerdar bereit."

Nun ließ der König schmücken den herrlichen Palast,
Herbergen hieß er bauen für manchen lieben Gast.
Des Königs Mannen fleißig giengen aus und ein,
Daß Alles von den Knechten wol möchte bereitet sein.

Die guten Rosse zieren ließ er mit großem Fleiß;
Gefertigt wurden Sättel und Zäume auf sein Geheiß.
So durft es nirgends fehlen an Schönheit und großer Pracht.
Jungfrauen saßen emsig bei Tag und auch bei der Nacht:

Die fertigten Reitgewänder, schön, herrlich und viel,
Die sollten edle Degen schmücken beim Ritterspiel.
Sie stickten sie mit Golde, und manchen Edelstein,
Grünen oder roten, sie legten ins Gewand hinein.

An einer Sonnenwende sollten sein die Feste.
Da waren edle Hände beschäftigt die lieben Gäste
Mit Fleiße zu empfangen, wie das mit Recht geschah.
Manch hohen Fürsten reiten man da zu Hofe sah.

So währte dreier Tage der bunte Lerm und Schall
Bis daß zu Hof gekommen die lieben Gäste all.
Der König sprach: „Willkommen in Rodegastens Land.
Nun wünsche ich, es werde Euch hoher Wonne viel bekannt."

Wol Fürsten vierundzwanzig einritten in das Schloß,
Mit ihrem Gefolge und einem mächtigen Troß.
Der König hieß herbergen die lieben Gäste gut,
Daß ihnen aus der Reise erwüchse freudiger Mut.

Nun wohnten in des Landes weiten und großen Gauen,
Die über dem Rheine lagen, die dreizehn weiſen Frauen.
Die hatten Zauberkunde, Klugheit und auch Verſtand,
Und waren großer Kräfte. Die Zukunft war ihnen bekannt.

Da ſprach der edle König mit ſeiner Königin:
„Soll ich Boten ſenden zu den Frauen hin,
Daß ſie als liebe Gäſte auch zu Hofe kommen,
Und auf dem Schloße wohnen? — Es kann fürwahr uns frommen.

Die weiſen Frauen mächtig an großen Kräften ſind —
So werden ſie gewogen unſerem herzlieben Kind.
Vielliebe Frau laß uns mit Fleiß beraten nun,
Wie wir den weiſen Frauen Liebe und auch Ehre tun."

Da ſagte Frau Roſamunde: „Ihr ſprecht nach meinem Sinn.
Entſenden mögt ihr Boten zu den Frauen hin,
Daß ſie uns Liebe zeigen und auf dem Feſte ſind.
So werden ſie uns gewogen und unſrem herzlieben Kind.

Doch wie ich Euch das ſage, ſo fällt mir eben ein,
Daß goldner Teller zwölfe nur in dem Schatze ſein,
Auf denen man ſoll Speiſe den weiſen Frauen tragen.
Drum laßt Ihr Boten reiſen, ſo mögen ſie's nur zwölfen ſagen."

Da ließ der König reiten zwölf Boten in das Land,
Damit ſie ſeine Bitte den Frauen machten bekannt.
Sie fanden ſie im Walde. Wie frölich ſie fuhren bald
Auf lichtem Gewölk zu Hofe! — Doch eine blieb im dunklen Wald.

Es waren Gäſte gekommen von nah und auch von fern.
Es war, als wenn am Himmel aufgehet Stern um Stern;
Am blauen Himmel ſtralen die Sterne groß und klein,
Und zwiſchen allem Funkeln verklärender Mondenſchein.

Fürſten hochgewaltig, reich und wolerfahren;
Und Ritter preiſenswürdig, ſchön, in jungen Jahren.
Der Knechte dichte Menge war da am Hof zu ſchaun
Und zwiſchen alle dem Drängen die ſüßen, lieblichen Fraun.

Die zwölf weiſen Frauen, große, hehre Geſtalten;
Um ihre ſtolzen Leiber die Faltengewänder wallten.
So ſtehen in dem Felde die Lilien hoch und klar,
Und um ſie grünt und blühet frölich der Blumen Schar.

Doch wollt ich von dem Feſte Euch treu und wahr erzählen,
Und wollte von den Wonnen ich keine Euch verhehlen:
Ich glaube faſt, Euch würde dann weh und trüb ums Herz,
Daß ihr habt müßen fehlen bei ſo vielfrohem Scherz.

Die Sonne hoch am Himmel die ſchien noch eins ſo licht;
Sie hatte lang geſehen ſo heitres Leben nicht.
Die Vögelein in Lüften, die ſangen noch eins ſo laut,
Da ihnen nun zuhörte ſo manche Fraue traut.

Der ſchattendunkle Schloßwald der war noch eins ſo grün,
Weil er nun ſehen konnte das Spielen der Ritter kühn.
Der Wind des kühlen Abends gieng noch einmal ſo lau,
Weil er die Wangen küßen durfte ſo mancher ſchönen Frau.

Des reichen Königs Kämmrer ſtand nun mit vollen Händen;
Der mußte den lieben Gäſten aus dem Schatze ſpenden. —
Gewänder, reiche Zeuge, Edelſtein und Gold.
Er gab in Jedes Hände was er nur haben wollt.

Von ſolcher großen Milde in alle dieſen Tagen
Und ſolchen Gaben habt Ihr gehört wol nimmer ſagen.
Wer arm gekommen wäre aus fernen Landen her,
Der mußte an dem Hofe jetzt gehen mit Gaben ſchwer.

Den Rittern durfte fehlen es nicht an Ritterſpeiſen;
Die Becher edlen Weines mußten immer kreißen.
In den Küchen liefen die Knechte ab und zu,
Die Küfer in dem Keller die hatten auch nicht viel Ruh.

An einem Sonnenmorgen, als das Fest begann,
Da schmückte sich zu dem Tage mancher herrliche Mann;
Und in der Kammer zierte sich manche liebliche Frau,
Mit stattlichen Gewändern, weiß, rot, grün oder blau.

Sie führten lichte Kleider von Seiden und von Sammt,
Von manchem sonnenhellen Edelsteine durchflammt.
Schmuck von allrotem Golde eine Jede an sich trug;
Der funkelte in der Sonne des Morgens prächtig genug.

In ihren Haaren trugen sie einen Blumenkranz. —
War all die Pracht nur eigner Schönheit Widerglanz?
Und leuchtete nur darum so mancher Edelstein,
Daß man begriff', um wieviel noch schöner ihre Augen sein?

Den Herren und den Rittern das Herz fast klopfte laut,
Da sie so manches Mägdlein erschauten, süß und traut.
Sie alle dachten: „Möchte die oder die mich sehn,
Die dort so lieblich schreitet, mir könnte Lieberes nicht geschehn!"

Oder wenn die Andre mir reichte ihre Hand . . . . !"
Ob sie noch mehr gedachten, das ist mir nicht bekannt.
Wer will es ihnen verargen, daß sie so herzlich froh
Der Frauen wegen waren? Wir sind ja eben so!

Und wieder nach den Rittern ſah freudig manche Maid.
Die edlen Herren trugen Schwerter, lang und breit.
Und eine lichte Brünne, darin die Sonne flammt'.
Stolz und in großen Ehren, ſo giengen ſie alleſammt.

Ein großer, guter Schildrand an ihren Armen hieng,
Von dem ein helles Scheinen allroten Goldes gieng.
Unter dem Panzer trugen ſie ſeidenes Gewand,
Ein glänzender, feſter Handſchuh ſaß ihnen an der Heldenhand.

Es war ein klarer Morgen, die Sonne ſchimmerte glüh;
Da zogen ſie zum Münſter, wol durch die tauige Früh. —
Es dehnt ſich über der Erde das blaue Himmelszelt —
Der Himmelsfrieden lige auch über dem Kampf der Welt.

Vierundzwanzig Banner waren im Zug entrollt,
Schwarz, rot und blau das eine, das andre weiß-rot-gold;
Das gehörte dem König von der Santenburg.
Gekannt war dieſer Degen das ganze Land hindurch.

Doch wolltet ihr die Banner und Fähnlein alle kennen,
Und ſollt ich Euch die Herren und Mannen alle nennen:
Ich würde gar nicht fertig; das wäre nicht wolgetan,
Drum fang ich ſie zu nennen viel lieber gar nicht an.

Nur ſo viel muß ich ſagen, daß wol fünftauſend Degen
In großen Reihen zogen auf den Kirchenwegen.
Das waren lauter Ritter, kräftig, ſtolz und gut;
Reich an großer Schönheit und reich an Heldenmut.

Im kühlen Münſter kniete im frommen Mut die Schar,
Von oben, durch die Blätter, ſchaute der Himmel klar;
Es beteten im Walde die Blätter leiſe mit,
Des Himmels ſtille Weihe wie Sonnenſchein durch ſie glitt.

Die hochgemuten Ritter, die noch gebeugt ſich nie,
Nun ſenkten ſie die Häubter, nun beugten ſie das Knie.
Die minniglichen Frauen inbrünſtig ſahn empor.
In ewigen Gefühlen manch ſüßes Herz ſich da verlor.

So läßt es ſchön ſich beten! Geſang und Orgelſchall,
Und aus dem grünen Walde ein friſcher Widerhall!
So muß der Geiſt ſich fühlen hoch, kräftig, endlos frei,
So wißen, was das Leben und ahnen, was die Zukunft ſei.

Als nun der Dienſt beendet und der Geſang verhallt,
Da kamen aus dem Münſter die Herrlichen gewallt.
Nun gieng ein heitres Leben, Turnier und Rennen an —
Hei, was da mancher Degen ſich Frauendank gewann!

Mit goldgerandeten Schilden, mit Schwertern und goldenen Sporen,
Hoch zu Roſſe ſah man die Helden auserkoren.
Golddurchwirkte Decken zierten der Pferde Bug.
Man ſah von Helden reiten da in die Schranken genug.

Lautes Roſſegewieher und eherner Waffen Klang
Da aus dem dichten Haufen der harrenden Ritter drang.
Die Roſſe ungeduldig ſcharrten den gelben Sand.
Die eſchenen Lanzen wogen die Ritter in der Hand.

In ſeidenen Gezelten ſaßen die ſchönen Fraun,
Die wollten das Tjoſtieren der lieben Helden ſchaun.
Sie ſahen über die Schranken, die rings gezogen waren,
Daß auf einander ritten darin die tapfren Ritterſcharen.

In einem reichen Zelte, den andern etwas fern,
Auf goldnen Stühlen ſaßen die wolerfahrnen Herrn.
Die ſagten, welcher Ritter am Beſten habe turniert,
Daß von der Schönſten werde mit dem Turnierdank er geziert.

Da hörte man aus den Schranken lauten Trompetenſchall,
Die Trumben und die Flöten, die gaben lauten Hall,
Dazwiſchen Harfenklänge. . . Da ſchwieg das wüſte Brauſen.
Nun ſah man Roſſe fliegen, Schilde werfen und Lanzen ſauſen.

Es sprengten auf einander die Ritter von beiden Wänden,
Manchen Stoß geschehen sah man von kühnen Händen.
Der ganze Grund erdröhnte von schwerer Hufe Gestampf.
Die Frauen sahen mutig und muterweckend in den Kampf.

Das ist ein schönes Kämpfen, wenn aus geliebten Augen
Der lermumrauschte Streiter darf Mut und Stärkung saugen,
Und wenn ein liebes Lächeln, wie Frühlingssonnenschein,
Bricht durch des Kampfes Wolken beseligend auf ihn ein.

Von gut geführten Streichen die Helme zitterten,
Und an den festen Schilden die Lanzen splitterten.
Die Büsche wehten prächtig; die langen Sporen klangen.
In hoher Lust den Frauen erglühten die süßen Wangen.

Von Helden wurde mutig da auf den Plan geritten,
Und mancher goldne Schildrand im Kampfe da verschnitten.
Doch wie ein Sattel wurde von seinem Kämpfer leer,
Schnell in die Schranken ritten neue Degen daher.

Von manchem Jubelrufen erscholl der weite Tann,
Wenn in den Kämpfen siegte so mancher prächtige Mann.
Doch wie auch herrlich reiten man stolze Degen sah:
Das herrlichste Streiten doch nunmehr erst geschah.

Herr Rüdiger der ſtarke ritt durch das Schrankenter.
In des Platzes Mitte trat er mit Stolz hervor.
Den Speer er hatte neben ſich in den Grund geſtellt:
So ſtand in hohem Mute der zornigliche Held.

In ſeinem goldnen Panzer brannte der Sonne Flut
Und ſtralte im Schilde wieder, als ſtünde in Feuersglut
Der Held. Von ſeiner Seite hieng ihm ein Waffen breit,
Er hatt es brauchen lernen in manchem harten Streit.

„Die Kämpfe, die wir ſahen, die ſind doch gar ein Wind;
Nun mögen die ſich weiſen, die wahre Helden ſind.
Wer wagt es, liebe Freunde, mit mir im Kampf zu ſtehn?
Der möge in die Schranken und hierher zu mir gehn.

Ein heldenmütig Streiten, wie es noch nicht geſchehn,
Das ſollen dann die Herren und ſchönen Frauen ſehn.
Darum in dieſe Schranken rufe ich den heraus,
Der mit des Königs Marſchall beſtehen mag den Strauß."

Kaum daß er ausgeſprochen, da ſprengte auf den Plan
Auch Einer aus der Menge der Ritter ſchon heran.
Recht herrlich auf dem Roſſe ſaß der kühne Degen;
Der konnte ſolchen Streites mit gutem Rechte pflegen.

Das war der Ritter Sigfried, des Santenburgers Sohn,
Einſt ſollt er ſelbſt ein König ſitzen auf mächtgem Thron.
Von ſeinem Helme wehten drei Federn, weiß-rot-gold,
Dem kühnen Recken waren die ſüßen Frauen alle hold.

Weich wie die Haideblume ſo war des Ritters Herz;
Sein Mut und ſeine Kräfte doch waren hart wie Erz.
Stolz in großen Ehren, mächtig, an Jahren jung:
So war des Ritters Leben ein rechter Adlerſonnenſchwung.

Auf ſeinem Schilde lehnte er da mit vieler Kraft,
Von beiden Seiten wurde geworfen mancher Schaft.
Auf Beider Helme klangen Streiche mächtig und voll,
Daß ringsum von dem Lermen der grüne Wald erſcholl.

Wie manche edle Fraue zu fürchten ſchon begann,
Da ſie ſo mächtig ſtreiten ſah dieſen jungen Mann!
Doch als aus ſeinem Sattel Herr Rüdiger ſank in den Sand,
Wie wehten da die Tücher von weißer Frauenhand!

Ein ſüßes Spiel von Harfen und Flöten da erſcholl,
Daß eine heitre Ruhe durch alle Herzen quoll.
Zu grüßen da begannen den Helden Frauen wert;
Wie wurde an jenem Tage der junge Ritter geehrt!

Die Richter aus den Zelten die traten vor den Herrn.
Da gieng ein Jubelrufen durch die Waldesfern,
Als der Sieger wurde den Schauenden genannt,
Der in seiner Schönheit so jung und hehr da stand.

Da nahte sich dem Helden ein zartes Jungfräulein,
Es lag auf ihren Wangen lieblicher Röte Schein;
Wie auf dem grünen Walde oft ein Erröten ligt,
Wenn über alle Wipfel der Sonnenschein hinfliegt.

Der tapfre Ritter neigte der holden Frau sich da.
Hei! wie so mancher Degen nach ihm da neidisch sah!
Wie er so viel der Ehre an jenem Tag gewann,
Als ihn da anzureden die Herrliche begann:

„Aus hellen, gelben Blumen, aus Rosen rot und weiß,
Ist Euch der Kranz gewunden zu des Sieges Preis:
Die Blumen Eurer Farbe, tiefen Sinnes voll;
Vielleicht, daß ich errate, was jede bedeuten soll.

Die weiße Rose, Ritter, ist Eures Strebens Ziel.
O glaubt mir, wer viel ringet, der erringt auch viel.
Der ist nicht wert des Sieges, dem vor dem Kämpfen graut,
Der ist nicht wert des Himmels, der nicht nach den Sternen schaut.

Die rote Rose sei Euch das klare, lautre Licht,
Das wie ein himmlisch Leuchten durch irdisch Dunkel bricht.
Der fromme, tiefe Glauben, der wie ein Schwert bezwingt,
Das reine, treue Lieben, das an das Ziel Euch bringt.

Und diese gelbe Blume sei Euch das Morgengold,
Das wenn die Nacht gesunken, am Himmel sich entrollt;
Und das mit mildem Lichte Nacht und Tag versöhnt,
Und einst des Siegers Stirne mit seinem Stralenglanze krönt."

Da reichte sie die Blumen dem edlen Ritter hin; —
Der sprach, sich edel neigend: „Vieledle Frau, wie bin
Ich Euch nun Dankes schuldig alle meine Jahr!
Wie soll ich meine Dienste dafür Euch bringen dar?

Ans ferne Ziel gerungen durch Ungemach und Not,
Und ist die Nacht bezwungen, aufblüht das Morgenrot. —
Ich dank Euch, schöne Fraue, Ihr traft den rechten Sinn,
Der Tat und des Gedankens sollt Ihr mir sein Vermittlerin."

Da schallten wieder Klänge durchs Grüne, sanft und hehr.
Es wurde der Turnierplatz da von den Kämpfern leer.
Die langen Scharen zogen zurück zum Schloß durchs Holz:
Die milden süßen Frauen, die Ritter kühn und stolz.

Nun war das Spiel zu Ende und hub das Schmausen an.
Da gieng zu den Tischen mancher waidliche Mann.
Die Ritter neben den Frauen saßen wolgemut;
Da trug man Ritterspeisen den Gästen lieb und gut.

In grünen Kelchen glänzte der goldne Wein vom Rhein,
Als wenn durch Blätter schimmert der Maiensonnenschein.
— — Hier die schönen Frauen . . . und hier der heilge Wein . . .
Und durch die Fenster schauten des Waldes Zweige herein!

Was Alles an den Tischen in Heiterkeit geschah,
Und was in jenen Tagen man Herrliches noch sah,
Das kann ich Euch nicht sagen. — Wer ist es, der ermißt
Wie reich der weite Himmel an goldnen Sternen ist?

Man weiß es nicht, man sieht nur den milden Sternenschein.
Man prüft ihn nicht. — Wozu auch? Man sieht und freut sich sein.
So mag wol auch ein Hauchen aus jenen Zeiten ziehn
Durch diesen Sangesfrieden — o glaubt an sie und ihn!

Das heitre Leben währte bei Spiel und bei Gesang
Bei Schmaus und bei Turnieren wol vierzehn Tage lang.
Wohin man schaute, sah man des reichen Königs Pracht,
Wohin man hörte, wurde gescherzt und froh gelacht.

Als nun der frohen Tage letzter zu Ende gieng,
Zur Abfahrt ſich zu rüſten ſchon mancher Gaſt anfieng:
Sprach Rodegaſt der König: „Ihr lieben Gäſte alle,
Verſammelt Euch noch einmal, das bitt ich, in der großen Halle.“

Da waren in der Halle der Helden viel zu ſchaun.
In herrlichen Gewändern ſah man die holden Fraun.
Harfen, Flöten und Trumben die tönten durch den Saal;
Da ward das Herz gehoben den lieben Gäſten allzumal.

Am Ende der großen Halle, an grünbekränzter Wand
Ein reicher Thron von Purpur und rotem Golde ſtand.
Drauf ſaß der reiche König mit ſeinem lieben Gemal.
Zu beiden Seiten ſtanden die Mannen ohne Zahl.

Zu ihrer Beider Füßen ſtand eine Wiege von Gold,
Darin lag Roſalinde, das Kindlein ſüß und hold.
Sie war wie eine Knospe, die in ſich ſelbſt noch ruht,
Bevor ins volle Leben ſie Sonne ruft und Taueſflut.

Sie war als wie ein Morgen, wo noch die Sterne ſtehn,
Und durch die dunklen Blätter kaum erſte Winde wehn.
Man ahnt im fernſten Oſten ſchon ſchwaches Morgenrot:
Einſt wird die Sonne kommen, und mit ihr Freud und Not.

Die Ritter und die Frauen, die ſtanden ſchweigend da,
In mancher Seele leiſe ein ſüßes Wunder geſchah,
Wenn von dem jungen Leben ſie auf das eigne ſahn;
Da wurden viele Wünſche für dieſes Kindlein getan.

Da kamen aus der Menge der Gäſte all geſchritten
Die zwölf weiſen Frauen, ernſt, mit ſtrengen Sitten.
Sie gingen leiſen Schrittes bis an des Trones Rand
Allwo auf ſammtnen Decken die goldne Wiege ſtand.

Sie neigten ſich und ſtellten im Kreis herum ſich rund.
Es wurde neue Märe durch ſie den Eltern kund.
Viel beſſer wärs, ſie hätten die Frauen nie geſehn,
Durch ſie ſollt ihnen Liebes, doch auch viel Leides geſchehn.

Die erſte legt' aufs Köpfchen des Kindes ihre Hand,
Und ſprach mit voller Stimme, den Blick empor gewandt:
„Ich weiß nicht wie das Leben ſich Dir noch wenden mag —
Doch ach! — es iſt k e i n Leben ein ſtiller Maientag.

Drum geb ich Dir die Ruhe, die, wenn Gewitter ſteigt
Dir durch die dunklen Wolken den blauen Himmel zeigt;
Die ſich als Friedenstaube vor Deinen Blicken ſchwingt,
Und aus dem Erdenſtaube ans ewige Ziel Dich bringt."

Die zweite ſprach: „Ich gebe der Unſchuld zarten Duft;
Der wehe um Dein Leben wie frühlingsſüße Luft.
Die Blume auf dem Felde blüht Gott und ſich zum Preis:
So blühe in der Stille als wie ein Röslein weiß.“

Drauf ſprach die dritte Fraue: „Ich gebe Dir den Geiſt,
Der zu dem heitren Lichte den Menſchen hebt zumeiſt.
Er iſt des Lebens Blüte, des Daſeins ſprudelnde Flut:
Ich wünſche Dir, Du werdeſt eine Fraue hochgemut.“

Die vierte: „Wenn auch längſt ſchon ſind Deine Haare grau,
Der Himmel Deiner Seele ſei ewig jung und blau.
Die Wolken hoch am Himmel, die bleiben nicht ſtille ſtehn,
Es ſollen Deine Gedanken hoch wie die Wolken ewig gehn.“

Die fünfte ſprach: „Ich gebe Dir irdſcher Anmut Glanz,
Um Deine lichte Stirne blühe der Schönheit Kranz.
Eine Sonne groß und golden tritt in der Erde Nacht,
Die Nebel ſollen fallen vor Deiner ſtralenden Pracht.“

Die ſechſte drauf: „Die draußen auf grünem Felde ſtehn,
Die Blumen müßen welken und in den Wind verwehn.
Ich ſage Dir ein Blümlein das ewig grünt und blüht,
Ich gebe Dir ein frommes, ein kindliches Gemüt.“

„Das Glück der Erde gebe ich Dir“ die siebente spricht;
„Doch suche Dus nicht draußen, Du findest es draußen nicht.
Doch suche es im Hause und finde es darin;
O was Du sein sollst, werde: — des Hauses Friedensweberin!“

Nun wurde ihr noch gegeben Macht und reiches Gut,
Das ja auf dieser Erde so viele Wunder tut.
Ein stolzer Recke sollte die süße Traute minnen,
Zu ihrem Trone sollte sie einen noch gewinnen.

Die elfte sprach: „Du hast nun, was man Dir wünschen soll;
Dein Leben ist nun aller hohen Ehren voll.
Darum wird auf der Erde Dein Name nie verklingen,
So lang noch Menschen wandeln, so lang noch Dichter singen.“

Da ward in dieser Halle neues Leben laut;
Das trübte manchem Ritter und mancher Fraue traut
Den Sinn, da durch die Menge hinschritt ein fremdes Weib.
Es fielen lange Gewänder um ihren stolzlichen Leib.

Schön war sie aber schrecklich und grausig anzusehn,
Um ihre Schultern sah man die braunen Locken wehn.
Wildherrlich, blitzesendend war ihrer Augen Paar:
So trat sie an die Wiege des schlummernden Kindes dar.

Sie ſprach mit lauter Stimme: „Ihr wißt nicht wer ich bin?
So meld ichs Euch, Herr König und Euch Frau Königin!
Man nennt mich Skuld, die wilde, — ich bin eine weiſe Frau
Und wohne überm Rheine, in Eures Reiches fernſtem Gau.

Zwar bin ich nicht geladen, — doch ſtieg ich nur im Flug
Aus meiner Wolke nieder, die mich vorüber trug.
Euch brachten meine Schweſtern in Wünſchen ihre Huld —
Darf ihren Groll nicht bringen als Fluch die wilde Skuld?

Sie haben ſich das Höchſte zu geben nicht beſtrebt,
Sie gaben nur den Efeu, der um den Baum ſich webt.
Der Efeu muß verwelken, ſobald der Baum vergeht —
Die Wünſche ſind vergebens, ſobald das Leben verweht.

. . . Wolan, es ſoll verwehen! verwehn auf mein Gebot.
Sie brachten Euch kein Leben, ſo bring ich Euch den Tod.
Für menſchliche Gefühle iſt Skuld, die wilde, blind:
Der Eltern Sünde ſühne das unſchuldsvolle Kind!

So weiß ſich Skuld zu rächen wenn ſie in Groll entglüht;
Sie muß die Blümlein brechen, wenn ſie noch kaum erblüht.
. . . Wenn ſeiner jungen Jahre fünfzehntes kaum entwich,
Soll dieſes Kindlein ſterben an einer Spindel Stich!"

Nun ſeht Ihr, wie ſich Freude in Leid verwandeln kann!
Ach, was da manche Fraue tief Herzeleid gewann!
Die Ritter alle griffen nach ihren Schwertern lang,
Bald hob ſich in der Halle von Waffen lauter Klang.

Da rannte aus dem Haufen der Ritter Sigfried hervor,
Er hielt ein breites Waffen in ſeiner Hand empor,
Und ſprang auf Skuld: — die lachte und grüßte mit der Hand
Die Königin, den König, die Gäſte — — und verſchwand.

Der ſüßen Frauen Augen da wurde manches naß;
Vergangner Tage Kurzweil man gänzlich da vergaß.
Des holden Kindes Eltern begannen da zu klagen
Ueber alle Maßen, wie wir hören ſagen.

Da trat heran zur Wiege die zwölfte aus der Schar
Der weiſen Frauen, die hier zum Feſt geladen war.
Sie ſprach: „Ein Ungewitter ſteigt an dem Himmel auf.
Wer hemmt der dunklen Wolken weltzerſtörenden Lauf?

Nicht gänzlich wenden kann ich der mächtgen Skulda Groll,
Doch ihren Ausſpruch mildern durch meinen kann ich wol.
So kann den Fluch ich lindern, der eben Euch betraf:
Ich kann dem Kinde geben ſtatt Todes einen tiefen Schlaf.

Wenn ſie die Spindel geſtochen, dann ſoll ſie ſchlummern ein,
Und ſoll in tiefem Schlafe ſo lang verzaubert ſein,
Bis daß ſie Ritter Siegfried aus ihren Träumen ſchreckt,
Dann ſei zu neuem Leben die ſchöne Maid erweckt.

Ihr ſchönes Seelenleben blühe im Traume fort,
Daß ihr von allen Blüten des Geiſtes keine dorrt:
Ihre Liebe, ihre Treue, ihr Herz und ihr Gemüt —
Sie blühe wie unter Dornen ein rotes Röslein blüht.

Euch iſt beſtimmt, Herr Siegfried, das ritterliche Loos.
Groß iſt des Kampfes Arbeit, doch auch der Lohn iſt groß:
Im Dienſt der guten Mächte die böſen zu bekämpfen,
Und um den Preis des Himmels die Erdenluſt zu dämpfen.

Nur Ihr könnt, junger Ritter, das ſchöne Kind befrein,
Doch ſag ich's Euch noch einmal, groß muß das Kämpfen ſein.
Ihr müßt mit manchem Recken wol harten Strauß beſtehn,
In manchen grauſen Schrecken, in manche Färnis gehn.

Jedoch mit dieſem Streiten iſt es noch nicht getan,
Dann hebt ein ſtärker Ringen, o Ritter, für Euch an.
Dann kämpft in Eurem Buſen, daß es vollendet werde,
Der Glauben mit dem Zweifel, der Himmel mit der Erde.

Geht Ihr aus dieſen Kämpfen hervor als Held und Mann —
O ſagt mir welcher Degen dann ſchönern Preis gewann?
. . . Der Zauber muß entweichen vor Deinem Siegerlauf,
Die Holde ohne Gleichen ſchlägt ihre blauen Augen auf!"

Da ſank auf ſeine Kniee Sigfried der Ritter wert.
In einer Hand erhoben hielt er ſein blankes Schwert;
Des ſchlummernden Kindes Händchen die andre faßte an —
So ſah vor allen Leuten man dieſen herrlichen Mann.

„So möge mich der Segen des himmliſchen Herrn begleiten.
Gib mir die Kraft, ich fühle in mir den Mut zum Streiten.
Verleih die ewge Krone mir zu der Zeiten Ruhm,
Zum Rittertum der Erde gib mir des Himmels Rittertum!

Befreiet ſollſt Du werden, Du Kindlein ſchön und gut,
Und wär es mir nur möglich durch meines Herzens Blut.
Befreiet ſollſt Du werden aus Deines Schickſals Schmerz,
Und müßte mir darüber auch brechen das treue Herz.

Es ſei! — wie eine Roſe einſt wirſt Du blühen empor,
Dann wird man Dir erzählen, was Ritter Sigfried ſchwor.
Dann fürchte nicht den Zauber, du liebe Traute mein,
Ein gutes Schwert und Treue ſoll Dich daraus befrein.

Der Himmel ruft zum Streite! — Wolan, ich bin bewehrt,
Hier iſt ein Herz voll Glauben und hier ein gutes Schwert.
Die Sonne ſteigt am Himmel, die dunklen Wolken bleichen,
Der Himmel ruft zum Streite, die Hölle muß entweichen!"

Hartmut.

Nun höret neue Märe von Hartmut, dem starken Held,
Der Hof mit seinen Mannen im Dänenlande hält.
Das war ein grimmer Degen, ein Recke ohne Gleich,
Er saß in seinem Schlosse gewaltig, mächtig und reich;

In Stürmen wolbewähret, in Kämpfen gut erprobt,
Gefürchtet und geehret, von manchem Mund gelobt,
Aber von finstrem Mute, von wildem, hartem Sinn:
Den Gewaltgen haßen, das brachte Niemandem Gewinn.

Er saß in seinen Ehren im reichgeschmückten Saal
Auf seinem Schlosse Wulpen, beim festlichen Rittermal.
Es saßen seine Mannen rings um die Tische her:
Ludwig, Hagen, Ortwein und andrer Helden mehr.

Die vollen Becher kreißten. Der König saß allein,
Und sah in tiefem Sinnen in seinen Pokal hinein.
Es schimmerte im Weine ein lichter Sonnenstral,
Der durch das Laub am Fenster sich in die Halle stahl.

„Wer singt mir nun zur Stunde, Ihr Herrn, den schönsten Sang?
Schenkt ein und singt, Ihr Herren, das Schweigen wird mir so lang
Singt mir ein Lied gewaltig, bezwingend, hell und voll,
Als wie der rauschende Waldbach, der aus dem Felsen quoll.

Singt mir ein Lied wie Merzsturm, der hinbraust durch die Nacht.
Warmrauschend, daß das harte Eis davon erkracht;
Daß es zu Frühling werde, als Tau in die Erde dringt;
Daß aus den Bäumen des Waldes Laubwerk und Knospe springt."

„Herr König, soll ich singen, — so hört das alte Lied,
Das wild und doch so heimlich wie Sturm und Waldbach zieht.
Wenn ich das Lied nur singe, dann klopft mir hoch die Brust,
Dann springt mirs in die Augen vor wilder Tränenluſt.

Ein Blümlein weiß ich blühen in grüner Waldesaue,
Die Blätter sind noch alle feucht vom Morgentaue,
Die Knospen halb geöffnet — so banger, frommer Pracht,
Als habe sie still getrunken den Mondschein in der Frühlingsnacht.

Sie blüht in grünem Dunkel. Wer weiß denn, daß ſie ſteht?
Keiner als der Nachtwind, der durch die Zweige weht:
Keiner als das Vöglein, das in den Aeſten träumt,
Keiner als das Waßer, das ferne vorüberſchäumt.

O ſelig, wer das Schöne an ſeinem Buſen hegt!
Die Aue muß ich preiſen, die ſolche Blume trägt.
O könnt ich mit Euch tauſchen Wind, Vögelein und Bach —
Zu dieſes Blümleins Lobe ſeid ihr ja immer wach! —

Das iſt die Königstochter, das Mägdlein rein und fein,
Rodegaſtens Tochter, auf Wormesburg am Rhein.
Sie ſitzt in ihren Träumen in tiefer Verborgenheit,
Schön über alle Maßen, dieſe ſo herrliche Maid.

Wer ſie nur ſieht, den faßt es gewaltig und doch ſo ſacht
Als ſähe durch grüne Wipfel er in die ſternige Nacht;
Und wieder auch, als ſchaut er ins Morgenrot hinein:
Sie iſt, als wie gewoben aus Hauch und Duft und Schein.

Ich muß die Augen ſchließen! — ſo ſteht ſie mir treu im Sinn,
So kniee ich voll Andacht vor ihre Füße hin.
In tiefem Frieden ruh ich, kein Seufzer mehr iſt wach . . . .
Da öffne ich die Augen, ich armer Ritteremann, ach! —

Soll ich ihr Lob denn ſingen und ſagen zu keiner Friſt?
O laſſet dem die Lieder, dem mehr erlaubt nicht iſt.
Der Wind, der über die Haide in ſeinen Träumen ſchweift,
Der ſingt zum Lobe der Blumen, die er im Fluge geſtreift.

O Luſt voll tiefer Wehmut ſich ihr in Lieb zu nahn!
O Glück voll bangen Schauers in Wonne ſie zu umfahn!
. . . Vögel, die ihr ſo ruhig wandert im Sonnenſchein:
So nehmt hinauf mein Grüßen mit an den grünen, grünen Rhein!"

„Das Lied hat mir gefallen, vieledler Sänger mein.
Die ſchöne Königstochter, die muß mein eigen ſein! —
Herr Volkêr laßt die Harfe und gürtet um das Schwert.
Ihr ſollt um die mir werben, die ſo mein Herze begehrt.

Hartmut der Dänenkönig, das mögt Ihr dorten ſagen,
Begehre ſie zur Herrin in alle ſeinen Tagen.
Auf ſeinem Trone ſitzen, an ſeinem Herzen ruhn,
Das ſoll vom grünen Rheine die Allerſchönſte tun.

Von nun in vierzehn Tagen ſollt Ihr am Rheine ſein.
Mein Herz ſteht nach dem ſchönen Königstöchterlein.
— Und ſollt ich ſie erkämpfen . . . ! mir folgen Mannen genung.
Ein Held bin ich geheißen, mein Schwert hat einen ſcharfen Schwung.

So zieht — fünfhundert Mannen die ſollen mit Euch gehn,
Man ſoll in guten Ehren Euch ſo recht herrlich ſehn.
In köſtlichen Gewändern, zu Roſſ — ſammt meinen Mannen
Sollt Ihr aus meinem Schloße noch heute ziehn von dannen."

„O wär ich nicht geboren! — Das ſchafft mir große Not;
Dieß Reiten muß mir bringen ein ſchlechtes Botenbrot.
— — Wolan, gebrochnen Herzens ins deutſche Land hinan:
Ihr habt alſo geſprochen — und ich bin Euer Mann!" —

Nun höret Märe ſagen, wie ſie von dannen ritten,
Die fünfhundert Recken, ſchön, in herrlichen Sitten.
Von Dänenland durch Sachſen und Heſſen an den Rhein,
Es mochten beßre Boten niemals geritten ſein.

Nach zweier Wochen Verlaufe ſie ſetzten am Rheine über,
Herrn Volkêr dem kühnen, dem konnte ſein nicht trüber.
„Gegrüßt ihr blauen Berge! Gegrüßt du grüner Fluß . . .
Nun weh mir armen Ritter, daß ich hier reiten muß!"

Durch grünes Gemälde hell ſchimmerte der Palaſt,
Drin ſaß in hohem Mute der König Rodegaſt.
Hoher Pfalzen und Türme ſah man zwanzig ſtehn,
Man konnte kühner Degen und reicher Knechte viele ſehn.

Fünfhundert guter Recken man herrlich reiten ſah.
Wer mögen ſein die Helden? Herr Rodegaſt fragte da.
Die Schilde ſitzen mächtig an dieſer Helden Hand,
Gut ſind ihre Roſſe, ſie tragen prächtiges Gewand. —

Mich dünkt, ich habe nimmer die Recken noch geſehn —
— Eine Sonn in rotem Felde — wie ſoll ich das verſtehn?
Sie müßen ſein gekommen aus einer weiten Ferne.
Doch ſind ſie hochgemutet. — Die Mär erführ ich gerne."

Da ſaß auch Einer zu Pferde, ſo ſchön man nur Einen fand:
Volkêr der kühne Spielmann, war dieſer Held genannt.
Ein Held bei Bogen und Saiten, bei Harfenſpiel und Geſang.
Ein Held in Stürmen und Streiten, bei Pfeilgetös und Schwerterklang.

Eckart, der vielgetreue, der ſprach: „Der Ritter gut
Der trägt, bei meiner Treue, wol hoch den Sinn und Mut.
Ich hab ihn wo geſehen, ſo dünkt mich, vor manchem Tag —
Mich wundert, was ſein Reiten hierher bedeuten mag.

Der König hieß herbergen zuſammen die Boten wert.
Volkêr der vielkühne ſtieg nieder von dem Pferd.
„Ihr lieben Freunde ſagt mir, wie es wol kann geſchehn
Daß ich in kurzer Weile vor Euerem König mag ſtehn?"

Der König ſandte Boten: es könn ihm nichts lieber ſein,
Als wenn die lieben Gäſte gleich kämen zu ihm herein.
Volkêr und ſeine Mannen die traten in den Saal;
Da ſaß der reiche König und ſeine Mannen zumal.

„Willkommen Ihr lieben Degen,“ der König ſprach da ſo,
„Euch zu empfangen bin ich von ganzem Herzen froh.
Zu ſtetem Dienſt bereit Euch bin ich und all mein Land — —
Nun aber laßt mich hören, wer Euch hierhergeſandt?“

„Im Norden herrſcht ein König, der heißet Herr Hartmut,
Das iſt ein kühner Degen, tapfer und auch gut.
Der entbietet ſeine Grüße hinauf Euch an den Rhein,
Er will in treuer Freundſchaft Euch ſtets gewogen ſein.

Nun müßt Ihr weiter hören. Er herrſcht in ſeinem Reich,
Und iſt ein ſtarker König, ein Recke ohne Gleich.
Auf ſeinem Trone ſitzt er und ſchaut ins Land hinein —
Und ſchaut er heimwerts — — ach! da iſt er ſo einſam und allein.

Nur Schild und Lanze ruhen in ſeinem ſtarken Arm,
Nur Panzer und Harniſch halten den edlen Buſen warm.
Doch kalt ſind Panzer und Harniſch . . . er wirft ſie in den Sand,
Doch Schild und Speer ſind Eiſen . . . er löſt ſie von der Heldenhand.

Frei fliegt der volle Busen, frei streift der feste Arm
Zu ungekannter Wonne, zu ungekanntem Harm.
Es kam auf seine Seele wie Sonnenschein im Mai . . .
In guter Stunde ahnte er was das Glück des Lebens sei.

Er hat es schön gedeutet, was ahnend im Busen lag;
Das zarte Rot wird Sonne, der frühe Morgen wird Tag:
Und was er je errungen, und was er je erkannt,
Er will es freundlich legen in eine liebe Hand.

Sein Herz, das stritt und kämpfte und stürmte immerfort,
Es träumt von sichrer Landung, es träumt von nahem Port
— Und sagt, wo darf er rasten, wo darf nach Leid und Lust
Der Mann zur Ruhe kommen wenn nicht an des Weibes Brust?

Herr Hartmut sah vom Trone, er sah landaus, landein — —
Da sang ein kühner Sänger von einem Mägdelein,
Das sei so wol geschaffen, das sei so jung und gut,
Wie auf der grünen Haide ein Röslein in Taueſlut.

Das Röslein, ja das holde, es muß gebrochen sein,
Es ruhe an meinem Herzen, in meiner Lieb allein.
Herr Volker, sitzt zu Pferde und reitet hinauf geschwinde,
Bei Nordgau dem König werbt um die schöne Rosalinde.

Und ich beſtieg die Mähre, ich ritt zu Euch hindann.
Mein König iſt Herr Hartmut, — ich bin Volkêr, ſein Mann;
Mit fünfhundert Mannen ritt ich hinauf zum Rhein —
Das ſoll Euch zur Ehre, vieledler König, ſein.

Ihr hört des Königs Bitten. — Nun ſchickt ihm gute Mär,
Ich wüßte nicht, was beſſer für Eure Ehre wär, —
Er liebt die holde Traute, ... doch wenn Ihr ſie ihm verwehrt —
Sein Arm hat Kraft, gewaltig ſauſt ſein mordgrimmiges Schwert.

Was er in Frieden bittet, gewährt ihm ohne Streit,
Zum Ehgemale gebet ihm die vielholde Maid.
An ſeinem ſtolzen Buſen liege die milde Geſtalt, ...
.... Ach, Keiner darf ja ahnen unglücklicher Liebe Gewalt!"

Die Ritter ſahn verwundert, der König ſaß und ſann;
Doch als Volkêr geendet, hub neues Leben an.
Ein frohes Regen wurde nun laut im ganzen Saal —
Wer ſah, daß über die Wange Volkêrs ſich eine Träne ſtahl?

Laß fließen! — Der König hub ſich, gieng zu den Gäſten hin:
„Wie bin ich ob des Grußes erfreut in meinem Sinn!
Die Ehre und die Liebe, die können nicht größer ſein,
So ſeid mir vielwillkommen Ihr Edlen alle am Rhein!

Entbietet meine Grüße ihm wiederum nach Pflicht.
Die Antwort auf die Werbung, die ſag ich Euch noch nicht.
Verweilt an meinem Hofe, ſo ſoll nach ſieben Tagen
Die holde Roſalinde Euch ſelber Antwort ſagen."

Verpflegen und herbergen hieß er die Gäſte wert.
Sie ſaßen von den Roſſen, ſie legten ab das Schwert.
In hohem Mute wohnten ſie in des Königs Land,
Ehre und auch Liebe, ward ihnen Beides viel bekannt.

Geſchenke und reiche Gaben ſparte der König nicht;
Verteilen ließ er Stoffe, die waren gut und licht,
Gold und edle Steine, ſo viel nur Einer wollt' —
Dem edlen König wurde da mancher Ritter hold.

Hei! was man guter Speiſen auf allen Tiſchen fand,
Und goldener Becher, gefüllt bis an den Rand.
Mit edlen Ritterſpielen vertrieb man ſich die Zeit,
Die guten Helden ſahen da manche liebliche Maid.

Man zählte nicht die Stunden. Wie ſchnell ein Tag verrann,
Indes ſo manch ein Degen hohe Freuden gewann!
Zu ſcherzen und kurzweilen, wie Manchem behagte das!
Man lebte ſo zuſammen in Liebe ohne Haß.

Ein Abend war gekommen; die Lüfte giengen ſacht.
Das war ein Rauſchen und Wehen wol durch die Frühlingsnacht;
Das war ein Schimmern und Blitzen — der Mond, der ſchien ſo hell . .
Nachtigallſchlag im Walde — von ferne rauſchte ein Quell.

In den Fenſtern des Schloſſes ſpielte der Mondenſchein,
In Kammern und Herbergen war Alles geſchlummert ein.
Ein Held war wach geblieben, — er ſaß im grünen Hag
In trübem Mut alleine. Seine Fiedel bei ihm lag.

„Die Blätter rauſchen im Winde, der blaue Himmel lauſcht . . .
Wer darf es ahnen und wißen, was mir im Herzen rauſcht?
Mondſchein liegt auf dem Walde, die Quelle geht zu Tal . . .
Ich möchte Dich grüßen, Du Holde, wie viele tauſendmal!

Nun ſoll ich um Dich werben! — Wol, ich bin Dein nicht wert,
Doch Deines Lebens Frühling, der werde nicht verſehrt.
Du biſt zum Glück geboren, geſchaffen zu voller Luſt:
Einſt halten Dich liebe Arme, einſt ruhſt Du an lieber Bruſt.

Doch dieſe wilde Seele, die kann Dich nicht verſtehn;
. . . Dieß leiſe Duften und Klingen wird all im Sturm verwehn . . .
Was hilfts? — Er hat geſprochen. Ich werbe, ich bin ſein Mann . . .
Ach, daß ich Dich, Du Holde, Du Liebe nicht retten kann!“

Die Fiedel er nahm vom Boden, er ſtrich darüber hin.
Das Klingen durch die Stille wie tröſtete das den Sinn.
Die Nachtigallen ſchwiegen, die Quelle rauſchte ſacht —
Da gieng das ſüße Spielen herrlich durch die Nacht.

Erſt rauſchend, wie der Sturmwind, davor der Wald erkracht,
Dann ſäuſelnd, immer ſtiller, wie Hauch der Frühlingsnacht.
— In ſeiner Hand der Bogen ſchwach über die Saiten glitt;
Leiſe, wie bald im Traume ſang der Betrübte mit.

Ein Fenſter klang zur Stunde. Wer hatte das getan?
Volker der vielkühne, der hielt mit Singen an.
Er ſah ſich um verwundert, doch Alles war ſo ſacht . . .
Eine Holde alleine wachte — wie hätte er das gedacht?

Sie ruhte auf weißem Lager. Sterne und Mondenglanz
Die webten ſilberne Märchen. Feenreigen, Elfentanz.
Singen und Saitenklingen das lockte und grüßte herein,
Und ſpielte um Herz und Sinne, . . . wer möchte da ſchlummern ein?

Wache in halbem Schlafe; träume ſo immerfort . . .
In reinem Herzen Frieden, — das iſt ein goldnes Wort.
Doch wie ſo bald verwehen des Frühlings Blüten alle:
— Du mußt einſt ſchlummern und ſchlafen in einem Dornenwalle

Die sieben Tage vergiengen, das war wol Manchem leid:
Sie all erlebten lange nicht wieder solch hohe Zeit.
Die heitre Lust verflieget; das Unglück bricht herein —
Nach Ruhe Streit und Stürmen — wie kann das anders sein?

Der Königin Rosamunde und ihrem holden Kind
Sandte der König Boten. „Vielede Frau, es sind
Boten zu uns gekommen, die wollen vor Euch stehn;
Erlaubt uns, daß wir heute zu Euch nach Hofe gehn!"

Nun zierten sich die Helden. In Seide, fein und klar
Hüllten sich die Frauen, das ist Alles wahr.
Gewänder, mit Gold durchwirket, die stralten in heller Pracht,
Es schimmerten edle Steine, wie Sterne in der Nacht.

Nichts Schöneres ist zu sehen, als ein holdes Weib,
Das in Ehren zierte seinen prächtigen Leib.
Wer hatte in seinem Leben je schönere Frau geschaut
Als Hdsalinde, die holde, das Mägdlein suß und traut?

In ihre Kemenate die Ritter traten ein,
Rodegast, der König, und die Mannen sein.
Volker, der kühne Spielmann, der durfte die Holde sehn.
Es konnte ihm nichts Lieberes, doch auch nichts Leideres geschehn.

Habt Ihr in Sommertagen eine weiße Roſe geſehn?
In Demut war ſie gewachſen, ſchlank, über die Maßen ſchön.
Mit Augen mild und ſinnig, mit Flechten braun und lang —
Es lag ein zarter Schimmer auf ihrer lilienweißen Wang'. —

Man hieß die ſtolzen Degen zu den Frauen gehn.
„Willkommen hier, Herr Volkêr, ein Degen auserſehn.
Wie müſſen wir uns freuen, daß Ihr zu uns gegangen —
Wir haben ſeit vielen Tagen ſo lieben Gaſt nicht empfangen."

Ein Zittern und ein Zagen . . . da er das vor ſich ſah . . .
Das Schönſte ſeiner Träume, das war ihm jetzt ſo nah'
Ach! — nahe wie der Himmel, ach! wie der Himmel fern —
Die eine: ſinkende Sonne; — — die andre: ſteigender Morgenſtern.

Es reichten beide Frauen da ihm die weiße Hand.
Da ward ihm große Liebe durch die Beiden bekannt.
„Ach, dürfte ich Euch dienen, das täte ich ſo gern!
Nun hört was ich Euch bringe von Hartmut, meinem Herrn!"

Die liebe Roſalinde ward rot und wieder weiß;
Es rollte eine Träne über ihre Wange leis.
Mit ſtillen Schritten trat ſie vor dieſen kühnen Mann,
Mit ſanftem Blick der Augen ſah ſie den Helden an.

„Mir klopft das Herz, wie bange! — das sei Euch geklagt.
Wie bin ich wert, von der ja Niemand weiß und sagt,
Des starken Helden Hartmut, von dessen Ehr und Preis,
So weit die Lieder klingen, ja Alles sagt und weiß?

Was soll die niedre Blume bei dem hohen Eichenbaum?
Sie steht tief auf der Erde, er ragt an den Himmelssaum.
Um sein Haubt stürmen die Winde, sie spielt mit dem schwachen Hauch.
Er trachte nach den Sternen, sie laßt bei Busch und Strauch.

Mir hat es wer gesungen in einer dunklen Nacht,
Mir hats im Traum geklungen, bestimmt und ahnungsfacht.
Er wandle seine Wege mit siegender Gewalt —
Mich laßt bei meinen Bergen, bei meinen Bäumen, meinem Wald."

Er sprach: „Ihr sollet Herrin in seinem Reiche werden,
Reich an Macht und Ehren, die Herrlichste auf Erden.
Recken, unmaßen kühne, die dienen Euch allezeit —
Zu Eurem Dienst ist König Hartmut immer bereit."

Das schöne Haubt sie neigte. Sie lächelte wehmutvoll.
Da sprach Volker der kühne: „Edle Maid, was soll
Ich meinem König melden? Bedenket, Euer Nein
Das muß zugleich der Bote für Krieg und Kämpfen sein."

Sie gieng zurück und weinte an treuer Mutter Herz.
O zartes, knospendes Röschen, ahnst Du auch schon den Schmerz?
Bald Sonnenschein bald Fröste, bald linder Regen bald Schnee —
Wer kann in ewigem Wechsel ermeßen der Erde Weh?

O Du mein Dornenröschen, Du ahnst den tiefen Sinn;
Es zittert wie dumpfes Läuten durch Deinen Busen hin.
Aus starren Dornen entfaltet sich lichter Blumenflor,
Aus Leiden treibt des Lebens volle Blüte hervor.

Der König sah ihr Leiden. Er sprach: „Ihr habt gehört —
Der edlen Jungfrau Wille, er werde nicht gestört.
Dem König Hartmut melden möget Ihr meinen Gruß —
Wie leid mir ist, daß also sein Werben enden muß!

Doch sagt: er solle zürnen mir nicht um diese Maid;
Zu liebem Dienste bin ich ihm immerdar bereit.
Wo sich zwei Mächtge zürnen, das ist nimmer gut —
Ich bleibe ihm gewogen fürwahr in freundlichem Mut."

Da sprach des Königs Bote Volkêr: „Das mag nicht sein;
Nun muß mein König Hartmut heerfahrten an den Rhein.
Die Speere glänzen, die Schilde — er schwingt sein scharfes Schwert . . .
Seht, ob Ihr nicht beredet die Jungfrau edel und wert."

Der König in hellem Zorne ergriff der Jungfrau Hand,
Die in ſtillen Tränen bei ihrer Mutter ſtand.
Er preßte ſie an den Buſen, er tat einen lauten Schwur,
Daß es wie fernes Gewitter durch alle Herzen fuhr.

„Dich haben wir vom Himmel in Tränen einſt erfleht —
Nun ſoll ich, meine Traute, entweihen das Gebet?
Komm an mein Herz — die Blume lehnt ſich an ſichern Stab,
Dein Vater will Dich retten, der Dir das Leben gab.

Drum reitet heim, Herr Volkêr, und meldet dort mein Leid;
Sagt: ich und meine Mannen erwarteten den Streit.
Schon jubelten die Berge, ſchon jauchzte laut der Rhein, —
Er freue ſich, zu ſehen der hellen Waffen Schein."

Er gieng in trübem Mute. Die Pferde er rüſten hieß,
Und binnen kurzer Weile aufſitzen die Mannen ließ.
Traurig von guten Freunden ſchied ſo mancher Held:
„Ade, Herzliebſter, wir ſehen uns wieder auf freiem Feld."

Sie ritten nach Dänemarke; ſie kamen nach Wulpenſand:
„Willkommen, was für Märe bringt Ihr aus deutſchem Land?"
„Herr König, heißt ſich rüſten, die Eure Mannen ſind,
Ihr müßet kämpfen und ſtreiten um das vielliebe Kind.

Es läßt der König melden Euch feindlichen Entschluß.
Er weiß es, daß er kämpfen um seine Tochter muß.
„Er trachte nach den Sternen, mich laßt bei Busch und Strauch“
So sprach die Wunderholde mit braunem Haar und blauem Aug. —“

„Ja Sterne, die Ihr am Himmel in stillen Nächten glüht, —
Ja Blume, die so lieblich bei Busch und Strauche blüht:
Mit meinem Schwerte erkämpfe ich Dich, Du Holde, Du Süße;
Die Sterne vom Himmel brech ich, und lege sie vor Deine Füße.

Die Hörner laßt erschallen, die Fahnen laßet wehn,
Hinauf zum deutschen Lande, zum Rheine muß es gehn.
Stellt Euch in Reihen, Ihr Herren, — die alten Banner heraus —
Zu Pferde! — wer will noch säumen? Die Nordlandsrecken ziehen aus!“

Sie zogen in lichten Scharen und trugen Streitgewand,
Speere und lange Degen an ihrer Seite man fand.
Sie hatten goldne Helme, die blitzten im Sonnenschein,
Ihrer Aller Pferde, die mochten nicht stolzer sein. —

Der Recke Hartmut, der kühne, der hieß ein König mit Fug.
Die erzne Rüstung herrlich vor allen Mannen er trug.
Fast furchtbar hinter dem Gitter glühte sein Augenpaar,
Von seinem Helme wehte flatterndes Mähnenhaar.

Von allrotem Golde glänzte das feste Zeug,
Und prächtigen Gesteinen, das sag ich in Treuen Euch.
Auf seinem Schilde brannte eine Sonne in rotem Feld —
So ritt vor allen Andern Hartmut, dieser tapfre Held.

In Rodegastens Reiche vernahm man diese Mär:
Daß Hartmut auf dem Wege mit seinen Mannen wär.
Es zögen viele Tausend mit diesem tapfren Mann —
Hei! was da hohen Mutes so mancher Degen gewann.

Man sprach: „laßt uns befrieden die Burgen und das Land,
Daß wir noch all genesen vor dieser Recken Hand."
Man sattelte die Rosse, man legte Streitzeug an —
Wie da so mancher Degen auf hohe Taten sann!

Gutes Zeug verteilte der reiche König da,
Von herrlichen Helden man viele bei ihm sah:
Eckart, des Königs Truchseß, Reinhart den Kämmerer.
Walter, der war Schenke, Marschall war Rüdiger.

Das waren starke Helden, die wollten mit ihm gehn
Zu Streit und Kampf; es konnte nichts Lieberes ihm geschehn.
Prächtig über die Maßen war ihr Streitgewand,
Sie trugen Schwerter und Stangen, und manchen guten Schildesrand.

Da waren ſie gerüſtet, wie rechte Ritter ſind;
Vor ihnen mußt erſterben noch mancher fraue Kind.
In hohem Mute fuhren ſie alleſammt dahin —
Hernach noch wurde Manchem betrübt das Herz und der Sinn.

Nun hört von einem Helden. Das war ein Degen gut,
Von großer Kraft und Stärke, von edlem, feſtem Mut.
Das war der Degen Sigfried, den hatte man beſandt;
Nun kam er mit guten Mannen zu ſeinen Freunden ins Land.

Er ſaß auf ſeinem Roſſe und war ſo wolgetan —
Man ſah von allen Rittern nur dieſen Einen an.
Sein Blick war mild und kräftig als wie ein Sonnenſtral —
Königlich hinragte er über der Andren Zahl.

Als wie ein Aar, der über die andren Vögel ſich hebt,
Der über Erde und Wolken, im freien Himmel ſchwebt;
So ritt vor allen Leuten dieſer herrliche Degen —
Vor ſeinen ſtarken Kräften wie Viele ſind noch erlegen!

Wer kennt das Lied vom Scheiden? Es klingt wie lauter Leid.
Am Fenſter ſah man ſtehen eine roſige Maid.
Da ſah man Tücher wehen, man hörte Trompetenton:
So ritten in hohem Mute die tapfren Degen davon.

Vom Rhein in dreien Tagen ritten ſie durchs Land:
Durch Heſſen hin nach Sachſen, wo man die Feinde fand.
Wie klopfte allen Rittern vor frohem Mut das Herz!
Die Schwerter gaben Töne, lebendig ward das Erz.

Die Fahnen wehten im Winde, die Pauken gaben Schall.
Von den nahen Bergen tönte ein Widerhall.
Da gieng ein Rauſchen und Brauſen von nahe und von fern —
Schwertklingen . . . Roſſegewieher . . . die Töne hört man gern.

In lauen Sommernächten, wenn mild die Lüfte wehn,
Und Mond und Sterne leiſe oben am Himmel gehn,
Wenn aus dem Walde rufet ſüß Nachtigallenlaut:
Dann hält wol Mancher im Arme die Herzallerliebſte traut.

Doch beßer iſt zu lauſchen auf einen volleren Klang,
Auf flatternder Banner Rauſchen, auf ſchallenden Schlachtgeſang.
Um ſeine Holde werben in lautem Schlachtgetön,
Für ſeine Liebſte ſterben — ihr Herren! das iſt ſchön.

Wol! laßt zum Angriff blaſen; ich liebe ſolchen Ton.
Die Ritter und die Knechte, die Roſſe harren ſchon.
Die Sonne ſcheint ſo golden — wie mild die Lüfte wehn!
Nun vorwerts mit der Holden, und Gott ſoll mit uns gehn!

Herr Sigfried ſprach: „Ich ſehe von Weitem lichten Glanz.
Ein Schimmern und ein Scheinen, als wie von Schwert und Lanz.
Dazu dunkele Wolken, als wehe Staub voran —
Herr König! unſere Feinde in dichten Scharen rücken an.

Laßt ſich die Mannen ordnen! Schon naht der Feinde Hauf."
Da ſtellten ſich die Knechte, die Ritter ſaßen auf.
Trompeten, Hörner, Pauken die klangen tief und voll;
Im Eiſenhemde Manchem das Herz ſo freudig ſchwoll!

Das Tal begann zu leben. Herunter und hinauf
Die tapfren Scharen ſprengten; Wolken wirbelten auf.
Die Speere klangen an manchem allgoldnen Schildesrand,
Die Schwerter taten Wunder in manches Helden Hand.

Herr Rüdiger der ſtarke, wie der zu wüten begann!
Vor Sigfrieds Streichen mußte erligen mancher Mann.
Eckart, Walter, Reinhart die taten wundersviel —
Degen mußten viele erblaßen vor ihrem grimmen Spiel.

Der König Rodegaſt führte da manchen harten Streich.
Aus ſeinem Helme wehten Locken, lang und bleich.
Wie in jungen Jahren, ſo focht er in dieſer Zeit —
Da ſchaffte manchem Dänen ſein Schwert noch hartes Leid.

Hei, was ſo mancher Däne da erſtorben war!
Da war auch einer in der Dänen Schar,
Der brauſte wie ein Eber, ein mächtig Roß ihn trug.
Er führte ſcharfes Waffen; der ſchlug der Feinde genug.

Er war Volkêr geheißen und war ein Fiedeler.
Da führt' er ſeinen Bogen mordgewaltig und ſchwer.
Er focht mit ſtarken Kräften und gönnte ſich wenig Raſt;
Wie Manchen ſah man ſinken vor dieſem furchtbaren Gaſt!

Da kam ein ſtarker Ritter auf ihn angerannt.
Der war aus vorgen Tagen demſelben Helden bekannt:
Rüdiger, der ſtarke; er trug eine feſte Wehr;
In zornigem Mute wie fuhr der Held einher! —

„Das lohne Euch der Teufel, daß Ihr mit dem Schwert
Den grimmen Tod antatet ſo vielen Degen wert!
Herr Volkêr, und iſt alſo von Eurer Hand geſchehn, —
Fürwahr! — nun muß es Allen Euch an das Leben gehn.“ —

Dem Pferd er gab die Sporen. Das trug ihn raſch hindann.
Herr Volkêr ſchon auf Abwehr mit großen Kräften ſann.
Er ſetzte ein die Lanze, er warf den Schild zu Hand.
Da wurde er mit Härte von dieſem Helden angerannt.

Sie hieben auf einander, daß flogen die Gesteine;
Aus den Helmen wehten die Funken mit lichtem Scheine.
Rüdiger da dem Fiedler eine tiefe Wunde schlug —
Herr Volkêr der kühne, der wurde zornig genug.

Er warf seine Lanze mit sausender Gewalt,
Daß Rüdgers Helm und Rüstung laut davon erschallt.
Mit seinem Schwerte drang er mächtig auf ihn ein —
„Herr Rüdiger, nun muß es Euer Sterben sein!“

Er schlug mit harten Schlägen; sein Schwert er mächtig schwang.
Herr Rüdger sank vom Pferde; aus Wunden das Blut ihm sprang.
„Schlachtlerm und Waffenschallen — ihr seid für mich verhallt.
Ade nun Sterne und Sonne, ade nun Berg und Wald!“

Der edele Schwertdegen fand da den bittern Tod.
Was schaffte seinen Freunden sein Sterben große Not!
Man sprach: „dort auf der Haide, da ligt der Degen gut.“
Hei, wie da diese Ritter gewannen zornigen Mut!

„Den Toten wir müßen rächen! Bindet die Fahnen an!“
Da drängten in die Feinde Beides, Knecht und Mann;
Vor ihrem Stürmen konnten die Feinde nicht bestehn.
Man sah schon über den Bergen die Sonne zu Rüste gehn.

Der Dänenkönig Hartmut, der ſprach: „Nun wird es Nacht.
Was heute wir begonnen, das werde morgen vollbracht.
Die guten Helden ſollen ausruhn nach dem Bemühn.“
Da zogen über die Haide die Degen tapfer und kühn.

Man ſagte: „unſre Feinde die müßen vor uns fliehn.“
Da ſah man die vom Rheine das Tal hinunter ziehn,
Bis vor einem Berge, da ward es dunkle Nacht,
Da pflegte Sigfried der ſtarke in hohem Mute die Wacht.

Man beklagt' in großer Trauer des ſtarken Rüdiger Tod,
Und Anderer Sterben, wie das die Treue gebot.
Der König ſprach: „Dein Sterben, wie trübt das meinen Sinn!
Ach! dieſer Tag der brachte uns traurigen Gewinn.“

Die Herren ſchliefen ſelten; ſie trugen großes Leid
Um ihrer Freunde Scheiden, bis an die Tageszeit;
Als friſche Winde wehten, und als die Sonne kam
Da ſtanden in lichtem Mute die Helden lobeſam.

Herr Sigfried ſprach: „nun müßen die böſen Feinde dran.“
Da wurden Kampfeswunder von dieſem Helden getan.
Er ſchwang ſich in den Sattel, und ſprengte das Tal hinab,
Manch Tauſend wackerer Ritter ihm das Geleite gab. —

Da drangen in die Feinde die Helden von dem Rhein.
Mit ihren Speeren rannten sie auf die Feinde ein.
Die Rosse stampften, — die Speere, die Stangen flogen hart,
Daß rings der ganze Boden und all das Feld erschüttert ward.

Da sah man wehn drei Federn, herab, hinauf das Feld.
Da fragten alle Ritter: wer ist der kühne Held?
Er führt eine Sonne im Helme, die weit man sehen kann. —
„Das ist Hartmut der König, der ist ein tapfrer Mann."

Da begegnet' ihm ein Recke, der Schönste unter Allen —
Drei Federn, weiß-rot-golden, sah man vom Helm ihm wallen.
Er ritt in hohem Mute, er setzte die Lanze ein:
„Hilf, reicher Gott vom Himmel! — Nun muß es Euer Sterben sein!"

Herr Hartmut sah ihn kommen: Da war sein Zorn entbrannt.
Er hatte an den Waffen den Helden gleich erkannt.
„Wol, daß ich Euch hier treffe, nach Euch stand längst mein Mut;
Nun müßet Ihrs entgelten mit Euerem roten Blut."

Den Schild nahm er zu Händen mit ritterlicher Kraft;
Mit großen Kräften warf er den eisernen Schaft:
Der schlug an Sigfrieds Rüstung, daß er fast niedersank.
Des wußte er dem König Hartmut gar schlechten Dank.

Mit seinem guten Schwerte hieb er auf ihn ein;
Ins grüne Gras hernieder rieselte das Gestein
Vom Schild und von den Spangen, bis daß die Klinge brach.
Mit Speeren und mit Stangen ward noch gekämpft hernach.

Da traf ihn durch den Helmrand Hartmut, der tapfre Mann,
Daß mächtig aus den Wunden das fließende Blut ihm rann.
Der Speer war gedrungen am Auge vorbei ins Haubt —
Da war der arme Streiter aller Kräfte beraubt.

Wie eine Leiche war er herabgesunken vom Roß;
Das Blut in raschen Strömen aus seinem Helme schoß.
In Kurzem war die Rüstung gänzlich überflossen —
So lag der Held; die Lippen verstummt, die Augen geschlossen.

Nun sag ich Euch trübe Kunde! Die Helden hörten bald,
Sigfried, der herrliche Degen, sei in der Feinde Gewalt.
Man gab den Rossen die Sporen, die Speere klangen zusammen —
Bald sah man wieder leuchten des Kampfes graufige Flammen.

Der greise König führte die Scharen selber an.
„O weh mir dieses Tages, daß ich dieß Leid gewann!
Es geht nunmehr zu Ende, die Waffen nehmt zur Hand!“
Da wirbelte vor dem Drängen weithin der gelbe Sand.

In trübem Mute kämpften die Helden da vom Rhein;
Mit wildem Jubel drangen die Dänen auf sie ein.
So rast der Wind aus Norden in dunkler Winternacht —
Wenn dumpf vor seiner Schwere die Wolke saust, der Wald erkracht.

Man hörte den König rufen; — im Wind verhallte sein Mahnen —
Flüchtig giengen die Rosse; da sah man sinken die Fahnen.
Ueber die Haide wälzte sich weit der Fliehenden Meer,
Und hinter ihnen brausten die Dänenhelden her.

Das war des Sturmes Ende. Die Sonne gieng zur Ruh;
Wie vielen Tapfren fielen die Augen auf ewig zu!
Man ließ die Fahnen nieder, man steckte die Schwerter ein —
Ich glaube daß betrübter Helden nicht mögen sein!

Im Hohne rief Herr Hartmut: „Ich geb Euch Rast und Zeit;
Herr König, haltet Alles zum Hochzeitsfest bereit.
Brechet zum Kranze Rosen — die Schönste wird ja mein!
Und ladet Gäste und Freunde zur Hochzeit an dem Rhein."

Der König stieg vom Pferde. „Nun traure ich fürwahr,
Daß das erleben mußte dieß alte, greise Haar.
Daß das erschauen mußte dieses Auge, einst so hell,
Dieser Helm und dieser Panzer, dieß Schwert, diese Lanze schnell."

Es zog ein kleines Häuflein hinauf das grüne Tal;
In Schild und Speeren glänzte des Abends roter Stral.
Die Bäume rauſchten ſo leiſe, die Winde wehten ſo fern.
Da giengen in trübem Mute vom Rheine die armen Herrn.

„Uns ziemt es wol zu klagen um Dich, mein Rüdiger;
Du warſt ein edler Degen — wie fuhrſt Du ſtolz einher! —
O Sigfried, ſtarker Ritter, wer ſoll Dich nun befrein?
Verloren, ach! verloren mußt Du auf ewig ſein.

Die Helden ſind erſchlagen; ſie ligen auf grüner Haid;
Wer hilft uns nunmehr tragen unſer mächtiges Leid?
Unſre Stärke iſt gebrochen, unſre Ehre iſt dahin —
Geſenkten Haubtes müßen wir in die Heimat ziehn!

Kein Kranz harrt auf den Sieger — die Blumen ſind verblüht;
Es flattert keine Fahne, kein Freudenfeuer glüht.
Verhängt die lichten Banner, ſenket die Lanzen herab,
Und brecht zum Kranze Blumen von der Gefallnen Grab.

Und Du, mein ſüßes Täubchen! Wer ſchützt nun Deinen Leib?
Er beſiegte den Vater, die Tochter wird ſein Weib.
Er herrſcht in meinem Schloſſe, er ſitzt bei feſtlichem Mal,
— Der Vater ligt in Ketten, die Tochter kredenzt den Pokal.

O, daß wir nicht geſtorben mit all den Andern ſind!
So elend, ſo verdorben — wie hätten wir das verdient?
Auf Erden wird es dunkel — die Sonne will untergehn —
Nun laßt die ſchwarzen Fahnen von allen Zinnen wehn!"

Und geht die Sonne unter, dann beginnt der Sterne Lauf —
Wo Erdenweisheit endet, geht Licht von Oben auf.
Ihr geht in trüben Sinnen, ihr denkt an den böſen Tod:
Und ſieh! — von ferne ſteigt ſchon empor der Liebe Morgenrot.

Wol ziehen ſie drei Tage; man hörte keinen Klang,
Als nur der Waffen Raßeln, als nur der Roſſe Gang.
Trüb waren Schwert und Rüſtung, Blut hieng an jedem Kleid —
Sie dachten nicht zu ſchmücken den Leib in alle der Zeit.

Speis und Trank zu nehmen man gänzlich da vergaß.
Wie ſelten von dem Leide der Ritter Herz genas!
Ich hörte Märe ſagen, daß in der ganzen Zeit
Nicht laut ward ſolches Klagen von Helden kampfbereit.

Da gieng an einem Abend Roslinde in den Wald.
Durch grüne Zweige ſchreiten ſah man die liebe Geſtalt.
In Roſen und in Liljen ſaß das Kind allein,
Und hörte die Bäume wehen bei Sternen- und Mondenſchein.

Das waren die lieben Bäume mit ihrem Blütenduft —.—
Durch ihre braunen Haare zog mild die Abendluft.
Sie hörte das Waßer rauſchen, das nahe vorüberfloß,
Sie ſah die Berge ſtehen — da wurde ihre Sehnſucht groß.

So ſaß ſie in ſtillem Sinnen und Alles war ſo ſtumm —
Die Tränen ſie fühlte rinnen und wußte doch kaum warum.
Das Herz ſie fühlte ſchlagen, ihr war zum Sterben weh —
Und konnte ſich doch nicht ſagen, warum ihr ſo geſcheh!

Einen Schimmer ſah ſie blinken. Wie tröſtlich glänzte der
Aus einem alten Turme in ihre Einſamkeit her!
Die langen Stralen winkten mit Fingern, wie leuchtend Gold:
„Komm an das Herz und weine Dich aus, mein Liebchen hold!“

Die Bäume rauſchten es leiſe, die Quelle die ſang es laut,
Und jede Blume hat es ihr ſchmeichelnd anvertraut;
Die Nachtigall die rief es: Du mußt hinauf ja gehn! . . .
Die Sterne und der Mondſchein . . . ſie konnte nicht widerſtehn!

Sie trat in die dunklen Gänge, ſie ſchritt durchs Tor hinein —
Durch Fenſter, halb verwittert, fiel ferner Mondenſchein —
Ihr ſchauerts durch alle Glieder, ſie möchte fliehn in den Wald —
Doch aufwerts die alten Treppen zieht ſie die dunkle Gewalt.

Ganz oben iſt eine Türe; durch Spalten fällt Lampenſchein.
Da tritt ſie über die Schwelle in das Gemach hinein.
Der Boden iſt verſchüttet, die Wände ſind mooſig und grau —
Bei einer Spindel ſitzet eine alte, alte Frau.

Eine kleine Lampe flimmert, ſonſt iſt es dunkel ringsum;
Sie ſitzt bei ihrer Spindel und tut die Arbeit ſtumm.
Sie zieht den Faden im Traume, ſie blinzt in das Licht hinein:
„Guten Abend, mein ſchönes Liebchen, ſo tritt Du nur herein!“

Sie tritt wol in die Kammer, ſie kennt die Alte nicht;
Sie ſieht das ſeltne Treiben in halbem Dämmerlicht.
Eine Spindel ſah ſie nimmer — ſie ſetzt ſich auf eine Truh
Zur Seite der Alten nieder und ſieht ihr verwundert zu.

„Ich ſitze in dieſer Kammer einſam ſchon manches Jahr;
Nun wurden mir ſchwach die Hände, nun ward mir bleich das Haar.
Sieh, ſchönes Liebchen, die Spindel muß ich hier heimlich drehn;
Unten, in dem Lande, da will man keine mehr ſehn.

Einſt ward dem König geboren ein ſchönes Mägdelein.
Da lud er weiſe Frauen zu ſeinem Feſte ein.
Nur Eine ließ man im Walde, nur Eine vergaß man ganz —
O Liebchen, wie bald muß brechen ſchöner Augen Glanz!

Si, zittre nicht, ſcheues Rehlein! Die Mär iſt noch nicht aus.
. . . Da kam eine Wolke gefahren, da ſtieg ein Weib heraus.
Hei, wie auf mancher Wange das edle Rot verblich:
„„Kindlein Du mußt einſt ſterben an einer Spindel Stich!““

Da verbot man rings im Lande die Spindeln; — aber ach!
Da iſt noch eine gerettet in dieſes dunkle Gemach.
Kennſt Du die Mär von Skulda? — Heut ſind es fünfzehn Jahr,
Und heut, an dieſem Abend, in dieſer Stunde wird es wahr.

Es rauſcht mir in dem Herzen, es brauſt mir in der Bruſt.
Iſt das die Qual der Schande? Iſt das der Rache Luſt?
O Kind, nun mußt Du ſterben, — entfliehen kannſt mir nicht.
Sterben, verderben — — wenn Herz und Auge bricht!“

Sie ſchloß es an den Buſen, ſie hat es feſt gefaßt,
Sie hält es dicht umſchlungen, ſie preßt es mit wilder Haſt.
Sie hat in Händen die Spindel, — ſie zittert vor grimmer Luſt . . .
Nun trauert Frühling und Sterne – bleich wird das Kind an ihrer Bruſt!

Und horch! nun weht es ſäuſelnd wie ferner Quellen Klang,
Bald ferner und bald näher wie frommer Beter Geſang.
Man hört es ſinken und ſteigen, die Wände geben Stral,
Es wandelt ſich die Kammer: — — rings ſteht ein herrlicher Saal.

Auf einem goldnen Lager ſchläft das geſtorbne Kind.
Es ligt auf ihren Augen eine Ruhe, zaubriſch lind.
In einem weißen Kleide, mit einem friſchen Kranz
Ruht die Holde, die Reine in überirdiſchem Glanz.

Rotſammtne Decken hiengen herab von ihrem Bette.
Eine Feierſtille webte um dieſe heilige Stätte.
Es ſchwieg und ruhte Alles, die Stunden hemmten den Lauf.
Und ringsum ſchoßen freundlich weiße Roſen auf. —

Was rauſcht ſo dumpf herüber? — Die Krieger ziehen ein:
Rodegaſt der König und die Mannen ſein.
Sie treten in die Hallen, ſie fühlen es bang und ſchwer,
Die Augen wollen fallen, es weht ſo dumpf einher.

Der König ſchritt zum Trone in Schlummertrunkenheit.
Die Königin Roſamunde ſetzt ſich an ſeine Seit.
Sie ſahn ſich an in Wehmut, ſie gaben ſich die Hand:
Schon ſtreift der Beiden Augen des Traumkönigs Gewand.

Die Ritter ſtellten ſich müde in Scharen rings um den Tron.
Sie lehnten ſich auf die Lanzen und Speere — und ſchlummern ſchon
Die Mägde in den Kammern, die Knechte und die Buben . . . .
Alles fängt an zu ſchlummern in Herbergen und Stuben.

Das Feuer in der Küche und wer daneben ſtand,
Die Pferde in dem Stalle, die Fliege an der Wand.
Die Taube ſteckte das Köpfchen unter den zarten Flaum,
Die Blätter an den Bäumen ſäuſelten wie im Traum.

Der Mond, der ſtand noch immer; es gaben Schein die Sterne,
Die Quelle und die Winde rauſchten, rauſchten von ferne.
Und Mond und Sterne blichen, es ſtralte Morgenlicht — —
Der Wald erwachte, doch Palaſt und Leute erwachten nicht.

Er ſtand in tiefem Schlafe, man hörte keinen Hall,
Und über Nacht gewachſen war rings ein Dornenwall.
Oede und verlaßen, Nebel und wüſtes Grau:
Das war vor langen Zeiten der ſtolze Königsbau.

Ein dichter Dornenhagen gewaltig groß und hoch,
Wo ſonſt die Bäume blühten, wo ſonſt der Vogel flog.
Der Schloßwald wurde Wildnis, es ſchwieg die Quelle darin,
Und trüb und einſam zogen die Wolken drüber hin.

Sigfried.

Frau Aventiure wandert; — sie geht von Haus zu Haus:
„Schlagt auf die Augen, tretet aus Eurer Kammer heraus.
Schon scheint so licht die Sonne, schon grünt es fern und nah,
Schon singen Droßel und Lerche: — der liebe Frühling ist da!“

Sie kommt an meine Klause, sie pocht mit leiser Hand . . .
Wie hab ich da verwundert den Kopf emporgewandt!
Wie hab ich da verwundert die schöne Gestalt geschaut,
Die langen, goldnen Locken; das Angesicht so lieb und traut!

„Mein ungetreuer Sänger, was säumst und sinnest Du?
Laß Deine Feder ruhen, schlag Deine Bücher zu.
Dein Auge sieht so dunkel, Deine Harfe ist bestaubt,
Derweil sich draußen Deine vielliebe Linde belaubt.

Dein Wanderſtab im Winkel und Bücher rings umher —
Dickleibige Folianten; Hefte und Mappen ſchwer . .
Spinnweben an der Decke, auf Tiſch und Stühlen Staub —
Und in die Fenſter nickt ſchon das flüſternde Frühlingslaub?

Hinweg aus Deinen Zweifeln, hinweg aus Deiner Nacht —
Ich habe Dir vom Frühling ein Zeichen mitgebracht!
Es iſt kein frölich Scheinen, kein Blühen düftereich —
Du ſiehſt mich an ſo traurig? . . . Es iſt ein Dornenzweig!

Ein Dornenzweig, das wiße, iſt wie ein Dichterherz —
Im grünen Reich des Lenzes ſtehn ſie mit gleichem Schmerz.
Die ſchönen Tage alle gehn dem Schmerz vorbei,
Mit ſeinem Licht und Schalle verfliegt der wunderbare Mai.

Es rauſcht an ihnen vorüber die fröliche Frühlingszeit —
Sie wachſen leis und traurig im Troſt der Einſamkeit.
Es weiß es Keiner, Keiner, was ſich ſo ſachte regt,
Bis daß in Blumenflammen ihr Leben aus den Dornen ſchlägt.

O Wunder! im Geheimen der ſüße Glanz erwacht,
Die Blätter ſchwellen, — es keimen die lichten Knospen ſacht.
Der Duft regt ſeine Schwingen, es quillt des Taues Wein —
. . . So weit die Vögel ſingen, ſteht all die Welt in Roſenſchein!

O Dichterherz, Dich nenn ich der Menschheit Rosenfeld,
Da sich an Deinem Scheine ihr Frühling erst erhellt;
Da sich an Deinem Dufte ihr Bestes erst enthüllt,
Und erst in Deinem Frühling ihr schönstes Hoffen sich erfüllt.

Und was Du hofftest und glaubtest in mancher dunklen Nacht –
Einst blüht es aus diesen Dornen als lichte Rosenpracht.
Es strahlt, es blinkt, es düftet wie Du's im Traum erblickt:
Drum nimm den Zweig zum Zeichen, den Dir des Liedes Fee geschickt!"

Sie kam herzu, sie schaute mich an in halber Lust,
Und drückte mich mit Milde an ihre klopfende Brust.
Ihr Atem streifte die Wangen, ihre Locken wehten mich an —
Ich fühlt es mit Wonne und Bangen — da war's um mich getan.

Die Tränen flossen, ich schluchzte an ihrem Busen laut,
Ich stand in sie versunken — und als ich aufgeschaut:
Da war die Fee verschwunden —, ich war wie immer allein,
Und durch die Fenster grüßte freundlich der Sonnenschein.

Er wies nach einem Bilde . . . er wies nach einem Kranz . . . .
Da wollte sich schon regen ein leiser Duft und Glanz.
Ich aber sprach: der Frühling macht alle Dornen grün,
Und Liebe läßt aus Dornen des Lebens schönste Rose blühn.

Und unter wilden Roſen, an einem grünen Bronnen,
Bei muntrer Vögel Koſen hab ich dieß Lied erſonnen.
Ich ſaß in tiefem Frieden, und wie die Quelle floß,
An meiner Liebe Dornen dieß Lied wie eine Roſe ſproß.

Frau Aventiure wandert; ſie pocht mit leiſer Hand —
Da ſitzt ein Held gefangen im fernen Dänenland.
Sigfried iſt er geheißen — Ihr kennt den Degen ſchon:
Im Kerker ligt, der herrlich doch ſitzen ſollte auf dem Tron.

Die ſonſt geführt den Scepter, in Ketten ruht die Hand.
Und um die ſchönen Glieder ligt ärmliches Gewand.
Ha — wie der ſtolze Nacken ingrimmig trug das Joch —
Des werten Helden Augen wie funkelten die noch!

Die Wand war halb geſunken, Felsblöcke lagen rauh;
Am Boden ſchoß Geſtrüppe und moderiges Grau.
Ein trübes Waßer tropfte durch Schutt und Aſche fort,
Kein lichter Stral von Oben fiel an den grauſigen Ort.

Der gute Degen Sigfried der dacht in ſeinem Sinn:
Weh mir, daß ich gefangen an dieſer Stätte bin!
Ich höre nichts, ich ſehe nicht Sonne, Mond und Stern,
Und Alles, was ich liebe, das iſt ſo fern, ſo fern!

Die ſchöne Jungfrau ſitzet in ihrem grünen Wald —
O träumeriſche Stille, drein Waldesrauſchen hallt!
Sie lehnt an einem Stamme, ſie ſitzt in tiefer Ruh,
Neugierig ſehn von ferne Reh' und Hirſche zu.

Ein Sonnenſtral von Oben fällt durch die grüne Nacht —
Ein Säuſeln weht — hat das ihr des Fernen Gruß gebracht?
Sie ſieht hinauf — eine Träne flimmert im Sonnenſchein:
Habe Dank, Du Süße, Du Holde; habe Dank, ich denke Dein.

— Wol bin ich hier gefangen, wol bin ich krank und arm —
Es bleichen meine Wangen, mein Herz vergeht in Harm. . . . .
Getroſt, Du treuer Streiter! Du kämpfſt in Gottes Sold,
Noch ſteht der blaue Himmel, noch iſt Dir Deine Traute hold!"

Er ſtreckte ſich hernieder ins harte Diſtelkraut,
Und voller Glauben hat er zur Decke aufgeſchaut,
Als käme ihm von daher der Tröſtung Licht und Schein,
Als ſchaue da die Ferne mit Liebesgruß hinein.

Von oben muß es kommen, ein Hauch, ein Blick, ein Gruß —
Und durch die Adern ſtrömt es wie neuer Lebensfluß —
Die Mauern müßen ſtürzen, die niedre Decke fällt,
Hinaus ins heitre Leben tritt frei und hochgemut der Held.

Von Oben muß es kommen — das fühlt er tief und voll,
Und wie von Sehnſucht trunken das Herz ihm überſchwoll;
Eine Märchenruhe webte, . . . es wehte wie Harfenſpiel . .
Es lächelte . . . es grüßte . . . und ſeine Wimper fiel.

Wenn eine Jungfrau ſchlummert in einer ſtillen Nacht,
Dann hält ein Engel lächelnd an ihrem Bette Wacht.
Doch wenn ein Held, der Tages in heißen Kämpfen rang,
Der fiel und dennoch ſiegte, weil er ſich ſelbſt bezwang:

Wenn der einſchlummert, ſollte, was heilig iſt und ſchön,
Mit blankem Schwerte ſchweigend an ſeinem Bette ſtehn:
Vergangner Tage Frieden, vergangner Tage Glück:
So kehrte groß und herrlich ihm jede Lichtgeſtalt zurück. — —

Und ſieh! es kehrt; — wie hebt ſichs aus tiefem Schutte ſacht.
Wie wölbt ſich rings als Himmel des Traumes blaue Pracht;
Wie nickt ſo grün und ſonnig der liebe Lindenbaum,
Wie ziehn in lichten Streifen die Wolken am Himmelsſaum!

Ein Traum tritt vor den Schläfer, wie Abendröte klar,
All ſein Empfinden löſt ſich in Frieden wunderbar.
An roſigem Glimmen erwacht ein feiner Duft,
Von ſüßer Frauen Stimmen erfüllt ſich alle die Luft.

Aus klarem Abendduft Geſtalten ſich erheben,
Zwölf wunderſchöne Frauen mit Singen ihn umſchweben.
Sie neigen ſich, ſie ſteigen — wie Nebel weht das Gewand,
Weiße Schleier wallen, ſie tragen Lilien in der Hand.

Geiſter umkreißen
Schlafenden Helden,
Sieg zu verheißen,
Grüße zu melden.

Lieder zu ſingen,
Blumen zu ſchwingen,
Kränze zu flechten
Für den Gerechten.

Träume, träume
Durch die Bäume
Scheint der Mond;
Flur und Matten
Ruhn im Schatten
Tiefes Schweigen im Walde wohnt

Nächtliches Grauen
Will Dich umgarnen.

Reigen der Frauen
Kommt Dich zu warnen.

Leiſes Erinnern
Bebt Dir im Innern,
Freundliches Ahnen
Weiſt Dir die Bahnen.

Waldesdunkel,
Mondgefunkel
Stern' im Kreiß,
Blumendüfte,
Sommerlüfte
Wiegt mir in Schlaf den Helden leis!

Da rinnt es in einander wie leichter Nebelduft,
Es zittert durch die Blätter, es ſchwindet durch die Luft . . .
Da grüßt es durch die Zweige . . . da nickt es durch das Grün:
Braune Haare ſieht er wehen, . . . blaue Augen ſieht er glühn . . .

Es ſenkt ſich durch die Ranken, — da ſteht die ſchlanke Geſtalt;
Umrauſcht von grünem Laube, von weißem Schleier umwallt.
Sie neigt das Haubt, ſie faltet die Hände, ſo rein und klar —
Es ligt ein Kranz von Dornen in ihrem lichtbraunen Haar.

Er will auf die Kniee ſinken — er will zu ihr hinan —
Er will ſie befrein und retten — da hält ihn ein dunkler Bann.
Nach dem Schwerte will er greifen . . . er fühlt ſich ſo dumpf und ſchwer,
All ſeine Gedanken ſchweifen taumelnd vor ſeinem Auge her.

Sein ganzes Wollen ſchwanket als wie in Trunkenheit, —
Da ſieht ihn an die Holde in tiefem, tiefem Leid . . .
Es dunkelt . . . es verzittert . . . verſchweben ſieht ers ſacht:
Er kanns nicht faßen, nicht halten; ſchon fließt es in die laue Nacht.

Noch rauſcht es durch die Bäume, noch kracht es durch den Wald,
Daß es wie dumpfer Donner aus allen Fernen ſchallt.
Iſt das ein Gruß der Fernen? iſt das der Hauch der Winde?
— Er ſchauert in die Höhe . . . ruft im Erwachen: Roſalinde!

Und ſieh! ein grelles Leuchten fällt in den Mauerſpalt.
In einer ſchweren Pforte ſtand eine dunkle Geſtalt;
Barett tief in die Augen, einen Mantel um die Huft,
So tritt Volkêr der Fiedler hinunter in die dunkle Schluft.

Die Türe in die Schlößer einwirft er leicht und ſacht;
Die Leuchte ſetzt er leiſe in eine Mauerſchacht —
Wie zuckt es durch das Finſter! — es ſchwehlt ſo glüh heraus . .
Es raſchelt durch das Ginſter — aufflattern Eul und Fledermaus.

Als wie Gespensterschatten hinwebt es an der Wand.
Dunkle Streifen ligen dicht an dem Mauerrand;
An der Decke spielt es glitzernd, wenn sich das schmale Licht
Durch Distel und wüstes Strüppricht im Waßer am Boden bricht.

Er streift vom Arm den Mantel, er lehnt sich an die Mauer,
Und wirft auf Ritter Sigfried einen langen Blick voll Trauer.
„Guten Abend!“ hat ihm grüßend der Ritter zugebracht . . .
„O sagt nicht guten Abend, sagt lieber gute Nacht!

Im Traume bin ich gekommen, ich weiß nicht wie mir ist . . .
O stehe ich in Wahrheit denn hier zu dieser Frist?
. . . Die Pforte ist gefallen . . . ich kann nicht mehr zurück . . .
Steht auf, steht auf Herr Sigfried, ich bring Euch Freiheit, Lieb und Glück!“

Im Dunkel stand Herr Sigfried; er sprach mit leisem Weh:
„Willkommen, werter Ritter, daß ich Euch vor mir seh!
Vordem seid Ihr begegnet mir wol in Sturm und Schlacht —
Was hat in diese Tiefe, in dieses Graun Euch hergebracht?

Ihr seid ein guter Degen, hohen Ruhmes wert,
Mit größern Ehren trug nie ein Ritter Schild und Schwert.
Treu seid ihr aus der Maßen im Frieden und im Streit —
Nun aber möcht ich wißen wie Ihr hierhergekommen seid?

Euer Auge glüht ſo finſter, ſo trüb ſieht Euer Geſicht,
Daß ich wol glauben möchte Ihr kämt zu harter Pflicht.
Ihr bringt mir Glück und Liebe — verſtand ich recht das Wort?“ . . . .
In Wehmut aufwerts blickend, ſeufzte er leiſe: „Dort!“

„O Freiheit, Glück und Liebe, hier ſag ich Euch ade!
Und noch zum letzten Male faßt mich ein irdiſch Weh.
In Dornen Du junge Roſe verduſte Dein friſches Leben —
Ihr aber, Ritter Volkêr, ſollt mir nun Antwort geben!“

Der ſah mit ſtarren Blicken noch immer niederwerts;
Rang noch mit ſeinem Zweifel, rang noch mit ſeinem Schmerz.
Da fuhr er in die Höhe, trat in das Licht hinein,
Und ſprach mit raſchem Worte: „wolan und gut — es muß ſo ſein!

Steht auf, ſteht auf Herr Sigfried, ich bring Euch Glück und Lieb' —
Ei, blickt nicht gar ſo finſter und fragt nicht was mich trieb.
Die Blume mit ſüßen Düften, die Vögelein mit Schalle,
Das Herz mit Luſt und Leiden — es führt ein Wink ſie alle.

O für den Himmel dulden, das iſt wol ſchön und groß;
Doch für ihn ſtreiten und kämpfen iſt doch ein höher Los.
Hinaus ins volle Leben, zu kämpfen und zu ringen . . . !
Solch einem guten Ritter dem muß es draußen wol gelingen.

Die Türen ſtehn Euch offen — behutſam durch den Stein, . . .
Hinauf durch das Geröll . . . leis in die Nacht hinein . . .
Fort durch das Tannendunkel . . . drei Eichen . . . raſch vorbei . . .
Die Brücke überſchritten . . . da iſt der Weg . . . und Ihr ſeid frei.

Was ſteht Ihr noch? — Hinaus doch — und Gott ſoll mit Euch ſein!
Ihr zieht bekannte Wege . . . ſchon blinkt von fern der Rhein . . .
Das iſt das Schloß im Walde — wie ſtill und feierlich —
Schon fährt es aus dem Traume — o, wenns Euch gut geht, denkt
an mich!"

„Ich weiß hier nichts zu ſagen — nun reicht mir Eure Hand.
Wol! daß ich einen Ritter ſo ſtark und edel fand.
So grüß Euch Gott, Herr Volkèr — wie ſoll mir da geſchehn?
Daß ich Euch folgen könnte . . . o dürfte ich Euch widerſtehn!

Ihr ſeid ein junges Leben, habt aller Ehren genug —
Strebt heiter fort, was folget Ihr dieſem dunkeln Zug?
Lockt nicht die Welt mit Schimmer, mit Düften und mit Klang —
Und Ihr wollt einſam trauern ein ganzes Leben lang?"

„O ſprecht mir nicht von Schimmern, von Düften und von Klang —
Mir ziemt es nur zu ziehen an einer Glocke Strang,
Die weit, weit über der Erde in blauer Luft ſich ſchwingt,
Der Glocke die von Demut und Lieb in Leiden klingt.

Nein, laßt die eitlen Worte! Wol weiß ich was ich tu!
Nun fort aus dieſem Kerker und fliegt dem Himmel zu."
Da warf er ſeinen Mantel dem Ritter Sigfried um,
Und lehnte an die Mauer zurück, wie vorher trüb und ſtumm.

„Nun laßt mich eins noch fragen" ſo ſprach Herr Sigfried da,
Seit ich nicht Schein der Sonne, noch Menſchenantlitz ſah
Sind zehen Jahr vergangen; ich aber wüßte gerne
Was dort ſich zugetragen, wo die Sonne ſcheint und die Sterne

Wo die Fahnen wehn zum Streite, wo die Schlachttrompete klingt,
Wo die kühnen Helden reiten, wo das Roſſ im Grünen ſpringt —
O du edle Luſt der Waffen . . . o du goldnes Sonnenlicht . . . !"
Herr Volker ſah dem Ritter mit ſtillem Lächeln ins Geſicht.

„Die Jahre rollen eilig — Herr Hartmut führte Krieg
Neun Jahre lang, im zehnten verlieh der Himmel ihm Sieg.
Da ſprach er: werte Ritter, hinauf nun an den Rhein,
Jetzt brech ich weiße Roſen zum Kranz, jetzt ſoll die Hochzeit ſein.

Da hob ſich frohes Lermen in meines Herrn Palaſt,
Es wurde keine Stunde bei Tag und Nacht verpaßt.
Gewänder, Sättel, Reitzeug — das wurde wol gemacht,
Die Augen giengen mir über vor all' der ſtralenden Pracht.

Die Augen giengen mir über — derweil der frohe Zug
Schon an des Rheines Geſtaden die wehenden Fahnen trug;
Derweil im Frühlingslichte rings ſchimmerte Luft und Au,
Und aus der Ferne grüßte geliebter Berge Sehnſuchtsblau.

An einem Abend traten wir in den hohen Wald,
Herr Hartmut machte unter blühenden Bäumen Halt.
Er ſprach: nun ruht ihr Herren, nun wirds zu Ende ſein —
Ehe wieder Nacht geworden wir treten in die Herberg' ein.

Mir wollte Schlaf nicht kommen, im Buſch die Nachtigall,
Das Rauſchen durch die Stille gab mir zu ſüßen Schall.
Ich ſah den Morgen dämmern, ein kühler Morgenhauch
Fuhr durch die dunklen Bäume. Leis regte ſich ſchon der Strauch..

Am Berg begann ein Leuchten. Ein langer, glüher Stral
Wies mit den roſigen Fingern wie fragend auf unſer Tal.
Der Himmel aber ſchaute mildlächelnd auf das Feld:
‚Was greifſt Du nach den Waffen Du arge, Du böſe Welt?'

Um ſeine Lieben baut er Burgen von lichtem Stein,
Und innen läßt er ſie ſchlummern in ſeiner Liebe ein.
Kein Blick, kein Ton ſoll fallen in dieſen Frieden mehr,
Drum webt er um die Hallen dicht eine Dornenhecke her.

Der König sprach: ‚Ihr Ritter, nun ist es an der Zeit;
Und haltet Euch in Waffen und in Gewanden bereit.
Dieß Reiten durch das Grüne, das muß mich baß erfreun —
Beim Himmel! die Brautreise die soll mich nimmer gereun!'

Steckt Zweige an die Helme, frischgrünen Eichensproß;
Den Pferden laßt die Zügel, meine Freude ist groß.
Könnt' ich nun niederligen in diesem grünen Strauch,
Und Becher kreißen lassen — das wär mir eben rechter Brauch.

Doch heut darf ich nicht rasten, es muß zu Hofe gehn!
Die schöne Rosalinde will ich noch heute sehn.
Man sagt: in allen Landen soll keine schöner sein —
Du schöne, Du liebe, Du weiße Rose von dem Rhein!'

Und weiter in der Waldung, durch dichtverzweigtes Grün,
Hört' man die Waffen klingen, sah man die Helme glühn.
Er aber lenkte eilig voran sein Rößlein stolz: —
‚Wann wird sich denn nun endlich lichten dieses dunkle Holz?'

Wir zogen bis gen Abend; doch zeigte uns kein Pfad,
Wie sonst an Fürstensitzen, wir seien dem Schloße genaht.
Nur wildverwachsner Hagen; ödes, dunkles Schweigen,
Kaum daß man einen Vogel sah flattern in den Zweigen.

Knorrige Aeste legten sich finster in den Weg.
Ellenhohe Farren versperrten uns den Steg.
Kein Quellenguß im Busche, nur grünlich sickernder Sumpf.
Und Frosch und Unke kauernd auf abgefaultem Eichenstumpf.

‚Das will mich Wunder nehmen,‘ so hob Herr Hartmut an;
‚Hier ruht es schwül und düster, als wie vom Zauberbann.
Die Bäume duften Moder, die Sträuche rauschen Tod‘ —
Bahn durchs Gestrüpp zu brechen den Knechten er da gebot.

Da war es Nacht geworden, das Dunkel brach herein,
Nebelduftig webte ums Holz der Mondenschein.
‚Nun, mein ich, müßt es kommen . . . hier sprang die Quelle frisch . . .
Hier standen grüne Lauben . . . ‚hier duftete Rosengebüsch . . .

Und hier . . . . .‘ ha! — schwarz und schaurig lag‘s vor uns, riesengroß.
Wo wieherten die Pferde? Wo waren Leute und Schloß?
—Kein Hall aus allen Fernen . . . wir standen wie zerschlagen . . .
Verschwunden und vergeßen . . . und rings ein dichter Dornenhagen.

Recht ineinand gewachsen, als wären‘s dürre Hände,
Die ineinander ruhten. Man schaute nicht das Ende.
Von allen Seiten Dornen, dazwischen dunkler Duft;
Die hohen, dunklen Aeste ragten zackig in die Luft.

Und weiter ſtanden Tannen; die Zweige ſtrickten wirr,
Spinnweb von Aſt zu Aſte . . . die Reiſer hiengen dürr.
Tannzapfen lagen am Boden, . . . Nadeln alt und braun . . .
Modrige Stämme . . . Kein Vogel zu hören oder zu ſchaun.

— Das war vor langen Jahren der ſtolze Königsbau!
Nun flogen Mondesſchatten über das tote Grau.
Uns aber faßte ein Schauer, Beides, Mann und Roß,
Da uns dieſes Waldes Zauber dunkel umſchloß.

Der König rief: „Nun vorwerts in dieſe Dornenburg —
Ihr Herrn, haut mit dem Schwerte Euch zu dem Schloße durch.
Herberg wolln wir gewinnen nach ſo viel Qual und Not,
Die Holde muß ich minnen friſchlebendig oder tot!“

Da war ein ſtolzer Degen, der war Ludwig genannt.
Mit ſeinem Speere war er in die Dornen gerannt.
Mit eitel Dornen fechten, dem Helden winzig ſcheint —
Wie ward ſein junges Leben hernach noch bitter beweint.

In Dornen blieb hängen dieß edle Fürſtenkind.
Da gedachten ihn zu rächen die Hartmuts Mannen ſind.
— In ſelber Nacht erſtarben noch andrer Ritter vier:
Hagen, Ortwein, Irnfried, Gere, — des Rittertums Zier.

Herr Hartmut wollte ziehen — da sprach das Ingesind:
Nun willst Du uns verlaßen? Wie haben wir das verdient!
O zieh nicht in das Grausen — führ uns hinweg vom Rhein;
In Dänemark woll'n wir wieder bei unsren lieben Freunden sein!

— Sein Rößlein wandt er schweigend; wir zogen in den Wald,
Und harrten auf den Morgen. Grau dämmerte es bald.
Da sahn wir eine Klause, als lichter ward der Hag,
Der Klausner im Gebete an der Schwelle lag.

Der gab ihm trübe Kunde: „Zehn Jahre sind es bald,
Daß sich um Schloß und Leute webt dieser Dornenwald.
Von außen rankt es düster, undurchdringlich dicht,
Doch innen soll es schlummern, herrlich, morgenfrisch und licht.

Da soll ein König leben, Sigfried ist er genannt,
— Der Zauber muß entweichen vor seiner mächtigen Hand.
Wenn er naht wird sichs lichten, wirds frisch und freudig wehn,
Was jüngst noch lag im Traume wird groß und prächtig auferstehn.

So geht die Sag im Lande. Ich aber wohne hier
Schon einsam lange Jahre in diesem wüsten Revier.
Oft sah ich Fürsten reiten, hochgeborne Herrn . . .
Doch ach! in finstern Dornen erlosch so mancher helle Stern!

Die Holde zu gewinnen ſchon mancher Ritter kam;
Die edle Jungfrau minnen, das brachte Vielen Gram.
Wo Einer in den Hagen führt einen geſchwinden Schlag:
Gleich fliegt die Axt vom Stile, wo nicht das Eiſen ſelber brach.

Ihr Streiten will nichts frommen, ſie leiden grimmen Tod;
Erſt muß der Eine kommen, ſonſt iſt es eitel Not.
Der Eine, der die Loſung der Liebe in ſich trägt,
Davor ſich dieſe Erde und auch der Himmel bewegt.'

‚Der Eine? — Nun ſie ſchlafe bis an den jüngſten Tag,
Sammt ihren Mannen und Leuten, in dieſem wilden Hag.
Der Eine der muß ſterben — und nun hinweg vom Rhein.
Gute Nacht, mein Dornenröschen, — das wird ein langer Schlummer ſein!'

Und nun — nun auf Herr Sigfried; es iſt die höchſte Zeit,
Die Stunde drängt und draußen iſt Alles ſchon bereit.
Genug der eitlen Worte! Hinaus zu friſcher Tat,
Euch ſprieße hell und golden der Zukunft wogende Saat!"

„O könnt ich tun zur Stunde Euch, edler Volker, gleich!
So lohne Euer Dulden Euch Gott vom Himmel reich.
Doch warum Dulden? — Fahret mit mir hinauf zum Rhein . . ."
Da ſtand Volker in Schmerzen. Er ſprach nicht Ja, er ſprach nicht Nein.

Sie reichten ſich die Hände, ſie ſahn ſich ſchweigend an —
Eine Träne rann — da wurde die Türe aufgetan.
In Volkers Mantel ſah man ihn durch die Spalte ſchreiten —
Ein letzter Blick — verſchwunden! — Gott möge ihn geleiten.

Und als der Morgen finſter mit Regen und kühlem Zug
Wie eine Mahnung an den weitoffnen Kerker ſchlug,
Da trat ein ſtolzer Degen vor König Hartmut hin:
„Herr König heißt mich reden! Trüb iſt mir zu Sinn!

Ihr ſandtet mich hinunter mit einem böſen Wort —
Nun ſind die Pforten offen . . . König Sigfried iſt fort.
Heute Nacht iſt er gegangen, wol iſt er jetzt ſchon weit —
Schon zieht er nach dem Rheine — und ich, ich habe ihn befreit!

O wollet mich nicht fragen — noch ſchüttert mir die Bruſt,
Ich kann es Euch nicht ſagen, — ich habe ja gemußt!
Treulos bin ich geweſen, nun aber ſteh ich hier —
Nach Euerem großen Zorne, Herr König verfahret mit mir!“

In Sigfrieds Kerker hieß man den armen Ritter bringen,
Händ und Füße ſchloß man ihm da mit eiſernen Ringen.
In Ketten lagen die Arme — ſo ſaß der arme Mann.
Was der an jenem Tage großer Schmerzen gewann!

Vor die Türen Riegel ſchob man mit Gewalt.
Vermauern und verſtopfen hieß man jeden Spalt.
Herr Hartmut in ſeinem Zorne — der war groß genug!
Ein bitterliches Haßen dem Ritter Volker da trug.

Aufſitzen Boten hieß er und reiten in das Land ....
Herr Sigfried aber hatte ſich tief ins Holz gewandt.
Er ſchritt auf fernen Wegen; von allen Menſchen weit
Umrauſcht ihn Gottes Segen im Hauch der Waldeseinſamkeit.

„Nun wol mir" rief er frölich, „daß dieſen Tag ich ſah —
O ſüßer Gottesfrieden, wie biſt du nun mir nah!
Du ſtehſt wie eine Blume in dieſem kühlen Grund —
In dieſem Waldheiligtume wie werd ich ſtark und geſund!"

Die hohen Eichen rauſchten, der Wald lag frühlingsgrün;
Einen Vogel hört' er ſingen, die Sonne ſah er glühn.
Stolze Hirſche giengen, das Reh im Buſche lag —
Goldfarbne Schmetterlinge ſpielten im ſonnigen Tag.

Wie ſtill in allen Läubern — nur ſelten ein kühler Zug;
Zuweilen die Amſel lockte, oder der Zinke ſchlug.
In dieſer tiefen Wildnis wie ſchimmerte lichter Glaſt —
Von einer Linde brach er ſich einen ſchlanken Blütenaſt.

In ſtolzem Mut durchs Grüne fuhr der kühne Mann.
Was der in ſeinen Gedanken auf hohe Taten ſann!
„Wol freut mich dieſe Reiſe bei Duft und Sonnenſchein —
Bald grüß ich Euch, Heimatberge! Bald rauſchſt du mir, mein grüner Rhein!

O Rhein, auf Deinen Hügeln ſtehn Burgen und Schlöſſer ſchön;
In deinen Fluten ſpiegeln ſich Tal und Rebenhöhn.
Und hier, in dieſer Ferne, o Süden denk ich Dein, —
Dann faßt mich tiefes Sehnen, ſo mild und duftig wie Dein Wein!“

An einem kühlen Brunnen, tiefgrün bis in den Grund,
Saß er im Graſe nieder, auf Blumen rot und bunt.
Die Sonne ſank ins Grüne; — da ward es ſtill im Hag.
So ſchlummerte der Kühne bis an den lichten Tag.

Da zog er rüſtig weiter; die Sonne kam und gieng.
Als wie mit Zauberfeſſeln ihn dunkler Wald umfieng.
Und wieder kam die Sonne — doch grüne Wildnis lag
In unermeßner Weite. Er zog bis an den dritten Tag.

Da ward ihm weh zu Mute. Selten genoß er Speiſe.
Wie mußte der Held, der gute, beklagen dieſe Reiſe!
Er ſchwankte ſchwach und müde durch das Gehölze dicht;
Wie Geiſterarme ſchlugen die langen Zweig' ihm ins Geſicht.

Am dritten Abend ſetzt er ſich nieder auf den Stein;
Ihm war ſo weh, er meinte, das müße ſein Ende ſein.
Er konnte ſich nicht erheben, ... er fühlte ſich ſo gedrückt —
Sein ganzes, junges Leben war wie vom Winde abgeknickt.

„O reicher Gott vom Himmel, nimm mich in deinen Schoß.
Meine Augen wollen brechen, meine Schwere iſt groß.
Getröſte Deine Lieben!“ — Er lehnte ſich an den Baum,
Es dämmerte ... die Wimper fiel da ihm nieder wie zum Traum.

Und dürft ich Eins hier bitten, ich ſpräche: Süße Fraun,
Nun müßt Ihr Hände falten und fromm gen Himmel ſchaun.
Ihr Lieblichen, Ihr Reinen — o bittet ſehnſuchtsvoll,
Daß Gott dem werten Ritter ſeinen Engel ſenden woll'.

O Engel mit weißen Flügeln, mit Antlitz klar und lind,
Komm von den ſeligen Hügeln und ſchütze Dein armes Kind.
Stumm ligt es an der Klippe, und unten lockt es wild..
Den Finger an der Lippe, ſo ſtehſt Du licht und engelmild.

In allen böſen Stunden habt Ihr ihn ſchon geſehn;
Lächelnd ... winkend ... verſchwunden, fern rauſchend wie Morgenwehn.
Ihr aber ſteht in Tränen, — Ihr ſaht den Himmel winken:
Weh, dreimal wehe denen, die dann in Nacht verſinken!

Herr Sigfried lag in Schlummer. Weiß nicht, wie lang er lag.
Ihn weckte nicht Waldesrauſchen, nicht früher Vögel Schlag.
Da war kein Baum zu ſehen . . . er ſaß nicht auf dem Stein,
Wo er doch eingeſchlummert in ſeines Herzens bittrer Pein.

Denn als aus tiefem Schlafe der Degen aufgewacht,
Wie ſah er da mit Wonne in eine Wunderpracht!
Auf reichem Bette lag er, wie's ſtolzen Königen paßt,
Nichts Beßeres mochte wünſchen ſich da der herrliche Gaſt.

Goldne Stühle ſtanden rings an der ſchimmernden Wand,
Lichtbraun ſchienen die Tiſche, wie Silber glitzte der Sand.
Von bunter Seide Tücher an weiten Fenſtern hiengen,
Man ſah nur ſelten Stralen in dieſes duſtige Dunkel dringen.

In hellgoldnen Kannen ſtand der Morgenwein,
Daneben Trinkgeſchirre, die konnten nicht edler ſein.
So ſtill war dieſe Kammer! einen Laut man nur vernahm,
Wenn ferne aus dem Walde ein Fliſtern herüberkam.

Herr Sigfried fand am Bette viel wunderrollen Staat —
Wer ihn dahergetragen, des pflog er nicht lange Rat.
Aus einer hellen Kanne ſchenkte er ſprudelnd ein,
Und trank in vollen Zügen bei Sommerluft und Sonnenſchein.

Die Seide von den Fenſtern an Stangen er da ſchob;
Aus einem tiefen Talgrund das reiche Schloß ſich hob.
Sonnenheller Hochwald umrauſcht' es fern und nah,
Und oben am Himmel fahren man lichte Frühlingswolken ſah.

Da ließ er ſeine Blicke wonneſam hinſchweben,
Als wie in Traumesdunkel lag all ſein vorges Leben.
Er konnte ſich nicht beſinnen, wie in dieß Tal er fand,
Und wie von dieſen Zinnen er niederſchaute in das Land.

Ein Hauch aus vorigen Zeiten fuhr nur durch ſeinen Sinn,
Wie Frühlingswolken gleiten, ſo zogs an ihm dahin.
Wie langſam Tropfen fallen, wenns abgeregnet hat,
So hörte er's noch ſchallen aus weiter Ferne dumpf und matt.

Er ſprach: „Ich möchte wißen, was mit mir werden ſoll!
Es webt an dieſer Stätte ſtill und geheimnisvoll.
Mir klingt es bald wie Fliſtern, und bald wie heller Braus,
Ich ſchreite wie im Düſtern" ... da trat er durch die Tür hinaus.

Er ſchritt durch lange Gänge, durch Säle hoch und weit.
Die Tritte hallten wieder in dieſer Einſamkeit.
An Wänden hieng Gold und Seide, hell ſah man Steine ſchimmern
Und lange Sonnenlichter ſich brechen in bunten Flimmern.

Auf Erden hatt' er nimmer noch ſolche Pracht erblickt:
Es war als hätten Feen dieſe Tapeten geſtickt,
Es war, als hätten Elfen die ſeidnen Decken gewebt,
Als würde er von Geiſtern leicht und luftig umſchwebt.

Doch Menſchen ſah er Keinen, ſo weit er immer ſchritt.
Einſam gieng an den Wänden ſein eigner Schatten mit.
Er wagt' es nicht zu rufen — oftmals er ſtille ſtand,
Bis daß auf Marmorſtufen er nieder in das Grüne fand.

Ein Hauch wie friſcher Waldduft ihm kühl entgegengieng;
Bald kam er ſo zum Walde, der dämmernd ihn umfieng
Mit goldiggrünen Zweigen, mit Blüten wundervoll,
Und ſehnſuchtwildem Liede, das durch die Morgenſtille ſcholl.

In ſolche grüne Märchen — das mußte er geſtehn,
In ſolche Pracht von Blüten hatt' er noch nie geſehn.
Die Bäume leuchteten dunkel, wie grüner Edelſtein,
Und winkten mit roſigen Fingern: o komme, Du ſollſt bei uns ſein.

Der Blüten tiefe Kelche in Sehnſucht ſtanden da,
Die grüne Nacht von Oben verlangend niederſah.
Die duftge Mär von Lieben, von ihrer Wonne und Pein
Hatte hineingeſchrieben mit goldner Schrift der Sonnenſchein.

Mit trunknen Blumenaugen grüßt' ihn der ſtille Grund ;
Die Vögel machten ihm leiſe ein ſüßes Geheimnis kund.
Die Winde ſprachen mit Fliſtern, die Düfte wehten ihn an,
Mit Plätſchern tief und laulich der Quell durch die Büſche rann.

Ein Vogel ſang : „Nun ruhig o Blume, nun ſtille Baum !
Stell ein Dein Plätſchern Bächlein — die Königin liegt im Traum."
Herr Sigfried hörts verwundert — es wird ihm heimlich bang —
Er will ſichs nicht geſtehen... ſchon feßelt ihn der ſüße Drang.

Eine Holde ſieht er ſchlummern an einer ſchattigen Linde.
Es duftet die Lindenblüte, die Blätter rauſchen im Winde
In Blumen lag ihr Köpfchen, gelehnt an die weiße Hand,
Um ihre zarten Glieder ſchmiegte ſich duftiges Gewand.

An ihrem Buſen blühte eine Roſe dunkelrot,
Die aus dem grünen Kelche wie Feuer der Liebe loht'.
Die langen Haare lagen ins grüne Gras hinein,
Auf ihrer Wange glühte lieblicher Farbe Schein.

Die Augen leicht geſchloßen, ein Lächeln um den Mund ..
Einen Traum auf ihrer Stirne, duftig und blumenbunt —
Sie war wie eine Elfe, zart, aus der Maßen fein ..
Herr Sigfried ſtand von ferne und hielt den Atem ängſtlich ein.

An hochgebornen Seelen hat Böſes ſelten Macht.
Sie harren auf den Morgen in ſternenloſer Nacht.
Sie ringen gottgeduldig, ſie lächeln noch im Tod,
Wenn über ihren Häubtern aufglimmt das ewge Morgenrot.

Ihr Glauben ſtolz und kräftig in ungemeßner Qual,
Wie leicht kann der zerrinnen an einem warmen Stral.
An einem ſtillen Lächeln, an einem roten Mund,
Schon manches Helden Seele wurde zum Tode wund.

O ſüße Qual zu ſterben von ſchöner Augen Schein,
An einem weißen Buſen, in Armen klar und rein!
In Sehnen zu ihren Füßen minnig zu vergehn,
Um an dem Herzen der Süßen gleichwie ein Engel auferſtehn!

Wo ſchöne Frauen weilen, weht es wie Sommerluft,
Um ihre herrlichen Glieder webt Lilien- und Roſenduft.
In ihren Augen der Himmel — auf ihren Lippen der Tod . . .
Du nahſt . . . ſchon ſchwankſt Du trunken in ſehnender Minne Not.

So hoch der blaue Himmel, ſo tief die Hölle iſt:
So unermeßen iſt auch ein Frauenherz, das wißt.
Ich weiß wol, daß die Liebe ein wunderbares Walten . . .
Doch wer ein Herz gefunden — ſoll voller Glauben an ihm halten.

Herr Sigfried ſtand von ferne. Der Sonne heitres Licht
Beſtralte mit leiſem Zittern der Lieblichen Geſicht.
Der Buſen wogte prächtig, die Lippe lächelte mild,
Und ringsum blühten die Blumen . . . es war ein wunderſchönes Bild.

Da regt' ein Wind die Bäume — die Halme bogen ſich nieder,
Da blitzten dunkle Augen, da hoben ſich weiße Glieder . . .
Da rauſchte der Buſch — der Ritter an ſeinem Baume ſtand,
Bis in den grünen Zweigen ihr lichtweißes Kleid verſchwand.

Die Roſe lag am Boden; er nahm, wie unbewußt,
Im Traum ſie auf und ſteckte ſie zitternd an die Bruſt.
Noch lag ein ſtilles Wunder um dieſen einſamen Ort.
Dann ſchritt er durch die Bäume in dunkelen Träumen fort.

Im Walde, in den Sälen — er findet ſie nicht mehr.
Er will ſichs nicht geſtehen, . . . doch wird das Herz ihm ſchwer.
„O könnte ich Dich doch einmal noch ſehen, Du ſüße Maid!“
So mochte er wol denken in ſeiner Sehnſucht ſtillem Leid.

Aus einem Fenſter ſah er hinunter in das Land,
Bis wo ſich blau die Berge dehnten am Himmelsrand.
Licht ſchien die Frühlingsſonne, in Glanz lag all das Feld;
Da war es ihm, als feßle ihn eine Zauberwelt.

Zu eſſen und zu trinken auf reichen Tiſchen ſtand;
Von lichtem Sammte Polſter und ſeidne Kißen er fand.
Er ſahs mit eignen Augen, wie alles kam und gieng:
Doch ſah er keinen Knappen, der ihn mit liebem Gruß empfieng.

Einmal gieng er im Hofe. Da leuchtet' es von ferne,
Als wenn durch dunkle Bäume ſchimmern die Abendſterne.
Ein bleiches Kleid und buntes Geſteine allerhand,
Dazu eine reiche Krone hell blizte durch die grüne Wand.

Die Zweige ſacht zu biegen Herr Sigfried da begann.
... Da ſaß die ſchöne Jungfrau. Sie ſah ihn freundlich an:
„Willkommen, werter Degen, in meiner Einſamkeit!"
Er grüßte ſie mit Freude; da vergaß er alle ſein Leid.

Die liebe Traute ſitzen ſah er im grünen Reis;
Es wiegten ſich die Zweige, die Blätter fliſterten leis.
Die Vögel auf das Beſte anſtimmten fröliche Lieder;
Da gieng es ihm zu Herzen. Er ſetzte ſich zu ihr nieder.

Mit ſchwarzen Augen ſah ſie den edlen Ritter an.
Sie ſaß in heller Schönheit und war ſo wolgetan.
Ihr weißes Händchen ruhte neben dem ſtolzen Gaſt —
Er durfte es nicht wagen, ſonſt hätt er es wol angefaßt.

Wo eine Holde ſitzet an unſrer Seite nur,
Da wird Natur ein Wunder, und Wunder wird Natur. —
Edelknappen ſchweifen ſah er, und manchen Knecht;
Er konnt es nicht begreifen. Doch dünkt' ihn Alles ſchön und recht.

Sie ſprach: „Ihr dürft hier bleiben, ſo lang Ihr mögt und wollt!"
Wie ward er da der Schönen aus ganzem Herzen hold!
„Vielede, Eure Treue iſt aus der Maßen groß —
So gönnt mir Eure Nähe." — Sie ſah errötend in den Schoß.

Nun wohnt' er auf dem Schloße und lebt' in hohen Ehren,
Wie Könige, mächtig und edel, nur konnten je begehren.
Er mochte niemals denken zu laßen dieſen Ort;
Doch zog es ihn in Träumen und ſtillen Stunden oftmals fort. —

Ich kann Euch nicht beſcheiden wie das Wunder geſchah.
Er mußt es eben leiden; — ein Zauber hielt ihn da.
Wie fremde Sprachen klang ihm das Mahnen ferner Zeit.
So ſaß er in dem Schloße in grüner Waldeinſamkeit.

Im Mittagsſonnenſcheine ruht ſichs im Kühlen gut,
Wenn über die grünen Blätter hinrinnt die goldne Flut.
Wie von der Sonne trunken ſchaukeln ſich die Ranken,
Und in der Haide glänzend Blumen und Dolden ſchwanken.

Er ſaß an ihrer Seite in einem grünen Laub;
Da ward ſein Herz in Wahrheit erſt ſüßer Sorgen Raub.
Sie leuchtete ſo minnig in ihrem weißen Kleid;
Da gieng es ihm zu Herzen, wie hold und lieblich ſei die Maid.

Auf reichen Tiſchen glühte in goldnen Kannen Wein.
Die Pagen ſchweiften ferne; er ſaß mit ihr allein.
Seine Arme legt' er zitternd um ihren ſchlanken Leib:
Da lag in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen das Weib.

Nun kann ich Euch nicht ſagen, wie ihm da geſchah —
In ſehnendem Entzücken empor zu ihm ſie ſah.
Sie lag an ſeinem Herzen . . . er faßte ihre Hand . . .
Ins Zauberlicht der Liebe Beides, Luſt und Leid, ihm ſchwand.

Sie füllte den goldnen Becher und nahm ihn in die Hand.
Das ſtille Fluten legte ſich an den goldnen Rand.
Uralte Märchen winkten mit Schimmern aus dem Grund . .
Ihre Augen minnig blinkten, ſie öffnete den roten Mund:

Im heißen Mittagssonnenschein,
Wenns glänzend auf der Haide ligt,
Wenn nur die Lerche einsam fliegt,
In Blumen an dem Bergesrain
Sich Biene oder Käfer wiegt:
Dann steht der Wald wie ein Palast;
Licht funkelt dann der grüne Glast.
Kein Hauch bewegt die grünen Gipfel,
Still träumt es über alle Wipfel,
Verschwiegen ruhet Ast in Ast.
Die Eichen ragen schlank und groß,
Wie Türme aus dem grünen Schloß.
Am Rand die Birken sind die Zinnen,
Durch Waldeslichtung schaut der Saal,
Die hohe Halle glänzt zu Tal —
Und, o wie lauschig ists da drinnen!
Am Boden ligt der grüne Sammt
Drin manche edle Blume flammt;

Die Wände ſind von Seide bunt,
Mit Blumen hell auf grünem Grund.
Waldroſen durch die Zweige nicken,
Derweil am Rande Thymian,
Waldlilie und Löwenzahn
Das Grün mit lichten Farben ſticken.
Wie Candelaber ſtehn die Dolden
Im Mittagsſonnenſtrale golden,
Kein Vogel ſingt — 's iſt Alles ſtumm
In dieſem grünen Heiligtum.

Nur leiſes Rauſchen je und je,
Als zög es durch die grünen Loden,
Als ob ein ſchwaches Säuſeln geh
Durchs Buſchwerk, übern Raſenboden.
Ihr meint, es ſei der Windeshauch,
Der leiſe Halm und Blume regt,
Der heimlich wehte durch den Strauch
Und ſich am Baume ſchlafen legt . . .
Ich aber will es Dir vertrauen
Und bald ſollſt du es ſelber ſchauen:
Es ſind der Geiſter luſtge Haufen,
Die dienſtbar durch die Büſche laufen;
Geſtalten klein und wunderbar,

Mit buntem Aug und grünem Haar.
Das iſt ein Regen, iſt ein Schweifen,
Die Blätter wie im Wind ſich neigen,
Wenn ihre Füßchen drüber ſchleifen.
Am Baum hinauf — in allen Zweigen,
Am Boden hin, durch Gras und Moos,
Bis in der Erde dunklen Schoß
Schlingt ſich der wunderſame Reigen.

Und ruhig recht in Waldesdunkel,
Wo alle Wunder einſam blühn,
Wo leuchtend nur im dichten Grün
Still brennt des Sonnenlichts Karfunkel:
Da ſitzt Waldmeiſter auf dem Thron,
Im grünen Haar die Silberkron.

Er iſt des Waldes Herr und Meiſter,
Ihm dient, was hier im Grünen lebt,
Was fliegt und flattert, ſpringt und ſchwebt,
Was blüht und duftet, rankt und webt,
Der Bäume und der Blumen Geiſter.
Und all des Waldes grüne Luſt,
Das helle Lied aus blauer Luft,
Den friſchen Hauch, den ſüßen Duft,
Trägt er geheim in ſeiner Bruſt.

Was ſich der Wald zu ſchaffen mühte,
Das kommt in ihm erſt recht zur Blüte:
Der Frieden, inniglich und ſtill,
Der nur im Grünen träumen will;
Und in der Blätter leiſes Rauſchen
Voll tiefer Seligkeit will lauſchen.
Der von der Vögel ſüßen Kehlen
Sich Waldesmärchen läßt erzählen;
Der in der Zweige leiſem Nicken,
Und in dem angewehten Ried,
Geliebtes Angeſicht ſieht nicken,
Und ſchöne Augen grüßen ſieht.

O Waldesrauſchen, voll und tief,
Wie greifſt Du mächtig an das Herz;
Wie weckſt Du leiſe alten Schmerz,
Der hoffnungslos da drinnen ſchlief!
Und doch — wie heilt Dein friſcher Hauch,
Was ſonſt die Welt nicht heilen kann —
O Wald, mit Deinem dunklen Aug,
Wie ſiehſt Du mich ſo herzig an!
O Waldesdunkel, Waldesblühn —
In Dir wird Alles friſch und grün.
Es rauſcht der Baum, die Quelle ſpringt,

Der Käfer ſchwirrt, der Vogel ſingt . . .
O Waldesruhe, Waldesluſt,
So rauſch und blüh in meiner Bruſt!

Da tritt an einem Tage auch
Ein ſüßes Mägdlein in den Wald.
Sie ſitzt allein . . . ein Erlenſtrauch
Umfängt die minnige Geſtalt.
Das kleine Herzchen war ſo voll,
Das blaue Auge überquoll;
Im weißen Händchen lag das Haubt,
Umfallen reich von braunen Flechten,
Von grünen Blättern kühl umlaubt.
Ihr feuchtes Aug ſah himmelan,
Als woll es mit dem Himmel rechten:
„O Du, dem ich ſo warm geglaubt,
Wie haſt Du mirs nun angetan!
Einſam und elend ſitz ich hier,
Kann kaum des Jammers Tiefe faßen . . .
Von Allem, was mir lieb, verlaßen,
Verlaßen, Himmel, ſelbſt von Dir!
Ich lebte nur für Dich hienieden,
Ich dachte Deiner, Tag und Nacht —
O Gott, haſt Du nun Kraft und Macht,

So gib mir Troſt, ſo gib mir Frieden!"
Waldmeiſter ſaß auf ſeinem Thron,
Im grünen Haar die Silberkron;
Die Linde war ſein Baldachin,
Und heiß die Mittagsſonne ſchien.
Die Ritter ſeines Reiches ſtanden
Um ihn in ſchimmernden Gewanden:
Die Erdbeer mit dem breiten Kragen
Und mit dem purpurroten Helme;
Kronsbeeren dann, die kleinen Schelme,
Die ſtolz das dünne Köpfchen tragen;
Zierlich gebaut die Heidelbeer,
Den Kopf von Wein nur etwas ſchwer . . .
Waldmeiſter ſah das Mägdlein lehnen,
Er ſah in ihrem ſchönen Aug
Des Schmerzes halb verſtohlne Tränen . .

Und horch! — da geht ein leiſer Hauch,
Und legt ſich an des Mägdleins Ohren:
„O kehre nimmermehr zurück,
Im Walde blüht des Herzens Glück!
So! . . . ſchließ die Aeugelein, die müden,
Bald kommt Dir Ruhe, Troſt und Frieden . . .
O denk', daß Du ihn nie verloren!"

Da ſenkt ſich auf ſie wie ein Traum —
Wie leiſe rauſcht der grüne Baum!
Die Aeſte gehen auf und nieder
Und murmeln heimlich Schlummerlieder;
Indeß, wie ferner Zeiten Mahnen,
An ihrem Traum vorüberweht
Der Bach, der ſeine ſtillen Bahnen
Durch ferne, dunkle Büſche geht.

Und wie ſie ruht, ſo grün umlaubt,
Da tritt vor ſie ein hoher Mann,
Die Silberkrone auf dem Haubt,
Und ſieht ſie voller Milde an.
„Willkommen, Kind, in meiner Stille,
Du ſollſt nun ewig bei mir ſein;
Ich will Dir ewge Jugend leihn,
Daß ewig Duft und Sonnenſchein
Dein ſchönes, junges Herz erfülle.
Im Wald ſollſt du nun ewig wohnen,
Hier, unter hoher Bäume Kronen,
Und Königin des Waldes ſein.
Dein Lob ſoll ewig hier erſchallen,
Der Wind durch Zweige ſoll es wehn;

In tauſend Blumen ſoll es ſtehn,
Die all Dir blühen zu Gefallen.
Und wenn Du trittſt in Morgenſchöne
In Deiner Bäume dunklen Gang,
Dann ſollen Dich der Liebe Töne
Umfangen leis wie Feierklang.
Ausruhen ſollſt Du mir am Herzen,
Von fremden Augen unbelauſcht,
Wo über uns im Grünen rauſcht
Die Harmonie gelöſter Schmerzen.
O komm ans Herz — ich will Dich halten,
Wie man das Allerliebſte hält —
Du trittſt in eine Zauberwelt . . .
Nun laß die Liebe ruhig walten!"

Da hebt er einen Goldpokal
Aus ſeines Mantels Purpurfalten,
Und fängt darin der Sonne Strahl. —
Und ſieh! wie ſtrahlt der blanke Wein
An dieſer Sonne lichtem Schein!
Sieh! auf und nieder ſteigen Funken,
Wie Funken jener ſchönen Glut,
Die ſehnſuchtsvoll in dieſe Flut
Vom Himmel iſt hinabgeſunken.

Und ſüßer Maienkräuterduft
Weht aus dem Becher in die Luft . . .

Ihr kennt das Kraut! — an ſchönen Tagen
Habt Ihr es ſelber ſchon gepflückt;
Ihr wart allein im grünen Hagen, . . .
Ihr habt Euch tauſendmal gebückt,
Und heimlich in das Aug geblickt.

Und ſpäter, an des Waldes Saume,
Habt Ihr im grünen Moos geruht . . . .
Die Sonne ſank — halb wie im Traume
Habt Ihr genippt die ſüße Flut.

O ſchöne Zeit! — — doch ſie iſt ferne.
Wer hemmt der Tage dunklen Lauf?
— Ein neuer Himmel gieng mir auf,
Und neue Sonnen, neue Sterne!

* * *

Sie führt den Becher an den Mund
Und trinkt verlangend bis zum Grund.
Warm rinnt es ihr durch alle Glieder,
Die Nebel ſinken wallend nieder;

Und aus des Zweifels langer Nacht,
Kehrt ihr der Jugend Frieden wieder.
Die Sonne steigt in voller Pracht —
Gefallen sind die letzten Schranken . . .
Sie sieht das Ewge sonder Wanken . . .
Sie jubelt freudig . . . und erwacht!

Und in des Waldes tiefem Grunde,
Umrauscht von luftger Geister Schwarm,
Da ruht sie in Waldmeisters Arm,
An seinem Herzen, seinem Munde.
In Haideroſen ruht das Haubt,
Von Blättern schattig eingefaßt:
Und eben ragt ein Lindenaſt,
Der still das Lager überlaubt.
Wollt Ihr zu ihrem Walde gehn —
Er ligt an meines Berges Rand,
Und iſt der Neuehau genannt! —
So muß es um den Mittag sein.
Im heißen Mittagssonnenschein,
Wenns glänzend auf der Haide ligt,
Wenn nur die Lerche einsam fliegt,
In Blumen an dem Bergesrain

Sich Biene oder Käfer wiegt:
Dann könnt Ihr ſie noch manchmal ſehn.
Ihr blaues Auge ſieht Euch an,
Ihr goldnes Haar weht in die Luft,
Und wenn ihr ſüßer Mund Euch ruft,
Dann iſt es ſicherlich getan! —
Ihr ſeht ſie manchmal flüchtig ſchweifen,
An Euch vorbei .... Ihr ſchaut Euch um ...
Im Buſche wehn die letzten Streifen ....
Die Sonne ſcheint ... 's iſt Alles ſtumm.

Sonnenglut,
Rebenblut,
Waldesluft,
Kräuterduft,
Himmelblau,
Glanz der Au,
Lied im Hag,
Lerchenſchlag,
Liebesluſt,
Liebespein ....
Alles, was freuet die Menſchenbruſt,
Rafft' ich zuſammen.
Schlürfe den goldnen Wein,
Trinke die köſtlichen Flammen.

Sie ſchwieg. Mit ſüßem Lächeln im Grünen ſtand ſie da,
Mit wunderſamer Milde ſie ihm ins Auge ſah.
Sie reichte ihm den Becher — er nahm ihn in die Hand,
Er ſchaut' ſie an mit Tränen . . und goß ihn zitternd in den Sand.

Da ſah ſie dunklen Auges den edlen Ritter an.
„Wer hat Dir das geraten, Du fremder, ſtolzer Mann?“
Auf ihren Wangen lag es wie dunkles Abendrot . . .
Sie ſchwand durchs Grüne, ohne daß ſie dem Ritter Abſchied bot.

Noch wehten leis die Zweige. Er aber war allein,
Und ſah in tiefer Sehnſucht weit in das Land hinein.
„Mein Lieben und mein Leben, es ligt in Deiner Hand . . .
Wer hat Dir das gegeben?“ — Im Auge ihm die Träne ſtand.

Eine Wolke ſah er fahren. Er ſprach: „Du wanderſt nun
Ins ferne Land; ich aber muß hier in Schmerzen ruhn.“
Sie zog an ihm vorüber, die Träne niederfloß. —
Er gieng in tiefem Trauern durchs Grün hinunter zum Schloß.

Und wieder vergiengen Tage. Die liebliche Geſtalt
Erfüllte ſeine Sinne, er litt die ſüße Gewalt.
Nachts, wenn er ſich voll Schmerzen ins duftige Kißen ſchmiegte,
Sah er die Holde, die lächelnd ſich über dem Bette wiegte.

Und wenn er gieng in den Hallen, wo Säule bei Säule ſtand,
Dann ſah er Schleier wallen, dann rauſchte weißes Gewand.
Und wenn er ſaß im Walde, dann ſah er im grünen Dunkel
Glänzende Haare wehen, und ſtralender Augen Gefunkel.

Er konnte nicht widerſtehen. — Auf grünem Raſen am Bach
Sah er die Holde geben. Da wurde ſein Sehnen wach.
Da ſank vor ihr nieder der ritterliche Mann,
Umfaßte die ſchönen Glieder . . . die Holde ſah ihn lächelnd an.

Die Liebesflammen ſchlugen als wie ein Brand empor.
Seine Kraft brach aus den Augen, ſein Mut ſich ganz verlor.
— Sie ließ ihn zu ſich ſitzen; da brauſten ſeine Gedanken,
Vor ihrer Augen Blitzen all ſeine Zweifel verſanken.

So zwiſchen Tag und Abend, wenns ſchon im Walde ſchweigt,
Und über die Berge träumend das ferne Mondlicht ſteigt:
Das iſt die Zeit der Minne; das ſüße Verlangen wacht,
Aus Tau und Duft ſteigt dämmernd das Reich der Liebe in die Nacht.

Derweil nun eine Ammer im grünen Strauche ſchlug,
Und durch der Bäume Wipfel der Wind ſein Grüßen trug:
Saß er auf grünem Raſen, die Holde neben ihm.
Er ſchaute in die Wolken; ſein Buſen ſchlug ihm ungeſtüm.

Da hub er an zu reden: „Jetzt, wo die Sonne ſinkt,
Und mir aus allen Zweigen der Abend grüßend winkt,
Da klingt mir aus der Ferne ein Ton voll ſüßer Macht — —
Mein Herz bebt vor der Stimme — o wie das ruft ſo laut . . . ſo ſacht.

In dieſer ſpäten Stunde da wird mirs erſt bekannt,
Als ruhe vieler Edlen Geſchick in meiner Hand.
Als müße ich jetzt ziehen; als riefe michs hinaus, . . .
Und ruhe doch im Grünen an Eurer Seite aus.

Ich ruhe wie gefangen, und weiß nicht wie mir wird,
Da jetzt ein Hauch aus Süden durch dieſe Blätter ſchwirrt.
Ich höre deutlich rufen — ich höre jammern und klagen — —
O Vögel, leiht mir Schwingen, aus dieſem Wald mich zu tragen!"

Sie pflückte eine Roſe. Da wehte ſüßer Duft;
Die roten Blätter ließ ſie verfliegen in die Luft.
Sie ſah ihn an mit Augen voll dunkler Herrlichkeit,
Und faßte ſeine Hände. — Ihn feßelte die ſchöne Maid.

Sie ſprach: „Die Bäume rauſchen; es dunkelt tief und mild.
In weiches Säuſeln hat ſich der laute Tag geſtillt.
Ein Gruß von Abendfrieden geht durch die ſtille Welt,
Ein tröſtungsreiches Scheinen glänzt nieder von dem blauen Zelt."

Ihr ſüßes Köpfchen neigte ſie an des Ritters Bruſt;
Er fühlt' es halb mit Schrecken und halb mit dunkler Luſt.
Er konnte ſich nicht faßen, der Buſen klopfte laut —
Er konnte ſie nicht laßen, vor der es ihm doch heimlich graut.

„Ach könnt ich bei Dir weilen, — ich bliebe gerne, gerne . . .
Doch meine Gedanken eilen mit Wolken in die Ferne.
Ich sehe Sterne leuchten — ich sehe Blumen stehn . . .
Ich darf mich Dein nicht freuen . . . o laß mich, — laß mich gehn!"

Da floßen ihre Tränen. „Allein — jetzt noch allein?
In ungelöstem Sehnen ewig gefangen sein?
— Welkt Blumen auf der Haide, Du lichter Himmel brich!
In tiefem Weh' und Leide begrab' eine Welt und mich.

. . . . Nein, nein Du sollst nicht ziehen — komm recht an meine Brust,
Ich will Dich halten, Dir geben all, alle meine Lust.
Ich will in Dir vergehen, Dir opfern all mein Sein,
Ich knie vor Deine Füße: o laß mich nicht allein!

Da scheint vom Himmel nieder ein Stern, — ein goldner Stern.
Und horch! — es klingen Lieder aus tiefer, tiefer Fern . . .
Fest will ich Dich umfaßen, der kalt mich von sich trieb . . .
Ach, kann ich Dich denn laßen? — Ich habe Dich viel zu lieb!

Nun wart, mein Herzgeliebter, ich geh ins Kämmerlein,
Es ist für Dich bereitet — — in Sehnsucht harr ich Dein.
— — O Kämmerlein, wie dustig! Am Fenster steht die Nacht,
Ein ganzer Sternenhimmel getreu den stillen Ort bewacht.

In dichten, dunklen Falten von Seide, rot und grün,
Fängt ſich der Ampel Leuchten; viel lichte Steine glühn;
Rings webt ein kühler Frieden — im Liebeskämmerlein
Von aller Welt geſchieden biſt Du und ich allein.

Und draußen wehn die Bäume, und draußen rauſcht der Wind;
In tauſend ſüßen Träumen die Blumen entſchlummert ſind.
Die Welt ligt tief verſunken, ſie ruht bei Sternenpracht . . ."
Sie grüßte ihn liebetrunken. — Da ſchwand ſie durch die Sommernacht.

Er ſtand allein im Dunkel. Ihm war ſo ahnungsvoll,
Ihm war als ob ein Großes bald für ihn kommen ſoll'.
Da ſah er in die Sterne mit feuchtem Aug empor;
„Euch ruf ich! gebt mir wieder, was ich beſaß, was ich verlor.

Ach jetzt mit einem Male wird mir ſo kühl, ſo leicht!
Vor Eurem milden Strale die ſchwüle Nacht erbleicht.
O Sterne, ſeid Ihr Boten? — Euer Friedenswort ergeht —
Mir iſt wie einem Toten, der in das heitre Licht erſteht.

Und doch — ich bin gefangen, ich kann nicht fort von hier,
Der Liebe ſüß Verlangen erzählt mir nur von ihr.
Ich bin ihr ganz ergeben — es kann nicht anders ſein . . . ."
Er ſah ſich um, da ſtralte vom Schloß herab ein lichter Schein.

Durch leicht verhängte Fenſter, durch Seide, rot und grün,
Gieng in den ſtillen Abend der Ampel dunkles Glühn;
Gieng durch die grünen Bäume dem Ritter an das Herz,
Und ſprach: o ſäume, ſäume nicht mehr und laß den eitlen Schmerz.

Sie harrt. In Duftgewanden wie ſtralt ſie rein und klar!
Mit blühenden Guirlanden hat ſie durchwirkt das Haar.
Wie Roſen glühn die Wangen, wie Lilien der Buſen weiß —
Des Weibes Reize prangen und rufen aus der Tiefe leis.

Sie ruht auf reichen Kißen .... der weiße Buſen bebt.
Von roſigen Finſternißen iſt dämmernd ſie umwebt.
Sie ruht in Anmutfülle ... da liſcht der letzte Schein ...
Dunkle, tiefe Stille ... alleine mit ihr ... allein ....!

Da rief er: „Fort von hinnen, und wär' es in den Tod!
Die Adern heißer rinnen, — mich zwingt der Liebe Not.
Ich kann mich nicht mehr halten — es reißt mich fort von hier —
Die dunkelen Gewalten, die ziehn mich mächtig hin zu Dir!“

Er ſtand am Bergeerande — ein Nebel lag ringsum ...
Gewaltge Felſen ſtarrten — — und Wälder, ernſt und ſtumm.
Es gieng von Grund zu Grunde gewaltig in die Tiefe,
Ihm war in dieſer Stunde als ob es ihn hinunterriefe. ....

Die Luft erfüllt' ein Klingen, ein Glanz, wie Mondenſchein —
Zwölf Stimmen hört' er ſingen, — es klang ſo ſüß, ſo rein:
„Nun ringt in Deinem Buſen, daß es vollendet werde,
Der Glauben mit dem Zweifel, der Himmel mit der Erde!"

Da rief er aus in Tränen: „Mein Leben geht zu Scherben,
Meine Sterne gehen unter — mein Herz bricht — ich will ſterben."
— Er ſtand am Bergesrande . . . die Lüfte wehten ſo ſchwer . . .
Da ſprang er in die Tiefe und über ihm rauſchte das Nebelmeer.

Und wie er ſprang, da ſchlugen aus allen Felſen Flammen
Und über ſeinem Haubte glühten ſie wild zuſammen,
Und horch! — da geht ein Dröhnen lautkrachend durch den Bau —
Was ſonſt in Grün geſtanden, das ſchwindet jetzt in dichtes Grau.

Wie fernen Sturmes Rauſchen fuhrs durch den nächtigen Graus:
„O Skuld nun mußt Du trauren — Deine Macht iſt aus!"
Und wie der Sturm verrauſchte, da zog es leicht und lind:
„Heil Dir, Du junger Degen — der Glauben ſiegt, der Mut gewinnt!"

Und leichter zogs und linder; es war wie Sfärenſang.
Wie er in ſtillen Nächten wol Euren Ohren klang.
Und leiſer, immer leiſer . . . . bis es ſo fern entſchlief . . . .
Bis es als Waldesrauſchen leicht ſäuſelnd durch die Wipfel lief.

Und wie am Morgenrote erwachte der Wald und das Feld,
Da fuhr aus dunklen Träumen empor ein junger Held.
Er hatte am Brunnen geſchlummert, er ſaß auf einem Stein — —
Nun weckten ihn Morgenlüfte und der Sonne goldener Schein.

„Das war ein Traum!“ ſo rief er; „noch bebt mir das Herz in Sorgen ...
Nun aber will ich Dich atmen, du friſcher, duftiger Morgen.
Nun will ich Dich ſchauen, Sonne, nun will ich Dich trinken, Luft — —
Nun will ich wandern und reiſen, wohin die Liebe mich ruft!“

Und ſieh' — Da glühte die Sonne gold in den Wald hinein,
In tauſendfacher Wonne ſingen die Vögelein.
Gottleiſe wehn die Lüfte, es rührt das Laub ſich kaum;
Es geht ein ſüßes Düften vom niedern Strauch, vom hohen Baum.

Herr Sigfried fuhr in Freuden durchs grüne Holz dahin,
Treulieben ohne Leiden erfüllte ſeinen Sinn;
Ihn freute in der Seele der liebe Sonnenſchein.
Da ſang aus voller Kehle er in den grünen Wald hinein:

„Wie dieſer Sonnenmorgen, ſo iſt die Liebe auch.
Das grüßt von jedem Zweige, das klingt aus jedem Strauch.
Die Quelle rauſcht dazwiſchen, es wankt und ſchwankt das Ried,
Es ſind wol tauſend Stimmen, und iſt doch all ein einzig Lied.

Ein einzig Lied von Frieden, von Einſamkeit und Ruh.
Mit ſtillem, ſonnigen Lächeln hört oben der Himmel zu;
Und unten geht der Wandrer, ſieht betend himmelan:
Wenn du mich nicht gerettet, wer hätte es denn getan?

Die Lieb iſt wie der grüne, der ſchöne, hohe Wald.
Da blühn im grünen Graſe viel Blumen mannichfalt.
Die ſilbernen Waldlilien, die rötlichen Haideroſen,
Die goldnen Tauſendſchönchen die regen ſich im Windeskoſen.

Und wenn am Morgenrote die Blätter mit Tau ſich feuchten,
Dann fangen die Blumenſterne im Graſe an zu leuchten;
Und drüber die mächtigen Bäume und die Sonne in blauen Höhn,
Und der Wolken roſige Träume — und die ganze Welt iſt ſo ſchön!

O Frühling Deine Wonne — o Liebe Deine Luſt,
O Himmel Deine Sonne — wie füllt Ihr meine Bruſt!
Die Welt im Sonnenſcheine . . . die Ferne licht und frei . . .
Nur noch ein kleines Weilchen . . . dann komme, lieber, ſchöner Mai!"

So wandert der Degen Sigfried, und mit ihm wandert der Quell.
Und mit ihm wandern die Vögel, der Wind und die Sonne hell.
Kraft ſtrömt durch ſeine Glieder, ſein Auge funkelt kühn,
Er ſchreitet durch die Büſche recht wie ein Sonnenſtral durchs Grün.

Im Winde nickt die Feder an ſeinem Barett von Sammt.
Hei! wie ſein lichtes Rüſtzeug allhie ſo luſtig flammt! . . .
Ein Bart geht von der Lippe, dunkelbraun und dicht —
Hoch glänzt die weiße Stirne, die Wange blüht wie Morgenlicht.

Und wie am fernen Himmel ſich weißes Glänzen hebt,
Wie fühlt er da von Wonne den Buſen ſich durchbebt! . . .
O Rhein! Du Kaiſer der Flüße; — Du König im deutſchen Land,
Ums Diadem ſeiner Berge Du ſilbernes Kronenband!

Und wie er in der Tannen tiefdunkles Schweigen tritt,
Da gieng ein Sonnenleuchten an ſeiner Seite mit.
Die alten Bäume rauſchten, ſo wundervoll, ſo tief . . .
Es war, als ob der Frühling in dieſe Stille rief.

Am Boden kamen Blumen, die Bäume färbten ſich grün,
Durch alle Zweige und Aeſte ſah man die Sonne glühn.
Ein Säuſeln wunderlieblich ſich durch die Blätter ſchwang;
Ein Vogel flog zu Häupten, der Auferſtehungslieder ſang.

Brütend ſtand die Wildnis im lichten Sonnenſchein,
Die munteren Brünnlein rauſchten, als klängen Harfen darein.
— Er gieng auf grünem Raſen, in Blumen, ſchwer von Tau,
Und über allen Wipfeln da lag der Himmel ſonntagsblau.

Es ſchritt in ſeltenem Glanze der fremde, ſtolze Mann;
Ein Greis ſtand in den Büſchen und ſah das Wunder an.
Er ſah die Bäume blühen, er fühlte den milden Schein,
Er hörte die Vögel ſingen ... Da ſprach er: „das muß Sigfried ſein!“

Sigfried trat an den Hagen. — Die Dornen wurden grün
Von friſchem Laub, darunter man Röslein ſah erblühn.
Schlank aus dem Grund gewachſen, Roſen, rot und weiß. —
Es gieng ein feines Düften. Sie ſchaukelten im Winde leis.

Er bog ſie auseinander, gieng leiſen Schritts hindurch ...
Da ſtand, von Grün umwachſen, die liebe alte Burg.
Die Fenſter glühten helle, die Zinnen glänzten klar,
Laub nickte in die Söller — ihm ward zu Sinne ſo wunderbar.

Es war wie früher Morgen: noch ligt die Welt im Traum,
Doch ſteigt ſchon Licht der Sonne über der Berge Saum. —
Im Hofe ſchlummert Alles ... kein Hauch ... kein Vogel ſchlug ...
Man hörte durch die Stille den eigenen Atemzug.

Er ſchreitet zu dem Turme. Aufſpringt das Steinportal,
Durch hallende Gänge geht er an einen weiten Saal.
Wol tritt er an die Schwelle — da weht es feierlich,
Eine wunderliche Helle ſpinnt über Wand und Fenſter ſich.

Es weht ihn an, wie Frieden — der wunderliche Schein
Zieht ihn in banger Sehnsucht tief ins Gemach hinein.
Da blühen weiße Rosen an Stilen, hoch und grün.
Und durch die Blätter sieht ers in wunderbaren Farben glühn.

Auf einem goldnen Lager schläft das gestorbne Kind,
Es ligt auf ihren Zügen eine Ruhe zaubrisch lind.
In einem weißen Kleide, in einem frischen Kranz
Ligt die Holde, die Reine in überirdischem Glanz.

Die Rosen auseinander . . . er naht . . . der Busen wallt . . .
Da bebt sein Herz entgegen der lieblichen Gestalt.
Es blüht ein Traum der Sehnsucht an seiner Seele Grund —
Er muß die Arme breiten . . . . er küßt sie an den roten Mund —

Da schlägt sich in süßem Schrecken ein blaues Auge auf. —
Ihre Locken ihn bedecken, sie sieht zu ihm hinauf.
Da regen sich schöne Hände und Glieder voll stiller Pracht —
Da hebt sich ein weißer Busen . . . Dornröschen ist aufgewacht.

Sie deckte mit den Händen das liebliche Gesicht —
Die schöne Gestalt umstralte ein rosenrotes Licht. —
Da sieht sie in die Sonne — sie tritt an Turmesrand —
Sie atmet in die Lüfte — — im Winde flattert ihr Gewand.

Das ſtille Antlitz neigte ſie auf den Buſen hin —
Die Lippen regten ſich leiſe; in Andacht gieng ihr Sinn.
So ſtand die Wunderbare, von lichtem Glanz umwebt,
Derweil im Saal Herr Sigfried das Auge zum Gebete hebt.

Und horch! auf allen Türmen die Glocken ſchwingen leiſe;
Das Schloß fährt aus dem Schlafe bei ferner Lieder Weiſe.
Es weht ein Duft aus dem Grünen, die Vögel ſingen im Wald —
Da regte ſich im Hofe auch fröliches Leben bald.

Das Roſſ mit ſtarkem Hufe pocht' an den weißen Stein;
Die Taube an die Kufen flog emſig aus und ein.
Die Pfauen in der Sonne ſchlugen ſtolz den Schweif,
Am Stalle knurrt' die Meute; das Eichhorn drehte flink den Reif.

Das Feuer auf dem Heerde ſchlug auf in heller Glut.
Auffahren Koch und Junge, die ſanft anbei geruht.
Die Mägde in den Kammern, die Knechte und die Buben —
Zumal wird es lebendig in Herbergen und Stuben.

Und aus dem Ritterſaale — horch, lauter Waffenſchall!
An ihren Lanzen erwachen die edlen Ritter all. —
Sie ſtreckten ſich im Eiſen, daß Lanz an Lanze traf —
Sie fuhren nach dem Helme: „das war bei Gott ein langer Schlaf!“

Im Trone Frau Roſamunde ſah ihren König an —
Da ſank ihr in die Arme in Wonne der alte Mann.
Und horch! — von allen Türmen rings Lied und Glockenklang,
Und keinen Menſchen ſah man, der zog im Turme den Strang.

Wie wüßt ich nun zu ſingen von jenes Morgens Pracht,
Wo unter Engelliedern Dornröschen aufgewacht!
So hiengen an den Blättern, an jedem Baum und Strauch
Des Taus lichtklare Tropfen wie Freudentränen aus Engelsaug.

O wie die Sonne dazwiſchen in tauſend Funken ſprüht!
Lenzlüfte in den Büſchen — Quellrauſchen, Lindenblüt . . .
Die Berge in Sehnſuchtſchimmer, und ſo morgengrün die Au —
In ſtillen Baches Flimmer des Himmels widerſtralendes Blau.

Stark wie in grüner Jugend fühlt ſich nun jeder Greis,
Und jeder Wipfel dünkt ſich nun gar ein junges Reis.
Roslinde aber blühte unter Veilchen und Roſen.
Herr Sigfried gieng in Wonne. Er durfte die Holde koſen.

Herr Rodegaſt und Alle, die da in ſeinem Bann,
Die fahn in grimmem Mute ihre Kleider an.
Blut klebt' an jeder Rüſtung, . . . Staub auf Collet und Hemd . . .
Da klangen ihre Schwerter, ſie riefen: „Friede ſei uns fremd!

Heraus die alten Fahnen, sammt Lanze, Kolb und Schwert,
Herr Rodegast gen Norden mit seinen Mannen fährt.
Ihr Knechte, zäumt die Rosse — ade, schön Jungfräulein, . .
Mit Gott . . . zum letzten Grüßen . . . . es muß geritten sein!"

Da zogen schon die Schaaren — das Banner flog voran;
Herr Sigfried pflog der Warte. Das war ein kühner Mann!
Drei Federn, weiß-rot-golden, wallten so stolz vom Haubt,
Indes die Ebene weithin von seines Rosses Hufen staubt.

Herr Hartmut hört' die Märe: „Sie ziehn herab vom Rhein;
Wie soll ich meiner Ehre nunmehr gewärtig sein?
Man sagt, in hellen Haufen schon rücken sie heran . . .
Herr Sigfried naht . . . . o Volkêr, Volkêr was hast Du mir getan!

Ortwein — Gere — Irnfried . . . auch Du, mein Hagen, tot!
Wer kommt zu meinem Troste? . . Wie groß ist meine Not.
Ich möchte nicht ziehn zum Streite, — ich armer, verlaßner Held,
. . . O Schicksal, Du bist furchtbar . . . nun, meine Mannen, aufs
Feld, aufs Feld!"

Noch sitzt auf stolzen Rossen der Dänenritter Schaar
Im goldnen Licht der Sonne glänzt Helm und Rüstung klar.
Wol lichte Banner fliegen — es drängt sich Schwarm an Schwarm ...
Die Helden vom Rheine siegen ... hoch hebt sich da Herrn Sigfrieds Arm.

Ein Banner ſah man leuchten, wie einen Morgenſtern;
Klar weht' es in den Lüften, bald nah und bald ſo fern.
Herr Sigfried wars, der ſtarke; hoch trug ers in der Hand,
An ſeiner Seite glühte ein ſtralender Schildesrand.

Da brachen vor ihm Eichen, als wärens Halme eben;
Da mußte vor ihm bleichen manch ritterliches Leben.
Hei! — flog ſein lichtes Banner ... hei! blitzte glüh ſein Schwert,
Fuhr über die grüne Haide im Sturm ſein braunes Pferd.

Man ſagt: derweil von ſeinen Kämpfen das Feld erbebt,
Sei ihm ein ſchöner Engel mild lächelnd vorangeſchwebt.
Ich kanns Euch nicht beſcheiden; doch glaub ichs herzensgern;
Im Sturm und Drang des Lebens wie ſcheinſt Du ſo tröſtlich,
Liebesſtern!

O Jubel ohne Gleichen ... die Fahnen in der Luft!
Die Dänen ſtürzen, weichen ... rings widerſchallt die Kluft.
Herr Hartmut iſt gefangen ... laut Zink und Pfeife gellt,
Und Hörner drein und Pauken ... wie klingt und ſingt das ganze Feld!

Am Rheine war indeſſen ein Bote angekommen;
Da wurde nichts vergeßen als man die Mär vernommen.
An Geld und edlen Steinen wurde nichts geſchont,
Auch gab man reiche Gaben, wies edle Könige ſind gewohnt.

Da kam der Zug gefahren; wie saß Herr Rodegast
Auf stolzem Rosse, mutig die Lanze angefaßt.
Wie strahlt' in Jugendschöne Herrn Sigfrieds edles Haubt,
Mit frischem Eichengrüne den schimmernden Helm umlaubt.

Und Ritter hochgeboren in hellem Eisenkleide,
Sie trugen Frieden im Herzen; das Schwert ruht' in der Scheide.
Und hinterdrein die Knechte, Troßbuben ohne Zahl — —
Das war in Frühlingszeiten und bei der Sonne lindem Stral.

Da sagten alle Leute: zur Sonnenwendezeit,
Dann gibt es hier am Hofe recht eine Herrlichkeit.
Dann wollen Gäste kommen, wo man nur deren finde:
Dann küßt vor allen Leuten Herr Sigfried seine Rosalinde.

O Frühling, Deine Süße geht über Tal und Feld,
Deine sonnigen Liebesgrüße flattern durch die Welt;
Jüngst hab ich sie vernommen, da ich am Berge lag,
Und in den Wiesen schaute das braune Haus am grünen Hag.

Die Nachtigallen schlagen und Mond scheint in den Baum . . . .
Wer kann das singen und sagen? Das ist ja wie ein Traum.
Der leise auf goldnen Füßen vor unsrem Bette steht . . .
Nur träumen! . . . Schlag auf die Augen, . . . und sieh! schon ist
er längst verweht!

Herr Hartmut war am Hofe; es gieng so still der Mann,
Sein tiefes, stummes Leiden sah ihm Herr Sigfried an.
Mit Rodegast, dem König trat einst er zu ihm ein:
„Ihr solltet uns zum Feste, Herr König, willkommen sein.

Doch wollt Ihr heimwerts ziehen . . . es sei Euch unverwehrt.
Kein Held ist, wer im andern nicht Schmerz und Kummer ehrt.
Doch eins müßt Ihr uns sagen: Herr Volkêr sitzt gefangen —
Wollt Ihr ihm Urlaub geben, daß er zum Rheine mag gelangen?"

Er gab den beiden Rittern in trübem Mut die Hand.
„Geb Gott mir zu vergeßen, daß ich so vor Euch stand.
Und doch . . . vor Helden stehen, von Edlen Lieb empfahn . . .
Ich dank Euch Rittern, beiden." Sie sahn sich all in Wehmut an.

Da gieng er durch die Hallen; er trat wol in den Saal:
„Du Liebliche, Du Holde ich seh Dich noch einmal.
Noch einmal Deine bleiche Schönheit will ich sehn,
Um die mir ach! viel Schlimmes auf dieser Welt ist geschehn.

Ich segne Deine Tage; sei glücklich immerhin,
Sei warm Dein junger Busen, in Frieden ruh Dein Sinn.
O Frühling senk Dich nieder . . . und wenn Dirs gut ergeht,
So denk des Dänenkönigs, der stumm mit seinem Schmerze geht!"

Nun kamen Gäſte, reiche; edele Herrn und Frauen,
Von frölichem Leben füllten ſich Wald und grüne Auen.
Auch ſah man Ritter werfen vor ſchönen Frauen den Schaft.
In Küch und Keller wurde von Koch und Küfer viel geſchafft.

Im lichten Staate giengen Jungfräulein edler Art.
Still glühte im Roſenkranze das Angeſicht ſo zart.
Die Herren mit breiten Degen fuhren ſtolz einher,
Turnierplatz ward und Tafel in alle der Zeit nicht leer.

So kam der Tag des Feſtes. Der Morgen wehte klar.
Duftig Geſchmeide blühte in Waldes grünem Haar.
Wie ſeidne Schleier wallten Frühnebel, duftig, fein . . .
Doch durch die niedren Zweige ſchlug roſig ſchon der Sonnenſchein.

Da trat aus ihrer Kammer ſtralend das ſchöne Kind.
Im Hofe, am Portale harrt ſchon das Ingeſind.
Und durch die Hallen ſchreitet ein wolgemuter Ritter;
Von grünem Laube duftet friſch ſeines Helmes Gitter.

Da füllen ſich die Hallen, da rauſcht es durch die Gänge;
Die ſeidnen Kleider wallen, es glänzt der Fürſten Gepränge.
Da läuten die Kirchenglocken, da klingen hell Schallmein —
Da rauſcht aus allen Fernen Gebet und Orgelſchall darein.

Sie wallen still zum Dome, manch Fähnlein ist enthüllt:
Von süßen Duftes Strome ist rings die Luft erfüllt.
Die Knaben singen im Chore, es geben die Fackeln Glanz —
Umwallt von seidnem Flore steht Rosalind im grünen Kranz.

Sie lehnt an Sigfrieds Busen die weiße Stirne dicht,
Ihr Schleier wallte nieder über das Angesicht.
Still . . . stille! . . . am Altare die Beiden niederknien,
Mit Palmen in den Händen Jungfrauen sacht vorüberziehn.

Doch als vom Dome nieder der Gäste Menge wallt:
Vom Schalle froher Lieder das Grüne widerhallt.
Jungfräulein schmucke, ziere und Ritter sind gepaart,
Bis frölich zum Turniere das bunte Gedränge sich schaart.

Da ringsum von den Blanken Trompetenschall ergeht,
Stolz Reiherfedern schwanken, manch Kleid im Winde weht.
Leer wird es am Balkone, sie ziehn in buntem Troß,
Voran mit goldner Krone König und Königin, ins Schloß.

Die Ritter an den Armen führten die Frauen dar.
Da sah man in dem Zuge wol manches schöne Paar,
Doch mußte man gestehen, — auch sagte man es frei! —
Daß Rosalind und Sigfried das allerschönste hier sei.

Sie ſaßen tief im Saale, auf Sitzen, grün bekränzt;
Beim reichen Krönungsmale ward hin- und herkredenzt.
Muſik ſcholl vom Altane, durchs Fenſter zog der Wind,
Hoch wehte eine Fahne, von Säul zu Säul hieng Laubgewind.

Am Söller waren Blumen zum Kranze ſinnig gereiht.
Herr Sigfried ſah in Blumen das Bild vergangener Zeit.
„Sieh! rot' und weiße Roſe wie hold gepaart zum Kranz.
Und drüber leuchtet golden himmliſchen Lichts Verſöhnungsglanz!

Das war vor langen Jahren, — da macht' ein ſüßer Mund
Der Blumen duftig Geheimnis mit holdem Wort mir kund.
Nun iſt es wahr geworden; erfüllt ſind des Schickſals Loſe,
Nun halte ich Dich in den Armen, mein Herz, meinen Stern, meine Roſe!"

So ward es Nacht. Sie ſaßen beiſammen im kühlen Holz,
Wol auf dem Raſen, oder auf goldnen Stühlen ſtolz.
Sigfried und Roſalinde ſtanden am Baum allein, —
Sie lehnt' auf ſeinen Armen. Am Boden ſchwand der Sonnenſchein.

Da ſchallt es durch das Grüne . . . es lichtet ſich der Pfad . . .
Herr Volkêr wars der Kühne, der vor die Beiden trat.
. . Sigfried flog ihm entgegen; er küßt ihn an den Mund,
Indeſſen Roſalinde andächtig ſtand im grünen Grund.

Da ſpringt ſie auf . . . mit Zagen küßt ſie des Ritters Hand . . .
Der ſieht, das bleiche Antlitz verklärt emporgewandt.
Herr Sigfried in die Arme inbrünſtig ſchloß die Beiden:
„O kommt mir recht ans Herze, nun ſoll uns nichts mehr ſcheiden.“

Herr Volker hob die Hände: „Gott ſchütz Euch immerdar;
Was er mir einſt verheißen, es iſt erfüllt und wahr.
Ich neige mich in Demut, ich ſegne Euer Glück.
Lebt wol . . gebt mir die Hände; ich kehr in Frieden zurück.“

Sie ſah ihn an mit Bitten und faßte ſeine Hand,
Und führte mit edlen Sitten ihn an des Waldes Rand.
Da grüßte man in Ehrfurcht und Liebe dieſen Gaſt,
Auch ſchloß ihn in die Arme Frau Roſamund und Rodegaſt.

So ſitzen ſie beiſammen; ſchon ſteigt empor die Nacht . .
Nach tiefem Leid iſt ſelig die Liebe aufgewacht.
Der Hader hat ſich leiſe gelöſt in Liebesklänge,
Der Frieden iſt gekommen, und ſchreitet ſegnend durch die Menge.

Im Abendwinde leiſe der Bäume Wipfel wehn,
Die Blätter an den Zweigen wol auf und nieder gehn,
Und da — ins Abenddämmern, — ein Wunder iſt es zu ſchauen! —
Wie Mondenſchein ins Grüne, treten die dreizehn weiſen Frauen.

Es wehen weiße Kleider, sie treten leise her,
Ein Kranz von stillen Blumen ligt in der Frauen Haar.
Sie waren selbst wie Blumen gewachsen aus dem Grund;
Sie stellten sich mit Lächeln um Rosalinde rund.

Mit stillem Gruße tritt da Skuld, die versöhnte, vor,
Die Augen hob sie schimmernd ins Abendblau empor:
„Gesegnet sei, Du Liebe — nun fürchte Dich nicht mehr:
Im Herzen trag ich Frieden — ich komme in Liebe her.

Ich fluchte Dir vor Jahren, ich habe Dir Leid gebracht;
Ich habe Dir Tod gesponnen in einer dunklen Nacht . . .
Doch Liebe hat gerungen, sie trug ein scharfes Schwert:
Die Treue wars, die Treue! Die hat sich groß und schön bewährt.

O Liebe, Deine Wunder die haben mirs getan!
Vor Dir, als einer Sonne, versank der Täuschung Wahn.
In Leiden und Entsagung hast Du Dein Werk vollbracht . . .
O Liebe, Du warst der Frühling daran die Ros im Dorn erwacht.

In Kerkernacht auf Nesseln, träumt' selig sie vom Mai;
Aus der Lüfte rosigen Fesseln hob sie sich stolz und frei.
Sie hat das Wort gesprochen . . . der Dornenring zersprang,
Der Zauber ist gebrochen — und alle mein Groll verklang.

Was ich Dir einſt genommen, ich bringe Dirs zurück
Ich bringe Dir das Leben und mit ihm Lieb' und Glück.
Du ſollſt in Wonne leben, ſchön, ſanft, wie Mondenglanz,
Aus roten Roſen weben will ich Dir Deines Lebens Kranz.

O Wald mit Deinem Schimmer umblüh das Mägdelein,
In ihrer Seele immer ſoll es Sonntag ſein!
— Und wenn die bleichen Roſen der Tod ins Haar Dir flicht,
Dann ſolln auf goldnen Armen Dich Engel tragen in das Licht."

Da ward es ſtill wie nimmer; manch Auge wurde naß,
Die Bäume gaben Schimmer, es leuchtete das Gras.
Der letzte Schein der Sonne ins Blättergrün ſich wob,
Indes am fernen Walde ſchon groß und voll der Mond ſich hob.

Die Königin und der König, die ſaßen am Waldesrand,
Ihr Auge ſtand in Tränen, ſie ſaßen Hand in Hand.
Sie ſahen durch die Bäume in ungemeßne Weiten . . .
Sieh' Stern nach Stern . . . ſie träumen wol von vergangenen Zeiten.

Und ringsum liebe Gäſte, auf Sitzen oder im Grün.
Am fernen Himmel ſah man die letzte Röte blühn.
Die Ritter ſtanden einzeln, oder bei lieben Fraun,
— Herr Sigfried ſtand im Buſche; er mußte in die Sterne ſchaun.

Und Roſalinde lehnte an einem Tannenbaum;
Auf ihrem ſchönen Antlitz lag da ein frommer Traum.
Die Augen ruhten leiſe . . . ob ſie da Engel ſah? —
Sie war in ſtiller Weihe; wie eine Heilge ſtand ſie da.

Ein weißes Kleid in Falten weit auf die Erde gieng,
Das ſchön mit Hermeline ein reiches Wamms umfieng.
Sie ſtand im Dämmerſcheine, ſie war ſo ſchön und bleich,
Ein Kranz lag in den Haaren von Roſen weiß und Tannenzweig.

Herr Volker kniete nieder; die Harfe vor ihm ſtand.
Sein Antlitz neigt' er nieder, hob zum Gebet die Hand.
Dann ſah er frei gen Himmel, — ſein Knie ruht an der Erd,
Vom erſten Licht des Mondes ſein bleiches Antlitz ward verklärt.

Drauf griff er in die Harfe; da ward ſein Leiden Schall,
Und mit ihm ſangen die Lüfte, der Quell und die Nachtigall.
Und inniger, und voller — ſein Auge funkelt licht,
Bis daß in vollen Tönen das Lied ihm aus dem Herzen bricht:

O du bittres Scheiden im frühen Jahr,
Wenn die Sonne ſcheint, wenn der Wald erklingt,
Und durch der Erde lichtwallendes Haar
Des Frühlings frölicher Kranz ſich ſchlingt!

Ihr jauchzenden Berge, Du grüner Plan,
O ſeht mich nicht ſo in Wonne an —
O lächelt nicht ſo, ihr Haiden . . .
Ich muß ja ſcheiden!

Hier hab ich geträumt, wenn der Wald gerauſcht,
Wenn das Waßer floß mit melodiſchem Fall;
Hier hab ich den Herzſchlag des Waldes belauſcht,
Und das Sehnſuchtlied der Frau Nachtigall.
— Und wieder grünt die waldige Kluft,
Und die Bäume rauſchen in Maienduft —
Die Hirſche im Grünen weiden . . .
Doch ich muß ſcheiden.

Ich will nicht raſten im grünen Klee,
Ich will nicht träumen in ſonniger Ruh —
Wald, Berg und Waßer ade, ade!
Königstöchterlein, lebe wol auch Du!
Ich will nicht ſchreiten in Sängerluſt,
Klagen will ich um lieben Verluſt, —
In Braun will ich mich kleiden,
Ich muß ja ſcheiden.

Noch klingt es durch die Wipfel. Vor Volkér trat ſie da,
Mit ſtillen braunen Augen den Sänger ſie anſah.
Sie flicht aus ihren Haaren den Kranz, ſo rein und klar,
Und drückt mit ſtillem Lächeln dem Sänger ihn ins braune Haar.

Mit dankenden Geberden ſieht er da himmelwerts,
Kniet wieder an die Erden und drückt die Harf ans Herz.
Und horch! — da geht es leiſe, als wenn die Engel ſingen,
Wenn ſie dem Herrn der Welten ihr dreimal Heilig bringen.

So leiſe wie am Abend die träumenden Lüfte wehn,
Wenn hoch am blauen Himmel die goldenen Sterne ſtehn;
So leiſe wie vom Berge die Quelle rinnt zu Tal —
„O Frieden, ſüßer Frieden, nun kommſt Du mir nach langer Qual.“

Wol leis ihm da die Träne ins dunkle Auge trat;
Doch fühlt er wie ſich herrlich der ganze Himmel naht.
„Fahr hin — o Gott Du reicher, mach mich im Dulden groß“ —
Da griff er in die Harfe, das Lied ihm von der Lippe floß:

Der Himmel iſt ſo blau und ſo grün alles Feld,
Und es wandert der Frühling durch die weite weite Welt.
Durch kühle Waldhallen
Durch Blumen auf der Au,

Und ſeine Fahnen wallen
Im himmliſchen Blau.
Und ſeine Feuer blinken
So luſtig wie nimmer, . . .
O Frühling tuſt mir winken,
Und nun bin ich Dein auf immer!

O Luſt ſo frei zu fahren wenn es Frühling iſt
Und das Herz ſeine Sorgen in der Sonne vergißt!
Fahret wol alle Leiden,
Aller Schmerz fahr dahin,
Und ich muß mich von Dir ſcheiden,
Der ſo gut ich bin.
Wie die Nachtigallen ſchlagen,
Und der Mond ſcheint mit Flimmer,
Laß mich Lebewol Dir ſagen,
Denn ich muß ja fort auf immer.

O Frühling, meine Freud! Wie das lockt und klingt,
Und wie das allen Kummer aus dem Herzen ſingt.
Fahre wol Roſalinde,
Denn es muß ſo ſein;
Und wo ich Roſen finde,
Da gedenk ich Dein.

In Wald und Feld ihr Blüten,
Schlagt auf mit Roſenſchimmer,
Denn ihr ſollt mir die ja hüten,
Die ich laßen will auf immer.

Auf immer, auf immer! O ihr glücklichen Zwei!
Der Frühling iſt gekommen, gekommen iſt der Mai.
Euch ſchmückt er mit Kränzen
Das glückliche Dach;
Euch ſcheint mit Mondesglänzen
Er ins Brautgemach.
Durch Tücher von Seiden
In das duftige Zimmer,
Doch weil es Zeit zum Scheiden ....
Sag ich Lebewol auf immer!

Er ſchwieg. — Sie alle ſaßen in tiefer Wehmut da,
Mit tauſend Sternenaugen die Nacht ins Grüne ſah.
Zum Abſchied gaben Alle Herrn Volkêr da die Hände —
Fahr wol, mein Dornenröschen! — Hie hat die Mär ein Ende

Scheidegruß.

Aus Jugendluſt und Jugendleid,
Aus ſüßem Duft der Frühlingszeit
Und ſeiner Lüfte lauem Fächeln;
Aus ſommerlicher Blumen Kranze
Und aus des Herbſtes mildem Glanze —
Aus ſchöner Augen klarem Licht
Und roſiger Lippen holdem Lächeln
Hab ich gewoben dieß Gedicht.

Ich weiß wol — Manches nicht gelang.
Und mancher gar zu weiche Klang
Schallt durch der Waffen helles Raßeln;
Und manchmal ſchon die Sonne ſcheint,
Wenn noch die Regentropfen praßeln ....
O ſähst Ihr dann den Regenbogen,
Der durch des Himmels Blau gezogen
Die Erde mit dem Himmel eint!

Und manchmal in die alten Zeiten
Greift keck und friſch die Gegenwart —
Der Sängerharfe goldne Saiten
Rührt eine Hand, wie Eiſen hart.

Das lernt' ich in dem ſchönen Land,
Wo zwiſchen Wald und Rebenwand
Der Fluß mit muntrem Rauſchen ſchäumt;
Wo auf des Berges grünem Rand
Die Schloßruine einſam träumt
Wo in uralter Bäume Schauern
Die Nachtigall den Frühling ſingt,
Und um die halbgeſunknen Mauern
Sich immergrün der Epheu ſchlingt,
Wo klar die Nacht, und mild die Tage,
Wo reicher blühen Wald und Flur

Wo Sonnenſchein und Rebenduft
Erſinnt manch wunderholde Sage —
Sei mir gegrüßt vieltauſendmal
Mein Heidelberg, mein Neckartal! —

Und Euch auch, die ich dort gefunden,
Zum Angedenken ſchöner Stunden,
Sei dieß Gedicht als Gruß geſandt.

Und weiter . . . bis zum Rheinesſtrand . . .
Das ganze deutſche Vaterland
Möcht ich mit dieſem Liede grüßen!
Die deutſchen Männer, — doch zumeiſt,
Die dieſes Lied von Herzen preiſt,
Die deutſchen Jungfräulein, die ſüßen.
Mich dünkt, ſie ſind der Männerwelt,
Um aus der Tage niedrem Streben
Zum Himmel huldvoll ſie zu heben,
Als reine Weſen beigeſellt.
Und um der Dichtung holde Blüten
Mit ſanften Händen zu behüten
Sind in das Leben ſie geſtellt —

O nehmt das Buch, den Sonnenſchein
Aus eines Jugendhimmels Bläue!

Ich wünsche, daß es Euch erfreue, —
Euch will ich es vor Allen weihn!
Bei Veilchenduft und Lerchenschlag
Am Besten es sich lesen mag.
Drum wartet: wenn der Frühling naht,
Regt auch in ihm sich frisches Leben;
Und wie dem Licht die junge Saat,
Wird es Euch dann entgegenstreben.
Doch in des Winters dunklen Tagen,
Sollt Euch vom Trost der Liebe sagen;
Was durch den Winter einsam weint,
Das wird im Lenz gewiß vereint.

Und trennten Euch des Schicksals Lose,
O haltet fest — der Schnee zerrinnt . . .
Aus Dornen blüht die schönste Rose,
Der Glauben siegt, der Mut gewinnt!

9. November 1851.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Ca 1 470 3

Ein Herbst in Wales.

Land und Leute, Märchen und Lieder.

— Von Dir und Deinem Volk hab' ich gedacht
Du lebteſt, nach der vor'gen Tage Pracht,
Schweigſam in Deinen Bergen, ſpröd wie Erz —
Dein Stolz war mir bekannt, — doch nicht Dein Herz!
Doch nun, da ich geſchaut Dein Antlitz recht,
Dein blühend Thal, Dein ewig jung Geſchlecht,
Und Deiner Frauen Mund, der ſüß in Scham
Sich öffnet — nun, da ich vernahm,
Daß rings das Land noch klingt von Harfenſchall,
Der mächtig rauſcht, wie Deiner Waſſer Fall:
Nun kenn' ich Dich! — kenn' Deine Luſt, Dein Weh',
Die tief und ewig ſind, wie Deine See!

Aus dem Engliſchen des Leigh Hunt.

Ein Herbst in Wales.

Land und Leute, Märchen und Lieder.

Von

Julius Rodenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1858.

BIBLIOTECA
CIA
MICA CLASSIS.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Der edlen Frau

Baroneſs Lionel von Rothſchild

auf Gunersbury bei London

mit herzlicher Verehrung

zugeeignet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Am 1. Mai 1857.

Gnädige Frau! Dieß Buch gehört Ihnen. Nicht blos, weil Ihr Geist über den Blättern schwebte, indem ich schrieb, oder weil ich es mit der Feder geschrieben habe, die Sie mir zum Ersatz für die Feder von Segontium verehrten; dieß Buch gehört Ihnen, weil ich Ihnen die Anregung dazu verdanke. Aus den walisischen Hochlanden kam ich nach London herein, recht wie eine verlorene Seele. Nach dem Bergwind, der mir dorten gerauscht, nach den stillen blauen Seen, die mir dorten geleuchtet — nach dem ganzen, schönen Hochlandstraum erwachte ich auf einmal im Londoner Herbstnebel und befand mich so nüchtern, so sehr nüchtern! Ernst und verschloßen alle Häuser — ernst und verschloßen alle Herzen; ich irrte durch die unabsehbaren Straßencolonnen und suchte Menschen. Ich war verstimmt, und ward es immer mehr. Doch Sie wißen, Gnädige, das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, „aber auf seine Weise, um uns Etwas über unsre Wünsche gewähren zu können.“ Es führte mich in Ihre Nähe. Es war ein Tag, wie ich ihn in meinem Leben nicht gesehn hatte. Gunersbury lag ganz in Nebel.

Aber Sie — ein sanfter, glanzender Stern — ließen mich doppelt empfinden, wie das Licht Ihrer Seele aus Sphären ströme, die kein Nebel der Welt verdunkeln kann. Mir ward so wol davon, daß ich's am ruhigen Schlage des Herzens fühlte. Auch die landliche Einsamkeit, die Sie umgab, die lang vermißte Ruhe, der frische Hauch des Friedens, der über die Wiesen und Seen von Gunersbury hereinwehte — der Ton idealer Begeisterung, mit der Sie über die uns gemeinsamen Interessen des Judenthums sprachen, und die Art, wie sich mit dieser so edlen Neigung ein offner und angeregter Sinn für alles Schöne in deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft verband: dieß zusammen wirkte so beruhigend und besänftigend auf mich, daß sich das Gleichgewicht meiner Seele freundlich wieder herstellte. Ja, an diesem Tage sollte mir Alles denkwürdig werden, selbst die Heimkehr. Der Nebel hatte sich in selten gesehener Schwere niedergesenkt. Alles war verhüllt; man sah Nichts, man hörte kaum Etwas und hatte nur das Gefühl des Unermeßlichen und Unendlichen um sich. Die Laternen strahlten von ihren zu Himmelhöhe emporgewachsenen

Pfählen dicke, fast greifbare Lichtmassen in den Dunst hinein und feurig schossen die Wagenlichter vorüber. Fast diabolisch wurde die Scene, als Knaben mit flackernden Kienholzfackeln über den Weg hin- und herliefen und die Omnibusse, einer hinter dem andren, von einem Laternenträger geführt, wie eine Geistercaravane vorüberzogen. War das Alles geschehn, um mir zu zeigen, welch ein „kalter Nebel" zwischen London und Gunersbury liege; oder vielmehr, um mich fühlen zu laßen, daß nur ein freudig angeregtes Gemüth dazu gehöre, um selbst den Nebel poetisch zu finden? In jenen Tagen stieg der Gedanke in mir auf, meine walisischen Reiseskizzen dichterisch auszumalen und zu einem Ganzen zu ordnen. Der Gedanke ward mir lieb und werth und er ward es mir immer mehr, je natürlicher er sich mit den geistigen Anregungen verband, die ich — gnädige Frau! von Ihnen empfieng. — Ich habe Sie hernach noch mehrere Male gesehn und von jeder Begegnung ist mir eine schöne Erinnerung geblieben. Wie reizend war der Gang am Rande des Teiches, in dem der versinkende Tag sich spiegelte; — unter den gestreckten Aesten der Ceder, die sich über uns weit und mächtig

dachten! Wir sprachen von Thomas Moore und seinen orientalischen Dichtungen.

Herrlicher aber hätte sich das Bild, das Sie mir hinterlaßen haben, nicht vollenden können, als durch den Nachmittag, an welchem ich Abschied von Ihnen nahm. In einem der dunkelsten Gäßchen der City, in Bell Lane stand der herrschaftliche Wagen aus Gunersbury. Der stattlich gallonierte Kutscher saß stolzer auf seinem Bocke da, als drinnen in der dämmernden Halle einer jüdischen Armenschule die Erste ihres Volkes auf einem hölzernen Schemelchen. Ja, edle Frau, so erhaben, so menschlich groß sah ich noch keine Fürstin, als Sie — umgeben von zwei liebenswürdigen Töchtern — unter den vierhundert armen, verlaßenen Kindern ihres Volkes — den Hülflosen ein Trost — ihren Glaubensschwestern ein Vorbild und uns — die wir bewundernd von fern stehen — das Ideal einer Frau, die, auf den Höhen des Lebens geboren, nicht nur mit dem Glanz alles Tessen geschmückt ist, was hohe Bildung und mächtige Stellung gewähren: sondern auch mit einem Herzen voll Liebe und Opferfähigkeit in die Tiefen hinabsteigt, um die

Nacht des Elends und der Unwißenheit zu erleuchten und zu erwärmen . . .

Von alle Diesem mächtig bewegt, verließ ich London und England. Und in dieser Stimmung war es, daß ich mein Buch unternahm und vollendete. Zwar steht es mit den geschilderten Eindrücken in keiner äußerlichen Verbindung. Aber das ist die Macht des weckenden Frühlings, daß er mit einem Athem hier das Kornfeld und die Rebe und dorten, hoch im Gebirge das Alpenkraut knospen und blühen läßt; und das ist die Macht des edlen Frauenherzens, daß es hier in bescheidener Verborgenheit Segen schafft und Freude bereitet, und dort in Poetenherzen halbvergeßne Träume und halbverschollne Erinnerungen zu neuem und schönerem Leben erweckt. —

Gnädige Frau! — nehmen Sie darum das Buch, das ich Ihnen schulde und mit herzlicher Verehrung hiermit überreiche!

Für die Leser,

welche meinem Buche ein paar freie Stunden zu schenken gedenken, erlaube ich mir noch folgende Bemerkungen hinzuzufügen. Es war nicht mein Plan, ein gelehrtes Buch zu schreiben; ich war vielmehr darauf bedacht den Eindrücken, die der Herbstaufenthalt in Wales meinem Herzen und meinem Geiste hinterließ, eine künstlerisch abgerundete Form zu geben. Aber da es mir zugleich darum zu thun war, dem allzustarken Vordrängen der Subjectivität — einem Fehler, den man bei Reisewerken mit Recht tadelt, obwol er nirgends so aus der Natur der Sache zu entspringen scheint, als grade hier — zu begegnen: so habe ich mit den persönlichen

Erinnerungen die Ergebnisse meiner Studien über Wales und die Waliser verwebt. Was dem Buche an subjectiver Frische verloren gieng, hat es, wie ich denke, an objectivem Gehalt gewonnen. Ob die Mischung in der Weise geschah, daß man die beiden Bestandtheile meines Werkchens nicht mehr als besondre empfindet: das zu beurtheilen muß ich der Milde der Leser anheimgeben. In Bezug auf die Theile des Buches, welche kymrische Überlieferungen nur in eine, dem deutschen Publikum zugängliche, Form gebracht haben, nämlich die Märchen, Volksliedchen und Melodieen, bin ich meinen Lesern noch einige Erklärungen schuldig.

Was die Märchen anbelangt, so glaube ich, daß ich eine ziemlich vollständige Sammlung der s. g. kymrischen Mabinogi's gegeben habe. Einen Theil derselben verdanke ich zwar Croker's „Fairy Legends" (London, 1831), einen andren der „Fairy Mythologie" von Keightley (London, 1850); allein viele der schönsten von denen, die ich mitgetheilt

habe, finden sich weder in der einen noch in der andren Sammlung.

Die Volksliedchen (Pennillion) fand ich in den „Musical and Poetical Relicks“ von E. Jones (London, 1784) und dem „Cambro-Briton“ (London, 1819—22) zerstreut. Ich habe sie im Geiste, obschon nicht regelmäßig im Versmaße des Volkes, das sie gesungen hat und noch singt, in's Deutsche übertragen und glaube, daß dieß der erste Versuch ist, diese anmuthigen Liedchen der Waliser in unsre Sprache einzuführen.

Das Arrangement der zum Schluße des Buches mitgetheilten walisischen Volksmelodieen verdanke ich der Güte meines theuren Freundes, des Königlich Hannoverschen Hofcapellmeisters Dr. Heinrich Marschner. Gewis war Niemand mehr berufen, die einfach herzigen Harfenweisen des walisischen Volkes für den Gesang umzuschaffen, als er, der unter allen Tondichtern der Neuzeit als der volksthümlichste geschätzt wird. Die Aufnahme

dieſer, gleichſam als Probe mitgetheilten, Lieder wird darüber entſcheiden, ob wir demnächſt eine größere Sammlung waliſiſcher Melodieen mit Text dem deutſchen Publikum vorlegen dürfen oder nicht. Ihm aber, dem Componiſten des „Vampyr", des „Templers" und „Hans Heiling" danke ich hiermit noch einmal für die Bereitwilligkeit, mit welcher er mein Buch mit ſeiner Kunſt und ſeinem Namen geſchmückt hat! —

J. R.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

An den Ufern des Mersey 1
Über Strom, Thal und Hügel 11
Die Farm 23
Zur walliſiſchen Geſchichte 40
Der Schulmeiſter von Llanfairfechan 57
Conway und Llandudno 67
Mutter Moll 83
Mabinogion. Walliſiſche Kindermärchen als Intermezzo 95
1. Aus dem walliſiſchen Feen- und Geiſterland 97
2. Feenſchlöſſer 103
3. Märchen aus Haus und Hof 110
4. Märchen aus Wald, Feld und Wieſe 123
5. Märchen von Felſen und Höhlen 145
6. Märchen von den Seen 165
Annus Domini 187
Eine Mythologie des Todes 195
Zur walliſiſchen Poeſie und Muſik 206
Pennillion. Lieder und Sprüche der Walliſer 225
Pennillion der Liebe (1—32) 227
Pennillion der Klage und des Spottes (1—13) 235
Pennillion der Naturbetrachtung und Lebensweisheit (1—20) . 238
Bangor 242
Caernarvon und Llanberis 253

Seite

Von Capel-Curig nach Llangollen 283

Sarah's Hochzeit 302

Abschied und Heimkehr 321

Notenbeilage:

Des verzauberten Liedlers Melodie. (Gehört zum Märchen: „Jeio ap Hugh, der verzauberte Liedler." Seite 153.)

Walliſiſche Melodieen:

1. Toriadd y Dydd.
2. Coeliad yr Hedydd.
3. Ar hyd y Nôs.

An den Ufern des Merſey.

Ich war drei Tage in Liverpool und befand mich im Kreiße lieber Verwandten wol und munter. Verwandte im fremden Lande zu finden, iſt immer doppelt angenehm. Wenn man die Heimat eben verlaßen hat, iſt das Herz noch weich, und wie jeden unangenehmen Eindruck einer ungewohnten Umgebung empfindet man auch den Blick und das Wort der Liebe, die ja überall dieſelbe bleibt, unendlich tiefer. Und ſo, nach der Seite des Gemüthes, die der Deutſche ſtets am Schwerſten überwindet, zufrieden geſtellt, nimmt man allmälig auch an Allem, was uns bisher fremd war, gern ſeinen Antheil; man hat ſeine Freude daran wie an einem ſchönen Geiſteswerke, das aus ſeiner Sprache in die unſre überſetzt worden iſt. Vorzüglich zog mich einer meiner Vettern an, der nicht nur nach jeder Seite hin ſich als guten und tüchtigen Engländer zeigte, ſondern auch als gebildeter und gelehrter junger Mann meine ganze Achtung verdiente und erwarb. Man wird vielleicht über dieſe Würdigung ſtutzen; aber ich glaube nicht, daß ich Ungehöriges darin geſagt habe. Denn des Engländers erſtes und größtes Lob

ist, ein „Engländer“ zu sein; Bildung und Gelehrsamkeit empfehlen ihn erst in zweiter Linie. — Mit diesem Vetter, den ich früher schon in Paris gesehn hatte, so daß es nicht an Anknüpfungspunkten fehlte, durchstreifte ich seine Vaterstadt. Liverpool hatte für mich des Interessanten sehr viel; es war die erste englische Stadt, die ich sah und außerdem liegt es dicht an der See. Ich liebe die See mehr, als man sonst bei Leuten, die mitten im Gebirge geboren sind, zu finden pflegt. Die Odyssee, das „ewige Lied der Abenteuer“ war die Freude meiner Kindheit — mehr noch bezauberte mich unsre Gudrun, die liebe schöne Königstochter, die weiße Gewande am Strande des Meeres wäscht — und seit ich dieses Meer, das deutsche Meer, nun selber an den Felsen Helgolands hatte rauschen hören, seit der Zeit blieb das Meer immer mein Traum und meine Sehnsucht! —

Sogleich am Tage nach meiner Ankunft in Liverpool begaben wir uns an die Gestade des Mersey und die Docks. Die Liverpooler Docks, größer und bedeutender als die von London oder irgend einer andern Seestadt der Welt, ziehen sich stundenlang, nach der ganzen Länge der Stadt, von dem Meer bis tief in den Mersey hinab, welcher mit breitem, majestätischem Spiegel das Meer fortzusetzen scheint. Liverpool und sein Hafen ist der Vermittler zwischen der alten und der neuen Welt. Diesen Thurm, diese Dämme grüßt der feuchte Blick des Australienfahrers, wenn er nach monatlanger Seefahrt den theuren Boden des Festlandes zuerst wieder betreten soll; hierher

ſendet Braſilien ſeine Farbehölzer und die Havannah ihre Tabacke, hierher Mittelamerika ſeinen Zucker und ſeinen Caffee, hierher Nordamerika die Haut und die Hörner des Büffels. Und auf einem dieſer Dreidecker zu ſtehen, wenn im Takelwerk der Wind flattert und am Bugſpriet ein brauner Matroſe hängt, um die ſalzſchaumzerfreßne Geſtalt — den Lord Canning oder den heiligen Georg oder die Amazone — zur neuen Fahrt neu zu firniſſen .... oder am Uferdamm zu wandeln und den ſtämmigen Maſtenwald zu ſehn und das ſeltſame Leben, welches darin herrſcht; die ungeheure Bewegung auf dem Waßer, welche durch das ſtete Ankommen und Abgehen von Dampfſchiffen der Uferſtationen verurſacht wird; das Arbeiten der Menge in den Warehouſes, welche durch unterirdiſche Eiſenbahnen noch wunderbarer belebt werden; das Raßeln und Dröhnen der Frachtkarren, welche durch das undurchdringliche Gewühl des Strandweges hinauf und herab ſich bewegen.... das Alles zu hören, das Alles zu ſehn, das war eine Luſt, das war eine Freude! —

Poetiſcher geſtaltete ſich die Scene, als wir Abends aufs Neue herankamen, um mit einem Dampfer nach New-Brighton überzuſetzen. Anfangs dämmerten alle Ufer und jener bläuliche Duft, wie man ihn nur auf einer engliſchen Abendlandſchaft erblicken kann, verſchönte die Hügel und Wälder, die ſich an ihnen landeinwärts erhoben. Nach der Seeſeite war der Blick ganz frei und das Waßer glänzte vom letzten Abendſcheine. Auch der Leuchtthurm mit ſeinen wechſelnden Flammen — bald golden und bald purpurroth —

ſtrahlte ſchon in die Dämmrung hinaus. Auf dem Schiffe war Muſik, die den Wellenſchlag harmoniſch begleitete. Je dunkler der Himmel ward, um ſo mehr blitzte ein Licht nach dem andern herauf; hier vom einen und vom andren Ufer, dort im Waßer an den Schiffen, an den Böten, die durch die Nacht ſegelten und an den Maſt eine Laterne aufgezogen hatten. Immer mehr, immer mehr — und endlich ſahn wir uns in unendlichen Lichteralleen auf beiden Seiten, als deren mächtigſter Punkt am Ende die Kuppel des Leuchtthurms erſchien. Dahinter begann die ungeheure Nacht des Weltmeeres. Nicht weit von demſelben, am Hafendamm von New-Brighton legte unſer Schiff an und wir ſtiegen eine Weile hinaus. Wir ſahen, auf die Holzplanken gelehnt, die Wellen im weißen Sand ſich verlaufen; wir hörten das dumpfe Brauſen des Waßers und des Windes aus der nebligen Ferne....

Komm mit uns, komm mit uns!
Was willſt Du am Lande?
Der Winde Gebraus
Lockt Dich hinaus,
Lockt Dich zum Meere, lockt Dich zum Strande!

Komm mit uns, komm mit uns!
Zu ſchweifen, zu träumen
In Flugſand und Sturm,
Wenn um den Thurm
Moven flattern und Springfluthen ſchäumen ....

Komm mit uns, komm mit uns ....
.....

Das Übrige konnte ich nicht mehr verſtehen. Es verklang im Sturme ....

Als wir heimkehrten und durch die erleuchteten Gaßen des Strandes kamen, schallte Musik, besonders der schrillende Dudelsack, aus den Kneipen, wo die Matrosen tranken, sangen und tanzten. All' meine rechte Freude hatt' ich in Liverpool nur vom Meere. Allein, um nicht unhöflicher zu scheinen, als ich war, mußte ich mich doch noch über Mancherlei freuen oder wundern, was die Liverpooler ihren Gästen zu zeigen haben. Wer ein Bild vom unendlichen Gewühl einer Hafenstadt haben will, kann es nirgends beßer haben, als hier. Eine Straße wird ganz von Schwarzen und Halbschwarzen bewohnt, drei, vier andre von ewig betrunkenen Schifferdirnen, ein ganzes Stadtviertel zeigt Laden an Laden, die den auslaufenden Seemann und sein Schiff für die Weltreise versorgen, oder dem heimkehrenden langentbehrte Genüße gewähren. Aus diesem Gewirr meist enger und schmutziger Gaßen erheben sich zwei großartige Gebäude, das Customhouse — ein Zollhaus, ich glaube bedeutender selbst als das zu London — und das Sailors-Home, ein casernenartig angelegtes, vom Prinz Albert gegründetes Institut, in welchem die Matrosen für die Zeit ihres Bleibens am Lande ein gegen Diebstahl und sonstige Unfälle gesichertes Unterkommen finden. Weiter hinauf, am entgegengesetzten Stadtende liegt die St. Georges' Hall: „Artibus, Judiciis, Consiliis" — der Kunst, dem Gericht, dem Rathe gewidmet; ein Gebäude, das mir mit Stolz gezeigt wurde und das ich mit Vergnügen sah, da ich durch dasselbe aufs Neue belehrt wurde, wie der Engländer das,

was das Leben als nützlich oder nothwendig erkennt, von dem, was es angenehm macht, auch nicht einmal räumlich trennen mag. Dieses Haus ist ein glänzendes Bild von dem Reichthum der Stadt; der Concertsaal mit seinen Säulen von blauem, seinen Wänden von rothem Marmor, seinen riesigen Dimensionen und seiner verschwenderischen Pracht bis ins Kleinste, hat vielleicht seines Gleichen nicht. Dicht nebenan tagten die Assisen. Viel Zuhörer beiderlei Geschlechts waren anwesend; das Interesse an den öffentlichen Dingen ist in England ein ganz andres, als bei uns. An der Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Formen und der großen Präcision, mit der trotzdem Alles von Statten ging, bemerkte man, wie geläufig den Engländern diese segensreiche Institution ist, während bei uns Alles dagegen schwerfällig und darum doch gar nicht bedeutender erscheint. Endlich will ich noch der Freibibliotheken fürs Volk gedenken, die einer nähern Würdigung, ja einer Nachahmung in Deutschland werth wären. — So viel ich erfuhr, kennt man Etablissements dieser Art, in welchen die arbeitende Classe in einem wohl erleuchteten und zur Winterszeit geheizten Raum sich unentgeltlich durch Lectüre unterhalten oder belehren kann, erst seit drei Jahren und bis jetzt außer Liverpool nur in den Städten Hull, Manchester, Birmingham. Der Zudrang ist sehr groß, der Lesesaal wird von früh acht bis Abends zehn Uhr nicht leer; jede Stunde, die der Arbeitsmann frei hat, begibt er sich hierher, um zu lesen, und neben technischen Werken sind es, mit Ausschluß des Romans,

beſonders die der engliſchen Dichter, welche — nach den von den Bibliothekaren ſehr genau geführten Tabellen — zumeiſt begehrt werden. Dieſe poetiſche Empfänglichkeit des engliſchen Volkes, neben ſeiner ſo ſehr aufs Praktiſche gerichteten Lebensthätigkeit iſt überraſchend; aber ſie iſt Thatſache und kann nöthigenfalls ſtatiſtiſch am Conſum der einſchlagenden Bücher nachgewieſen werden. Der Catalog iſt reichhaltiger, als bei uns der mancher gelehrten Anſtalten zu ſein pflegt; königliche Munificenz hat die Reihen der Bücher durch koſtbare Prachtwerke geſchmückt, jede Geſellſchaft, jede Verlagshandlung ſchätzt es ſich zur Ehre, das, was ſie ediert, hierherzuſchenken. Im Uebrigen trägt die Stadt die Koſten der Erhaltung und Verwaltung. Mir gewährte es eine große Freude, das leſende Publikum zu überſchauen. Da ſitzt auf den Holzbänken der Lehrjunge im Schurzfell und mit rußigem Geſicht neben dem ergrauten Meiſter des Handwerks; ein Jeder emſig über ſein Buch gebückt, der Eine lächelnd, der Andre mit ernſtem, theilnehmend geſpannten Geſicht, wie ihn eben der Gegenſtand berührt. Es iſt keine Frage, daß in dieſer Weiſe nachhaltiger als durch viele andre bisher verſuchten Beſtrebungen das Edle befördert, dem Verderblichen im Volke entgegengearbeitet wird; ob man aber bei uns in dem Theile des Volkes, für welchen die beſprochene Einrichtung ganz beſonders geſchaffen iſt, auf gleich lebhaften Antheil rechnen dürfte — darüber ließe ſich noch ſtreiten.

Den letzten Nachmittag ſo wie überhaupt das Andenken an Liverpool verſchönten meine Freunde mir

durch einen Ausflug, den ſie veranſtalteten, um mir die Umgegend zu zeigen. Wir fuhren durch hochgewölbte Caſtanienalleen hinaus, das Laub war ſchon vom nahenden Herbſte ein wenig gebräunt und im Abendwinde ſank hier und da ein Blatt an die Erde. Da ich von Jugend auf ein ſtarkes Gefühl für die Schönheit des Herbſtes in mir genährt habe, ſo that mir der Blick auf dieſe Landſchaft, nachdem ich einige Tage nur das Meer geſehen hatte, beſonders wol. Endlich kamen wir auch hier wieder ans Seegeſtade und ſahen über dem unbegrenzten, glänzenden Waßerſpiegel die Sonne niedergehen. Der Strand war hier kahl und öde; ein Theil der Geſellſchaft hatte ſich nach einem Gerüſte begeben, in welchem eine Schaluppe zur Ausbeßerung aufgewunden war. Ich ſtand allein neben einer jungen Dame, die ſich gern mit mir unterhielt, weil ſie eine Deutſche war und ſeit langer Zeit zuerſt wieder mit einem Deutſchen zu reden Gelegenheit hatte. Ich für meinen Theil freute mich, Jemanden zu haben, der, wie ich ſelber, Alles, was uns umgab, als etwas Fremdes empfand. Denn wenn man auch unter allen Umſtänden das Bedürfnis hat, ſo hat man doch nur da die Luſt ſich mitzutheilen, wo unſer Erſtaunen oder unſre Freude aus verwandter Stimmung erwidert werden. — Mit der Dämmrung, die ſich am Meeresſtrande nach Sonnenuntergang plötzlich und durch den kühleren Luftzug auf empfindliche Weiſe fühlbar macht, kehrten wir ins Land zurück und kamen in ein ſtilles Dörfchen, das meine Freunde Childwall nannten. Hier waren wir auf einmal wieder mitten im Grünen, ja

mitten im Frieden, und um dieſen auf eine ahnungsvolle Weiſe zu erhöhen, mußte dem Wirthshauſe, in welchem wir eingekehrt waren, um den Thee zu nehmen, gegenüber ſich ein Friedhof über einen ſanften Hügel hinabziehn, auf deſſen Höhe eine Capelle mit Glockenthurm ſtand. Auf der andern Seite dagegen, von dunklen Bäumen überrauſcht, erblickten wir einen halb zerfallenen Edelſitz, der nur in ſeinen untern Theilen noch von dürftigen Leuten bewohnt zu werden ſchien. Zwiſchen beiden ſo ehrwürdigen Gegenſtänden, die ihm als Grenze dienten, ging der Blick auf das Meer, das nur noch wie ein lichter Streifen durch den Nebel ſchien, auf die Landſchaft bis an den breiten Merſey, und ganz im fernen Hintergrunde traf er auf Berge, die als eine ſcharfgezackte, violettgefärbte Maße den weicheren Nachthimmel ſchnitten. Es waren die Berge von Wales, die ich an dieſem Abend zum erſten Male ſah.

Meine deutſche Freundin hatte auf unſrem Spaziergange eine Roſe gebrochen, die ſie einer Landsmännin, an welcher ihr Herz ſehr hieng, über das Meer ſenden wollte. Sie bat mich ſcherzend, dem Papiere, in welches ſie die Blume ſchlug, einige Worte mitzugeben, und da ich ſolchen Spielereien überhaupt geneigt bin, ſo beſchrieb ich die letzten Eindrücke in folgenden Verſen, welche zugleich meinem Bilde als ein friedlicher Schluß dienen mögen:

Fern wogt die See; der Nebel ſteigt
Und zieht vom Strand herauf. Es ſchweigt
Das Leben, das am Tag mit Lärmen
Dieß Thal erfüllt. Der Herbſtwind nur
Streicht durch den Wald und durch die Flur,
Und einzeln noch die Vögel ſchwärmen.

Wie sanft empfindet sich die Nacht
Wenn sie uns naht so heht und leise,
Wenn sie in süß gewohnter Weise
Uns Frieden in die Seele lacht!
Wie überschaut man dann so gerne
Die vor uns liegt, die Dämmerferne —
Hier die Kapelle, die so tief
Beschattet ist von dunklen Bäumen —
Kein Glockenhall .... die Luft entschlief
Und Dämmrung herrscht in ihren Räumen.
Dort über'm Bergesbange thront
Das alte Schloß; um seine Mauern —
Von nacht'gen Vögeln nur bewohnt —
Spinnt sich der Efeu dicht; es schauern
Die Blätter leis, und Nebel huscht
Um seines Thurmes graue Zinnen.
An seinem Fuße, breit umbuscht
Von Birken — drauf das weiße Linnen
Gespenstisch hangt — die Hütte steht.
Wie golden leuchtet auf dem Heerde
Das Feuer! Aus dem Rauchfang weht
Bläulicher Dampf, und auf der Erde,
Von ihrer Kinder muntrer Schaar
Umgeben, ruht die Mutter. Neckend
Durchweht ihr langes, blondes Haar
Der Wind, und sich behaglich streckend
Am Holzgelände lehnt ihr Mann. —

Von Weitem seh ich Alles an,
Mein Herz an diesem Bilde labend!

Fern wogt die See; der Nebel steigt
Herauf vom Strande — Alles schweigt,
Und über'm Thale liegt der Abend.

Über Strom, Thal und Hügel.

Am andren Mittage begab ich mich an die Docks hinunter, um meine Reise nach Wales anzutreten. Es war ein sonnig klares Herbstwetter, der Himmel rein und in seiner ganzen Tiefe blau, das Waßer golden durchstrahlt und die Landschaft dahinter vom feinsten Duft überhaucht. Auf dem Fluße herrschte wieder das rege Treiben, welches in dieser klaren Stunde durchaus heiter erschien. Am Ufer lagen drei oder vier Dampfböte so dicht neben einander, daß man von dem einen auf das andre bequem hätte hinüberschreiten können; sie waren alle von einer bunten und lebhaften Menge besetzt, von denen die Meisten nur die kurze Fahrt nach der einen oder andren Station des gegenüberliegenden Ufers beabsichtigten. In der Mitte des Stromes jedoch lichtete ein Segelschiff die Anker, und der Wind trug den Abschiedsgesang der Matrosen zu uns herüber. Diese halb wehmuthsvollen, halb hoffnungsreichen Klänge wurden sogleich wieder von einem Dampfer übertönt, welcher mit Blechmusik an Bord den Strom lustig heraufzog, und da nun allmälig auch ein Boot nach dem andern, zuletzt auch das, worauf

ich mich befand, vom Ufer stieß, so war plötzlich das Bild, welches meinen Geist mit so verschiedenen Eindrücken beschäftigt hatte, verschwunden und der nächste Augenblick sah neue Schiffe und neue Menschen kommen und gehn. Ich indessen schwamm schon auf der Breite des Stromes und erfreute mich an dem, was mir zu beiden Seiten die malerischen Ufer boten. Rechts Liverpool und in seinen Docks stundenweit das Gewirr der Masten, Taue und Stangen, in denen die weißen Segeltücher flatterten — Alles dürr und starr wie ein Wald zur Winterszeit mit Schneestreifen und Sonnenschein; in der Mitte, weithinaus über den Mersey bis ins Meer sah man die Schiffe und ihre Segel auf dem blauen Horizont, indessen links anmuthige Hügel mit Garten, Wald und Landhäusern das Gestade von New-Brighton bis Egremont und Birkenhead schmückten, so daß sich ein wirksamer Contrast von Ruhe und Bewegung natürlich ergab und durch den Strom angenehm ausgeglichen wurde.

In Birkenhead verließ ich das Schiff und begab mich auf die Eisenbahn, die von hier zunächst nach Chester führt. Der Zug lief durch grüne Wiesen und üppige Waldflur, und nur zuweilen noch schimmerten von fern der Mersey und seine bewimpelten Schiffe herauf. In Chester sollte ich nun sogleich bemerken, daß ich schon auf der Schwelle des fremden Landes stände, dessen Volk, Sitte und Sprache wol lange schon meine Theilnahme, ja meine Sehnsucht angeregt hatten, das meinem Verständnis aber nur durch liebevolle Versenkung allmälig sich erschließen sollte. Ich

hatte mir vorgenommen, an diesem Tage nach Aber zu fahren, welches in einer der freundlichsten Thalschluchten von Nord-Wales gelegen, dem Reisenden als angenehmer und vertheilhafter Aufenthalt ganz besonders empfohlen worden war. Nun trat ich an den Schalter und forderte ein Billet nach Aber — allein der Offiziant verstand mich nicht und ich mußte mein Verlangen wiederholen. Jedoch wollte auch das noch nicht helfen; der Mann ward ungeduldig und ich sehr verlegen, da ich gar nicht begreifen konnte, wie ein anscheinend so einfaches Wort, welches nur aus vier Buchstaben bestand, anders gesprochen werden könnte, als ich es in einem meiner Versuche bereits gethan haben mußte. Indes gab es kein andres Mittel, ihm verständlich zu werden, als den Namen ihm geschrieben darzureichen, worauf er ihn nun seinerseits aussprach, und zwar so dunkel und schnarrend, daß ich noch heute, nach mannigfacher Übung, nicht sicher wäre, den rechten Ton zu treffen. Er gab mir hierauf mein Billet und ich ward in einen Wagen gewiesen, wo außer mir noch ein älterer Herr mit zwei jungen Damen saß, die dem Anscheine nach seine Töchter waren. Ich saß dem Herrn gegenüber schweigsam und innerlich unruhig, denn je mehr ich mich dem Ziele meiner Reise näherte, um so mehr empfand ich, wie sehr ich da in's Ungewiße hineinfahre. Es ist immer meine Art — vielleicht meine Unart — gewesen, vor einer größeren Reise mir einen Plan nur im Allgemeinsten zu entwerfen und alles Einzelne dem Zufall zu überlaßen, woraus mir denn im Leben schon viele Nachtheile und manche

Vortheile erwachsen sind. Ja, so weit geht meine Abneigung gegen das Generete, daß ich es immer vermied, Bilder von solchen Gegenden zu sehen, nach denen ich mich am Meisten sehnte; wodurch sich mit der Reise selbst ein fantastisches Interesse und eine Spannung verbindet, die — da sie zuletzt doch auf practische Hindernisse zu stoßen befürchten muß — schließlich auch zur Unruhe gesteigert wird. Allein auf der andren Seite besitze ich ein glückliches Gemüth, das sich, wenn auch das Entfernte es einmal aufregt, doch leicht wieder am Nächsten zurechtfindet und zwanglos erheitert.

Hinter Chester traten sogleich die Gebirge heran, zuerst ganz entfernt in bläulichem Schimmer, während zur rechten Seite eine breite, sanftgefurchte Landfläche mit einzelnen Waßerstreifen, etwas weiter sogar Böte, die schräg auf dem Trocknen lagen, anzeigten, daß hier die See beginne und nun gerade die Ebbe eingetreten sei. Da sich diese und ähnliche Ansichten immer nur durch die Fensterreihe betrachten ließen, an deren beiden Seiten die Mädchen saßen, so hatte ich zugleich Gelegenheit, mich an der Frische und Anmuth ihrer Gesichter zu erfreuen und hielt dabei zur Entschuldigung unsres alten Klopstock's Verse bereit:

Schön ist, Mutter Natur,
Deiner Erfindungen Pracht,
Auf die Fluren verstreut, —
Schöner ein froh Gesicht.

Bei Mostyn gewann die Landschaft einen bestimmten Charakter, der sich höher und reicher entfaltete,

je weiter unſer Wagenzug vorwärts drang; ja, ſie verrieth hier ſchon im Voraus, was der Reiſende von dem Waliſiſchen Hochland zu erwarten habe, wo ihn der Fußpfad, wie hier die Bahnſtraße, zwiſchen Meer und Gebirge von Überraſchung zu Überraſchung führt. Es rauſchte uns zur Linken ein kräftiger, ſaftig grüner Eichwald, aus deſſen Mitte, über einem Felsvorſprung, eine Burg emporſtieg, die mit ihrem weißen Gemäuer aus ſo lieblicher Faßung um ſo pittoresker leuchtete. Zugleich ſchweifte nun der Blick zur offnen See hinaus, die hier zwiſchen dem Waliſiſchen Geſtade und den Küſten von Irland wogt. Solch eine Fahrt hatt' ich im Leben noch nicht gemacht; denn ſelbſt die belgiſche Bahn, von Verviers nach Lüttich, die mich immer ſo ſehr entzückte, kann ich mit dieſer nicht vergleichen. Man hat dort wie hier die grüne geſegnete Landſchaft und die Gebirge, mächtig und maleriſch gruppiert; aber man hat in Wales noch dazu die See, und immer ſo dicht, daß man meinen ſollte, der Wellenſchlag müße die Räder der Locomotive beſpülen. — Neben der See zog ſich nun auf eine Weile das Gebirge als graue und ſteile Felsmaße, welcher die Abenddämmerung einen wunderbar zarten, ins Violette ſpielenden Farbenton lieh, dahin. Dann aber plötzlich, bei Rhyl, öffnete ſich ein weites Thal, das mit der Ausſicht auch die Seele des Beſchauers wolthätig weitete. In mächtigem Umkreiß begrenzten es die bläulichen Gebirge, von denen ſich eins über das andre aufthürmte, und die nur ſpärlich hier und da bewaldet, aber an vielen Stellen mit einzelnen Gebäuden belebt erſchienen, ſo

wie man näher an sie herankam. Die Scenen und Bilder wechselten rasch; bald war die See sichtbar, bald verschwand sie auf längere Zeit. Dann aber bei Abergele lag sie wieder in ihrer ganzen Weite und Ausdehnung mit Schiffen im Abendroth vor uns; das Rauschen und Branden ihrer Wogen verkündete, daß die Fluth zurückgekehrt sei; und wenn die See zur Zeit der Ebbe etwas durchaus Traumhaftes, ja etwas Todtes hat, so erweckt sie durch den volleren Schlag ihrer Fluth Leben und Lebenslust und da sich dieser Wechsel vor den Augen des Zuschauers täglich mehrere Male begiebt und stets durch die Sinne auf das Gemüth wirkt, so liegt vielleicht darin der große und heilsame Zauber, den betrachtende Naturen stets von ihr empfinden. Hier stellte sich dem belebten Wellenspiel sogleich auch eine höchst wirksame Uferlandschaft entgegen, die zu der unendlichen Waßerebne, die an so vielen anderen Gestaden geheimnisvoll im Sande verläuft, einen scharf markierten Contrast bildete. Auf einer duftig bewaldeten Hügelkette lag ein Städtchen und hoch darüber, in grüner Waldschlucht, stattliche Burggebäude mit Thürmen und Zinnen im Halbkreiße, unter den Felsen rauschte die See. Hier muß sich die Bahn mehrere Male durch die mächtigen Uferfelsen hindurcharbeiten, und es gewährte dann jedes Mal eine große Überraschung, wenn man aus der Nacht eines dieser minutenlangen Tunnel herauskam und plötzlich dicht vor sich die uferlose See erblickte, so dicht, daß man glaubte, der ganze Zug müße da hineinsausen.

Mit meinen Reisegefährten kam ich bald in ein Gespräch; die Damen erlaubten mir zu rauchen und ihr Vater sagte mir, sie seien auf einer Vergnügungsreise nach Irland begriffen. Daß ich kein Engländer sei, hatten sie mir zwar schon am ersten „th“ angemerkt, welches mir das Schicksal auszusprechen gab. Allein sie waren dennoch sehr freundlich; vielleicht gar deshalb. Denn ich beobachtete bei dieser Gelegenheit, wie späterhin noch oft, daß die Engländer gegen Fremde viel offener und zuvorkommender sind, als gegen die eigenen Landsleute. Ich erklärte meine Absicht, in Wales zu bleiben, und da wurde das Gespräch durch den neuen Reiz der Landschaft unterbrochen, welcher einen Jeden von uns zur Betrachtung einlud. Wir sahen, da wir eine Weile auf die äußern Dinge nicht viel Acht gehabt hatten, unsren Horizont von einer violett schimmernden Gebirgsferne geschloßen und durch die Dämmrung erblickten wir vor uns die Reste der alten, durch Sage und Geschichte berühmten Burg Conway. Noch einmal legte sich ein Tunnel in den Weg, und durch ihn fuhr der Train in den Bahnhof, dicht unter den Ringmauern der alten Veste, unten mit Schlingkraut umwunden und bis in die höchsten Thurmschatten hinauf mit Efeu. Wenn man auf so raschen Fahrten zum Denken nur die Zeit hätte, so wäre gewis kein Gedanke natürlicher gewesen, als der, die alten Ritter auf ihren Streitrossen in diesem Augenblick sich belebt vorzustellen und sich einzubilden, aus den dämmrigen Fenstern der Thürme grüßten schöne Frauen in den Burghof hinunter. Aber, ein

anderes Roſſ hat alle den morſchen Staub unter ſeine Hufe getreten, das ſchnaubende Dampfroſſ, das treibende Motiv, ja das Symbol unſrer Zeit; und alles Eiſen der feudalen Zwingherrlichkeit ſcheint umgegoßen zu ſein, um ihm den Weg zu bereiten, auf welchem es gradlinig, aller Romantik zum Hohne, dahingeht.

Solche Gedanken tauchen auf, tauchen unter; der nächſte Augenblick erzeugt vielleicht die grad entgegengeſetzten.

Auf dem Bahnhof von Conway, und ſchon vom Beginn meiner Reiſe durch waliſiſches Land war mir ein ſeltſames Symbol aufgefallen, das an der Front öffentlicher Gebäude ſo wie am Schlage der Eiſenbahnwagen zu ſehn, wol einen nationalen Bezug haben mußte und meine Wißbegierde darum nur um ſo mehr anregte. Es beſtand aus einem Stirnreifen, wie man ſich ihn um das Haupt mittelalterlicher Herrſcher denkt, von drei Straußenfedern überwallt. Auf der unteren Biegung des Bandes waren die Buchſtaben: „ICH DIEN“ zu leſen, unter denen ich mir ein mir unbekanntes waliſiſches Wort dachte. Da ich aber unterrichtet zu ſein wünſchte, ſo durfte ich wol wagen, mich an meinen Reiſegefährten zu wenden, mit dem ich nun ſchon auf dem Geſprächsfuße ſtand. Ich ging auch nicht fehl; denn wenn der Engländer im Allgemeinen ſchon mit den geſchichtlichen Ereigniſſen ſeines Vaterlandes bei Weitem genauer und bis in alle Einzelheiten vertrauter iſt, als wir dieß bei unſren Landsleuten finden möchten, ſo kam hier noch hinzu, daß mein Gewährsmann, wie ſich ſpäterhin noch ergab,

an der Grenze von Wales wohnhaft und durch sonstige Beziehungen zu diesem Land und seinen Leuten, auch mit ihrer besondern Geschichte wol vertraut war. Er erzählte daher, mich und seine Töchter belehrend, daß dieses Zeichen das Wappen des Prinzen von Wales sei, welches wir in London sowol als Abzeichen seiner Dienerschaft, als auch an allen öffentlichen Gebäuden, die zu dem königlichen Prinzen in einem Bezuge ständen, so wie auf seinem Thronsessel im Sitzungssaale des Oberhauses sehen würden. Über Ursprung und Bedeutung ward alsdann Folgendes mitgetheilt: Nachdem Edward I. Wales und die Waliser in einem sehr grausamen Kriege seinem Scepter unterworfen hatte, versprach er den zwar besiegten, aber heimlich grollenden Baronen in einer Versammlung zu Ruddhlan, er werde ihnen einen Fürsten geben, der in ihrem Lande geboren sei und kein Wort Englisch weder reden noch verstehen könne. Die walisischen Herren, an eigene Fürsten gewöhnt, nahmen diese Botschaft, die ihnen den Schein der Selbstständigkeit zu gewähren schien, mit Freude und Jubel auf; wurden aber sehr bitter enttäuscht, als bei einer folgenden Zusammenkunft der schlaue Monarch ihnen seinen — vor einigen Tagen — zu Caernarvon, auf walisischem Grund und Boden geborenen Kronprinzen, der in so zarter Jugend allerdings das Englische so wenig reden als verstehen konnte, vorzeigte. Von dieser Zeit an hieß jeder englische Thronfolger „Prinz von Wales." Der dritte derselben, der gefeierte schwarze Prinz, Sohn Eduards III. fügte diesem Titel nun auch das noch jetzt gebräuchliche

Emblema hinzu. In der Schlacht von Crecy nämlich wurde der König von Böhmen, der sich mit seinen Hülfsvölkern in dem französischen Heere befand, erschlagen, und der ritterliche Führer der englischen Macht, der Prinz von Wales, setzte des Erschlagenen Kronreifen mit den drei Straußenfedern und der, an dieser Stelle stolzen Inschrift: „Ich dien'" auf das jugendliche, von schwarzen Locken umwallte Haupt, so daß nun eines deutschen Fürsten Stirnzier und eine deutsche Devise den Walisern für alle Zukunft sagen mußten, daß sie aufgehört hätten, frei zu sein!

Mir aber, dem Deutschen, wurde zugleich die seltene Verlegenheit bereitet, mich von einem Engländer über zwei Worte des deutschen Mittelalters belehren zu laßen. — Gleichwol mußte ich ihm sehr dankbar sein, und da er nun fragte: ob ich längere Zeit in Wales zu bleiben gedächte? so entgegnete ich ihm — seine Zuvorkommenheit durch Vertrauen erwidernd — daß ich nach Wales gereist sei, um daselbst das Volk, seine Sprache, Sitten und Sagen und was es sonst noch Eigenthümliches und Wißenswerthes für mich haben möchte, zu erforschen und daß ich deshalb wol längere Zeit bleiben würde und zwar in der Gegend von Aber, die nicht so sehr von Touristen heimgesucht und darum für meine Zwecke wol die beste sei. Da er zu wißen wünschte, ob ich mir schon einen Wohnplatz ausersehen habe, so mußte ich ihm gestehen, daß ich in diesem Punkte ganz ohne Rath sei, daß ich mir nur ausgedacht hätte, in einer Farm zu leben und mich sehr freuen würde, wenn er mir Belehrung geben könnte

und wollte. Worauf er mir sagte, daß er, als Inhaber eines Productengeschäftes zu Chester vielfache Beziehungen zu diesem und anderen Theilen von Wales habe, und gern — wenn ich auf seine Empfehlung Etwas gäbe — mir eine Farm bezeichnen wollte, auf welcher ich in der Nähe des Dorfes Aber bei guten und vermögenden Landleuten bequem und mit Vergnügen wohnen würde. Er schrieb mir darauf auf seine Karte den Namen der Farm und ihrer Bewohner, fügte einen Gruß hinzu und gab sie mir. Ich konnte ihm für seine Güte nicht herzlich genug danken, denn in der That befreite sie mich von einer Verlegenheit, die mir größer zu werden schien, je mehr ich mich dem Orte näherte, wo ich — ohne Kenntnis des Volkes und seines Landes längere Zeit und zu einem Zwecke zu bleiben vorhatte, dessen Realisierung, außer vom Zufall — der auch bei solchen Forschungen seine Rolle spielt — doch auch noch sehr davon abhieng, daß ich gleich von Anfang an recht in das Leben selbst eingeführt würde.

So kamen wir, bei tiefer Dämmrung, in Aber an. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander, wünschten uns gegenseitig auf unsren Fahrten ins Land der alten Celten Heil und Segen, und dann war ich mit einem Sprunge auf dem Boden der Romantik — auf der Erde Arthur's und der Tafelrunde, und indem ich durch Felder auf der einen und flüsternde Hecken auf der andren Seite den breiten Fußpfad zum Wirthshaus hinaufstieg, war mir, als könne in jedem Augenblicke Puck sich über den Weg kollern — als säh' ich

schon die Feen heranschweben, um mich in ihren Reigen zu locken — als müße mit dem Monde zugleich, der sich mit mattem Schein durch die hellgeränderten Wolken arbeitete, die sanfte Fee Morgana ihren Zauberglanz über die ruhig athmenden Wälder ausbreiten!

Die Farm.

Früh des andern Morgens, da ich erwachte, lockte ein blauer Himmel und die Sonne, welche über mächtigen Waldgebirgen schien, ins Freie. Das Dörfchen liegt malerisch in dem Thale eines Bergwaßers, das nicht weit davon ins Meer fällt, wie denn Aber in der walisischen Sprache den Ort bedeutet, an welchem ein Fluß in die See mündet. Mit der Naivität eines Kindes giebt dieses Volk jedem Ding den Namen, den es durch seine Lage, seine Gestalt oder besondern Ausdruck zu fordern scheint.

Die walisischen Dörfer zeichnen sich in ihrer allgemeinen Anordnung nicht sehr von denen aus, die man in England oder Deutschland sieht. Jedoch der Bau des einzelnen Hauses ist verschieden und erinnert nicht wenig an die Schweizer Bauart, da die Natur ja überall das Zweckmäßige und Nothwendige von selbst hervorruft. Gegen das häufig einfallende Regenwetter deckt ein Wetterdach, das von Ständern getragen wird, und gegen die Stürme des Meers und der Gebirge sind die freien Wände noch durch besondre Steinwälle geschützt, aus deren Ritzen und Fugen nicht

selten ein bunter Blumenflor aufblüht, der diese Schutzmauern durchaus heiter verdeckt. — Auf dem Wege durchs Dorf sah ich mich überall aufs Unangenehmste von Kindern und — Schweinen aufgehalten, die auf dem Boden lustig und ungeniert durcheinander krabbelten. Die Fruchtbarkeit der walisischen Frauen ist in England sprüchwörtlich geworden, und was die Schweine betrifft, so ist das Ansehn und die außerordentliche Achtung, derer sie sich hier erfreuen, ein ehrwürdiger Überrest des Druidenthums, dem die Sau heilig war! Ich, für meinen Theil, war froh als ich die Landstraße gewonnen hatte, die mich unter schattigen Ulmen aufnahm; rechts die Hügel waren mit Feldern und Wäldern bedeckt, und links durch Obstbäume schimmerte das sonnebeglänzte Meer. Fröhlich wanderte ich meines Wegs dahin und gelangte zu der Farm Wern, die ich mir zum Wohnsitz auserkoren hatte. Die Farm lag auf der Höhe eines sanftansteigenden Hügels, von stattlichem Gehölz bekränzt und im Hintergrunde ganz von den Gebirgen umschloßen. Nach der Meerseite zu begränzte sie ein hoher Birkenhagen, durch welchen ein Thorweg hinein führte. Ich schritt den Kiesweg hinan und trat in den Blumengarten vor der Farm. Ein Hund schlug an und sogleich erschien in der Thüre ein Weib, artig gekleidet und den besten Eindruck gewährend. Ich hielt sie für die Hausfrau und hatte mich nicht getäuscht, wie sich später ergab. Um sogleich auf das zu gelangen, was mich hierher geführt, reichte ich ihr die Karte des Kaufmanns von Chester. Allein sie lächelte nur —

denn sie konnte nicht lesen! Darauf theilte ich ihr meine Absicht mit, bei ihr zu wohnen. Sie lächelte wieder — denn sie verstand kein Englisch. Mittlerweile waren auch einige Kinder herausgetreten, der Hund knurrte und die Verwirrung ward immer größer; so daß die gute Frau sich schließlich nicht anders mehr zu retten wußte, als indem sie mit einigen mir unverständlichen Worten sich kehrte und ins Haus ging, die Kinder lachend, der Hund bellend hinterher. So stand ich denn allein und wartete. Über ein kurzes trat auch die ganze Gesellschaft wieder heraus; dießmal aber war mit derselben noch ein schönes Kind im Bunde, ein Mädchen von etwa 17 Jahren, stark gebaut und schlank, mit dunkelbraunen Augen, frischen Wangen und nußbraunem Haar, welches sie hinter die Ohren zurückgestrichen trug. Indem sie hervortrat, versteckten sich die Kleinen kichernd hinter der Schürze ihrer Mutter und sahen erwartungsvoll ihre ältere Schwester an. Diese, nachdem sie ihre Mutter angesehn hatte, dann lachte und verschämt niederblickte, begann endlich: „Ich heiße Sarah, und bin die älteste Tochter im Hause. Ich kann ein wenig Englisch. Ich sollte den Herrn nach seinem Begehr fragen!“ — Sie hatte diese Sätze hastig, einen hinter den andern herausgestoßen, und trat, nachdem sie geendet hatte, ganz geröthet bis unter das nußbraune Haar, zurück und an die Seite ihrer Mutter, welche die Hand auf ihre Schulter legte. „Liebe Sarah,“ erwiederte ich, „ich wünsche, wofern ich Euch durch jene Karte gut genug empfohlen scheine, für einige

Zeit in Eurer Farm Aufnahme zu finden.“ Mit Hülfe meiner schönen Dollmetſcherin und nachdem mich Alle verſtohlen, der Eine von dieſer, der Andre von jener Seite angeſehn hatten, ward ich bald mit der Mutter Handels einig. Nun ward auch die Groß-mutter, eine rüſtige Matrone, die dem Fremden zu Ehren ſchon eine rieſige weiße Bandhaube aufgeſetzt hatte, hereingerufen und gemeinſam beſchloßen, daß Hugh, ein ſechzehnjähriger, friſcher Burſch mit Wamms und Krämpenhut, gleich meine Sachen aus dem Wirthshaus heraufſchaffen ſollte. Der Umzug war raſch bewerk-ſtelligt und ſchon am Mittag, nachdem mich nun auch der vom Feld heimgekehrte Hofherr, Mr. Williams mit ſtummem Händedruck willkommen geheißen hatte, war ich in der Farm Wern wohnlich eingerichtet.

Mein neuer Aufenthalt war zu einem Idyll wie geſchaffen. Wenn, trotz jener früher erwähnten Vor-liebe für das „heilige“ Schwein, den Waliſern eine große Reinlichkeit angeboren zu ſein ſcheint, ſo hatte ich mich über mein Häuschen noch ganz beſonders zu freuen, ſowol wegen jener Eigenſchaft ſeiner Bewohner, als zumal ſeiner vortrefflichen Lage wegen. Schon von Außen erſchien es äußerſt zierlich und nett. Blanke Stufen von ſchwarzem Schiefer führten in die Flur. Das Zimmerchen links — welches mir zum Wohnen angewieſen ward — hatte ſeinen Kamin, ſeine Polſterſtühle, Sofa und Fußdecke. Durch das emporgeſchobene Fenſter ſah man über wogendes Getreidefeld hergab zu den Bäumen und dem dichten Gehäge, welches unſre Farm abgränzte. Denn gleich

dahinter lief die Landstraße, ein breiter, fester, stets reinlicher Pfad, auf welchem man bald die bäuerlichen Fuhrwerke und beladenen Erntewagen, bald die Karossen der benachbarten Gentry fahren, oft aber auch Landmädchen auf ihren kleinen, muntren Pferden vorübertraben sah. Noch tiefer brausten von Zeit zu Zeit Dampfzüge vorüber, und dicht an den Schienenweg heran ebbte und fluthete die See. Man konnte jede Welle sehn, man hörte ihr Rauschen, so stille pflegte es zu sein — und wie das Wogen der See das der Kornfelder nur in anderen Farben fortzusetzen schien, so klang auch das Murmeln und Rauschen beider, für die Seele wundersam beruhigend, in einander. Gegenüber dehnte sich die Insel Anglesea mit ihren Hügeln und gelben Kornfluren und von ihrer Hauptstadt Beaumarris konnte man die Thürme und einzelne Häuser weißlich schimmern sehn. — Auf der andren Seite der Flur lag die Küche. Der Herd mit seinen glänzend schwarzen Eisenplatten war in die Wand gemauert, unter einem rein gescheuerten Waßerkeßel ward stets ein mächtiges Holzfeuer unterhalten. An der Breitewand standen zwei massive Schränke von braun gebohntem Holze, Schloß und Riegel blank von Messing; auf dem einen die Kannen, Gläser und Zierrath von Porzellan, auf dem andren die blauen Schüsseln, Teller und Platten in reichem Vorrath. Von der Flur aufwärts die schmale Holztreppe hinan führten Teppiche und auch mein Schlafkämmerchen mit Waschtischchen und Himmelbett lud zur Behaglichkeit ein. Vor dem Fenster wiegte ein ehrwürdiger

Lindenbaum seine blätterreiche Krone, bei jedem Windzug tippten Ästlein und Zweige an die Sproßen und gar oft erweckten des Morgens mich die gefiederten Bewohner, die lustig und unbesorgt gegen die Scheiben flogen. — Hinter dem Haus schloßen sich die Ställe, die Tennen an; dann die Wiesen, auf denen die Füllen in Freiheit sich tummelten, eingehägt bis an den Fuß des Berges, der hier unter Wäldern zu einer mäßigen Höhe heranstieg — Triften ringsum mit weidenden Kühen und an den Heuwagen Männer und Frauen gleich lustig bei der Arbeit. Über diese friedvolle Landschaft mit Wald, Wiese und weiter See schaute ein kahles, bläulich schimmerndes Felsenhaupt mit breiter steinerner Stirn hinaus, der Penmaenmawr, der letzte Ausläufer der Snowdon-Kette. Ich habe mich bemüht, in der Beschreibung dieses Felsgebirges sogleich die Eigenschaften anzugeben, welche die Waliser im Namen desselben (**Pen-maen-mawr**: das große Steinhaupt) auszudrücken wußten. Denn ich will hier noch einmal auf die Eigenthümlichkeit dieses poesiereichen Naturvolkes aufmerksam machen, womit sie die Namen für die Objecte ihrer täglichen Anschauung, zumal die Namen von ihren Städten, Dörfern, Bergen und Flüßen in sinniger Wahl stets so zu treffen wißen, daß in denselben die prägnantesten Eigenschaften der Dinge zum Ausdruck kommen.

Zu so poetischer Umgebung paßten denn die Bewohner der Farm Bern gar wol. Sie waren immerdar nett, liebenswürdig, gütig, und so in ihrem Leben wie in ihrem Betragen gegen mich von der

größten Einfachheit und Bescheidenheit. Weswegen ich denn auch gern jede Gelegenheit benutzte und zumal in den Dämmerstunden nie verfehlte, in ihrer Gesellschaft zu sein. Das geschah dann regelmäßig in der Küche, die für die Hausleute das Familienzimmer war. Im Herde brannte das Feuer und warf seinen röthlichen Schein auf die Platten des Fußbodens. Wir bemühten uns, mit einander zu sprechen, was denn mit Hülfe unsrer Dolmetscherin anfangs nicht ohne Schwierigkeit und mannigfachen Irrthum, später immer beßer ging. Die Großmutter in ihrer reinlichen, weißen Tüllhaube erzählte mir vom Snowdon und den Seen. Als ich sie einmal nach den Feen und sonstigen Geistern zu fragen wagte, ward sie plötzlich stumm; dann sagte sie, fast aufgebracht: „ach, — wer wird an solche Dinge glauben und davon reden?“ Es schien beinahe, als hätte ich sie durch meine Frage beleidigt. — Die Mutter, eine gute, herzige, stets reinlich gekleidete Frau, stand an der Thüre, neben ihr, verschämt und nur redend wenn sie aufgefordert ward, Sarah. Ich erfuhr, daß sie bis jetzt in der benachbarten Stadt Bangor gewesen, um dort Englisch zu lernen, und daß man sie nur der Ernte wegen zurückgerufen habe. Sie mußte nämlich, da die übrigen Schwestern noch zu klein waren und die Männer auf dem Felde vollauf zu thun hatten, die Äpfel und Pflaumen von den Bäumen herunterholen, so daß ich denn diesen köstlichen Früchten des nahenden Herbstes zugleich die Bekanntschaft Sarah's zu verdanken hatte. — Die vierzehnjährige

Mary drehte die Buttermaschine und Margret in ihrem weißen Schürzchen saß am Fenster. Für diese Kleine hatte und zeigte ich immer eine aufrichtige Vorliebe. Sei es, weil sie mich sowol durch ihren Namen als durch den duftigen Hauch, der ihre Erscheinung begleitete, stets an jene Gestalt erinnerte, welche ich in einer früheren Dichtung dramatisch darzustellen bestrebt war, sei es wegen ihrer natürlichen Anmuth, denn sie war in der That das liebreizendste Kind, das ich je gesehen zu haben mich erinnere, mit zartem, vornehmen Gesichte, üppigem Blondhaar in Flechten und himmlisch blauen Augen. Margret's Mutter, da sie meine Neigung für das Kind bemerkte, gab mir dasselbe zur Aufwartung, so, daß ich täglich, ja stündlich mit ihm verkehrte; wobei ich versuchte, anfangs nur gelegentlich ihr ein und das andre Wort meiner Sprache beizubringen, später aber regelmäßige Lectionen mit ihr zu halten, die denn, bei der natürlichen Fassungsgabe meiner kleinen Freundin und dem allen Walisern angeborenen Talent für fremde Idiome nicht ohne erfreuliche Resultate blieben. — In Margrets Schooße ruhte mit dem Köpfchen die kleine Jane; am Feuer saß Hugh und gewöhnlich ein wenig später, da er sich in Haus und Hof erst umzusehn pflegte, kam der Vater herzu, ein würdiger Mann mit schon ergrautem Haupte. Diese guten Leute lebten unter sich und mit ihrer Nachbarschaft in Frieden und größter Liebe; und ich hörte sie an keinem Abend zur Ruhe gehen, ohne daß zuvor, während alle Andern mit gefalteten Händen andächtig dasaßen, eins der erwachsenen Kinder

mit lauter Stimme einen Abſchnitt aus der Bibel vorgeleſen hätte. — Und einfach, patriarchaliſch wie ihr Leben und Beiſammenſein waren auch ihre Speiſen, an denen ich — für meinen Theil — allerdings nicht ſo viel Geſchmack finden konnte wie an jenem. Denn ihr ganzes Menu beſtand aus Sopa (friſche Grütze mit Buttermilch), Tatws-llaeth (Kartoffelbrei mit Buttermilch) und Ewd-y-llaeth (in Waßer gekochte Grütze mit Milch genoßen). Dieſe unſchuldigen Gerichte wechſelten in der Woche Tag für Tag, und nur am Sonntag ward Fleiſch aufgetragen, ſo daß der Naturzuſtand, in den ich nach und nach immer gründlicher gerieth, auch nicht einmal bei Tiſche geſtört ward. —

Damit nun aber in dieſem Idyll das, was man ſo gerne darin auftreten ſieht, nämlich ein Liebespaar, nicht fehle: ſo hatte auch hierfür ſchon das Schickſal im Voraus ſehr gütig geſorgt.

Meine Gewohnheit war es, an jedem Morgen — nachdem ich mich am einſamen Strande gebadet hatte — im Gras der Wieſe hinter dem Hauſe zu ruhen, und vom herbſtlich goldenen Blätterdach gegen die Sonne geſchützt die waliſiſche Grammatik zu ſtudieren. Meine Gefährtin bei ſolchen Studien pflegte Sarah zu ſein, welche bei den Obſtbäumen beſchäftigt, doch noch ſo viel Zeit für mich übrig hatte, um mich mit guter Laune declinieren und conjugieren zu laſſen, und mich auch obendrein in der ſehr ſchwierigen Ausſprache unterwies, was dann zu Scherz und Lachen reichlich Gelegenheit bot. Eines Morgens nun fehlte ſie mir an dem Orte, wo wir uns bisher getroffen

hatten. Korb und Brechstange lagen unter einem der Bäume, viel röthliches Laub umher, aber meine Schöne war nicht zu sehn. Auch ringsum war keine Spur von ihr zu entdecken, so daß ich die Wiese emporstieg, bis zum Rande, wo sie an den Wald stieß. Hier nun, in mäßiger Entfernung gewahrte ich Sarah. Sie saß auf der Hecke, mit dem Rücken mir zugewandt und vertraulich neben ihr, gleichfalls auf einen der knorrigen Birkenstämme gestützt, und den einen Arm um des Mädchens Hüfte geschlungen, lehnte ein junger Bursche. Kein menschliches Wesen störte dieß vertrauliche Beisammensein der Beiden, nur die Fohlen weideten im Grase. Auch ich war Willens umzukehren, wie ich gekommen war; denn das Bild, welches ich da gesehn hatte, war zu rührend unschuldig und zu schön, als daß ichs hätte durch eine so plumpe Dazwischenkunft zerstören mögen. Allein die jungen Pferde, aufmerksamer als die nur mit sich Beschäftigten, hatten die Ohren gespitzt, da sie mich über das Gras herankommen hörten und sprangen, da sie mich endlich sahen, mit so lautem Gewieher davon, daß auch die Beiden sich erschreckt umsahen und mich entdeckten. Da ich es darnach nicht mehr für anständig hielt, mich stumm zu entfernen, so trat ich näher. Sarah war rasch von der Hecke herabgesprungen, ihr Liebhaber hatte sich gleichfalls emporgerichtet, und so standen sie da, durch die breite und hohe Blätterwand getrennt, mit gesenkten Augen, als ständen sie vor ihrem Richter. Ich begrüßte die Beiden in der Landessprache; aber statt des Dankes fuhr Sarah nur ängstlich und stot-

ternd heraus: Er heißt Owen. Er gehört dorten in die Farm Gorddunor" dabei zeigte sie auf einen Hof, der dicht an den unsren stieß und dessen stattliche Gebäude unter hohen dunklen Bäumen lagen. „Er ist der älteste Sohn aus der Farm Gorddunor" — setzte sie hinzu. „Und Du die älteste Tochter aus der Farm Wern, — das paßt ja vortrefflich!" fuhr ich fort. Sarah wurde bei diesen Worten glühend roth und Owen sah auf den Krämpenhut, den er mit beiden Händen abgenommen hatte. „Nein, o nein — " sprach Sarah eifrig, „Das ist es nicht; vorgestern auf dem Markt zu Conway hat mir Owen ein blaues Gürtelband geschenkt — seht hier, dieß himmelblaue Gürtelband mit der blanken Schnalle, und da hab' ich ihm heut nur zeigen wollen, wie mir's zu Leibe sitzt." Diese letzten Worte, welche Sarah mit einiger Anstrengung hervorbrachte, und dann — gleichsam bekräftigend in walisischer Sprache wiederholte — reizten den treuherzigen Owen zu lautem Auflachen, das er sich aber sogleich zu unterdrücken Mühe gab. Denn Sarah sah ihn mit einem aufgebrachten Blicke vorwurfsvoll an und fragte: „Warum lachst Du denn Owen?" — Der geneigte Leser wird bemerken, daß auch bei den Naturvölkern das Erbtheil schlauer Verstellung den Frauen zugefallen ist, sollte sie auch so naiv und schuldlos auftreten, als dießmal bei Sarah.

Einige Tage später erregte die Erzählung der Großmutter von dem großen Wasserfall bei Aber den Wunsch in mir, denselben zu besuchen. Man bot mir Sarah als Führerin an, und da, nach dem Verge-

fallenen, das himmelblaue Gürtelband mit der blanken Schnalle eine ewige Scheidewand zwiſchen uns bildete, ſo konnte ich ihre Begleitung ohne Gefahr für mich und ſie annehmen. Wir ſtiegen in der Frühe des klarſten Herbſtmorgens hinter unſrer Farm bergan, und durch die laubdichte, ſonnedurchzitterte Buchenwaldung weiter; das kräftige Kind der Berge, welches unter ſeinem hohen ſchwarzen Filzhute ganz allerliebſt aus-ſah, immer voran, bis wir nach einſtündiger Wan-derung den Ort erreichten, wo einer von den Gebirgs-bächen dieſes waßerreichen Hochlandes dem nahen Meere zuſtürzt. Ich habe in der Folge wol viele Waſſer-fälle geſehen, die wilder, ſchauerlicher und großartiger wirkten: einen lieblicheren aber nicht. Wir waren in dieſer Höhe ganz einſam. Ueber den grünen Hügeln ſchloß ſich der blaue Himmel, erſt weit unten ſtanden einzelne Hütten, an den Abhängen giengen Schafe und Kühe, deren Glöckchen melodiſch in das Rauſchen des fallenden Waſſers tönten, und da, wo ſich die Gebirge aufthaten, erblickte man in der Tiefe die klare See. In dieſem freundlichen Thale nun, von Bergkuppen rings eingeſchloſſen, ſtrömte das kalte, ſilberhelle Waßer — ganz zu Schaum gelöſt — aus beträchtlicher Höhe über den glattgewaſchenen, ſteilen Felſen des Hinter-grundes nieder und wand ſich alsdann zwiſchen koloſ-ſalen Steinen, die vom Felſen abgerißen ſchienen, über zitternden Mooſen und Schlingpflanzen dahin, bis es das Bett erreichte, in welchem es fröhlich und raſch thalnieder dem Meere zueilte. Da Alles dieß mit einem angenehmen Rauſchen geſchah und das Waßer

selbst im Fallen die gefälligsten Linien beschrieb, so erregte dieser Anblick durchaus nicht in wilder und unheimlicher Weise, sondern gewährte mit der Ruhe und dem Frieden, die hier über allen Bergen zu liegen schienen, auch der Seele etwas Kühlendes und Besänftigendes.

Sarah hatte ihren großen Filzhut abgelegt, sich auf einem nicht weit entfernten Erdhügel niedergelaßen, wo sie das mitgebrachte Frühstück behaglich ausbreiten konnte und lud mich nun ein, gleichfalls Platz neben ihr zu suchen und ihr Gast zu sein. Über dem Eßen fragte sie mich, ob ich denn auch wol wüßte, wo wir eigentlich säßen? Da ich diese Frage verneinen mußte, so fuhr sie weiter fort: dann wiße ich wol auch nicht, was sich hier vor Jahren begeben habe! und als ich sie nun bat, mir doch ja zu erzählen, was sie davon wiße, begann sie: „Auf dem Erdhügel, wo wir jetzt sitzen, stand vor vielen hundert Jahren der Palast Llewellyn's, des letzten Fürsten, den wir in Wales gehabt haben. Dieser Fürst hatte eine sehr schöne Frau, die ihm aber nicht treu war, sondern einen von ihren Baronen, den Herrn William von Breans, weit mehr liebte als ihren eigenen Mann. Da hatten die Beiden nun einen Zwischenträger, nämlich einen Barden vom Hofe Llewellyns, der aber sehr falsch war, und die ganze Geschichte seinem Fürsten für Geld verrieth. Worauf dieser äußerst erzürnt, seinen Baron William zur Osterfeier ins Schloß einlud und ihn, der Nichts von dem Verrath ahnend, ohne Hülfe und Waffen wirklich kam, nach dem reichlichen Mittags-

mahle mit dem Worte: „Du biſt ein Ehebrecher!“ in den Thurm werfen ließ. Zur Nachmittagszeit, da ſie von dem Vorgefallenen Kunde erhalten hatte, ſaß die Fürſtin traurig und verzweiflungsvoll in ihrem Gemache. Da kam der Barde zu ihr und fragte ſie:

Dieyn, Dieyn *) — Llewellyns Gemal, —
Was giebſt Du mir, zeigt' ich Dir William einmal?

Worauf ſie antwortete:

Kambrien, England, ſammt meinem Gemal,
Alles — zeigſt Du mir ihn noch einmal!

Da führte ſie der falſche Barde an's Fenſter und zeigte ihr einen Hügel — ſeht nur, jenen Hügel dort! und da ſtand ein Galgen, an welchem William hieng; und auf dem Querbalken ſaßen ſchon die Raben.“ —

„Wie grauſam! wie unmenſchlich!“ ſagte ich, weniger durch den Ausgang, als durch die Art des Verfahrens verletzt. Sarah jedoch meinte, die Beiden hätten es gar nicht beßer verdient, denn für Treuloſigkeit ſei doch wol keine Strafe zu hart. — „Wie würde ſich Owen freuen, Dich ſo ſprechen zu hören!“ bemerkte ich, um dem Geſpräch eine heitere Wendung zu geben. „Was Ihr nur immer mit Owen wollt!“ erwiderte Sarah, indem ſie mich verlegen anſah. —

Eines andern Ortes noch will ich hier gedenken, den ich während meines Aufenthaltes in Wern oft beſuchte und der mir um ſo lieber war, als ich ihn

*) Dieſe Worte, wie ich ſpäterhin oft hörte, bedienen ſich in Wales die Kinder beim Abzählen und ſonſt beim Spielen; ſie haben ungefähr denſelben Sinn wie bei uns das „Ene, bene Tintenfaß“ ꝛc.

mir gleichsam selbst entdeckt, und ihn außer mir wol selten ein menschlicher Fuß betreten hatte. Dem Penmaenmawr gegenüber, da wo er mit seiner ganzen Felsenwucht am Weitesten ins Thal hinein reicht, führt am Meeresstrande die Eisenbahn über einer Brücke dahin, deren Pfeiler in den Uferkies hineingebaut sind. Hierher gieng ich, wenn die Sonne schon hinunter war und über der ewig wogenden Fläche die graue Dämmrung schwebte. Hier, in der vollen Einsamkeit mit mir und dem heiligen Meere stand ich, an die Mauern gelehnt — die Wellen, aus der Tiefe heraufbrausend, brachen sich an der steinigen Küste und verrollten mir zu Füßen — Seetang verdunstete am Ufer und der frische Seewind strich vom Westen herein, mit Regen und Schaum Gesicht und Haare feuchtend. Zuweilen rollte es aus der Ferne heran und dann mit furchtbarem Donner, der aus allen Schluchten des Gebirges widerhallte, über meinem Haupte dahin ... dann verhallte es weit, immer weiter, bis nur noch Meeresrauschen und Windgeheul im Finstern vor mir tosten. O — so die weite, weite See in der Dämmrung vor sich zu haben — mit ihrem Steigen und Stürzen die Seele mächtig verlockend — wie schauerte mich das an! Wie fühlte ich mich, im Innersten bebend, vom Geiste Gottes angeweht, der über den Wassern schwebt ....

In einer solchen Stimmung kam ich einst nach Haus, durch Sturm, Finsternis, Regen und alles Unwetter. Ich hatte mich ganz verirrt und verwirrt, und mußte lang, erst am Strand hinauf und dann

in den Feldern am Hügel ſuchen, bis ich die Farm gefunden hatte. Hier ſaßen, da es ſchon ſpät auf die Nacht gieng, meine Hausleute um das Küchenfeuer bei der Bibel verſammelt. Aus dem für meine Seele ſo wolthuenden Contraſte zwiſchen den Schauern des Meeres, der ſturmdurchſauſten Einöde und dieſem lichtvoll erwärmenden Anblicke, der mich, durch das Göttliche und Ewige ſelbſt, in das heiter Menſchliche zurückführte, entſprangen die nachfolgenden Verſe, deren Mittheilung meine Leſer freundlich genehmigen mögen.

Die Mitternacht webt übers Meer
Und trägt ſein Rauſchen dumpf daher.
Der Regen ſchlagt aufs Schieferdach,
Und all mein Sehnen wird nun wach.
Zur Heimath, die ſo fern mir iſt,
Kehrt ſich mein Sinn zu dieſer Friſt.
Ich überdenke, ſtill und bange,
Wie lang es währen wird, wie lange,
Eh wieder auf den eignen Schollen
Der Fuß darf raſten, der ſo weit
Verirrt in dieſe Einſamkeit,
Wo ihn die Wogen fremd umgrollen. —
Da weckt mich eine Stimme — ſacht
Tret' ich auf meiner Thüre Schwelle.
Am Küchenfeuer, das noch helle
Und golden flimmert durch die Nacht,
Beleuchtet von den milden Flammen,
Sitzt die Familie dort beiſammen.
O, wie ſo heilig ſcheint der Kreiß!
Im Lehnſtuhl ſitzt der Vater; weiß
Umgiebt ſein langes Haar die Stirne;
Margret, die kleine, ſüße Dirne,

Sitzt nebenan. Großmütterlein,
Ehrwürdig schön in ihrem Alter,
Schaut nieder, und vom Flammenschein
Umglüht lieſt Sarah laut den Pſalter.
Die Mutter ſitzt im Dunkel, ihr
Zur Seite Hugh, den Krämpenhut
In brauner Hand; zu Füßen ruht
Ihm Gianmawr, das treue Thier. —
Und wie ich ſo herangetreten,
Da muß ich mit den Andren beten . . . .
Und iſt es auch ein fremder Laut —
Der Geiſt iſt Allen ja vertraut!
Er ſpricht aus fremder Augen Scheinen,
Und thut ſich kund in ihrem Weinen . . . .
Doch ſieh! — da Sarah aufgeſchaut,
Sieht ſie mich in der Thüre lehnen.
Weiß ſie vielleicht, was mir ſo ſtill
Die Seele füllt mit tiefſtem Sehnen,
Und was mein feuchtes Auge will?
Erröthend ſenkt ſie ihres nieder,
Und faltet ſtill die weiße Hand.
Vielleicht denkt ſie: bald zieht er wieder
Weit über's Meer ins ferne Land.
Dann ſei ihm nah mit Deiner Gnade,
O Herr! und führ' auf ſichrem Pfade
Ihn durch die Stürme, die da wehn;
Sollt' ich auch nie ihn wiederſehn,
So laß doch eines Kindes Bitten
In Lebens und der Sünden Mitten
Als Engel ihm zur Seite gehn!

Zur waliſiſchen Geſchichte.

Die Waliſer ſind Kelten und nebſt den Bewohnern der Bretagne (little Britany) die einzigen Ueberreſte der alten Urbewohner und erſten Anſiedler Englands. Da ſich ihre Geſchichte durchaus in eine vorhiſtoriſche Zeit verläuft, ja durch Anknüpfung an den trojaniſchen Krieg ſogar einen Schimmer jener Mythendichtung empfängt, aus welcher ſich die Geſchichte des claſſiſchen Alterthums entwickelte, ſo darf man an dieſer Stelle keine kritiſchen Experimente erwarten, da es vielmehr Abſicht des Verfaßers iſt, jenem Chroniſten zu folgen, der, unter dem Namen Gottfried von Monmouth bekannt, um die Mitte des 12. Jahrhunderts (1128) in gutes Latein überſetzte, was — wie er behauptet — die Waliſer ſelbſt und in ihrer Sprache über ihre Vergangenheit aufbewahrt hatten.*) Es weht ein friſcher Hauch, wie Meerwind,

*) Vergl. über die Frage, ob Gottfried ſein Werk überſetzte oder ſelbſt compilierte, die ausführliche Abhandlung bei **Stephens, the Literature of the Kymry etc. Llandovery, Rees. 1849. pag. 307 ff.**

durch diese Chronik des Weihbischofs von Monmouth, und es gewährt dem Leser ein eigenthümliches Vergnügen, diejenigen Personen, welche wie Hengist und Horsa, auch in der Geschichte erscheinen, mit allem Zauber einer wilden, urwüchsigen Poesie umkleidet zu sehn, sowie diejenigen Gestalten, welche uns Deutschen nur aus den glänzenden Dichtungen Wolfram's von Eschenbach und Hartmann's von der Aue — wie König Arthur und den Zauberer Merlin, — ja sogar den König Lear und die Cymbeline Shakespeare's hier ganz wie geschichtliche Helden, rein menschlich auftreten und handeln zu sehn.

Gottfried von Monmouth führt den Anfang seiner Nachrichten auf die Zerstörung Troja's zurück. Er erzählt, wie Aeneas nach Italien geflüchtet sei und wie dort sein Enkel Brutus den eignen Vater, Silvius, erschlagen habe. Nach diesem Morde zur Flucht gezwungen, begab er sich zu seinen Landsleuten, welche als Gefangne zu Sclaven gemacht, im Lande der Griechen saßen. Mit ihnen beredete er einen Auswanderungsplan, und da sie vernahmen, daß in Gallien ihrem Stamme Verwandte wohnen sollten, so beschloßen sie, dorthin zu wandern und erreichten, nach vielfachen Kämpfen, Verlusten und Siegen das Land jenseits der Pyrenäen. Allein auch hier fanden sie nicht Raum und Gelegenheit. Da sagte man ihnen, über dem Meere liege eine Insel, wüst und nur von einigen Riesen bewohnt, Albion sei sie genannt. Brutus mit seinen Trojanern brach noch einmal auf, er landete, erschlug die Riesen, und siedelte sich mit den

Seinigen an.*) Das Volk gab ſich nach ſeinem Führer Brutus den Namen der „Briten.“ Auf dieſen ſowol als auch auf die trojaniſche Abkunft des Volkes deuten noch mannigfache nationale Erinnerungen. Es gibt eine ganze Reihe britiſcher Chroniken, welche ſich eben nach jenem fabelhaften Stifter der engliſchen Monarchie „**Bruts**“ nennen; ſo Robert Wace's berühmter, in alt-franzöſiſcher Sprache und achtſilbigen Reimverſen abgefaßter „**Brut d'Angleterre**“ (**1155**), weſentlich nur eine Überſetzung von Gottfried's vielfach nachgebildeter britiſcher Geſchichte, aber als Quelle der romantiſchen Dichtung des Mittelalters von höchſter Bedeutung; ſo auch Layamon's „**Brut**“ (Ende des **12.** oder Anfang des **13.** Jahrhunderts), welcher ſich zwar durchweg wieder auf Wace's Werk ſtützt, aber als

---

*) Eine Erinnerung an dieſe Sagen der Vorzeit findet ſich noch heute — wer ſollte es glauben? — in der Guildhall zu London! Die beiden Rieſen nemlich, welche am großen öſtlichen Fenſter auf achteckigen Steinſäulen ſtehn, der Popanz aller Kinderſtuben und die Bewunderung aller Lehrjungen von London, beziehen ſich auf die Kämpfe zwiſchen den britiſchen Einwanderern und den Urbewohnern Albions, indem der jugendliche Guildhallrieſe, mit Kolben, Adlerſchild und Lorbeerkranz den Begleiter des Brutus, Corinaeus, vorſtellen ſoll, welcher den letzten Rieſen Gogmagog erſchlug, der nun mit langem Bart, Morgenſtern, Köcher, Bogen und Eichenkranz ſein friedlicher Gefährte im Londoner Stadthaus geworden iſt. Im Volksmund heißen ſie Gog und Magog. Vergl. **William Hone, ancient Mysteries etc. (London, 1823.) p. 272 ff. Knight's Cyclopaedia of London (London, 1851) p. 65.**

Sprachdenkmal, da es im gemiſchten Sächſiſch der damaligen Zeit geſchrieben iſt, nicht minder wichtig erſcheint, denn als Monument jenes Proceſſes in der Poetik, in welchem die germaniſche Alliteration mit dem romaniſchen Reime kämpft. Wenn dieſe und eine große Zahl verwandter Chroniken ſchon durch ihren Titel geeignet ſind, den Namen und das Andenken des ſagenberühmten Brutus auch der Geſchichte zu verweben, ſo lebt nicht minder die Erinnerung an Troja und Griechenland bis auf den heutigen Tag bei den Waliſern fort. Noch Cäſar bemerkt, daß ſich die Druiden — der geiſtliche Stand, der nicht nur die Religion, ſondern auch die Cultur ſeines Volkes beherrſchte — im öffentlichen ſowol als Privatverkehr griechiſcher Schriftzeichen bedient hätten. Wenn nun auch die gelehrten Erklärer des Cäſar darauf halten, daß aus dieſer Bemerkung eine Kenntnis der griechiſchen Sprache nicht gefolgert werden dürfe, ſo wird doch Niemand beſtreiten, daß ſie auf irgend einen, ſei es auch noch ſo entfernten, Zuſammenhang zwiſchen den waliſiſchen Kelten und den Griechen hindeute. Aber weiter. Giraldus Cambrenſis, welcher als Begleiter (vielleicht als Dollmetſcher, denn er war ein geborner Waliſer) des Erzbiſchofs Balduin ihre im Jahre 1187 durch Wales, in der Abſicht das Kreuz zu predigen, unternommene Reiſe in zwei Werken ſchilderte, und demnach der Ahnherr aller Touriſten iſt, die jemals über Wales geſchrieben haben oder darüber noch zu ſchreiben gedenken, ja als ſolcher das höchſte Lob erreichte, was einem Reiſeſchriftſteller je geſpendet worden

iſt, indem Warton, der große Kenner engliſcher Literatur, von ihm ſagt: er ſei ein Hiſtoriker, ein Antiquar, ein Topograph, ein Pſycholog, ein Philoſoph und — ein Poet geweſen; — dieſer Giraldus erzählt ein Feenmärchen (welches ich ſpäterhin noch mittheilen werde), in welchem berichtet wird, daß dieſe lieblichen Weſen eine Sprache redeten, welche in vielen Worten Anklänge an die griechiſche habe. — In heutiger Zeit lebt das Andenken an Troja in dem ſogen. caer Droea (Stadt Troja) fort, d. h. der Zeichnung eines Labyrinthes von ſieben Linien, welches Schäferknaben, während ſie ihre Heerden auf den Bergen von Wales treiben laßen, in Torf ſchneiden oder Schulknaben ſich als ein Räthſel auf der Schiefertafel aufgeben. Die ſieben Linien dieſes Labyrinthes ſollen die ſieben Wälle vorſtellen, durch welche Priam's Stadt einſt geſchützt geweſen. Aber auch die Helena fehlt in dieſen welſchen Erinnerungen nicht; noch heute, wenn ein Mann eine ſchöne und junge Frau hat, ſagen ſie von ihr: „ei Elen!“ — o ſeine Elen! — und kaum gibt es ein Liebeslied, in welchem der ſchwärmende Dichter ſeinen Gegenſtand nicht mit Helena vergliche.

Um nun auf Brutus zurückzukommen, ſo vertheilte er bei ſeinem Tode ſein Reich an ſeine drei Söhne: Locrin erhielt England (wovon es noch heut in der waliſiſchen Sprache Lloegr heißt), Albanart Schottland (heut noch Alban genannt) und Kamber Wales. Davon hieß denn dieſes Land ſeit den älteſten Zeiten und heißt noch heut in der

Landesſprache Kymru (Kambria) und die Einwohner nannten und nennen ſich Kymry (Kambrier) *).

Erſt die einbrechenden Sachſen gaben ihnen den Namen „Welſche", welchen ſie für alle, ihrem innerſten Weſen fremde, Nationen in der Art bereit hatten, wie die Römer und Griechen ihre Bezeichnung „Barbaren". Dieſen ſächſiſchen Ausdruck hat die engliſche Sprache angenommen, wofür ſich denn die Kymren in ihrer Weiſe gerächt haben, da ſie mit dem Worte „Allman", welches urſprünglich in ihrer Sprache „der Deutſche" heißt, nun auch den „Fremden" bezeichnen, ſo daß bei ihnen fremd und deutſch gleichbedeutend geworden ſind; während ſie die Engländer noch immer „Sachſen" nennen **).

Wir dürfen, wenn wir dieſen nationalen Ueberlieferungen folgen, in denen die Wahrheit ſich trotz mythenhafter Umhüllung ſtets ſicher darzuſtellen pflegt, wol annehmen, daß die erſten Anſiedler von Groß-

*) An die Ähnlichkeit des Namens anknüpfend behaupten nicht wenige Forſcher, die Kymren ſeien die letzten Reſte, mindeſtens aber Stammverwandte der Homeriſchen Kymmerier und der germaniſchen Kimbren. So auch Th. Stephens, the Literature of the Kymry. Llandovery, Rees. 1849. — Preface, V. — Aber wie dem auch ſei — meines Amtes iſt es nicht, in einem Buche harmloſer Reiſeerinnerungen, zu den vielen Hypotheſen über den Urſprung der Kelten und ihre Stellung im Völkerſyſtem neue hinzuzufügen. Ich wollte nur, — auch in dieſem Punkte unbefangen — referieren, was meine Aufmerkſamkeit anregte.

**) Auch die Bergſchotten nennen die Engländer Sassenach.

britannien der großen keltischen Race angehörten. Ob nun die Einwanderung weiter von Schottland nach Irland, oder von Irland nach Schottland gieng: das ist noch immer eine offene Frage; aber soviel ist gewiß, daß die Schotten und Iren einen keltischen Dialect, den sog. erisischen (erschen) oder gaelischen, reden, welcher von dem sog. kymrischen der Waliser unterschieden ist. Im Großen und Ganzen ist das Schicksal der keltischen Ureinwohner in den genannten drei Ländern dasselbe gewesen; in jedem derselben waren sie die primitive Bevölkerung, in deren Besitz wahrscheinlich aller Grund und Boden gewesen, und obwol sie wieder gleichmäßig in den drei Ländern von einer fremden Race zurückgedrängt wurden, so hielten sie sich doch bei ihrer alten, nationalen Sprache und Sitte und zwar in allen drei Fällen an der westlichen Felsenküste der ihnen ursprünglich zugehörigen Länder. Am Stärksten wirkte dieser fremde Andrang in England, wo er auch zuerst und in all' seiner Heftigkeit auftrat; hier bilden die Waliser heutzutage etwa nur noch ein Sechzehntheil der allgemeinen Bevölkerung. In Schottland geschah der Zusammenstoß später und weniger heftig, so daß das Verhältnis der keltischen Hochländer zu den englischen Niederländern immer noch wie eins zu fünf oder sechs ist; in Irland endlich, wo der englische Einfluß am Spätesten sich geltend machte, werden die neuen Ansiedler noch heute als Fremde und Eindringlinge betrachtet, und die alten keltischen Einwohner, welche noch immer den größten Theil der Bodenfläche einnehmen, obwol sie ihn nicht besitzen,

ſind hier acht bis zehnmal ſo zahlreich, als die Engländer.*)

Bemerkenswerth iſt es auch, daß in allen drei Fällen das germaniſche Element es war, welches das keltiſche zurückſtieß, nemlich nach oder neben einander: Angeln, Sachſen, Jüten, ſcandinaviſche Dänen und franzöſiſche Normannen; und wie die Waliſer, ſo haben auch die Hochſchotten und Irländer für den Deutſchen und den Fremden nur einen Ausdruck in ihrer Sprache.

Aber lange vor dem Andrang der Germanen fand die erſte Landung der Römer unter Julius Cäſar (55 n. Chr.) Statt. Romanen und Kelten haben ſich überall, wo ſie zuſammentrafen, leidlich ineinander gefunden; es liegt im Weſen Beider viel Gleichartiges, was eine Aſſimilation begünſtigt. Und wenn es auch erſt nach harten Kämpfen geſchah, nach Kämpfen, in welchen ſogar eine andre Semiramis, eine neue Cleopatra, eine waliſiſche Zenobia, die königliche Boadicea auftrat: ſo geſchah es doch unter Agricola, dem großen Feldherrn Veſpaſians, daß Britannien ſich die Oberhoheit Roms gefallen ließ, und Beide ſich wol dabei befanden. Und ſpurlos wie ihr Kommen gieng auch ihr Scheiden an der Nationalität der Waliſer vorüber. Eine Legion nach der andern ward heimgerufen, um auf den Schlachtfeldern des untergehenden Roms den Barbaren geopfert zu werden, in der Mitte des fünften Jahrhunderts war alles römiſche Weſen verſchwunden,

*) Craik, Literature and Learning, in England. London, Knight. II. 106.

und in die Provinzen theilten sich Häuptlinge (meist britischer, zum kleinern Theil jedoch auch römischer Abstammung), die sich Könige nannten.

Da, genau um dieselbe Zeit, begann die germanische Einwanderung, und diese gieng nicht spurlos vorüber. Der Germane muß Amboß oder Hammer sein, er muß siegen oder unterliegen; in Frankreich unterlag er dem keltischen Element, in England hat er es besiegt. Als geistige Träger des nun beginnenden achthundertjährigen Kampfes sind die Druiden — als geistlicher Stand der erste der Nation — zu betrachten, und nachdem diese dem Christenthum erlagen, die Barden, welche anfänglich eine der drei Classen des Druidenthums bildeten, und endlich zu dem poetischen auch das politische Vermächtnis desselben übernahmen. In diesem Sinne ist denn auch die Äußerung Cäsar's, daß die Druiden vom Kriegsdienst frei sein, zu erklären. Sie fochten allerdings nicht mit, aber sie standen mit zum Himmel erhobenen Händen und furchtbare Flüche ausstoßend unter den Fechtenden, während Weiber mit flammenden Pechfackeln, das lange Haar über der Schulter gelöst, das Gesicht glühend von Wuth und Verzückung, durch die Schlachtreihen liefen. Obwol die Druiden in vielen Dingen sehr helle Ansichten hatten, so namentlich, wie Cäsar berichtet, der Überzeugung waren, „daß die Seelen nicht sterben, sondern nach dem Tode des Körpers in einen andren übergehen, woraus sie Todesverachtung und Liebe zur Tugend folgerten", obwohl sie „Vieles von den Sternen und ihrer Bewegung, von der Größe des Weltalls

und dem Umfang der Länder, von der Natur, der Macht und Gewalt der unſterblichen Götter wußten und lehrten", ſo hatte doch ihr Cultus viel Ungeheuerliches, Dunkles und Wildes, wie ihnen ja auch die Menſchenopfer nicht fremd waren. Ihr Hauptſitz war die Inſel Mona (jetzt Angleſea), die, wie ſie der gelehrte Selden beſchreibt, dazumal ganz mit dicken Wäldern und heiligen Hainen bedeckt war, und noch heut der Schauplatz vielfältiger Volksſagen und Feenmärchen iſt. — Die heilige Inſel blieb das Aſyl des Druidenthums, bis daſſelbe und zwar als das erſte Opfer in dem furchtbaren Kampfe zwiſchen Sachſen und Briten fiel. Die Kymren wurden Schritt vor Schritt aus den Poſitionen ihres Landes wie ihres Nationalglaubens gedrängt, und da ſie ſich endlich hinter den natürlichen Wällen des waliſiſchen Hochlandes, von den ungeheuren Bergen hier, und dort vom Meere geſchützt ſahen: da war ihnen nur noch von der einſtigen Herrlichkeit die Sage und der Glauben von König Arthur, der mit den Helden ſeiner Tafelrunde im Thale von Avalon den Tagen neuen Glanzes entgegenſchlummern ſoll, und vom Druidenthum war ihnen nur noch die Graalſage geblieben, in der ſich der Sieg des Chriſtenthums über den keltiſchen Heidenglauben bildlich darſtellt. Cadwalladar aber, der letzte Britenkönig, war nach Armorica*) oder Kleinbritannien (der heutigen Bretagne) geflüchtet, über ganz England

*) Noch heute bildet die Bretagne eine Art Oaſe in Frankreich; der gemeine Mann daſelbſt verſteht kein Wort Franzöſiſch,

herrschte das weiße Roß der Sachsenfahne und die Drachenfahne der Kymren hatte sich in die finstren Thalschluchten von Wales zurückgezogen und flatterte nur noch von den einsamen Höhen des Snowdon und Penmaenmawr.

Dieß ist der erste Hauptabschnitt in dem angedeuteten Kampfe; die Sachsen folgten den Walisern nicht in ihre Berge, sie ließen ihnen für mehrere hundert Jahre Ruhe, eine Ruhe freilich, welche die Waliser durch innere Zwistigkeiten, stete Theilungen und sonstigen Hader ausfüllten und die sie nur gelegentlich zu Anstrengungen gegen den immer noch drohenden sächsischen Feind kommen ließen. — Da langte ein neues germanisches Element, die ritterlichen Normannen an, und kaum daß sie sich im neu eroberten Lande festgesetzt hatten, so begannen sie auch schon ihre Streifzüge nach Wales hinein — denn Germanen und Kelten können einmal nicht ruhig neben einander sitzen. Schon der zweite Nachfolger des Eroberers, Heinrich I. unterwarf das in seinen Bergen verzweifelt kämpfende, durch seine Barden zu immer neuen Anstrengungen angefeuerte Volk. Die Barden hatten jetzt das Erbe der Druiden angetreten. Alles Düstre, Schauerliche, Wilde, was vordem den Druidismus charakterisiert hatte, war jetzt in die Gesänge der Barden übergegangen, die voll jenes poetischen Wahnsinns, jener

---

während ihm das Kymrische als eine dialectische Abart seiner Sprache ganz geläufig ist. — Vgl. Vollgraff, Ethnogenesie. Marburg, Elwert. 1854. II, 808.

Raſerei ſind, die nicht Rand und Band mehr kennt, und gegen welche die Pindariſchen Schlachthymnen wahrhaft zahm erſcheinen. Empörung folgte auf Empörung, innerer Streit um den Thron und äußerer Andrang wechſelten, keine Grauſamkeit auf beiden Seiten ward verſchmäht, Auswanderungen fanden Statt (darunter eine, welche unter Führung des Prinzen Madoc Florida in Amerika entdeckt hat, wie die Waliſer behaupten)*) — bis endlich die Stunde der Entſcheidung ſchlug und Wales für immer aufhörte frei und ſelbſtſtändig zu ſein. Unter Eduard I. fiel der letzte Fürſt von Wales Llewellyn, den die Geſchichte den unglücklichen und die Poeſie den ſanften und mil-

*) Die lange gehegte Annahme, daß die Urbewohner Amerika's Kelten ſeien, hat Alexander von Humboldt widerlegt. Dennoch haben eifrige Waliſer in den Namen von **Armorica** und **America** eine gewiſſe Ähnlichkeit gefunden, indem ſie jenes auf: **ar - mor - ica**, „an der niedren See," dieſes auf: **a - mye - ycha**, „an den hohen, den entfernten Seen," zurückführten. Vgl. **Cambrian Quarterly Review. IV. 468.** Wir wißen freilich, daß Amerigo Vespucci, als Vorſtand des Seefahrtsrathes den Ruhm hatte, den größten welchen Laune und Zufall je einem Menſchen verlieh, der neuen Erdhalbkugel ſeinen Namen zu geben. **Prescott**, Geſch. Ferdinands und Iſabellens. **II, 616.** Übrigens bezieht ſich auf dieſe ſagenhafte Expedition das Southey'ſche Epos „**Madoc**" (public. **1805**) vgl. **Chamber's Cyclopaedia of Eng. Lit. II. 348.** In dieſem Punkte irrt ſich alſo **Julian Schmidt**, wenn er in ſeiner glänzenden „Überſicht der engliſchen Literatur des 19. Jahrhunderts" (Kemberg's Wißenſchaften, **II., 432**) den Sagenkreiß des Prinzen Madoc einen von Southey „ſelbſterfundenen" nennt.

den nennt, obwol er in der That eher das Gegentheil geweſen zu ſein ſcheint. Aber das Unglück hat eine ſühnende Kraft, und wenn Arthur der Lieblingsheld der waliſiſchen Sage iſt, ſo iſt Llewellyn der der waliſiſchen Geſchichte; und die Bardengeſänge, im Allgemeinen ſo rauh und überſchwänglich, werden wahrhaft rührend, wenn ſie die Kämpfe und das Ende dieſes Fürſten ſchildern, der für die Freiheit ſeines Volkes litt, ſtarb und mit deſſen Haupt ſein grauſamer Gegner den Hauptthurm des Tower von London ſchmückte. Nun wurden die Wälder in Wales gelichtet, unter den Bergen wurden feſte Schlöſſer erbaut und normanniſche Große ſiedelten ſich in den lieblichen Thälern an. Viele kleine Aufſtände der murrenden und über die Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit der neuen Herren empörten Waliſer brachen aus und wurden unterdrückt; bis all' das zurückgehaltne Feuer noch einmal in der großen und nationalen Revolution, an deren Spitze der durch Lied und Roman gefeierte Owen Glyndwr ſtand, aufflammte, um auf dem Schlachtfeld von Huske für ewig erſtickt und erdrückt zu werden. Das geſchah unter dem vierten Heinrich. Das grauſame Verfolgungsſyſtem, mit welchem man gegen die armen Welſchen wüthete, die Strafgeſetze, welche ſie verhinderten Geſchäfte zu treiben, Land zu verkaufen und ſich mit den Engländern durch Heirathen zu verbinden, alles das war wenig geeignet, eine Verſöhnung herbeizuführen. Und in der That dauerte es faſt ein Jahrhundert, bis eine Annäherung zu Stande kam. Denn erſt unter Heinrich VII., der als Tudor aus nord-

waliſiſcher Abkunft war, änderte ſich das geſchilderte Syſtem und erſt unter ſeinem Nachfolger kam die völlige Vereinigung durch politiſche Gleichſtellung mit England zu Stande. Seit der Zeit leben die Waliſer unter dem milden engliſchen Regiment glücklich und zufrieden. Ihre Freiheit, ihre nationale Selbſtſtändigkeit haben ſie verloren, aber treu bewahrt bis auf den heutigen Tag haben ſie ihre alten Sitten und ihre alte Sprache. Von ihren eigenthümlichen Sitten werde ich im Fortgange dieſer Aufzeichnungen noch mehrfach zu reden Gelegenheit haben; von ihrer Sprache will ich gleich hier bemerken, daß ſie nicht nur noch Landesſprache, ſondern vorherrſchend auch Schrift- und Bücherſprache iſt.*) In den waliſiſchen Städten

*) Tauſende und zehntauſende von Büchern in der Landesſprache verlaßen jährlich die Preſſen von Wales. Von der „Hanes Cymrû“ (Geſchichte von Wales) von Thomas Price, wurden durch herumziehende Bücherverkäufer unter dem Landvolk über 1000 Exemplare abgeſetzt, obgleich das Werk 5 £ 10 Shr koſtete. Es giebt eine Vierteljahrsſchrift „y Traethodydd“ (der Eſſayiſt), einige monatlich erſcheinende Magazine (darunter „yr Annibynwr“ — der Freimüthige, mit einer Auflage von 25000,) die faſt ſämmtlich von baptiſtiſchen und methodiſtiſchen Geiſtlichen herausgegeben werden, wie denn ihr Inhalt durchſchnittlich religiöſer Tendenz iſt, und endlich ſehr viele Wochenblätter, von denen „Amserau“, die waliſiſche Times eine Auflage von 100,000 hat. Leute aller Sorten und Berufsarten arbeiten an dieſen Zeitſchriften mit, namentlich die Handwerker, Bauern, Bergleute u. ſ. w.; der „Herald Cymraeg“ (Auflage 9000) erhält allein 50 bis 60 Beiträge von ſolchen Leuten wöchentlich. Auch für die Jugend erſcheinen beſondere Monatsſchriften; darunter

wird allerdings reichlich ſo viel Engliſch als Kymriſch geſprochen, auf dem Lande aber iſt die alte nationale Sprache die einzig geredete und faſt einzig verſtandene, und das trotz der auf Vernichtung des nationalen Elementes in Wales gerichtet geweſenen Politik Robert Walpoles, trotz der Thatſache, daß der Bonedd̄igiaeth oder eingeborene Adel faſt ganz geſunken iſt, daß die Edelſitze in den Händen engliſcher Großen ſind, deren Vorväter ſie durch die Verheirathung mit waliſiſchen Erbinnen gewannen, oder die ſie gekauft haben und durchaus als engliſche Colonieen in Wales behandeln — trotzdem, daß es engliſche Prälaten ſind, die von Generation zu Generation die waliſiſchen Pfarrſitze eingenommen haben. Dieß Letztere insbeſondere hat nur dazu geführt, daß das Volk die Kirchen ſeiner Ureltern verlaßen und Secten gebildet hat, die ſich an welſchen

---

„yr Oenig“ (das Lämmchen), an welchem nur junge Leute mitarbeiten. Von welſchen Bibeln, Alten und Neuen Teſtamenten wurden 1854 zuſammen 54,307 Exemplare abgeſetzt, eine Zahl — welche, da ſie den Bedarf jedes andern Landes von gleicher Größe in der ganzen Welt übertrifft — wol der beſte Beweis für den religiöſen Sinn und die Anhänglichkeit der Waliſer an ihre Landesſprache iſt. — (Vgl. **The Athenaeum, № 1515. Nov. 8. 1856**). — Auch in engliſcher Sprache ſind mehrfache Vierteljahrs- und Monatsſchriften über waliſiſche Alterthümer, Geſchichte, Poeſie u. ſ. w. verſucht werden. So „**the Cambrian Register for 1795 and 1796,**“ namentlich antiquariſchen Inhalts, — das reichhaltige „**Cambrian Quarterly Magazine**“ (1829 — 33). Die letzte derartige periodiſche Publication iſt, ſoweit mir bekannt, die „**Archaeologia Cambriensis**“ (1846 — 1849).

Predigten erbauen und welſche Lieder ſingen. Zur Hochkirche gehören in Wales verhältnißmäßig nur ſehr wenig; die eigentliche Maße des Volkes ſind Diſſenters. — Was nun die Sprache als ſolche anbelangt, ſo erſchien ſie mir voll und weich, harmoniſch und immer ausdrucksvoll. Ja, ſie iſt in ihren Bildungen ſo kurz und prägnant, daß ein welſches Wort oft ſo viel ausdrückt, als ein deutſcher Satz. Neben der geſchilderten Fülle und Melodie hat ſie in ihrem Ausdruck doch auch etwas Majeſtätiſches; denn ſie iſt die Sprache eines Heldenvolkes und angefeuert durch die Klänge derſelben hat es tauſendmal ſein Leben geopfert, um das theure Vaterland gegen Römer, Sachſen und Normannen zu ſchützen. Und wie in der Sprache neben aller Weichheit der Empfindung und des Gefühls ſich doch ein Zug von Stärke offenbart, ſo auch im Leben der Waliſer. Einfachheit, Ehrbarkeit, Gefälligkeit ſind die Grundlinien ihres Charakters — das warme Colorit derſelben aber iſt der Geiſt der Freiheit, der aus ihren Augen funkelt, und jenes ſtarke Heimathsgefühl, welches zwar allen Bergvölkern eigen zu ſein pflegt, aber bei keinem ſo heilig erſcheint, als bei dieſem. Denn jeder Berg, auf welchem ihre Schaafe weiden und ihre Ziegen klettern, trägt noch die Trümmer jener Veſten, in welchen ihre Väter gekämpft haben; jeder Schritt Landes hat vom Blut jener Edlen getrunken, die durch Lied und Sage unſterblich geworden ſind. Und wenn der Waliſer ſich umſchaut nach den Gebirgen, die ſeine Thäler begrenzen, wenn er den Acker düngt, wenn er das Gras der Marſchen

mäht, ſo kann er mit Stolz und mit Wehmuth ſagen, daß kein Volk der Erde um das Vaterland mehr gelitten habe, als das ſeine! Und wir wißen ja:

Freuden verbinden ſehr —
Doch die Leiden noch viel mehr!

Aber es wäre nicht billig, an dieſer Stelle mit den Worten Goethe's, des fremden Dichters zu ſchließen! Und ſo mögen denn einige Verſe von Goldſmith, in denen jene heilig-ſtarke Heimathliebe der Waliſer ihren ſchönen Ausdruck findet, dieſem Abſchnitte zum Beſchluß dienen.

Er liebt die Hütte, die ſein Liebſtes hegt,
Er liebt den Hügel, drüber Sturmwind fegt,
Und wie ein Kind, wenn Larm es wild umfliegt,
Sich feſter an der Mutter Buſen ſchmiegt:
So feßelt Sturm und Strom der wilden Flur
Ihn feſter an die Heimathberge nur!

Der Schulmeiſter von Llanfairfechan.

Nachdem ich mich in oben geſchilderter Weiſe in der Farm und ihrer nächſten Umgebung freundlich eingebürgert hatte, dachte ich nun daran, meinen Geſichtskreiß nach Neigung zu erweitern. Die Großmutter, welche, bei gutmüthiger Redſeligkeit, oft mehr ſprach, als ich ſogleich verſtand, hatte mir doch ſchon vielfältig gute Winke gegeben, die wenigſtens meine Aufmerkſamkeit zu weiterem Forſchen anregten. Unter Anderm hatte ſie nun auch Viel zum Lobe eines Mannes geſagt, der als Schulmeiſter in einem benachbarten Dorfe anſäßig war. Er ſollte ein freundliches Betragen mit großer Gelehrſamkeit verbinden, ſollte ein Poet ſein, ja ſogar in jüngeren Jahren von der Cymregyddion, einer Geſellſchaft zur Beförderung waliſiſcher Dichtkunſt, mit einem ihrer Preiſe gekrönt worden ſein. — Dieſen Mann beſchloß ich aufzuſuchen, und machte mich ſogleich am nächſten Sonnabendnachmittag auf den Weg nach ſeinem Dorfe. Zuerſt eine gute Strecke an den Kornfeldern herauf, bis zu einem Hohlwege, der zwiſchen hohen Brombeerſtauden zu einigen vereinzelten Gehöften und dann zu dem

Dorfe führte. Mir vorauf schritt singend eine Frauengestalt, die — sobald ich nur die Umrisse zu erkennen vermochte — Jugend und Anmuth verrieth. Ich näherte mich, um den Gesang beßer zu hören, und ward nun auch von der lieblichen Melodie, sowie von der frischen Natürlichkeit, mit der das Mädchen sang, ganz entzückt. Da das Liedchen zu Ende und ich in der Nähe der Sängerin angekommen war, grüßte ich, worauf sich sogleich ein bleiches Mädchengesicht umwandte, welches durch ein schwarzes Filzhütchen mit verwitterter Feder drauf gar romantisch gedeckt ward. Mit ihren dunkelbraunen Augen maß sie mich in meiner ganzen Länge, wobei sie sich sehr ernsthaft verhielt, obwol ich bemerken konnte, daß ihr das heiter Neckische und Schelmische reizend anstehen müße. Sie erwiderte meine Begrüßung und gieng weiter; ich neben ihr.

„In welchem Tone war das Lied, welches Du da eben gesungen hast?" fragte ich meine Begleiterin.

„Im Tone Codiad yr Hedydd" erwiederte sie ganz vornehm. Um diesen Namen meinem Gedächtnis einzuprägen, wiederholte ich ihn mir. Allein, meine Weise, ihn nachzusprechen, mochte ihr so komisch vorkommen, daß sie laut zu lachen anfieng. Darauf stellte sie sich vor mir dahin, sprach die Worte noch einmal langsam aus, wobei sie — um jeden Buchstaben genau anzudeuten, den Mund so lieblich verzog, daß ich ausrief: „Könnte ich dir diesen Namen von den Lippen küßen!" — „Pah!" lachte sie, und eilte einen Hügel hinan, über welchen der Fußpfad sich abzweigte, und bald

ſtand ſie auf der Höhe, das bleiche Geſichtchen friſch geröthet und die Feder am Hut von der raſchen Bewegung noch ſchwankend.

„Kannſt Du mir nicht ſagen, ehe wir ſcheiden", rief ich von Unten herauf, „wo ich den Weg zum Schulhaus von Llanfairfechan finde?" —

„Kommt nur mit mir," rief ſie nieder, ich werde Euch ſo weit führen, bis Ihr's nicht mehr verfehlen könnt!"

Ich ſtieg ihr nach und hatte nun von der Anhöhe herab den freundlichſten Anblick vor mir. Das Dorf, mit ſeinen dunklen Schieferdächern und ehrwürdigen Bäumen von dem Gold der Abendſonne beleuchtet, zog ſich von der duftigblauen Wand des Penmaenmawr mit Gärten und Obſtfeldern bis ans Meer, welches all den Glanz des röthlichen Himmels bunt widerſpiegelte. — Dann ſtiegen wir ſelbander abwärts bis ans Dorf. Aus einem Hohlweg, der ſchon ganz mit blauem Schatten erfüllt war, kam ein Heuwagen heran, mit drei Pferden, die ganz gelaßen anzogen.

„Grüß Dich Gott, Griffith!" rief meine muntere Führerin, da das ländliche Geſpann herankam. Ein Burſch, der luſtig und träumeriſch auf dem Handpferd hieng, richtete ſich empor. Bei vollkommner männlicher Schönheit hatte dieſer kräftige Geſell etwas Finſtres und Geſpanntes in Blick und Haltung. Bei dem Gruße des Mädchens verlor ſich dieß in einem freundlich aufgeregten Geſichte. —

„Gwenni, Du biſt's? — Schönen Dank! — Wie geht's zu Haus, Gwenni?"

„Gut, — Alles wolauf!“ sagte diese, die indes schon an dem Burschen vorüber war.

„Gwenni, komm doch einmal!“ rief ihr Griffith nach.

Gwenni kehrte sich kurz um. „Hab' keine Zeit heute,“ gab sie zurück, „keine Zeit!“

Griffith sah ihr mit seinem finstren Blicke nach, und nachdem er auch mich aus der Entfernung mit einem verächtlichen gemeßen hatte, gab er seinen Pferden die Peitsche, und war bald hinter dem Hügel verschwunden. —

Auf unsrem Wege durchs Dorf mußte ich mich aufs Neue über die große Reinlichkeit freuen, welche selbst in den schlechtesten Hütten herrschte. Ueberall die steinerne Flur, die hellen Fenster, die Küche und der Schrank mit dem blauen Porzellan. Hier hatten sogar die meisten Häuser hinter den schon früher beschriebenen Steinmauern ein kleines, sorgsam gepflegtes Blumengärtchen. — Endlich hatten wir hinter dem Dorfe den Platz erreicht, wo Gwenni von mir scheiden wollte. Auf einem Hügel, der die See beherrschte, zeigte sie mir das Kirchlein, das unter dunklen Bäumen einfach und ehrwürdig dastand. „Auf der andern Seite, dicht unter dem Hügel, liegt das Schulhaus“, sagte sie, indem sie mir die Hand zum Abschied hinreichte.

„Vielen Dank, meine schöne Gwenni, und lebe wol!“ erwiderte ich.

„Gleichfalls, mein schöner Herr .... ja, wie soll ich sagen? .... einerlei, mein Herr Unbekannt!“ — und ehe ich noch Zeit gehabt hatte, ihr meinen Namen,

den sie freilich doch nicht hätte sogleich aussprechen können, zu nennen, sah ich ihr Federhütchen schon hinter den Hecken und rasch war sie mir ganz entschwunden. Ich setzte meinen Weg allein fort und hatte dann auch die Schule bald erreicht, welche ich auf einer weiten Fläche, an einem Bache, der von dem Hügel rauschend niederstürzte, stattlich aus Stein gebaut, erblickte.

Auch hier beschatteten alte hohe Bäume das Portal, und ein großer Gemüsegarten, durch eine steinerne Mauer gegen den Weg abgeschloßen, dehnte sich davor. Eine Frau, die in dem Kraut gearbeitet hatte, kam mir sogleich entgegen und sagte mir, da ich nach dem Schulmeister fragte, ihr Mann sei in ein Haus der Nachbarschaft gegangen, sie könne ihn aber rufen, wenn ich ein Weilchen verziehen wolle. Darauf führte sie mich in das Schulzimmer. Es war eine geräumige sehr hochgewölbte Halle auf Holzsäulen, mit großen Glasfenstern; gesunder, lustiger, als ich je eine Dorfschule in Deutschland gesehen habe. An den Wänden hiengen Karten, Tabellen, Notentafeln, und auf dem Pulte des Lehrers — mit Schnupftaback reichlich bestreut — lagen viele große und kleine Bücher, die Bibel in der heimathlichen Sprache, Gesangbücher mit englischem und walisischem Texte und mitten dazwischen unser Freund aus Jugendzeiten — der Rohrstock! — Über ein Weilchen trat der Schulmeister herein, ein Mann, tief in den Dreißigen, von mittlerer Statur, mit einem Gesichte, dem sein Beruf Geduld, und sein Herz Gutmüthigkeit aufgeprägt hatten. Nach

den erſten Begrüßungen theilt' ich ihm mit, daß ich ein Deutſcher und nach Wales gekommen ſei, um das Land und ſeine Bewohner in Sitte und Sage kennen zu lernen, und daß ich zu ſolchem Unternehmen gern den Beiſtand eines Mannes erbitten möchte, der mir als erfahren und freundlich gleich ſehr gerühmt worden. Worauf mich der Schulmeiſter mit herzlichem Händedruck doppelt willkommen hieß. Einmal, weil ich als Gaſt und das andremal weil ich in ſolcher Abſicht angekommen ſei. Was er — der in dieſen Bergen geboren, erzogen und nun durch ſeinen Beruf auf Ewig gefeſſelt ſei — mir zur Erreichung meines löblichen Zweckes leiſten könne, das wolle er mit aller Freudigkeit vollbringen; ja, er ſei ſtolz darauf, daß aus ſo entferntem Lande ein junger Mann herangereiſt komme, um ſein Volk kennen zu lernen, welches jetzt Nichts mehr ſei, als ein Schatten deſſen, was es einſt geweſen. Wir traten darauf in den Garten, welcher als eine ſchattige Terraſſe den Blick aufs abendrothdurchglühte Meer gewährte, und ſo vergiengen mehrere Stunden. Die Sonne war in dunkelblauem Gewölk verſunken, das — ſobald ihm der Glanz des Tages fehlte, — ſich finſter über den ganzen Himmel hinaus verbreitete. Beim Abſchiede ſagte mir der Schulmeiſter, daß er morgen eine kleine Geſchäftsreiſe nach Conway und Llandudno zu machen habe, die ihn leicht bis Montag Abend aufhalten könne — ob ich nicht geneigt ſei, ihn dorthin zu begleiten? Mir war Nichts erwünſchter, als die Gelegenheit, in ſolcher Begleitung das alte berühmte Con-

way zu sehn, und ich versprach mit lebhafter Freude, ihn am andern Morgen — da der Weg vorüberführte — aus seinem Hause abzuholen.

Ich gieng, und da ich an meine liebe Eisenbahnbrücke am Meeresstrand kam, so trat ich hinunter, um das finstre Meer toben und stürzen zu hören. In diesen Gebirgsgegenden wechselt das Wetter erstaunlich rasch; nach jenem goldigen Herbstnachmittag hatte sich nun ein Sturm aufgemacht, der das Meer in seinen Tiefen aufwühlte und die dicken Wolken gegen die Felsen warf, daß sie in Regen herabströmten. Ich verweilte, und kam, dem Regen und Sturm entgegenschreitend, spät, aber dießmal ohne Unfall, da dämmrige Mondenhelle mir den Weg zeigte, nach Haus. Auf der Farm waren Alle schon zu Bett; nur Sarah saß noch am Küchenfeuer. Ich machte mir Vorwürfe, daß sie meinetwegen so lange habe wachen und warten müssen. „O nein, nicht blos Euretwegen" sagte Sarah, „ich würde doch noch nicht zu Bett gegangen sein." Ich wünschte ihr gute Nacht und ging treppauf. Aber kaum, daß ich in meinem Kämmerlein angelangt war, so hörte ich unten erst die Küchenthüre und dann die des Hauses leis gehen. Neugierig gemacht, trat ich ans Fenster und sah nun, bei dem Licht des Mondes, das durch die Wolken zu meinem Vortheil gedämpft war, Sarah über den Hof und zu einem Schuppen gehen, aus dessen halboffner Pforte sogleich eine Gestalt hervorkroch, die — wie sie sich in die Höhe hob — kein Andrer, als — Owen zu sein schien. Fürwahr, dacht' ich, sie ist nicht blos meinetwegen

so lange aufsitzen geblieben! Ich hoffte, Zeuge einer walisischen Schäferscene bei Sturm und Regen sein zu können; allein, ich hatte mich getäuscht, die Phillis meiner Farm hatte sichs bequemer ausgedacht. Sie schritt wieder über den Hof zurück, ihr treuer Schäfer hinter her, dann ins Haus und in die Küche. Wie aber wuchs mein Erstaunen, als ich statt Seufzer, Schwüre und Küsse nur ein Geräusch vernahm, welches darauf deutete, daß sich Owen die Stiefel und Sarah die Schuh auszog. Und richtig — in Strümpfen stiegen sie die Treppe hinan — an meinem Gemache vorbei und gegenüber in Sarah's Kämmerlein! „Nein!" rief ich aus — „das geht doch über die Gemüthlichkeit! das geht über den Anstand! das ist unerhört! — Dieses Mädchen von kaum achtzehn Jahren, mit den kindlichen Augen, dem zurückhaltenden Betragen, der Schüchternheit in Sprache und Gebärde ... Kelten — Kelten ... ich hätte mir's gleich denken können, daß die nicht von der Art lassen können. Aber was geht's mich an? Vielleicht leben wir hier in einem Paradiese, in welchem die Schlange noch nicht gesprochen hat!" — Ich schlief ein, und da ich am andren Morgen erwachte, schien mir die Sonne schon in die Augen. Denn nach dem gestrigen Unwetter zur Nacht hatte sich der Himmel wieder aufgeheitert, und man hörte wieder nur das Rauschen des Kornfeldes und der See. Aus dem Gärtchen nickten die vollen Mehnblumen, in denen die Regentropfen noch wie Diamanten sprühten, an mein Stubenfenster heran und hinter den feuchten Hecken im Grunde

ſprang die See noch ganz erregt. Aber der Himmel war blau und der Morgen ſo klar, daß ich gegenüber auf Angleſea die Felſen der Küſte, die weißen Häuſerwände, die Kirchthürme, Wald und Flur deutlicher unterſcheiden konnte, als je zuvor. — Zu guter Stunde brach ich auf, und nahm von der Familie, die mich bis vor's Haus begleitete, herzlichſten Abſchied. Nur Sarah konnte nicht begreifen, warum ich, ganz gegen meine ſonſtige Gewohnheit, ſo kurz gegen ſie ſei. Sie ſtand noch lange auf den Stufen und ſah mir verwundert nach; dann gieng ſie nachdenklich ins Haus zurück. —

Der Schulmeiſter ſtand, als ich herankam, ſchon an der Planke ſeines Gartens; er trat heraus und wir wanderten ſogleich weiter. Ich konnte an Nichts recht Antheil nehmen, bis ich ihm die ſeltſame Geſchichte von geſtern Abend mitgetheilt hatte. „Ja," ſchloß ich: immer noch ein wenig aufgebracht, „Cäſar muß doch wol Recht gehabt haben, wenn er in ſeinen Commentarien behauptet, daß dieß Völkchen ohne Unterſchied des Geſchlechts zuſammenlebe."

Der Schulmeiſter hatte mir lächelnd zugehört, dann begann er: „Ihr thut dem armen Paare Unrecht, lieber Herr! Was Ihr da geſtern beobachtet habt, könnt Ihr in allen waliſiſchen Farmen ſehn, wo ſich eine Tochter befindet, die von dem Sohn einer andern Farm geliebt wird. Es iſt bei uns die natürliche Folge eines ernſthaft gemeinten Liebesverhältniſſes. — Ich habe bis heut Nichts von Sarah's und Owen's Abſicht gehört, allein nun weiß ich ſicher, daß ſie ſich

bald heirathen werden. Denn dieser nächtliche Besuch ist ein Heirathsantrag, und wenn er angenommen wird, so wird auch die Heirath nicht lang mehr auf sich warten lassen. — Es ist das in ganz Wales gebräuchlich Carw-ar-y-gwely, das s. g. Freiwerben auf dem Bette, wobei das Mädchen mit ihrem Geliebten plaudernd bis zur Morgenzeit auf ihrem Bette sitzt. Aber glaubt nicht, daß etwas Unziemliches dabei vorfiele; das Mädchen — welche nicht daran denkt, daß etwas Unpaßendes an einer Sitte sei, welche ihre Mutter und Großmutter vor ihr geübt hat — würde vor dem Liebhaber, der diese Gelegenheit misbraucht, entsetzt zurückfliehen — ja, er würde sich glücklich schätzen müßen, wenn er ohne blutige Nase davon käme. In wenigen Tagen würde die Nachricht seiner Unverschämtheit das Ohr jedes Mädchens in der Nachbarschaft erreichen, seine Genoßen würden ihn mit Abscheu meiden und sein Ruf, sein Glück, ja seine ganze Zukunft wäre auf eine bedenkliche Weise beschädigt. — Und nun, mein Herr," schloß der Schulmeister, „wie denken Sie nun über Sarah?" —

„Sarah ist entschuldigt" sagte ich, „aber was die Sitte anbelangt, so möchte ich sie doch nicht in Gegenden empfehlen, wo die Leute heißeres Blut und weniger Pflichtgefühl haben, als die Waliser zu besitzen scheinen!" —

Conway und Llandudno.

Rüſtig ſchritten wir des Weges zwiſchen Fels und Meer dahin. Einſt war dieſer Gebirgspaß der Schreck aller Reiſenden, und Jonathan Swift hatte folgende Schildinſchriften verfaßt, welche zwei kleine Wirthshäuſer an dem einen und andern Ende deſſelben dem Paſſagier mahnend entgegenhielten:

Eh Du Dich wagſt in dieſen Paß,
Trink Muth dazu mit einem Glas!

So hieß es am Eingang; und wer den Ausgang erreichte, der las:

Nun, da Du durch biſt, greif zum andern, —
So matt darfſt Du nicht weiter wandern!

Seit den Tagen des Decans von St. Patrick hat nun der Paß allerdings ſeine Gefahr, zum Glück aber nicht auch ſeine Romantik verloren. Durch die Felſen des Penmaenmawr, der ſich hier 1500 Fuß ſenkrecht über das Meer erhebt, iſt er mit einer Kühnheit hindurchgebrochen, die nur von der übertroffen wird, mit welcher ſich — bald neben, bald unter, bald über ihm die Eiſenbahn hinwindet. Wir wanderten auf der alten Landſtraße dahin, die rein, feſt

und breit war, wie alle engliſchen Wege. Zur Seite blieb uns immer die See, in jenem feinen blauen Schimmer, der ſich wie lauter Sehnſucht empfand, auf der andern Seite der ſteile, ſandige Penmaenmawr, hier ganz von Licht bedeckt, dort von breiten Schatten. Im Hintergrunde, den unbewölkten Himmel tragend, ragte das gewaltige Great-Ormes-Head, eine rieſige Felsmaße, in das Meer hinein, und auf der Halbinſel, die ſie mit dem Lande verbindet, glänzten einzelne Häuſer, von Feldern und grünem Gehölz umgeben. Es war wunderſam ſtill an dieſem Sonntagsmorgen; kein wochentäglicher Lärm ſtörte die Einſamen, kein Wagen raßelte ihnen vorbei — nur Glocken hallten — ungeſehen aus den Bergen und verſchwebten über das Waßer; ſelten nur zog ein weißes Segel durch die blaue Meeresferne, dann und wann begegnete uns ein Kirchengänger mit Frau und Töchtern, ſie grüßten und wallten weiter. Aber die Brandung ſchlug heftig gegen die ſteinernen Uferfelſen und feucht ſtrich uns der Wind von Zeit zu Zeit durch Geſicht und Haar. Nicht lange, ſo erreichten wir eine Höhe, die ſich ſanft und bequem zum Meeresſpiegel herabſenkte. Wer widerſtände dem verlockenden Elemente, das mit aller Wolluſt und Kunſt der Verführung das Menſchenherz beſtrickt? Bald war ich entkleidet; in die Stiefeln wurden Kieſel geſteckt, auf die Kleidungsſtücke ſetzte ſich, als getreuer Eckart, der Schulmeiſter, und das Hemd flatterte luſtig wie ein Segel um die Stacheln eines nicht fern ſtehenden Dornbuſches, denn der Wind wirbelte in dieſer Tiefe wild über Sand und Geröll

herum. So ſchön hatte ich noch nie gebadet, als an dieſem Morgen; die See zitterte noch vom geſtrigen Sturme — ſie ſpielte mit mir, ſie jubelte hellauf, ſie ſtieß mich, ſie ſchlug und peitſchte mich ... ſie wich ſchäkernd vor mir zurück, und wenn ich nachgieng, ſo warf ſie mich herum und ließ mich, von abtriefendem Schaume bedeckt, auf dem Sande liegen. Der Schulmeiſter lachte: ich fühlte mich wie neu geboren. Was heißt das? Die ewige Flut, die den Erdkreiß umfließt, ſpült all das ſelbſtgeſchaffne kleine Leid von Körper und Seele hinweg, — wir tragen nichts Fremdes mehr an uns, nichts in uns, wir ſind wieder wir ſelbſt geworden, und fühlen es mit Kraft und Freudigkeit. So erreichten wir das Dorf Dygrilchi. Hier gieng eben die Kirche aus und ich hatte nun einmal ein Gruppenbild des waliſiſchen Landvolkes vor mir. — Im Durchſchnitt ſind dieſe Leute von kurzer und gedrungener Statur, wobei ſie im Geſicht aber alle etwas ſehr Vornehmes, ſelbſt Ariſtokratiſches tragen. Es iſt Race in ihnen, Originalität; in den Adern dieſer Bauern fließt kein Tropfen fremden Blutes. Lange Geſichter mit zartem Colorit, nicht braun, nicht roth, eher bleich, und Adlernaſen. In der Tracht der Männer iſt gar nichts Beſonderes; die Frauen fallen dadurch ein wenig komiſch auf, daß ſie über den Tüllhauben Hüte tragen, wie bei uns die Männer. Und was für Hüte! Ein ganzes Hutmagazin wandelte vor mir herum, ſpitze, hohe, flache — mit breiten und ſchmalen Rändern — von jenem ehrenfeſten Filz, den die Bürger des vorigen Jahrhunderts trugen, bis zum

kunstgeänderten Cylinder der neuesten Mode fehlte nicht eine Sorte! Die Gesichter sahen gar freundlich darunter hervor und erwiderten unsre Grüße artig und mit Zuvorkommenheit. —

Da wir endlich, nach mehrstündigem heißen Marschieren der Stadt uns näherten, bog der Schulmeister von der Landstraße ab, um mir von einem Hügel herunter sogleich den Anblick der Stadt angenehm zu gewähren. Im Mittagslichte lag sie da, an Hügel und Wald auf der einen Seite gelehnt, hier von ihrem glänzenden Strome, dort vom blauen Meere besprult. Um die Häusermasse zogen sich die Mauern, in der noch immer erkennbaren Form einer walisischen Harfe, die man ehedem hier zu Lande solchen Anlagen zu geben liebte. Wie mußte dieß Symbol des freien Gesanges späterhin die Herzen des besiegten Volkes derzelt aufregen! Denn wir wißen aus der Geschichte, daß Conway in der Folge einer der festesten Sitze der englischen Zwingherren wurde. Da nun, wo die Mauern sich gegen die See schließen, erhebt sich das alte Schloß, in seinen Trümmern vielleicht noch schöner, als vordem in den Tagen seines Glanzes. Denn der ergreifendste Schimmer, in welchem eine Erscheinung sich uns zeigen kann, ist der der Wehmuth, welchen das Herz des Beschauenden über sie verbreitet!

Die Stadt, die wir am frühen Nachmittage betraten, machte in ihren halbzerbrochenen Mauern, mit ihren schattigen Straßen und alterthümlichen Erkerhäusern einen mächtigen Eindruck sowol auf das Herz als die Einbildungskraft, und ward für die letztere

noch durch die Sonntagsstille gesteigert. Man gieng durch diese menschenleeren Straßen wie durch eine versunkene Stadt, und athmete doch die lebendige Kühle des Herbstnachmittages und sah über den Mauern das Grüne von der Sonne beglänzt, vom Winde bewegt. — Als ein ehrwürdig freundliches Denkmal entfernter Zeiten trat uns in einem engen Gäßchen der Plas Mawr entgegen, einst Stammsitz der hochberühmten Familie der Gwynne. Es ist 1577 von Robert Gwynne von Gwydir gegründet worden. Als einen die Sinnesart dieses edlen Mannes höchlich ehrenden Ausspruch trägt das altersgeschwärzte Thorgesims, dem Eintretenden auch jetzt noch eine bedeutende Mahnung, die Worte: „Wirke und dulde!“ — Man wird die Räume, wo ausgezeichnete Männer ihr Leben zubrachten und beschloßen, niemals ohne große Rührung betreten können. „Diese Männer“, wird man ausrufen, „sind dahingegangen und zu Staub geworden; und diese Balken, diese Steine stehen noch!“ Und doch führt diese schmerzliche Betrachtung zu einem freudigen Aufschwung; denn diese Balken, diese Steine können nicht ewig dauern — sie werden einmal brechen und zusammenfallen und zu Staub werden, aber das Angedenken des menschlich Großen lebt fort, lebt ewig. Und so empfindet man auf Trümmern doppelt stark die Ewigkeit des Geistes! — Aber Plas Mawr hat sich noch erträglich gut gehalten, ja von Außen betrachtet sieht dieser alte Edelhof mit seinen drei Vorbauten, seinen Giebeln und bleigefaßten Fensterchen noch ganz stattlich aus, obwol es jetzt von

einer Handwerkerfamilie bewohnt wird, die es mit dürftigen Mitteln in seinem Innern doch reinlich bewahrt. In der Küche fanden wir die Hausleute alle zusammen; sie saßen um den schwarzen Kamin, der gewis noch derselbe war, wie vor vielen hundert Jahren. Auch die braunen Holzschränke an den Wänden schienen aus uralter Zeit. Man nahm uns mit Höflichkeit auf; die Hausfrau erbot sich, um uns die alte Wendeltreppe empor in das ehemals prachtvolle Drawing-Room zu führen. Über dem Kamin schimmerten noch, zu beiden Seiten des Familienwappens die Buchstaben **R. G.**, die Initialen des Stifters. Aus der niedrigen, weißen Zimmerdecke traten Sarazenenköpfe mit furchtbaren Bärten und Schleifen um den Kopf und sonstiges Ungetüm, als springende und geflügelte Löwen, Adler, Greife, Sphinxe, Eber, Eulen hervor — hin und wieder auch ein Kreuz, dessen Längenstrich oben und unten die Rosen der Tudors, auf dem Querstrich die prinzlichen Straußenfedern und dazwischen in den vier Ecken Löwenköpfe trug — seltsame Zierraten, die ehedem vergoldet waren, jetzt aber unter weißem Kalkbewurf sehr kümmerlich dasaßen. Wie denn überhaupt dieses Prunkgemach eines machtvollen Edelgeschlechtes jetzt der bescheideneren Nachfolger Schlafzimmer geworden ist. „Denkt Ihr denn nicht daran," fragte ich die Frau, die uns führte, „daß Euch einmal in der Mitternacht so ein Geist aus der Ahnengruft der Gwynne's mit der kalten Hand über die Stirne streichen kann?" — „Jesus!" rief die Frau aus — „nein, daran denken wir nicht!" Aber

der Schulmeister zeigte mir den Kamin, in welchen nach Sitte des Waliser Volks während der guten Jahreszeit das, aus der Druidenzeit noch im Geruch geheimer Kräfte stehende Kraut der Mistelstaude gestopft wird. „Das hält alle bösen Geister ab" sagte er. — Die Frau lächelte, und sah dabei aus, als schäme sie sich ein wenig vor mir.

Nicht so freundlich an die vergangene Zeit erinnerte uns das ehemalige Priestercolleg, ein uraltes Gebäude, noch aus der Zeit wo Wales katholisch war, lang, niedrig, mit zwei riesig großen Schornsteinen, die sich breit und eckig, fast wie Thürme über der Eingangsthür erheben und einen halb gesunkenen Erker zwischen sich haben. Die Fenster, unregelmäßig angeordnet, treten schon aus den Fugen heraus, die Wände zerbröckeln, auf der Flur brechen die Deckbalken schon herunter, die Höfe sind verschüttet, und auf dem Lehmboden und den Steinhaufen balgen sich die schmutzigen Kinder der armen Familien, die in diesem Gebäude, das nunmehr einem Stalle nicht unähnlich sieht, hausen. Ein Modergeruch, wie abgestandenes Pfaffenthum, wehte uns aus diesen Dunsthöhlen an. —

Hier trennte sich der Begleiter von mir und allein, bis zum Untergang der Sonne, verweilte ich in den einsamen Trümmern des Schloßes. Die Höfe — wie traulich luden sie mich ein! In all' den kleinen Kämmerchen mit den schmalen Steinfenstern wehte der laue Wind; um alle Wände, — eine dichte, lebendige Tapete — rankte der Efeu und seine dicken, vollen Zweige umfaßten wie mächtige Hände die Steine,

um sie, — die fallenden — mit der still dauernden Gewalt der Pflanze zu stützen. Von den Schwibbögen nieder, wie Candelaber, hiengen die grünenden Äste, vielfach verschlungen. Die Natur muß für den Zierrath dieser kahlen Mauern sorgen; über den geborstenen Pfeilern schlägt der blaue Himmel sein Dach und schmückt es mit Abendroth. — Durch die Mauerscharten sah man hier die fernen Berge, den Wald und die Waldwiesen, dorten die See und vom Abendlicht umzuckt die geankerten Schiffe. In dem Gemäuer dämmerte es schon graulich; ich trat in die Banquethalle, — neun Fenster schauen südwärts, auf den Strom, zwei in den Burghof. Auf diesem Steinsitz in der Fensternische hat einst der erste Eduard gesessen, wie ich jetzt hier sitze; hier hat König Richard II. gesessen — hier ergab er sich in die Hände des verrätherischen Northumberland, der ihn dem Usurpator Bolingbroke als Gefangen übersandte.

Ein zieh'rer Schatten ist das Leben — ein
Schauspieler, der sein Stündlein auf der Bühne
Sich spreizt und abmuzt — und dann hingeht! —

Oben auf den Gallerien, von Efeu, Farrenkraut und wildem Rosengesträuch überwuchert, führte ein Gang von Thurm zu Thurm, und unter mir lag die Stadt in der letzten Abendsonne an den Ufern ihres Flußes, umgeben von den bewaldeten Hügeln und den dunkelblauen Felsen dahinter, um welche schon die Dämmerung huschte. Ehe nun aber die Sonne ganz hinunter war, wandelte ich hinab zu der Terrasse, wo man die Aussicht auf den Strom und die beiden

Brücken hat, von denen die eine die Landstraße und die andre die Eisenbahn fortsetzt. Durch die Röhre dieser letztern — ungesehn, ein Geisterzug — donnerte wie dumpfes Gewitter, in der Schloßmauer widerhallend, ein Train. Seltsamer Contrast zu dem Abendfrieden in den dämmrigen Burghöfen! Dann wieder Alles märchenstill — ich lag im Grase —

Der Sonne letzter Schein beglänzt
Das alte Schloß, das grünbekränzt
Vom Berg zum Meere niederschaut —
Der Wind spielt mit dem Farrenkraut
Und an des grauen Thurmes Mauern
Zuweilen nur die Blätter schauern.
Sonst ist es still ringsum — kein Laut
Stört mir den Traum von alten Zeiten,
Von altem Glanz und alter Pracht;
Und dem entzückten Auge schreiten
Vorbei viel schöne Geister sacht.
Und wie sich hoch in blauen Lüften
Ein Vogel des Gebirgs wiegt,
Indes auf ferner Grüfte Grüften
Der Wanderer in Gedanken liegt:
Da meint er wol im Dämmerlichte,
Ihm rausche um das eigne Haupt
— Von Eichenblättern grün umlaubt —
Der Flügelschlag der Weltgeschichte.
Und was der laute Tag gebracht,
Das wird beim wilden Schein der Nacht
Ihm in der Seele zum Gedichte ....

„Aber das sind ja Verse — bei meinem Gott, das sind Verse!“ rief auf einmal eine Stimme hinter mir.

Ich kehrte mich um, die Mädchen, welche auf mich

herabgesunken waren, aus den Haaren streifend. Der Schulmeister stand hinter mir. „Nun ja, es sind Verse, mein Lieber!“ erwiderte ich, indem ich mein Notizbüchlein gelaßen zuschlug und in die Brusttasche steckte. „Und davon habt Ihr mir noch gar Nichts gesagt, daß Ihr ein Barde seid? Nein — das ist köstlich, daß Ihr ein Barde seid — ein deutscher Barde macht Gedichte über Wales! Gott segne Euch dafür!“ schloß mein exaltierter Freund, der von diesem Augenblick an mich mit der größten Zärtlichkeit und collegialischem Zutrauen behandelte. —

Sodann brachen wir auf, gienzen über die eine Brücke, der Straße nach, die in jene Halbinsel und zu den Höhen des Great-Ormes-Head führte. Das Meer war zurückgetreten, der Strand lag ganz trocken; allein wir ließen ihn bald und folgten den schattigen Pfaden über die Hügel landein. Diese Nachtwanderung that mir unendlich wol — die dunkelnde Luft, das Wehen und Flüstern durch Wald und Wiese spürte ich in friedlichem Nachwirken und bald traten in den feuchten Himmel alle die Sterne, die ich ja ewig auch über meiner Heimath hatte aufgehen sehn. Und so, indem mein Blick an den freundlich vertrauten Lichtern hieng, wanderte ich träumend zwischen den fremden, dunklen Höhen — bis auf einmal zu meiner Rechten das Meer wieder rauschte und vor mir, am Gebirg empor, Licht über Licht gar lieblich funkelte. Wir waren in Llandudno, einem Dörfchen am Nordende jener Landzunge, unter dem Great-Ormes-Head, als Seebad seit Kurzem fashionabel geworden,

ſehr beſucht — nicht blos von Waliſern, ſondern ſogar von London aus — mit ſteinernen, eleganten Logierhäuſern, die, wie ſie das Bedürfniß emporrief, raſch nach einander entſtanden, und prachtvollen Gaſthöfen.

Früh am andern Morgen waren wir wieder wohlauf; und da die Sonne ſchon wieder munter voranleuchtete, ſo ſtiegen wir mit Luſt nach. Zuerſt jene Anhöhe hinan, von welcher herab der dort belegene Theil des Dörfchens uns am geſtrigen Abend mit blinkendem Lichtergruß willkommen geheißen. Dieſer Hügel, welcher ſich zu beträchtlicher Höhe gipfelt, trug vordem eine keltiſche Feſtung, deren Überreſte — Dinas, d. h. die Feſtung genannt — den Wandrer noch jetzt in Erſtaunen ſetzen. Ein Steinwall von beträchtlicher Dicke umzirkelt die, offenbar künſtlich planirte, Spitze und innerhalb dieſes weiten Ringes unterſcheiden ſich noch engere, heilige Zirkel, welche durch gewaltige Steine bezeichnet ſind. Denn das Heiligthum und das Vaterland ward hier hinter einer Mauer vertheidigt; hinter den Schutzwällen der Freiheit ordnete der Druide den Gottesdienſt und das Menſchenopfer. Und das letzte Aſyl blieb das Gebirge — in unwegſamen Schluchten, auf unerſteiglichen Höhen hielt es ſich in ſeiner finſtern Majeſtät, bis die Sonne der neuen Kultur, der Religion und Liebe ſeine ſtarre Rinde löſte und das befreite Element dem Menſchenthum zuführte. Und nur der Wanderer noch träumt auf den Reſten jener verſunkenen Welt! Und nur der Wandel ſeiner Gedanken beſchwört die Geſtalten wieder herauf, die unter dieſen bemooſten Felſen

schlafen .... Vorzüglich regte mich ein hier ruhender Felsblock auf, der in der Landessprache **main sigl** heißt, und den Forschern unter dem Namen eines „beweglichen Steines" bekannt ist. Eine ungeheure Felsmaße ist nämlich so gebauen und situiert worden, daß sie — trotz ihrer Wucht und Schwere — bei gelinder Berührung schon zu oscillieren beginnt, und bei fortgesetzter Einwirkung in immer schnellere und heftigere Schwankungen geräth, so daß sich das Herz eines Schauders nicht erwehren kann, wenn es diesen Block so jedem Druck des Fingers nachgeben, ja endlich in jene Aufregung gerathen sieht; weshalb ich denn wol an eine gottesdienstliche Bestimmung dieses Steines in der Heidenzeit glauben möchte; um so mehr, als die christliche Zeit, da alle Heidengötter ins Exil gingen, auch diesen Stein ins Christliche transsubstantiert, und ihn — in Bezug auf den Heiligen dieser Gegend — Cryd Tudno, d. h. Sanct Tudno's Wiege benannt hat. — Um den Fuß dieses Festungshügels spült das Meer, welches, zu einer Bucht geschlossen, an diesem Morgen der Himmel mit ruhigem Blau bis an seine Tiefe ganz erfüllte, während auf der andern Seite kahle, düstre und schwer besteigbare Felsgürtel hinab und zu andren Erhöhungen leiteten. Wir klommen nieder, und begannen nun einen Moosbügel, der fast senkrecht emporführte, zu besteigen. Erst auf der Mitte desselben empfanden wir die Schwierigkeit, ja die Gefahr unsres Unternehmens. Denn da bei so jäher Steigung an ein regelmäßiges Fortschreiten nicht zu denken war, der glatte Boden

aber den Füßen und Händen so wenig Anhaltspunkte gewährte, daß er unter uns fast fortzugleiten schien, so sahn wir uns in beträchtlicher Höhe auf einmal ganz verlaßen. Ja, nicht einmal zu überlegendem Verweilen war uns der Raum gegönnt — indem wir anhielten, fühlten wir uns sogleich abwärts gezogen. Und so mußten wir denn weiterkriechen, auf Händen und Füßen, rastlos vom Sonnenschein gepeinigt, von der Hitze gedrückt — der Schulmeister voran, der deutsche Barde hinterdrein — bis wir endlich oben anlangten, schweißtriefend am ganzen Leibe, mit Gras und Erde bedeckt. —

Nach kurzer Rast setzten wir uns wieder in Bewegung, an elenden Bauerhöfen vorüber, arbeiteten uns dann durch Getreidefelder, über Hecken und Steinwälle, bis wir endlich die Berghaide auf dem Gipfel des Great-Ormes-Head erreichten. Hier athmeten wir auf; wir sahen das Meer wieder, das offne Meer, das sich hier zwischen den walisischen Küsten und Irland unendlich ausbreitet. Seine Kühle wehte die erhitzten Gesichter an. In einiger Entfernung noch, recht über dem Meere hängend, erblickten wir nun auch die Capelle des heiligen Tudno, nach der sich unsre Ortschaft nennt, da Llan-Tudno, die Capelle Tudno's heißt. Auf so einsamer Anhöhe, dicht am Meere — so weit, weit von allen Menschen — wie gut muß sich's hier beten lassen! Keine Orgel ist hier — aber man hört das Rauschen der See, die sich an den Klippen bricht, und man hört den Wind, der über die Wogen dahin fährt. Eine graue Mauer

umſchließt das Kirchlein mit ſeinen ſchmuckloſen Wänden, ſeinem niedrigen Thurme; ſie umſchließt auch die Gräber des Gottesackers. Außerhalb derſelben, noch dichter an der See, iſt auch ein Grab. Da ruht unter ſchwarzem Schiefer der ſterbliche Reſt einer vom Meere hier ausgeworfenen, im Schiffbruch verunglückten jungen Frau. Sie ruht fern von dem Lande, wo ſie gelebt und geliebt hat, fern auch Denen, von welchen ſie geliebt, beklagt und beweint wurde. Hier, über ihr Grab, weht nur der Wind, der die Maſten ihres Schiffes zerbrochen, — ihren Hügel netzt nur der Schaum des Meeres, das ſie getödtet hat! —

Der Heimweg gieng leichter und glücklicher von Statten, und da ſich der Schulmeiſter auf eine Meile von mir trennte, ſo begab ich mich an den Strand, der um dieſe Zeit von Badenden und Spaziergängern bunt belebt war. Eine Reihe ſehr ſtattlicher Gebäude zog ſich auf der Höhe, längs dem Waſſer dahin, während der Uferkies zur Promenade, die Bucht zum Baden ſich anbot. Auch ich beim erneuten „Anblick und Feuchtgefühl" des Meeres miſchte mich fröhlich unter die Badenden und fühlte mich nachher doppelt zu genießendem Betrachten ermuntert. Ich ſetzte mich an den Strand von Engländern umgeben, davon Einige zeichneten, Andre luſtwandelten, Alle in vergnüglichem Durcheinander. Vor mir badeten Damen, auf- und niedertauchend wie Najaden, ſo daß ihr braunes Haar langhin auf den grünen Wellen ſchwamm. Links hatte ich den Great-Ormes-Head, mit ſeinen Häuſern terraſſenförmig über einander, im Schatten;

rechts einen breiten, ebenso mächtigen Fels, aber in Sonne ganz getaucht — dazwischen wogte nun die klare, milde See, in der sich Licht und Schatten zu einer wunderbar zarten Farbenmelodie mischten, und so war das Bild geschloßen, während ein leiser Wellenschlag die Böte am Strande schaukelte und ein Dampfschiff trug, das der Ferne zustrebte. Und wie ich nun so dasaß, der Heimath gedenkend, und wie wenig mir darin von früherem Glücke geblieben sei — da erschallten auf einmal, von Hornmusik geblasen, bekannte Klänge ... O wie jauchzte mein Herz — und doch! wie fielen die Thränen dazwischen ....

Bei Conway saß ich an der See —
Mein Herz war weich von Heimathweh.
Das Waßer lag im blauen Schmelz,
Von Morgensonne strahlt' der Fels.
Mein Auge schweifte weit, weit, weit
Hinaus zur Meereseinsamkeit.
Auf einmal klang es übern Strand:
Was ist des deutschen Vaterland?

Hornisten waren's; — über's Meer
Aus Deutschland kamen sie daher.
Mit blauem Aug' und blondem Haar —
Wie rührte mich die kleine Schaar!
Und zu der Wogen dumpfem Laut
Die Heimathweise lieb und traut!
Im Auge mir die Thräne stand ....
Was ist des deutschen Vaterland?

Ihr zieht wie ich landein, landaus
Bei Sturm und Nacht und Wogenbraus, —
Ihr tragt mit Euch ein drohend Erz,
Ich trag in mir ein tönend Herz ....

Und wo wir gehn, und wo wir stehn,
Da fragen wir die blauen Seen,
Den dunklen Wald, die Felsenwand:
Was ist des deutschen Vaterland? . . .

— — So weit, so weit die Wolken fliehn,
Und Wünsche mit hinüberziehn,
So weit nur Grüße trägt der Wind,
Wenn Herzen fern einander sind, —
Der Sehnsucht und des Traumes Reich,
So duftig-weit, so nebel-bleich,
Umschlungen von der Treue Band — —
Das ist des deutschen Vaterland!

Mutter Moll.

Hinter dem Dorfe Llanfairfechan, unter dem Hügel steht ein niedriges Häuschen, auf einem grünen Anger, der sich bis an die Straße hinabzieht. Vor der Thüre stehn zwei dicke, sehr alte Pappeln, die über das Dach ihren Schatten werfen. Eine Viertelstunde in der Runde sieht man kein andres Gebäude, selten auch nur einen Menschen oder Wagen. In diesem einsamen Häuschen wohnt Mutter Moll, eine alte Frau, die in dem Rufe steht, von Manchem Kunde zu haben, was Andre nicht wißen und im Besitz ganz besondrer Heilkräfte zu sein. Sie sagt das Wetter voraus, sie kurirt die kranken Ziegen, öfters auch die Menschen, besonders haben die Wöchnerinnen ein großes Vertrauen zu ihr. Auch Todesfälle soll sie oft vorausgesehn haben; daran glauben aber nicht Alle. Zu dieser Frau versprach der Schulmeister mich zu führen. —

„Aber Ihr müßt Euch recht zusammennehmen", sagte er mir, da wir uns eines Nachmittages auf den Weg zu ihr begaben, „Ihr dürft über Nichts lachen, was sie Euch sagt. Denn sonst habt Ihr's gewiß bei ihr verdorben. Das können die Leute nicht ver-

tragen. Denn Ihr müßt nicht glauben, daß sie Alle so wären, wie die alte Frau Williams, von der Ihr mir erzählet, daß sie Euch ausgelacht habe, als Ihr nach den Feen fragtet. Das ist eine von den Aufgeklärten, die sich's einzugestehn schämen, obwol sie sich ins geheim doch noch vor den Geistern fürchten, die ehedem in ihrer eigenen Milchkammer gespukt haben. Das gemeine Volk glaubt noch an diese Dinge, wenn's auch nicht gern davon spricht. Noch könnt Ihr überall in Feld und Wald die Spuren sehn, die ihr Wandel zurückgelassen hat, — seht hier," und dabei brach er mit eine blaue Glockenblume, die am Weg im Rasen stand, „der gemeine Mann nennt diese Blume nicht anders, als: Menyg Ellylon, oder Elfenhandschuh; seht dort den Krötenschwamm — er heißt hier nicht anders als Bwid Ellylon, das ist: Elfenspeise. In dem Parke eines unsrer Edelleute stand noch, da ich ein Knabe war, ein alter Eichbaum, der unter dem Namen Erwden-yr-Ellyl, der Elfen Baumhöhle, weit berühmt war. Jetzt steht er nicht mehr; aber keine Art hat ihn gefällt — der Himmel selbst hat ihn mit einem Blitz zerschmettert —. Ja, was wollt Ihr beßer — es sind noch nicht viel über fünfzig Jahr, daß einer unsrer Geistlichen, ein ehrwürdiger frommer Mann Namens E. Jones eine ganze Reihe der schönsten Feengeschichten veröffentlichte, die diejenigen Bauern, welche sie ihm erzählten, Alle selbst erlebt hatten. Und der gute Pfarrer selbst ist so fest von der Wahrheit seiner Geschichten überzeugt, daß er Jeden einen Sadducäer nennt,

der nicht an Feen, Höllenhunde und Todtenlichter glaubt."

Wir waren an der Umzäunung der Wiese angelangt und traten durch das hölzerne Gatterthor hinein. Die Sonne schien schräg unter die Pappeln und der ganze Rasen schimmerte röthlich. Als wir in die Thüre des niedren Hauses eintraten, kam uns eine alte Frau entgegen, hager, nicht ohne Ehrwürdigkeit in der Erscheinung, ihr Gesicht schaute eingefallen und verwittert, aber mit lebhaften Augen unter einer breiten Haube hervor.

„Guten Abend, Mutter Moll", begrüßte sie der Schulmeister, „ich bringe Euch da einen Fremden herein!"

„Er sei willkommen", sagte die Matrone, indem sie uns die hagre Hand zum Gegengruß bot.

„Er ist ein Norde aus fremdem Land und liebt die Runen!"

„Dann sei er doppelt willkommen und Gott segne ihn!" entgegnete Mutter Moll, öffnete die Thüre der Küche und hieß uns eintreten. Das Gemach war durch die Fenster herein ganz wie mit Sonnenrauch erfüllt, und das Feuer auf dem Heerde loderte mit gar sonderbarem Effekt hinein. Auf einem hölzernen Sessel, hinter dem Heerde, saß ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, seine knöchernen Hände ruhten auf den Lehnen. Da wir eintraten, lüftete er sein Käppchen.

„Das ist mein Mann", sagte Mutter Moll, indem sie mir den Alten zeigte.

„Ja", fuhr dieser fort, „ich kann nicht aufstehn, wenn mir die Mutter nicht hilft. Nehmt mir's nicht übel — ich bin so alt! Aber seid mir willkommen! Moll, gib den Gwrw-Krug herunter, die Fremden werden durstig sein!"

Mutter Moll schenkte uns ein großes Glas Ale ein, wir schauderten ein wenig vor dem Trinken, denn mir war nicht anders, als sähe ich in der Hexenküche, wo mir ein Zaubertrank gebraut sei. — Dem Schulmeister schien es leichter einzugehn. Er trank dem Alten zu. „Das war noch eine Zeit", rief er aus, „da Ihr als Harfner zu Tanz und Gesang aufspieltet! keine fröhliche Gesellschaft ohne Vater Morgan, kein Sonntag und kein Fest!"

„Das ist schon lange vorbei", sprach der Alte vor sich hin und lächelte wehmüthig dabei. „Jetzt geht's nicht mehr mit dem Spielen — seht, die Harfe steht an der Wand und ist ganz bestäubt. Wenn unser Enkelchen nicht wäre, dann würde in Morgan's Haus Sang und Klang vorbei sein. Aber sie hat nicht viel Geduld; das Mädchen ist ein Wildfang!"

Wie eigen fühlte ich in dieser seltsam neuen Umgebung! Die ernste Alte schweigsam über das Feuer gebeugt, das starre Gesicht von der Glut beschienen, — gegenüber, wie die Ruine einer untersinkenden Vergangenheit, der Greis, durch dessen Seele, durch dessen Finger der ganze Volksgesang dieses herrlichen Landes gerauscht war! Die Poesie einer ganzen Nation lag auf einmal vor mir offen — das Herz mächtig heranziehend und doch finster, geheimnißvoll . . .

Schätze, nach denen ich geschmachtet hatte, lagen da, ich brauchte die Hände nur nach ihnen zu strecken, und doch mußte ich ein Sträuben überwinden. Ich dachte immer an den unseligen Wanderer, dem die blaue Blume den Berg geöffnet hat, und der nun unter den ersehnten Kostbarkeiten umherirrt, von Leidenschaft bethört, geblendet — und auf einmal, da die Zeit verronnen, wieder vor dem Berge liegt, in der Nacht, — arm, wie er gekommen, aber wie viel elender!

Doch weckte zum Glück mich aus diesem Brüten eine freudige, frische Erscheinung des Lebens. Ein schlankes, jugendliches Mädchen schwebte durch die Thüre herein — die Augen von der Sonne, die sie beim Hereintreten gleich mit ihrer ganzen Goldfülle blendete, verdunkelt. Sie stand eine Weile unter den Fremden ganz verlegen da — sie konnte kein Wort hervorbringen, sie konnte Niemanden sehn, sie erkannte Niemanden. Aber ich erkannte sie gleich wieder.

„Das ist ja Gwenni", rief ich fröhlich aus, „Gwenni, kennst Du mich nicht mehr?

Das Mädchen hatte sich erholt, und da sie mich nur ansah, reichte sie mir die Hand hin. „Willkommen, Herr — willkommen mein Herr ... Unbekannt!"

„Nein, nicht mehr Herr Unbekannt", wandte Mutter Moll ein, die wol von unsrem ersten Begegnen gehört haben mußte, „der Herr ist ein Barde aus fremdem Land, das weit über der See liegt!"

Gwenni sah mich groß an. „Das ist prächtig!"

jubelte sie dann. „Ein Barde aus fremdem Land! O, da müßt Ihr uns gleich ein Lied aus Eurem Lande singen — hier — hier ist die Harfe!“ und schon hatte der „Wildfang“ mir das breite Instrument vor die Füße gestellt.

„Liebe Gwenni“, sagte ich, „es ist bei uns nicht Sitte, daß die Barden ihre Lieder selbst singen oder Harfe spielen. Wenn's hier ein Clavier gäbe, so wollte ich mich schon unterfangen, Dir Etwas von unsren Liedern und Gesängen vorzutragen — so aber geht's nicht!“

Das Mädchen sah mich mit einem mitleidigen Blicke an, stellte das Instrument wieder an seinen Platz und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen ihres Großvaters nieder. Sie schlug die Hände um die Knie zusammen; ihr dunkelblondes Haar war ganz von der Sonne durchschienen.

An dieses Haus fesselte mich mehr und mehr ein seltsames Interesse. Ein junger Mann, der nach manchen kleinen Erfahrungen, wie sie in gutem und bösem Sinne der Jugend nie vorenthalten werden, sich für ein gewisses Taudeln immer noch den Sinn bewahrt hat, sieht sich weit in eine ganz neue Umgebung versetzt. Nun kommt ihm, mit allem Duft und Schimmer einer Romantik, der sogar ein nationaler Hintergrund nicht fehlt, ein liebenswürdiges Wesen entgegen, das die Mystik jenes Hauses in einen dem Herzen angenehmen Ton hinüberspielt und die Märchenwelt, die mir daraus erblühen sollte, auch dem eigenen Gefühl in einer unvergeßlich zarten Weise nahe

führt. Ich will dieſer unſchuldigen Spielerei, die jene Tage ſo anmuthig verſchönte, nur darum gedenken, um die Leſer in die Stimmung zu verſetzen, mit welcher ich Mutter Moll's Haus oft und öfter betrat, anfangs wahrlich nur in der Abſicht, von ihr zu hören und zu lernen, ſpäter freilich mehr um Gwenni walten zu ſehn. — Und — wie ſonderbar! — erſt da gelang mir, was ich anfangs nicht erreichen konnte. Während Mutter Moll geſchwiegen hatte, als ich ernſt mit ihr ſprach, ward ſie auf einmal redſelig und theilte mir mit, was ihr ſo durch den Sinn gieng, während ich mit Gwenni ſcherzte und lachte. Aber auch dieſer freundliche Zug in meinem Verhältnis zu dem dunklen Hauſe ſollte allgemach wieder ins Unheimliche verzogen werden. Je häufiger ich nemlich von Wern aus den Weg zu Morgan's Haus einſchlug, um ſo mehr bemerkte ich auch, daß mir der finſtre Griffith erſt zufällig, dann abſichtlich zu begegnen ſchien. Ja, zuletzt, wenn er wußte, daß ich im Hauſe ſei oder mich darin ſah, lehnte er ſich, das Geſicht in beide Hände, mit den Armen auf die Umzäunung und lag da oft faſt ſtundenlang. Wo nicht ängſtlich, ſo wurde mir doch dieſes Betragen läſtig und auffallend.

„Was will denn dieſer Menſch eigentlich?" fragte ich einmal, als er wieder da lag.

„Ich wüßte wol, was er will," antwortete Gwenni und ſchlug dabei die Augen nieder — „aber ich kann's Euch nicht ſo ſagen!"

„Nun", ſprach ich, „er will Dich heirathen — was weiter?"

„Heirathen wäre schon gut", entgegnete Gwenni — „aber seht, das geht einmal nicht! Denn er ist aus der Farm Madryn — Ihr kennt sie ja, die Farm — sie liegt Wern grad gegenüber, unter den Bäumen, dicht über der See — — da ist Griffith her und ich bin noch weit über dem Penmaenmawr zu Haus — und über die Berge heirathen, das geht nicht — das würden die beiden Eltern nicht zugeben!"

„Aber, um Gotteswillen — warum denn das nicht?" fragte ich im höchsten Grad verwundert.

„Such' Dein Weib in der Nachbarschaft, Deinen Feind jenseits der Berge — heißt unsre alte Regel", sagte Mutter Moll vor sich hin.

„Ist denn Deine Mutter nicht aber auch aus dieser Gegend, aus diesem Hause?" fragte ich weiter.

„Ja, sie ist aus diesem Hause", entgegnete die Alte — „aber wollte Gott, sie wäre nicht da hinübergegangen. Wäre sie hier geblieben, so brauchte Gwenni nicht bei den Großeltern zu sein!"

Ich merkte, daß ich einen wunden Fleck berührt hatte, und suchte das Gespräch zu wenden.

„Liebst Du denn den Burschen da nicht?" fragte ich.

„Ob ich ihn liebe?" lachte Gwenni. „Darüber hab' ich noch nicht gedacht — wahrlich, das weiß ich nicht!" —

Und so gieng ich in diesem Hause aus und ein. Eines Abends saßen wir da, der Dämmrung war eine klare Mondhelle gefolgt — kein Licht ward angezündet, und wir sahen, wie der ruhige, bleiche Schein

über die Wieſe heranſchwebte, durch die Pappeln und zuletzt über unſre Häupter ſilbern dahinzitterte.

„Vor Zeiten würden um dieſe Stunde die Feen gekommen ſein," ſagte Mutter Moll. „Auf dem Raſen da haben ſie gern getanzt, und aus dieſen Waßereimern manchen Trunk genommen. Ach, das liebe Tynen Bach Têg — das kleine Feenvolk. Ich war noch ein Kind, da ich ſie zuerſt ſah. Sie ritten auf kleinen weißen Pferden, die nicht größer waren als Hunde, ſie ſaßen zu viert neben einander — es war beinahe ſchon dunkel, und ſie waren kaum fünf Minuten weit von mir. Später hab' ich ſie noch oft geſehn, und habe mit ihnen geſprochen. Ach, das liebe Tynen Bach Têg — aber das iſt ſchon lange her!"

„Großmutter, ich weiß es noch," ſagte Gwenni. — „Da ich noch in die Schule gieng, oder wenn ich mal aufs Gebirg mußte, um nach den Schafen zu ſehn, dann haſt Du mir immer nachgerufen, ich ſolle nicht in die Feenringe treten, ſonſt würde ich verloren ſein . . . aber ich hab's doch einmal verſucht," raunte mir das ſchelmiſche Mädchen zu, „und es hat mir Nichts geſchadet. Ach, hätten mich doch die Feen einmal mit in ihr Land genommen!"

„Seit die Eiſenbahn durch unſer Land geht, ſind ſie fort. Ich habe ſie zum letztenmal da unten auf der großen Wieſe bei Llandégai geſehn, wo ſie ehedem ſo gern ſpielten. Es war ein heißer Sommernachmittag, und der Dampfwagen war eben zum erſtenmal hindurchgelaufen. Da waren ſie alle zuſammen,

der König und die Königin und alle Feen, und sie waren ganz traurig und viele weinten. Sie sangen:

Lebe wol, du grüne, grüne Wiese —
Ach, so lieb war keine uns wie diese!

Dann stiegen sie alle auf die kleinen weißen Pferde, ritten in die Luft und waren weg. Seit der Zeit gibt es bei uns keine Feen mehr. Sie sollen weit über's Gebirge gezogen sein, nach Glamorgan, Carmarthen, Pembroke und Monmouthshire, wo sie noch die Milchkammern besuchen; aber sie sollen lange nicht mehr so freigebig sein, wie in frühern Tagen, wo sie die Milcheimer nie abschöpften, ohne für die Milchmädchen einen Silberpenny zurückzulassen. Gehört hab' ich auch, daß sie in Monmouthshire fortgezogen seien, weil dort zu viel gepredigt und gebetet würde, was ihrer Natur zuwider ist. Denn sie sollen nicht viel vom Evangelium halten. — Ich weiß aber nicht ob es wahr ist."

„Ach, wenn sie doch nur einmal noch wiederkämen!" seufzte Gwenni. „Ich thue ja, was ich nur thun kann — ich gehe keinen Abend zu Bett, ohne daß ich die Flur kehrte, den Heerd sauber fegte und die Eimer mit Waßer füllte. — Aber sie kommen nicht — sie kommen nicht!"

„Das ist nun vorbei, liebes Kind," tröstete die Großmutter. „Aber ich werd' es nie vergeßen, wie sie in früheren Zeiten da hereinkamen, um die Mitternacht, wie sie da bis zum Tagesgrauen ihre Spiele hielten und die liebe, schöne Melodie von Toriadd y Dydd sangen — ach, ich werde die Melodie nie vergeßen!"

„Du haſt ſie mich auch gelehrt, Großmutter — wart', ich will ſie Euch einmal vorſingen."

Gwenni ſetzte ſich in den hölzernen Seſſel des Großvaters, der ſich ſchon in der Dämmrung ſchlafen gelegt hatte, und nahm die Harfe vor ſich. Ach — es war eine goldene ſelige Stunde! Das Mädchen über die Harfe, in deren Saiten das Mondlicht flimmerte, hingebeugt, den ſchönen Kopf an den Rahmen gelehnt und mit den Fingern präludierend! Und wie nun die Klänge magiſch lockend durch die Stille zitterten, begann ſie mit der weichen Stimme zu ſingen, daß es in die Märchenkühle der Mondnacht hinausſchallte:

Im ſilbernen Mondenglanze bei ſommernächtgem Hauch,
Da ſchweben in leichtem Tanze die Feen durch Buſch und Strauch.
Sie ſchweben wol auf und nieder, aus Strom und See und Kluft —
Sie weben ihre Lieder aus Lindenrauſchen und Duft.
Sie ſchweben auf roſigen Flügeln und tragen ein grünes Kleid,
Und tanzen auf Wieſenhügeln bis an die Morgenzeit.

Die Nachtigall ſchlägt im Baume, in Frühthau ſteht der Klee, —
Das Mägdlein liegt im Traume, ihr Bett iſt weiß wie Schnee.
Davor auf hölzernem Bänkchen ihr blauer Alltagsrock —
Der Sonntagsſtaat im Schränkchen, das Mützchen dort am Pflock.
Nun auf mit Cymbeln und Glöckchen — mit ſilbernen Pfeifchen herbei —
Herbei mit Bluthen und Flöckchen, ihr Feen in bunter Reih!

Die Königin mit gold'ner Lanze, ums Haupt den leuchtenden Schein —
Die Feen im Blumenkranze — sie schweben durch's Fenster herein.
„Weil reinlich Flur und Pforten, Heerd und Milchkammer blinkt
Und weil im Kruge dorten ein frischer Trunk uns winkt:
Schlingt um das Haupt, das süße feenhafter Blumen Zier,
Bringt vom Geliebten ihr Grüße und laßt ein Goldstück ihr."

Doch gegenüber nichtsnutzig gähnt noch eine faule Magd,
Der Heerd und die Flur ist schmutzig — „auf, auf, die wird geplagt!
Auf Töpfen und auf Keßeln liegt fingerdick der Staub —
Auf, auf, mit Disteln und Nesseln werft sie und Stachellaub.
Mit Stimmen wusten Schalles weckt sie — mit Knuff und Schlag —"
Sie schreit — verschwunden Alles! . . und es ist lichter Tag.

Das Lied verklang. — Mir war, als umschwebten in den süßen Tönen mich die Feen. Die Harfenstimmen hatten sie geweckt .... ich glaube, ich habe sie gesehen!

Seit jenem Abend aber ist Mutter Moll redselig geworden und hat mir alle die schönen Geschichten erzählt, die ich nun auch den Lesern wieder treulich mittheilen will! —

Kymric Mabinogion.

Walisische Kindermärchen

als Intermezzo.

Kommt herbei!

Kommt herbei in luftgen Schaaren, kommt herbei!
Aus dem Berg, der See gefahren, kommt herbei!
Seht, der feuchte Wind spielt lose
Mit den Mänteln, mit den Haaren, kommt herbei!
Seht, der Mond strahlt voll im Himmel,
Widerstrahlt im Meer, dem klaren, kommt herbei!
Und der Klee blüht auf den Wiesen,
Die so lieb Euch immer waren, kommt herbei!
Kommt herbei, ihr lichten Wesen,
Um Euch froh im Tanz zu paaren, kommt herbei!
Laßt mich Eure Lieder hören,
Die bezaubernd wunderbaren, kommt herbei!
Zauberreich, du sollst erstehen!
Sehnsuchtstraum aus Kinderjahren — kommt herbei!
Daß ichs sagen kann und singen,
Was ihr hold mich ließt gewahren, kommt herbei!
Daß ich mag in goldnen Märchen
Eure Schönheit offenbaren, kommt herbei!
All' ihr Feen, Elfen, Geister —
Kommt herbei in luft'gen Schaaren, kommt herbei!

1. Aus dem waliſiſchen Feen- und Geiſterland.

Entſtehung der Feen.

In uralten Zeiten lebte eine Frau, die zwanzig Kinder hatte. Da kam eines Tages der Heiland in ihre Wohnung; und die Frau, welche ſich ſchämte daß ſie ſo viele Kinder habe, verſteckte die Hälfte derſelben. Als nun der Heiland wieder gegangen war, da ſuchte ſie die zehn Kinder, aber ſie konnte ſie nicht wiederfinden. Die Verſtecke waren leer, die Kinder fort und kamen niemals wieder. Denn zur Strafe dafür, daß ſie das verbarg, was Gott ihr geſchenkt hatte, ward ſie deſſelben beraubt; und von dieſen verlorenen Kindern ſtammen die Feen ab.

Andre jedoch ſagen, die Feen ſeien die Seelen der alten Druiden, welche — zu gut für die Hölle und doch zu ſündenhaft für den Himmel, — bis zum jüngſten Gericht unter den Menſchen wandeln ſollen. Dann aber ſind ſie erlöſt und werden in eine höhere Ordnung des Seins aufgenommen.

Namen, Tracht und Sprache der Feen.

Die Feen heißen in Wales **tylwyth têg**, die ſchöne Familie, **dynon bach têg**, das kleine Feenvolk, **bendyth eu mammau**, die geſegneten Mütter, **ellylon**, die Elfen.

Bald tragen ſie ſich weiß mit wehenden Federn, bald in Scharlach, und tanzen wild durcheinander. In Nordwales tanzen ſie in blauen Röckchen und immer im Kreiß, in Cardiganſhire tragen ſie grüne Kleider, erſcheinen aber immer nur im Monat Mai. —

Die Feen reden eine Sprache, welche der griechiſchen nicht unähnlich iſt. Wenn ſie Waßer verlangen, ſo rufen ſie: „Udor udorum“, bring Waßer! — Wenn ſie Salz haben wollen, ſo ſagen ſie: „Halgein udorum!“ bring Salz!

Feeninſeln.

In einigen Theilen von Pembroke- und Caermarthenſhire gibt es Feeninſeln, deren Bewohnerinnen die Märkte von Milford Haven und Langharne beſuchten und ſich für Silberpfennige von dort mitnahmen, was ſie nöthig hatten. Zuweilen waren ſie ſichtbar, zuweilen unſichtbar. Die Inſeln ſah man in einiger Entfernung vom Lande. Sie hatten auch unterirdiſche Gänge von den Inſeln zu den Städten.

Feentage.

Die Feen kommen meiſt nur am frühen Morgen oder ſpät am Abend, aber niemals ohne daß ihre Ankunft durch Muſik angezeigt würde. In den meiſten Gegenden iſt Freitag der Feentag. Er unterſcheidet ſich darum auch im Wetter immer von den andren Tagen. Sind die andren Tage alle ſchön, ſo regnet es am Freitag, und iſt das Wetter ſonſt ſchlecht, ſo ſcheint am Freitag die Sonne. Auch pflegen

die Feen alle Freitag Nacht die Ziegenbärte auszukämmen, um ſie für den Sonntag ſchmuck zu machen.

Feengaben.

Die faulen und ſchmutzigen Perſonen plagen und necken ſie ſo lange, bis ſie ſich gebeßert haben, den fleißigen und reinlichen geben ſie Geld, und zwar finden die Begünſtigten an jedem Tage ein Stück an demſelben Platze, ſo lange ſie von ihrem Glücke ſchweigen. So fand ein reinliches Mädchen in Breconſhire an jedem Morgen, wenn ſie aufſtand, einen Sixpence in ihrem Schuh. — Dagegen geben die Feen den Bauern oft auch Bröde, die am andern Morgen — Peggenſtühle ſind! Oder ſie ſtehlen ihnen Kinder, und laßen Wechſelbälge zurück. Und wer einmal bei den Feen geweſen iſt, der kann nicht mehr rückwärts ſehen, wie andre Leute. Eine Frau erzählte, ihr eigener Sohn, da er noch ein Junge geweſen wäre, hätte ſo traurig ausgeſehn, daß alle Menſchen gedacht und auch geſagt hätten: der müße von den Feen vertauſcht worden ſein! —

Feenringe.

Dieſe Ringe im Walde oder auf den Wieſen gehören den Feen und bezeichnen den ihnen heiligen Boden und wer in dieſelben eintritt, kann nicht wieder heraus. Sie ſind aber nicht alle von derſelben Größe und Geſtalt. Einige enthalten ſieben Ellen kahlen Bodens mit einem Grasflecken von ungefähr einem Fuß in der Mitte. Andre, von verſchiedener Größe, werden von Gras eingefaßt, welches grüner iſt, als

das in der Mitte. Die Thiere wollen von dieſem Gras nicht freßen *). Doch giebt es auch Leute, welche behaupten, grade dieſes Gras verſchlängen die Schaafe am gierigſten.

Wenn ſich in einem Felde eine derartige Stelle findet, die — obwohl mehrmals gepflügt und gedüngt, doch Nichts tragen will, ſo iſt das ein Zeichen, daß ſich in der Familie, welcher das Feld gehört, in der Kürze ein Todesfall oder irgend ein andres Unglück ereignen wird. Solch einen Flecken im Felde nennt man: Grwn.

Feenkriege.

So wie ihren König und ihre Königin haben die Feen auch ihre Kämpfe und Schlachten. Beſonders wird von einer derſelben, die zwiſchen Merthyr Tydvil und Aberdar Statt gefunden haben ſoll, noch viel erzählt. Da ward auf Kornpfeifen zum Angriff geblaſen und wie die Reihen daherrückten, glitzerte ein Wald von Stecknadeln in der Sonne. Fähnlein von Band flatterten in allen Regenbogenfarben durch die Luft. Hinterdrein über die Wieſen kam der Feind, gleichfalls in tauſend Farben ſchimmernd. Die eine Partei ſuchte die andre von einer kleinen Erhöhung des Wegs zurückzudrängen und als dieß zuletzt gelang, da herrſchte die größte Verwirrung. Schwarze und

*) .... you demi-puppets, that
By moonshine do the green sour ringlets make,
Whereof the ewe not bites.
Shakespere, the Tempest. V, I.

weiße Pferdchen rannten durcheinander, einige von den Reitern kämpften in größter Hitze gegen einander, die andren versuchten es, die Reihen zu durchbrechen. Dabei wurden Nadelspeere, so zahlreich als die Bäume im Wald, geschwungen; dann schien es, als ob sie mit Schwertern föchten, darauf war wieder Nichts zu sehn, als dann und wann das Aufblitzen einer Federmeßerklinge. Endlich, nachdem der eine Theil gesiegt hatte, trieb er den andren vor sich her — Roß und Reiter verschwanden in einem hellen Nebel und keine Spur von Allem blieb zurück.

Klopf- und Poltergeister.

Die Klopfgeister sind eine sehr gutmüthige und glückbringende Art von Wesen, deren Geschäft es ist, den Bergleuten auf eine wunderliche Weise reiche Adern von Erzen oder andere unterirdische Schätze auszuweisen. Sie führen dieselben nämlich an den Ort, wo die Schätze liegen, und stoßen sie mit den Hinteren darauf, damit sie sich die Stelle merken. Diese Klopfgeister werden höchlich verehrt, besonders in den Gegenden wo Bergwerke sind, in Caernarvonshire ꝛc. und man hält sie für den Feen nahe verwandt.

Die Poltergeister dagegen sind böse Geschöpfe, welche die Menschen ohne Grund necken und ärgern und ihnen Staub ins Essen und auf die Kleider werfen.

Puck.

Neben den Elfen, Feen, Klopf- und Poltergeistern treibt auch der kleine Puck sein Wesen in Wales.

Er heißt hier **Pwcca**. In Brecon iſt ein Puck-Thal, **Cwm Pwcca**, wo er früher hauptſächlich gewirthſchaftet hat, die Leute narrte, auf Irrwege führte, ihnen aber niemals ein Leides that, da er wol luſtige Späße liebt, aber dabei doch ſehr gutmüthig iſt*) Obwohl nun die Eiſengießerei, welche in dieſem Thale angelegt iſt, ihn daraus verſcheucht hat, ſo kommt er doch noch zuweilen dahin zurück, da er den Schabernack nicht laßen kann.

Des Teufels Großmutter.

Sie heißt hier **Andras** oder **Malen**, die Hexe. Andre Namen für ſie ſind: **y Fall**, die Falſche oder Böſe, **Mam y Drwg**, die Mutter des Teufels, **y Wrach**, die Vettel. Man ſagt von ihr, ſie habe ein Zauberroß, auf deſſen Rücken Hexen durch die Luft gebracht würden; daher wol das walliſiſche Sprüchwort kommt: „was auf dem Rücken von Malens Pferd ſitzt, wird bald unter ſeinen Wanſt getreten ſein.“ Der Name „Andras“ deutet darauf, daß ſie die alte heidniſche Gottheit der Briten „**Andrasta**“, welcher Menſchenopfer dargebracht wurden, ſei. Von Jemandem, der ſich bös geberdet, ſagt man noch heute: „du biſt wol von der Andras beſeßen!“ —

*) Dieß **Cwm Pwcca** hat Shakeſpere die Scenerie zu den Feenſcenen in ſeinem „Sommernachtstraum“ geliefert. Es erhellt aus ſeinem Briefwechſel, daß er ſich von einem ſeiner edlen Freunde, der in Wales Beſitzungen hatte, eine genaue Beſchreibung dieſes Puck-Thales geben ließ.

2. Feenschlösser.

Der goldne Ball.

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Priester, Namens Elidurus, welchem folgende Geschichte begegnet ist. Als er noch ein Knabe und ungefähr 12 Jahre alt war, da ward es ihm einst zu lästig von seinen Lehrern immer zum Lernen angehalten zu werden. Denn wenn auch der weise Salomon sagt, daß die Frucht des Studirens süß sei, so fühlte Elidurus doch jetzt nur die Bitterkeit seiner Wurzel —, und kurz — eines Tages lief er, um der Zucht und den Schlägen seines Lehrers zu entgehn, fort und versteckte sich unter dem hohlen Ufer eines Flußes. Nachdem er daselbst zwei Tage gehungert hatte, erschienen ihm zwei Männer, klein wie die Zwerge, und sagten ihm: „wenn Du mit uns gehen willst, so wollen wir Dich in ein Land voll Lust und Freude bringen!“ Er willigte gleich ein, stand auf und folgte seinen Führern auf einem Pfad, der zuerst unterirdisch und finster war, endlich aber in ein gar wunderherrliches Land mit schönen Strömen und Wiesen, Wäldern und Ebnen führte. Aber das Land war dunkel und nicht von dem vollen Licht der Sonne beschienen. Die Tage

waren alle trüb, und die Nächte äußerſt finſter, kein Mond und kein Stern war zu ſehn. Der Knabe ward vor den König geführt und ihm in Gegenwart des ganzen Hofes vorgeſtellt. Darauf, nachdem er längere Zeit mit ihm geredet und ihn hinreichend erforſcht hatte, übergab er ihn ſeinem Sohne, der auch noch ein Knabe war. Dieſe Leute waren alle von der kleinſten Statur, aber ſehr lieblich und ebenmäßig gebaut. Sie hatten ſchönes und glänzendes Haar, welches ihnen, wie das der Frauen, reich über die Schulter fiel. Sie aßen weder Fleiſch noch Fiſch, ſondern lebten nur von Milchſpeiſen, welche in den Schüßeln mit Saffran angerichtet wurden. Sie bedienten ſich niemals eines Eides; denn Nichts war ihnen ſo ſehr verhaßt als Lügen. So oft ſie aus der Oberwelt heimkehrten, tadelten ſie die Eitelkeit, Untreue und Unbeſtändigkeit der Menſchen. Sie hatten keinen Gottesdienſt; das Einzige, was ſie liebten und heilig hielten, war die Wahrheit.

Der Knabe kehrte oft an die Oberwelt zurück; zuweilen auf dem Weg, den er zuerſt gegangen war, zuweilen auf einem andren. Das erſte Mal führten ihn Einige, um ihn zurecht zu weiſen; ſpäter gieng er allein. Sein Geheimnis vertraute er nur ſeiner Mutter an, der er auch von den Sitten, der Natur und Beſchaffenheit des Volkes erzählte.

Da dieſe ihn nun einſtens bat, ihr etwas Gold, an welchem das unterirdiſche Reich Ueberfluß hatte, mitzubringen, ſo ſtahl er bei einem Spiele mit dem Sohne des Königs den goldnen Ball, mit welchem

derselbe sich zu zerstreuen pflegte, und brachte ihn seiner Mutter in großer Hast. Aber als er die Thüre seines väterlichen Hauses erreicht hatte und in aller Eile eintreten wollte, da stolperte er über die Schwelle und schlug seiner Länge nach in die Stube, in welcher seine Mutter saß. Zugleich nahmen die beiden Zwerge, die ihm heimlich gefolgt waren, den Ball auf, der aus seiner Hand gerollt war, und entfernten sich, indem sie den Knaben anfruckten und verhöhnten. Da er sich von seinem Fall erholt hatte, von Scham verwirrt und den schlimmen Rath seiner Mutter verwünschend, kehrte er auf dem gewohnten Pfad zu dem unterirdischen Reiche zurück, aber er konnte den Eingang nicht wieder finden, ob er gleich ein ganzes Jahr lang suchte. Seine Freunde und seine Mutter brachten ihn endlich wol zurück, und da er sich den gelehrten Studien nun ernstlicher als vorher zuwandte, so ward er auch im Laufe der Jahre zum Priester ordiniert. Aber so oft David der Zweite, Bischof von St. David, mit ihm — selbst noch in seinem Greisenalter — von diesem Ereignis sprach, so konnte Eliburus die einzelnen Umstände niemals ohne viele Thränen erzählen.

Die Fische im Feenbrunnen.

Ein Schäferjunge, der auf dem Brynnam Mawr unter die Feen gerieth und von denselben in ihren Palast geführt wurde, vergriff sich an den Fischen im Feenbrunnen. Sogleich verschwand alle Pracht — er lag wieder auf dem Berge, neben seiner Heerde,

und die Jahre, die er bei den Feen verlebt zu haben glaubte, waren nur Minuten gewesen.

Fünf Minuten im Feenschloß.

Auch ein Knabe aus Caermarthenshire kam einstmals unter die Feen; und obgleich er doch nur fünf Minuten fort gewesen zu sein glaubte, so fand er doch Alles um sich her verändert. Auf dem Platze, wo seines Vaters Hütte gestanden hatte, erhob sich jetzt eine neue, stattliche Farm; als er auf den Hof trat, fuhr ihm ein fremder Köter in die Beine und im Hause fragte ihn ein fremder Mann, wer er wäre? Er sagte, daß an diesem Morgen noch sein Vater auf diesem Platze gewohnt habe.

„Armer Junge", sagte der Farmer, „du hast deinen Verstand verloren. Gebaut ist diese Farm von meinem Urgroßvater, mein Großvater hat sie erweitert, und dorten den neuen Anbau habe ich selbst vor drei Jahren angelegt."

Da aber der Knabe dennoch auf seiner Angabe bestand, so vermuthete der Farmer, er müße bei den Feen gewesen sein, und beschloß deshalb, mit ihm zu der weisen Frau zu gehen, um von ihr Nachrichten zu erhalten. Auf dem Wege aber, da die Fußtritte hinter ihm schwächer, immer schwächer wurden, sah sich der Farmer um und da war der arme Junge zu einem Fingerhut voll Asche zusammengesunken. Die weise Frau aber erzählte ihm, sie habe eine schwache Erinnerung davon, daß ihr vor langen, langen Jahren

einmal ihr Großvater von dem Verschwinden des Knaben erzählt habe.

Der Zauberbalsam.

Ein Mädchen, welches einst ausgieng, um sich zu vermiethen, ward von einem vornehm aussehenden Herrn, der ganz in Schwarz gekleidet war, gefragt: ob sie ein Kindermädchen werden und seine Kinder warten wolle? Da er ihr ungeheuer großen Lohn versprach, so hatte sie Nichts dagegen und willigte ein, worauf er ihr sagte: er wolle sie mit sich nach Hause nehmen, doch müßte sie sich, ehe sie die Reise anträten, die Augen verbinden laßen. Dieß gethan stieg sie hinter ihm auf sein kohlschwarzes Pferd und sie ritten einen langen Weg. Endlich stiegen sie ab, ihr neuer Herr nahm sie bei der Hand und führte sie, noch immer mit verbundenen Augen, eine beträchtliche Strecke weit. Dann ward das Tuch ihr abgenommen und sie sah nun auf einmal mehr Pracht vor sich, als sie in ihrem Leben erblickt hatte, — einen wunderschönen Palast mit mehr Lichtern, als sie zählen konnte, und viele kleine Kinder darin, so schön als wie die Engel. Auch viele schöne Damen und Herren. — Ihr Herr übergab dem Mädchen nun die Kinder, um ihrer zu warten, und zugleich eine Büchse mit Balsam, um die Augen derselben damit zu bestreichen. Dabei befahl er ihr aufs Allerstrengste, sich jedesmal die Hand zu waschen, wenn sie dieß Geschäft verrichtet hätte, sowie an ihre eigenen Augen auch nicht das Geringste davon zu bringen. Sie befolgte diese Befehle aufs

Genaueste und befand sich sehr glücklich dabei. Zuweilen aber dachte sie, es sei doch recht eigen, daß sie immer bei Kerzenlicht leben sollten. Auch wunderte sie sich nicht wenig, daß — so groß und prachtvoll das Schloß auch war — keins von den schönen Damen und Herren jemals Sehnsucht bekäme, einmal herauszugehn — denn außer ihrem Herrn verließ es keiner auch nur für eine Stunde.

Eines Morgens, als sie den Balsam auf die Augen der Kinder strich, juckte sie das eigene; und den Befehl ihres Herrn vergeßend, fuhr sie mit dem Finger, der voll Salbe war, nach demselben. Sogleich sah sie mit dem Theil ihres Auges, an welchen der Balsam gekommen war, daß sie von furchtbaren Flammen umgeben sei, die Damen und Herren sahen wie Teufel, und die Kinder wie die gräßlichsten Scheusale aus der Hölle aus. Mit dem andren Theil ihres Auges jedoch sah sie Alles so schön und herrlich, wie zuvor. Natürlich erschrak sie sehr über diesen Zufall; aber da sie Geistesgegenwart genug hatte, so ließ sie sich von ihrer Angst Nichts merken, sondern bat nur den Herrn, ihr zu erlauben, daß sie ihre Verwandten besuchen dürfe. Dieser sagte, er wolle sie mit sich nehmen, doch müßte sie sich wieder die Augen verbinden laßen, und so ward ein Tuch um ihre Augen geschlagen. Sie stieg wieder hinter ihren Herrn aufs Pferd, und kam bald bei ihrem Hause an. Sie blieb ganz ruhig da und nahm sich wol in Acht, zu dem verzauberten Schloße zurückzukehren. — Aber viele Jahre nachher, da sie auf einem Markte war, sah sie einen Mann Etwas aus

einer Krämerbude stehlen und mit dem einen Winkel ihres Auges erkannte sie ihren alten Herrn. Unvorsichtig rief sie aus: „Wie geht's Herr? Was machen die Kinder?“ Da sagte er: „Wie kannst du mich sehn?“ Sie antwortete: „Mit dem Winkel meines linken Auges!“

Von dem Augenblick an war sie blind auf ihrem linken Auge, und blieb es ihr Lebelang. —

Märchen aus Haus und Hof.

Der Erntefchmaus in der Eierfchaale.

Ein alter Mann, Namens David Temos Bowen erzählte folgende Geſchichte. — Meine Mutter, ſagte er, wohnte in der Nachbarſchaft eines Farmhauſes, welches, wie allgemein geglaubt wurde, von den Feen heimgeſucht war. Es war eines jener altmodigen Häuſer unter den Bergen, welches nach der Sitte der Zeiten gebaut war, wo die Farmer auf die Sicherheit und das Wolbefinden ihres Viehs noch ebenſoviel bedacht waren, als auf das ihrer Kinder und ihres Geſindes. Küche und Kuhſtall waren auf derſelben Flur; wo beide aneinanderſtießen, waren ſie nur durch einen niedrigen Verſchlag getrennt, über welchen hin der gute Farmer ſeine Thiere ſehen konnte, ohne daß er einmal hätte aufzuſtehn brauchen.

Nun waren meine Mutter und des Farmers Frau gute Freundinnen, und die letztere beklagte ſich öfters bei ihr, daß die Feen ſie und ihre Familie ſo plagten, daß ſie gar keinen Frieden mehr hätten, und daß dieſe kleinen Ruheſtörer immer, wenn die Familie zu Mittag

oder zu Abend oder zu irgend einer andern Zeit äße, oder auch nur still beisammen säße, sich im nächsten Zimmer tummelten und sie und ihre Leute fortwährend ärgerten. Wenn sie zum Beispiel in der Küche säßen, so schlügen die Feen in der Milchkammer ihre Purzelbäume, daß sie immer vor den Milchsetten Angst hätten, und wenn sie die Kühe anspannten, so wären die Feen in der Küche, sängen, lachten und sprängen über Tisch und Bänke, Topf und Tiegel.

Eines Tages, als ihre Leute und die Schnitter vom Feld gekommen waren, um den Ernteschmaus, welchen die Hausfrau mit großer Sorgfalt und Schmackhaftigkeit bereitet hatte, verzehren zu helfen, und alle sich schon um den Tisch gesetzt hatten: da hörten sie auf einmal Musik über sich und Lachen und Tanzen und pardauz! fiel eine dicke Staubwolke hernieder und verschüttete alle Speisen, die auf dem Tische standen. Besonders war der Pudding ganz verdorben, und den Leuten, welche sich schon auf das leckre Essen gefreut hatten, war vor Schreck aller Hunger vergangen. In diesem Augenblick der Verwirrung und des Aergers trat eine alte Frau herein, welche die Unordnung sah und die ganze Geschichte erzählen hörte.

„Laßt's Euch nicht verdrießen," flüsterte sie der Frau des Farmers in's Ohr, „ich will Euch sagen, wie Ihr die Feen los werden könnt. Ladet auf morgen Mittag sechs von den Schnittern dort zum Essen — aber thut's recht laut, damit Euch die Feen auch hören! — Und dann macht nicht mehr Pudding, als in eine Eierschaale geht und laßt es hübsch kochen.

Für die sechs ausgehungerten Mähder wird es freilich ein knappes Gericht sein, aber es wird hinreichen, um die Feen zu vertreiben. Folgt meinem Winke, und Ihr werdet in der Zukunft nicht mehr belästigt werden!"

Die Farmersfrau that, was ihr die Alte gerathen hatte; und als die Feen nun hörten, daß ein Pudding für sechs Mähder in einer Eierschaale angerührt und gekocht werde, da entstand im anstoßenden Zimmer gar ein gewaltiger Lärm und eine Stimme rief ärgerlich aus:

„Wir haben lange in der Welt gelebt; wir wurden geboren, sogleich nachdem die Erde geschaffen und noch ehe die Eichel gepflanzt war: aber einen Erntefchmaus in einer Eierschaale kochen haben wir noch nicht gesehn. Nein — in diesem Hause muß nicht Alles richtig sein — kommt, wir wollen nicht länger unter diesem Dache bleiben!"

Von der Zeit an hatte es mit der Musik, dem Lärmen und Tanzen ein Ende, und die Feen wurden in diesem Hause nicht mehr gesehn noch gehört.

Die Suppe in der Eierschaale.

Eine ähnliche Geschichte wird im Kirchspiel Trefeglwys nahe bei Llanidloes in der Grafschaft Montgomery erzählt. Daselbst ist nämlich eine kleine Schäferhütte, welche vom Volk, wegen des merkwürdigen Zankes der einstens daselbst Statt gefunden hat, Twt y Gwmrws, „der Zankplatz" genannt wird. In dieser Hütte wohnte vor Zeiten ein Mann und seine

Frau; dieſe gebar ihm Zwillinge, welche beide Eltern mit der größten Liebe und Zärtlichkeit pflegten. Einige Monate nach der Geburt dieſer Zwillinge riefen dringende Beſorgungen die Mutter in ein Nachbarhaus; wiewol ſie nun allerdings nicht weit zu gehn hatte, ſo fiel es ihr doch ſchwer aufs Herz, die Kinder auch nur eine Minute allein zu laßen, da Niemand im Häuschen war und in der Nachbarſchaft die Tylwyth Têg ſpuken ſollte. Allein es konnte ihr Nichts helfen; ſie verriegelte alſo die Thüre, gieng und kehrte ſo raſch als menſchenmöglich zurück, war aber auf dem Heimwege nicht wenig erſchreckt, da ſie — obwol es heller Mittag war — einige von „den alten Elfen in blauen Röckchen“ ſah. Sie vermuthete ſchon nichts Gutes; und um ſo größer war ihre Freude, als ſie, beim Nachhauſekommen Alles fand, wie ſie's verlaßen hatte.

Aber nach längerer Zeit fiengen die guten Leute ſich zu wundern an, daß ihre Zwillinge gar nicht wachſen wollten, ſondern immer ſo kleine Zwerge blieben. Der Mann ſagte; „das ſind gar meine Kinder nicht!“, die Frau aber behauptete: „das ſind deine Kinder doch!“ und daraus entſtand jener lange Zank zwiſchen beiden Eheleuten, wonach der Platz bis auf den heutigen Tag noch heißt.

Eines Abends, da die Frau ſehr ſchweren Herzens war, beſchloß ſie zu einem Gwr Cyfarwydd oder weiſen Mann zu gehn und ihn um Rath zu fragen, da ſie wußte, daß dieſem alle Dinge bekannt ſeien.

Nun war es grade an der Zeit, daß man bald

Roggen und Hafer einbrachte. Da ſagte der weiſe Mann zu ihr: „wenn du das Mittagseſſen für die Schnitter bereiteſt, ſo nimm die leere Schaale eines Hühnereies und fülle Suppe hinein und trag' es zur Thüre hinaus, als ob Du es den Schnittern zum Mittagseſſen bringen wollteſt, und dann höre darauf, was die Zwillinge ſagen werden. Wenn die Kinder Dinge ſprechen, die über den Kinderverſtand hinaus ſind, ſo geh' ins Haus zurück und nimm die Kinder und wirf ſie in das Waſſer des Llyn Ebyr, welcher nicht weit von deiner Hütte iſt; wenn ſie aber Nichts Beſonders ſagen, ſo thu' ihnen auch kein Leides!"

Da nun der Erntetag kam, that die Frau, was der weiſe Mann ihr vorgeſchrieben hatte, und als ſie aus dem Hauſe war, hörte ſie, wie ein Kind zu dem andern ſagte:

Ich weiß, daß vor dem Huhn das Ei,
Die Eichel vor der Eiche ſei;
Doch nie ſah ich ein Mittagsmahl
Für Schnitter in 'ner Eierſchaal!

Da kehrte die Mutter eilig in ihr Haus zurück, nahm die beiden Wechſelbälge und warf ſie in den Llyn (oder Teich). Sogleich kamen die Feen in ihren blauen Röckchen, um ihre Zwerge zu holen; die Mutter aber fand zu Haus ihre eigenen Kinder wieder, die inzwiſchen ſtark und kräftig gewachſen waren, und damit hatte der lange Zank zwiſchen ihr und ihrem Manne ein fröhliches Ende.

Feentanz.

Morgan Rhys Harris — ein alter Mann von ſehr

achtbarem Rufe — bewirthschaftete zwei Farmen an den Hügeln in der Nachbarschaft von Neath. Früher hatten die Farmer dicht bei den Häusern ihre Oefen, um Gerste und Hafer darin zu backen, und auch Morgan's Haus hatte ein solches Zubehör. Da nun der Farmer eines Tages den Hügel hinab nach seinem Backofen gieng, so hörte er auf einmal eine wundervolle Musik. Er stand still und hörte sie noch; er gieng weiter und hörte sie nur um so voller und deutlicher. Da sah er endlich in kleiner Entfernung vor sich auf dem graden Wege, den er gehen mußte, und nahe beim Backofen zahllose kleine Geschöpfe tanzen. Die Wendungen und Touren des Tanzes waren sehr verschieden, bald gings vorwärts, bald rückwärts, bald im Kreiße. Der alte Mann blieb stehn, und wußte nicht recht, ob er weiter gehn oder umkehren sollte. Er fürchtete sich, bei ihnen vorüberzugehen, damit er seinen Fuß nicht auf Feenland setze und dadurch den Besitz deßelben verlöre. Er machte daher einen Umweg und erreichte die Scheune bei dem Backofen. Hier versteckte er sich hinter die Thüre, von wo aus er ihre Bewegungen eine ganze Stunde lang beobachtete. Auch behielt er die Melodie, welche sie spielten, und hat sie hernach Jedem vorgesungen, der sie hören wollte.

Feenspiele.

David Tomos Bowen kannte einen Farmer, den die Feen sehr plagten. Sie besuchten den Bach, der neben seinem Hause floß und waren so boshaft, daß

ihr größtes Vergnügen darin beſtand, den Thon aus dem Grunde des Baches zu holen und kleine Kügelchen, mit denen ſie ſpielten, daraus zu machen. Was für ein Spiel es eigentlich war, konnte er nicht entdecken. Das Waßer aber wurde von dieſer Wirthſchaft ſo muddig, daß das Vieh nicht mehr daraus trinken wollte, und wenn ſich der Farmer einmal über dieſe Aufführung beklagte, ſo wiederholten ſie ſeine Worte ſtets mit Spott und Gelächter und hüpften weg. Ein kleines Mädchen aus der Nachbarſchaft aber, das ihnen dieſe Thonkügelchen machen half, bekam zum Lohn dafür Geld von ihnen, ward eine ſehr reiche Frau und gieng ſpäter nach London, wo ein groſser und vornehmer Mann ſie heirathete.

Feengeld.

David Shone erzählte: Meine Mutter pflegte vor langer Zeit einmal von den Feen Geld zu bekommen. Dicht bei unſrem Hauſe war ein Brunnen und nahe bei dieſem Brunnen ein Raſenfleck, welcher dafür bekannt war, daß ſich die Feen dort tummelten. So oft nun meine Mutter an den Brunnen gieng, fand ſie auf dem Stein über der Waßerröhre eine neugeſchlagene, glänzende halbe Guinee. Einſt handelte ich um ein Ferkelchen und meine Mutter, um dem weiteren Wortwechſel ein Ende zu machen, brachte ihr Säckchen mit Gold heraus und gab mir eine ganz neue halbe Guinee. Ich erſchrak ſehr, da ich ein armes Weib, wie meine Mutter eins war, im Beſitze

so vielen Geldes sah, und ich bat sie, mir zu erzählen, wie sie dazu gekommen sei.

„Auf rechtliche Weise!“ sagte sie — ich erinnere mich noch genau dieses Wortes.

„O Mutter“, sagte ich, „erzähle mir, wo du das Geld bekommen hast; wem willst du das Geheimnis anvertrauen, wenn du nicht einmal deinem einzigen Sohne traust?“

„Gut, — wenn ich muß, so muß ich!“ sagte meine Mutter. Darauf erzählte sie mir's — aber wollte Gott, ich hätte sie nie darum gequält! Denn von dem Augenblick hörte die Bescheerung auf. Die Mutter besuchte wol oft noch den Brunnen — aber umsonst! Nicht einen Heller fand sie seit jenem Tage mehr.

Feenwäsche.

Auf Anglesea war Jemand, der eines Morgens beim Erwachen sein Hemd gar nicht finden konnte. Am andren Morgen erstaunte er beim Erwachen noch mehr, da er die Feen in seinem Zimmer tanzen und gleich darauf verschwinden sah. Als er kurz darnach aufstand, fand er sein Hemd rein gewaschen und eine halbe Krone hineingewickelt.

Telyn, die zauberische Harfe.

Die Feen besuchten zuweilen in der Dämmerung und in mannigfachen Verkleidungen die Hütten in Nordwales, um den Charakter der Bewohner zu prüfen. Wenn sie nicht gut aufgenommen wurden, so

gieng es denen, die sie beleidigt hatten, fortan sehr schlecht. An einem Abend nun saß Morgan ar Abys allein in seiner Hütte am Kamin, schmauchte sein Pfeifchen und trank dazu sein Gläschen Bier in aller Gemüthlichkeit. Da klopfte es bescheiden an die Thüre und — nachdem Morgan: „Herein!“ gerufen hatte — traten die Feen, als Bettler verkleidet, ein. Sie baten um etwas Essen, da sie sehr arm und bedürftig seien. Morgan gab ihnen, was er hatte, Käse und Brod, und die Feen — die er freilich nicht dafür ansah — packten es in ihren Tuersack. Darauf sagten sie ihm, er solle sich Etwas wünschen und sie wollten es ihm zum Lohn für seine Wohlthätigkeit gewähren. Da Morgan ein großer Liebhaber der Musik war, so wünschte er sich eine Harfe — und kaum gesagt, so stand schon die Harfe vor ihm und die Feen — die er nun freilich dafür erkannte — waren verschwunden.

Da kam seine Frau und einige Nachbarn herein und Morgan, um zu zeigen, was er bekommen hätte, fieng an auf seiner Harfe zu spielen. Aber kaum, daß der erste Ton heraus war, so war auch schon die ganze Gesellschaft auf den Beinen — hast du nicht gesehn — fiengen sie an zu tanzen, als ob sie den Verstand verloren hätten, sprangen bis an die Decke, schleuderten die Beine weit aus und setzten über Tisch und Stühle weg. Dabei schrien und flehten sie unablässig, Morgan solle aufhören zu spielen — aber der alte Spaßvogel harfte so lange, bis ihm selber die Finger weh thaten, und da hörten auch die Tänzer auf zu springen und sanken todtmüde nieder. Von der

Zeit an wollte Keiner mehr zu Morgan ins Haus gehn, denn Alle fürchteten sich vor der Harfe, die er immer spielte, wenn er zu viel getrunken hatte; und da dieß sehr oft geschah, so war Niemand sicher vor ihm. Und da galt keine Ausnahme. Greise, alte Weiber, Mädchen, Kinder — Einer wie der Andre mußte tanzen, sobald er die Harfe hörte. Die Gegend, wo Morgans Haus stand, ward zuletzt ganz verrufen, und die Nachbarn hätten gern ihre Häuser losgeschlagen, wenn nur Einer gewesen wäre der sie hätte kaufen mögen.

Da, eines Morgens, nachdem Morgan am Abend zuvor zum großen Verdruß seiner Nachbarn, sein Unwesen auf der Harfe wieder getrieben hatte, war sie plötzlich verschwunden. Man glaubte, die Feen hätten sie ihm wieder genommen, da sie das Unheil, das er damit anrichtete, gesehen und Mitleid mit den armen Nachbarn bekommen hätten.

Feenhell.

Ein junger Mann gieng eines Morgens früh in den Stall, um die Ochsen zu füttern und legte sich dann, als er damit fertig war, aufs Heu, um noch ein Weilchen zu schlafen.

Als er kaum lag, so hörte er, wie sich dem Stalle Musik nahte und zugleich kam eine große Gesellschaft herein, welche gestreifte Kleider trugen und — die Einen mehr, die Andren weniger ausgelaßen — nach ihrer Musik zu tanzen anfiengen. Er lag ganz still und dachte, sie würden ihn sicherl gar nicht bemerken.

Aber ein Frauchen, das beßer gekleidet war, als die andren, kam zu ihm mit einem geſtreiften Kißen, welches an jeder Ecke eine Quaſte hatte, und ſchob es ſanft unter ſeinen Kopf. Kurze Zeit darauf hörte man die Hähne krähen — und eb ſie das nun überraſchen oder ihnen mißfallen mochte ... genug, ſie zogen das Kißen raſch und heftig unter ſeinem Kopf fort und giengen weg.

Poltergeiſter.

Giraldus Cambrenſis erzählt, daß zu ſeiner Zeit auch Poltergeiſter mit Menſchen verkehrten, aber nicht ſichtbar, ſondern nur fühlbar. In einem Hauſe zeigten ſie ihre Gegenwart dadurch an, daß ſie Staub und andre Dinge umherwarfen; in einem andren Hauſe machten ſie in wollene und leinene Kleider Riße zum großen Schaden des Hausherrn und Aller, die ihn beſuchten. Und weder Vorſicht, noch Schloß und Riegel konnten ihn davor beſchützen. Oft ſprachen dieſe Geiſter ſogar mit den Leuten vom Hauſe, und wenn dieſe ſie verhöhnten, was ſie zuweilen aus Muthwillen thaten, dann hielten ihnen die Poltergeiſter zum Lohne dafür dasjenige, was ſie grade am Meiſten vor den Andern zu verbergen und geheim zu halten wünſchten, öffentlich vor. Dergleichen ſollte gewöhnlich einem plötzlichen Wechſel, entweder von Dürftigkeit zu Reichthum oder nach häufiger von Wolhabenheit zu Elend und Armuth voranzugehn pflegen. Wunderbar dabei war es, daß ſolche Plätze ſowenig durch Weihwaßer als durch den Beiſtand der Sacramente von Erſcheinungen

solcher Art befreit werden konnten. Ja, die Priester selbst, wenn sie demüthig eintraten, durch Kreuz und Weihwasser geschützt, wurden gleich zuerst mit Staub beworfen und beschmutzt. Woraus dann folgt, schließt der gottesfürchtige Mann, daß Sacramentalien und Sacramente wol vor verderblichen nicht aber harmlosen Dingen, vor Unheil, nicht aber bloßem Spuk behüten.

Der rothe Simon.

Vor vielen hundert Jahren ereignete es sich, daß ein Geist im Hause Elder's von Stackpole erschien, der nicht nur fühlbar, sondern auch sichtbar war und zwar in der Gestalt eines jungen, rothhaarigen Mannes, der sich Simon nannte. Er nahm der Person, welcher sie bisher anvertraut waren, die Schlüssel zu Haus und Hof, maßte sich überhaupt alle Verrichtungen eines Verwalters an, die er aber so gut und verständig besorgte, daß unter seiner Obhut Alles gesegnet zu sein schien und kein Mangel im Hause war. Was sich der Herr oder die Frau vom Hause nur heimlich wünschen mochten, das verschaffte er ihnen mit wunderbarer Geschwindigkeit und durch das bloße Wort: „Ihr wünscht daß dieß geschehen soll, und es wird geschehn!" Auch mit ihren Schätzen und geheimen Vorräthen war er wol bekannt, und wenn sie sich einmal geizig oder knauserig benahmen, so rief er aus: „Warum fürchtet Ihr Euch den Haufen Goldes oder Silbers anzurühren, da doch Euer Leben von so kurzer Dauer ist und die Schätze, die Ihr da so

ferzlich aufhäuft, Euch nimmer zu Etwas dienen werden!“ Das beste Essen und Trinken gab er den Tagelöhnern und Dienstboten, denn er sagte: man muße den Personen gute und reichliche Nahrung geben, durch deren Arbeit sie erwerben würde. Was er für gut hielt, das that er, mochte es nun dem Herrn und der Frau gefallen oder nicht. In die Kirche gieng er nie, sprach auch nie ein christlich Wort, schlief nicht im Hause, war am Morgen aber immer der Erste an der Arbeit. Endlich entdeckte Einer von der Familie, daß er die Nächte an einem verrufenen Teiche, worin böse Geister hausen sollten, zubringe. Auf diese Entdeckung hin beschloßen denn die Eheleute, ihn nicht länger behalten zu wollen und gaben ihm seine Entlaßung, worauf er die Schlüßel ablieferte, die er vierzig Tage wol verwahrt hatte. Da man nun ernstlich fragte, wer er denn eigentlich sei, da sagte er, seine Mutter sei eine Frau aus dem Kirchspiel — sein Vater aber sei ein böser Geist, der sich seiner Mutter einst in Gestalt ihres rechten Ehemannes genähert habe. Seine Mutter lebe noch, fügte er hinzu und nannte ihren Namen. Die Mutter gestand es auf Befragen auch offen ein; der rothe Simen aber gieng weinend fort und kein Mensch hat jemals wieder Etwas von ihm gehört.

4. Märchen aus Wald, Feld und Wiese.

Der Eibenforst.

In Mathavarn, Kirchspiel Llanwrin im Cantref *) Gwerillier ist ein Wald, welcher der Eibenforst heißt; wahrscheinlich, weil grad in seiner Mitte ein Eibenbaum steht. An einigen Plätzen dieses Waldes sind grüne Kreiße auf dem Boden, welche das Volk: Feentanzplätze nennt und von denen Folgendes Mabinogi **) geht.

Zwei Knechte John Pugh's giengen eines Tages aus, um in dem Eibenforst zu arbeiten. Schon ziemlich früh am Nachmittage war die ganze Gegend so mit dunklen Wolken bedeckt, daß die Burschen dachten, es wäre Nacht geworden. Aber als sie in die Mitte des Waldes und an den Eibenbaum kamen, flammte und hellte es sich um sie wieder auf, und das Dunkel schwand hinter ihnen. Da sie nun dachten, es sei doch noch zu früh, um schon nach Hause zu gehn, so legten sie sich da nieder und schliefen ein. Endlich wachte der Eine von den Beiden wieder auf,

*) Bezirk.
**) Märchen.

— aber wie ſtaunte er, da ſein Kamrad nicht mehr an ſeiner Seite lag! Zuerſt ärgerte er ſich darüber, daß dieſer, ohne ihm ein Wort zu ſagen, ſich fortbegeben hatte; dann aber dachte er ſich, er ſei wol zum Schuhflicker gegangen, weil er ihm ſchon am Morgen geſagt habe, er hätte Etwas bei dem zu thun. Das ſagte er auch zu Haus, als ſie ihn nach dem andren Knecht fragten. Als derſelbe nun aber gar nicht wiederkommen wollte, und auch am andren Tag noch fehlte, ſo mußte er endlich erzählen, wie und wo Beide geſchlafen hätten.

Nachdem ſie lange vergeblich geſucht hatten, gieng er endlich zu einem weiſen Manne, der ihm Folgendes antieth:

„Geh," ſagte er, „an denſelben Platz, wo Du mit Deinem Cameraden geſchlafen haſt. Geh genau ein Jahr nach dem Tage hin, an welchem Du ihn verloren haſt, aber es muß genau derſelbe Tag und dieſelbe Stunde ſein. Nimm Dich dabei in Acht, daß Du nicht in den Feenring trittſt, ſondern ſtelle Dich auf den Rand der grünen Kreiße, die Du da ſiehſt. Dein Kamrad wird mit vielen Feen zum Tanzen derthin kommen, und wenn er Dir ſo nahe iſt, daß Du ihn greifen kannſt, dann zieh ihn ſo raſch wie möglich aus dem Ring heraus."

Dieſer that, wie ihm geheißen war, zog den Burſchen heraus und fragte ihn: ob er nicht hungrig wäre? Dieſer ſagte: „Nein!" Er hatte noch die Ueberreſte des Eſſens, welche er in ſeinem Tuerſack gelaßen hatte, ehe er eingeſchlafen war. Dann fragte

er: ob es noch nicht bald Nacht und Zeit sei, nach Hause zu gehn? Denn er wußte nicht, daß schon ein Jahr vergangen sei. Aber er sah so bleich aus, wie eine Leiche, und sobald er den ersten Bißen zu sich nahm, fiel er hin und war todt.

Von diesem Zauberwalde geht auch folgender Vers:

Willst zum Eibenforst Du gehn,
Sieh nicht um Dich, bleib' nicht stehn.
Hut' den Fuß auch vor den Ringen,
Wo die Feen im Grase springen!

Rhys auf dem Feentanz.

Rhys und Llewellyn, zwei Farmersknechte, welche den ganzen Tag über für ihren Herrn Kalk gefahren hatten, trieben, da sie von ihrem Tagwerk heimkehrten, im Zwielicht ihre Bergpferde vor sich her. Da sie eine kleine Ebne erreicht hatten, sagte Rhys zu seinem Genoßen, er solle doch mal stehen bleiben und auf die Musik hören, denn ihm wäre, als klänge da eine Melodie, nach welcher er wol schon hundertmal getanzt hätte, und nun wolle er auch gehn und tanzen. Er bat ihn dann, mit den Pferden fortzugehn, er würde ihn bald wieder einholen. Llewellyn konnte Nichts hören und redete ihm sehr ab; aber Rhys lief fort und Llewellyn rief umsonst hinter ihm her. Er gieng nach Haus, stellte die Pferde ein, aß sein Abendbrod und legte sich dann zu Bett, da er dachte, Rhys habe nur einen Vorwand gesucht, um ins Bierhaus zu kommen. Als am andren Morgen aber noch immer Nichts von Rhys zu hören und zu

ſehn war, erzählte er ſeinem Herrn die Geſchichte, worauf man den Knecht zu ſuchen begann. Aber man konnte ihn nicht finden. Da ſtieg der Verdacht auf, Llewellyn habe ihn ermordet, und er ward ins Gefängniß geſetzt, obgleich kein Beweis gegen ihn vorlag. Ein Farmer aber, der in Feengeſchichten ſehr bewandert war, hatte ſeine beſondren Gedanken über dieſen Verfall und ſo ſchlug er vor, er ſelbſt und einige Andre ſollten Llewellyn nach dem Orte begleiten, wo er mit Rhys zuletzt geweſen ſei. Da ſie dahin kamen, fanden ſie den Platz ſo grün, wie einen Vogelbeerbaum.

„Pſt!“ rief der Llewellyn auf einmal, „ich höre Muſik — ich höre liebliche Harfen!“

Wir Alle lauſchten, ſagte der Erzähler (denn derjenige, welcher dieſe Geſchichte mitgetheilt hat, war Einer von Denen, die Rhys ſuchten) — aber wir konnten Nichts hören.

„Setz Deinen Fuß an meinen, David!“ ſagte er zu mir; ſein eigener Fuß ſtand nemlich am Rand des Feenrings. Ich that, wie er geheißen, und — Einer nach dem Andern — machten es nun Alle ſo; und da hörten wir denn den Klang vieler Harfen, und ſahen in einem Kreiß von ungefähr zwanzig Fuß Durchmeſſer eine Menge kleiner Weſen — nicht größer als Kinder von drei oder vier Jahren — welche immer rundum tanzten. Unter ihnen ſahen wir Rhys; Llewellyn ergriff ihn, als er ihm nahe genug gekommen war, beim Kittel und zog ihn aus dem Kreiß heraus.

„Wo sind die Pferde? Wo sind die Pferde?“ rief er.

„Pferde hin, Pferde her — mach' nur, daß du nach Haus kommst!“ erwiderte Llewellyn.

Aber Rhys bat ihn er möge doch allein nach Haus gehn und ihn erst den Tanz zu Ende bringen laßen, da er ja nicht länger als fünf Minnten gedauert habe. Sie mußten ihn mit Gewalt fortziehn. Aber er blieb dabei, er sei nur fünf Minuten fortgewesen; von den Leuten aber, bei denen er gewesen, konnte er weiter keinen Aufschluß geben. Er ward immer trauriger, mußte sich zu Bett legen und starb bald darauf.

Am andren Morgen, schloß der Erzähler, giengen wir nach dem Platz, wo wir Rhys gefunden hatten. Der Umkreiß des Ringes war ganz roth, wie der Rasen zu werden pflegt, wenn er ausgetreten ist und ich konnte noch die Spuren kleiner Ferßen sehn, ungefähr so groß, wie der Nagel meines Daumen.

Gitto Bach.

Ein schöner Knabe, Namens Gitto Bach (der kleine Gitte), pflegte oft auf dem Gebirge zu schweifen, um nach seines Vaters Schafen zu sehn. Wenn er zurückkam, hatte er immer Stücke von auffallend weißem Papier, in welches Buchstaben gepreßt waren, und die ganz genau aussahen, wie Kronenstücke. Er zeigte sie seinen Schwestern und Brüdern und sagte ihnen, er habe sie von den kleinen Kindern, mit denen er auf dem Gebirge immer spiele. Eines Tages kehrte

er nicht heim und zwei volle Jahre verlautete gar Nichts von ihm. Die andren Kinder giengen nun auch aufs Gebirge, brachten auch wohl einige von diesen weißen Kronenstücken mit nach Haus, aber von dem Verlorenen hörten sie Nichts. Endlich, eines Morgens, als die Mutter die Hausthüre öffnete, sah sie den kleinen Gitto draußen auf der Schwelle mit einem Bündel unter dem Arme sitzen. Er war grad so angezogen, sah auch ganz so aus, als wie sie ihn zuletzt gesehn hatte. Auf ihre Frage, wo er so lange gewesen sei, antwortete er, er sei ja erst gestern weggegangen, und bat sie dann, die schönen Kleider zu sehn, welche ihm die kleinen Kinder auf dem Gebirge dafür geschenkt hätten, daß er mit ihnen nach der Musik ihrer Harfe getanzt habe. Das Zeug in dem Bündel war von sehr weißem Papier ohne Saum oder Naht. Die verständige Mutter warf es sogleich ins Feuer.

Der wunderbare Vogel.

Ein junger Mann aus Pent schon Schenkin in Caermarthenshire gieng eines Sommermorgens in der Früh aus der Farm und da hörte er auf einem Baume ganz dicht am Wege einen kleinen Vogel in der bezauberndsten Weise singen. Von der Melodie entzückt, setzte er sich unter dem Baum nieder, bis der Vogel schwieg; aber, als er aufstand und glaubte, es seien nur wenige Minuten verfloßen, da war der Baum verdorrt und ohne Rinde; und als er zum Hause kam, da war auch das ganz anders als

zuvor und Niemand darin, als ein steinalter Mann, den er nicht kannte. Nachdem er dem alten Manne erzählt hatte, wo er gewesen und wer er sei, da rief dieser aus: „Armer John! meinen Großvater, der dein Vater war, hörte ich oft von dir sprechen, er hat dich lange beweint und vergeblich gesucht. Endlich sagte ihm die weise Frau von Brechva, du wärest in die Gewalt von Feen gerathen, und du würdest nicht eher erlöst werden, als bis der Baum dort saftlos und trocken geworden sei!"

Da der alte Mann ihn umarmen wollte, fiel der arme John in Staub zusammen.

Die Cymunoddbrücke.

Ein Mann auf Anglesea sah in seiner Jugend oft die Tylwyth Têg, und eines Morgens, da er früh ausgieng, um die Kühe seines Vaters vom Feld zu holen, sah er einen Haufen dieses kleinen Volkes tanzen. Sein Auge wurde geblendet, als wenn er in die Sonne sähe, und bei seiner Rückkehr von der Wiese entdeckte er auf einem Stein der Cymunoddbrücke eine kleine Silbermünze, und von da ab fand er, so oft er die Feen sah, auf derselben Stelle ein gleiches Geldstück.

Da er nun dieß Geld so oft bei sich hatte, so ward seines Vaters Argwohn rege, und er mußte ihm endlich sagen, woher er es habe. Von der Zeit an aber blieb das Geld aus und auch die Feen sah er nicht wieder, so oft er auch später noch nach der Brücke und der Wiese gieng.

Feen als Todesboten.

Ein waliſiſcher Bauer erzählte auf ſeinem Todtenbette, daß er eines Nachts da er einen Botengang vom Hauſe Jane Edmund's von Abertillery machte, Laute gehört hätte, als ſprächen nicht weit von ihm mehrere Perſonen miteinander. Er lauſchte aufmerkſam, da hörte er Etwas, wie wenn ein Baum bräche, der in ſeinem Fall andre Bäume mit ſich niederriße, und darauf wieder eine klägliche Stimme, wie die Stimme eines Menſchen in Pein und Elend, davor er ſich ſehr entſetzte und eilte, von dieſem Platz hinwegzukommen. Es waren unzweifelhaft Feen geweſen, die da ſprachen; ſie ſprachen von ſeinem Tod und machten das Aechzen nach, welches er ſpäter ſelber ausſtieß. Denn kurze Zeit darauf ſtürzte er von einem Baume und dieſer unſelige Fall brachte ihn aufs Todtenbett.

Feenbergwerk.

Ein Mann von Hafodafel kam eines Morgens, als er ſehr früh über die Breconberge gieng, an Etwas vorbei, das ganz wie ein Kohlenbruch ausſah, obgleich er wußte, daß in der Wirklichkeit daſelbſt Nichts wäre. Er ſah viele Leute ſehr beſchäftigt, die Einen, Kohlen zu brechen; die Andren, ſie in Säcke zu füllen; wieder Andre, die Säcke auf Pferde zu laden. Das war offenbar Feenwerk, womit ſie ihm die Augen blendeten; aber es war wundervoll anzuſehn und machte einen großen Eindruck auf ihn.

Feen werden von Menschen verfolgt.

Auf dem Berge Pencarreg (oder Steinkopf) an der Straße nach Llandovery hielten die Feen ihre Feiertage. Als hierher nun an einem Ostermontag in der Morgenfrühe die Bauerburschen kamen, um Ball zu spielen, sahen sie die Feen tanzen. Sie giengen darauf auf diese kleinen Wesen zu, welche sich aber, sobald sie dieß bemerkten, an einen andren Platz begaben. Die jungen Leute folgten ihnen auch dahin, worauf aber die Feen rasch wieder an dem ersten Platze zu tanzen begannen. Als die Bauerburschen nun auch hierher kamen und sie umringten, da verschwanden die Feen plötzlich und wurden an diesem Orte niemals wieder gesehn.

Die Heerde in der Luft.

Die beiden Töchter eines ehrbaren Farmers im Kirchspiel Bedwellty waren eines Tages um Heu zu machen mit ihren Knechten, Mägden und einigen Nachbarn draußen, als sie auf einem Hügel, etwa fünf Minuten weit von sich entfernt eine große Schaafheerde sahen. Bald danach sahen sie dieselbe nach einem andren Platz, etwa zehn Minuten weiter gehn, dann kam sie ihnen ganz aus dem Blick, als ob sie in der Luft verschwunden wäre. Ungefähr eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erschien die Heerde wieder, aber sonderbar genug — die Einen hielten sie für Schaafe, die Andren für Schweine, Andre für Windhunde — Einige sogar für nackte Kinder. Sie

erſchienen im Schatten der Gebirge zwiſchen ihnen und der Sonne, und auf den erſten Blick ſchien es, als ob ſie aus der Erde gekommen wären.

Dieß war offenbar eine Erſcheinung der Feen, ſetzte Mutter Moll hinzu, und iſt von glaubwürdigen Zeugen geſehn worden. Die Ungläubigen ſind ſehr unvernünftig, wenn ſie nach ſolchen Zeugniſſen noch an dem Daſein von Feen zweifeln wollen!

Mittel um die Feen zu ſehn.

Ein waliſiſcher Landmann hatte kein größeres Verlangen auf der Welt, als die Feen einmal ſehn zu können. Da verordnete ihm eine alte Zigeunerin, er ſollte vierblättrigen Klee ſuchen und denſelben nebſt neun Weizenkörnern auf das Blatt eines Buches legen, welches ſie ihm gab. Dann hieß ſie ihn, in der nächſten Nacht bei Mondſchein auf dem Gipfel des Dinis-Felſen ſein; daſelbſt würde er ſie treffen. Hier wuſch ſie ihm nun ſein Auge mit dem Inhalt einer Phiole, welche ſie mitgebracht hatte, und ſogleich ſah er tauſend Feen, welche — Alle in Weiß gekleidet — nach dem Klange zahlreicher Harfen tanzten. Dann begaben ſie ſich auf eine Zacke des Hügels, ſaßen nieder, ſchlangen die Hände um die Knie zuſammen und ſo ſtürzten und kugelten ſie ſich, eine über der andern, kopfüber, bis ſie im Thale verſchwanden.

Ein Meßer hilft gegen die Feen.

Ein ehrlicher Bauersmann ſah eines Nachts, als er über die Bedwelltyberge nach Hauſe gieng, die

Feen zu beiden Seiten ſeines Weges. Einige von ihnen tanzten. Er hörte auch den Ton des Hifthornes, als wenn da gejagt würde. Er ward ſehr ängſtlich, aber da er ſich erinnerte gehört zu haben, daß die Feen verſchwinden, wenn man ſein Meßer zieht, ſo that er es und von dem Augenblick an ſah er ſie wirklich nicht mehr.

Feentanzplätze.

Ein ehrbares und tugendhaftes Frauenzimmer erzählte, daß ſie einſt, da ſie noch ein kleines Mädchen war und in die Schule gieng, die Feen unter einem Holzapfelbaume tanzen ſah. Da ſie Kinder von ihrer eignen Größe zu ſein ſchienen, ſo gieng ſie zu ihnen, tanzte mit ihnen und nahm ſie darauf mit ſich in eine leere Scheune. So machte ſie's noch drei oder vier Tage. Sie zog ihre Schuh dabei immer aus, da ſie niemals ihren Gang hören konnte und daher glaubte, daß der Lärm ihnen wol unangenehm ſei. Sie waren von kleinem Wuchs, ſahen eher alt als jung aus und trugen blaue und grüne Schürzen. Auch ihr Großvater, welcher in dem Kirchſpiel Schulmeiſter war, ſah oft, wenn er ſpät Abends nach Haus gieng, die Feen unter einer Eiche, zwei oder drei Felder weit von der Kirche tanzen.

Ein andrer alter Mann hatte die Feen oft an Waßerfällen geſehn, beſonders an denen des Neath-Thales, wo ein Weg zwiſchen dem Fall und dem Felſen dahingeht. Als er hinter dem Fall ſtand, erſchienen ſie in allen Farben des Regenbogens und ihre

Muſik vermiſchte ſich mit dem Rauſchen des Waſſers. Dann zogen ſie ſich in eine Höhle zurück, welche ſie in den Felſen gemacht hatten, und nachdem ſie ſich daſelbſt beluſtigt hatten, ſtiegen ſie die Felſen hinan und giengen im Mondenſchein fort und die Klänge ihrer Harfe ſtarben dahin, während ſie giengen.

Feen laufen hinter Kindern her.

Ein frommer, junger Mann aus Denbighſhire erzählte, daß er in ſeinem Knabenalter einmal mit ſeiner Schweſter und noch zwei andren kleinen Mädchen an einem Sommernachmittag im Felde ſpielte. Da ſahen ſie ungefähr ſieben Ellen weit von ſich eine Geſellſchaft tanzen. Bei der Schnelligkeit ihrer wirbelnden Bewegungen konnten ſie dieſelben nicht zählen, aber ſie ſchätzten ſie auf funfzehn bis ſechszehn. Sie trugen ſich roth, wie die Soldaten, auch die Taſchentücher, welche ſie um den Kopf hatten, waren roth mit Gelb geſprenkelt. Als die Kinder verwundert zuſahen, kam einer von den Tänzern zu ihnen herangelaufen. Die Kinder, in einer Angſt, liefen fort und zu dem Trittbrett, welches über den Zaun führte. Die Mädchen kamen auch glücklich hinüber, aber der Knabe ſtolperte, und wäre beinahe von den Verfolgern gefangen worden. Da er nun glücklich drüben war und ſich umſah, ſo ſah er, wie der rothe Mann ſeine Arme hinter ihm her über das Trittbrett ſtreckte. Um hinüberzuſpringen ſchien er aber nicht Kraft genug zu beſitzen.

Als ſie im Hauſe, welches ganz in der Nähe lag,

angekommen waren, erzählten sie sogleich, was ihnen geschehen war, und Leute giengen aus, um im Feld zu suchen, aber sie fanden Nichts.

Der kleine rothe Mann sah sehr grimmig aus und hatte ein kupferfarbenes Gesicht. Er lief zwar nicht sehr schnell, machte aber doch für seine Größe tüchtige Schritte.

Yanto's Jagd.

Vor Jahren lebte unter den Hügeln ein Mann mit Namen Evan Shone Watkin; man nannte ihn aber meistens Yanto'r Coetcae, d. h. Yanto (Volksausdruck für Evan) vom Holzanger. Nun geschah es einmal, daß Yanto nebst andern Freunden und Nachbarn zu einem Manne, der an der Grenze von Glamorganshire wohnte, eingeladen ward, um eine Taufe zu feiern. Der Abend ward, wie das bei solchen Gelegenheiten zu geschehn pflegt, in großer Heiterkeit verbracht; sie tranken vom stärksten Ale, sie zechten vom besten Meth und sangen Pennillion (walisische Volksliedchen) zur Harfe. So war es beinahe Mitternacht geworden, ehe sich Evan erinnerte, daß er noch einen weiten Weg nach Haus habe. Da seine Anwesenheit zu Haus am andern Morgen schon in aller Früh dringend nothwendig war, so beschloß er denn nun auch endlich aufzubrechen. Allein zu einer solchen Wanderung muß man sich stärken, und er leerte darum sein Bierglas mit doppelter Behendigkeit; und da er an das Sprichwort dachte: „ein Sporn im Kopf ist beßer, als zwei an den Fersen," so nahm er noch einen Ab-

schiedstrunk Meth und machte sich alsdann auf seinen Weg, der, über die Berge von Carne führte. Er war schon eine Zeit lang gegangen und hatte bereits eine beträchtliche Strecke in den Bergen hinter sich, als er auf einmal in weiter Entfernung Musik zu hören glaubte und zwar beinah in derselben Richtung, die er gieng. Indem er weiter schritt, fand er, daß sich die Klänge näherten und daß die Musik von einer Harfe und mehreren Stimmen, die sie begleiteten, herrühre. Sogar den Ton konnte er unterscheiden; es war nemlich der „Ar hŷd y nós *)". Aber da die Nacht sehr dunkel war und der Nebel dick um ihn lag, so konnte er die Personen, die sich so vergnügten, nicht ausfindig machen. Da er wußte, daß weit in der Runde kein Haus sei, so wurde er durch das, was er hörte, sehr neugierig gemacht; und da die Musik fortklang und nur ein paar Schritte von seinem Wege zu sein schien, so glaubte er, es sei keine Sünde, wenn er ein wenig seitwärts gienge, um zu sehn, was es wäre. Obendrein dachte er, es würde doch Unrecht sein, so dicht an einer lustigen Gesellschaft vorbeizugehn, ohne nur ein paar Minuten zu verweilen und an ihrer Lustbarkeit Theil zu nehmen. Demgemäß bog er in der Richtung der Musik vom Wege ab und da er reichlich so weit gegangen war, um den Platz erreicht zu haben, auf welchem er die Musik vermuthete, so wunderte er sich nicht wenig, daß sie doch

*) Wir theilen diese Melodie, eine der populärsten in Wales, im musikalischen Anhang unter Nr. 3 mit.

noch eine Strecke weiter war. Indessen, da Yanto ein guter Philosoph war, so sagte er sich, daß Töne in der Nacht, wo Alles still sei, auf weitere Entfernungen hinaus gehört würden, als bei Tag, und da er nun einmal so weit von seinem Wege abgewichen sei, so wolle er nun auch nicht eher ruhn, als bis er die Musik gefunden hätte. Aber — wie dem nun auch sein mochte — je weiter er gieng, je weniger schien es wahrscheinlich, daß er sie erreichen würde. Zuweilen wichen die Töne vor ihm aus — und dann beschleunigte er seine Schritte, um sie nicht ganz zu verlieren und bei der Dunkelheit der Nacht rannte er mehr als einmal kopfüber in ein Torfmoor. Wenn er sich herausgearbeitet hatte und wieder auf seinen Beinen stand, so nahm er sich jedesmal vor, diese Jagd aufzugeben. Aber immer in demselben Augenblick hörte er die Töne lieblicher als zuvor, gleichsam als wollten sie ihn aufmuntern. Ja, seine Bemühungen wurden nicht selten dadurch angefeuert, daß er sich bei seinem Namen „Evan! Evan!" rufen hörte.

Da dieß nun in der That die anständigste Weise, ihn anzureden war (denn Yanto sagten doch nur die Bauern!) so vermuthete er, daß diejenigen, die er suchte — wer und wo sie immer auch sein mochten — mindestens doch sehr wolerzogene Leute sein müßten, und deswegen wuchs sein Verlangen, mit ihnen zusammenzusein. Sobald er folgte, hörte er sich denn freilich bei seinem ihm weniger angenehmen Namen: „Yanto! Yanto!" rufen. Wenn ihm dieser nun allerdings auch nicht so sehr schmeichelte, als der andre,

ſo mußte er doch in jedem Falle von guten Freunden kommen, war deshalb zu entſchuldigen und beſtimmte ihn, weiter zu gehn. Gleich der Muſik aber waren auch dieſe Grüße oft ſo verworren, daß er zuweilen nicht genau unterſcheiden konnte, ob es denn wirklich Muſik und Stimmen oder die Birkhühner und Kibitze wären, die er bei jedem Schritt aus der Haide aufjagte.

Endlich, voll Aerger, daß alle ſeine Verſuche fehl ſchlugen und obendrein außerordentlich ermüdet, beſchloß er ſich auf die Erde niederzulegen bis zum andren Morgen. Aber kaum lag er, da klang die Harfe wieder lockender als je zuvor und dabei ſo nah, daß er die Worte verſtehn konnte, die dazu geſungen wurden. Darauf erhob er ſich denn wieder und fieng die Jagd von Neuem an, tappte wieder in's Moor, watete knietief durch den Sumpf und zerriß ſich die Beine, indem er ſich durch den Ginſter arbeitete, bis endlich ſeine Geduld und ſeine letzte Kraft ihn verließ. Aber wie groß war ſeine Freude, als er — in dem Augenblick, wo er eben zuſammenbrechen wollte — eine kleine Strecke von ſich entfernt, Lichter wahrnahm, die aus einem Hauſe herſchimmerten, in welchem allem Anſcheine nach eine fröhliche Geſellſchaft beiſammen war und ſich, gleich derjenigen, die er am Abend verlaßen hatte, mit Muſik, Trinken, und andren guten Dingen unterhielt. Bei ſolch' einem Anblick nahm er zum letztenmal ſeine Lebensgeiſter zuſammen, gieng in das Haus, ſetzte ſich beim Feuer nieder und forderte ein Glas Ale. Aber ehe noch das Glas gebracht war

oder er auch nur Zeit gehabt hätte, mehr von den Personen, die ihn umgaben, zu beobachten, als daß die Leute vom Haus —, sehr beschäftigt waren, ihren Gästen aufzuwarten und Alles den Anschein großer Fröhlichkeit an sich trug, da sank er, von der übergroßen Müdigkeit und dem zuvor getrunkenen Ale und Meth bewältigt, in einen tiefen Schlaf.

Ohne Zweifel, — er schlief lang und fest. Denn er erwachte erst am andren Morgen, als ihm die Sonnenstrahlen im Gesicht spielten. Aber als er die Augen öffnete und rund um sich sah, wie groß war sein Erstaunen, sich ganz allein zu finden, und von alle Dem, was er gestern Abend doch so genau gesehn hatte, ehe er einschlief, keine Spur mehr entdecken zu können. Von Haus und Gesellschaft war Nichts zu sehn und anstatt behaglich am Feuer zu sitzen, lag der arme Janto fast erfroren auf einem kahlen Felsen, auf einer der luftigsten Spitzen des Darren y Killai, wol tausend Fuß hoch, und zwar so dicht am Rande, daß er senkrecht da hinunter gestürzt sein würde, wäre er in der Richtung nur noch ein oder zwei Fuß weiter gegangen.

Der schwache Wind.

Ein junger Mann aus Caermarthen kehrte eines Abends von einem Stelldichein zurück und hörte beim Nachhausegehn auf einmal einen Gesang so unbeschreiblich süß, daß er dem Verlangen nicht widerstehn konnte, zu sehn, wer da auf der Wiese so wunderbar sänge. Als er hinkam, fand er die Feen, welche im

Kreiße tanzten. Da er mit ihren Sitten aber nicht bekannt war, ſo gieng er auf ſie zu, um ſie fortzutreiben. Aber ſie kamen ihm plötzlich entgegen, umringten ihn und tanzten um ihn herum. Da ſie grade guter Laune waren, ſo beſtraften ſie ihn für ſeine Zudringlichkeit nicht, ſondern fragten ihn, mit was für einem Winde er nach Hauſe geblaſen ſein wolle: mit einem ſtarken, mit einem gemäßigten oder einem ſchwachen Winde? Der beſtürzte Landmann wählte natürlich den ſchwachen Wind, da er davon am Wenigſten befürchtete. Darauf ergriffen die Feen ſeinen Arm, ſchleppten ihn, ohne auf ſein Schreien zu hören, durch Dornen und Hecken, und warfen ihn ſchließlich, da ſie ihr Vergnügen lang genug mit ihm gehabt hatten, in einen Sumpf, von wo er ſich wieder aufraffen und nach Hauſe gehn konnte.

Puck und die Feen.

Zwei junge Männer von Clannarmen kehrten nach einem Rendezvous, welches ſie in Ruthinfair mit ihren Geliebten gehabt hatten, nach Haus. Es war um Mitternacht, als ſie in einen Wald traten, den ſie durchwandern mußten, und da es ſehr finſter war, ſo verloren ſie einander. Der Vorderſte von ihnen rannte durch Büſche und Sträuche und rief ein Halloh über das andre, ohne Antwort zu bekommen — der neckiſche Puck hatte ihn von ſeinem Cameraden getrennt. Dieſer war auch in der Nacht wolbehalten nach Haus gekommen, aber der Andre erreichte es erſt am nächſten Morgen und in einem Zuſtande, daß ihn

die Leute gar nicht erkannten. Sein Gesicht war zerrißen, seine Kleider zerfetzt, und nachdem er sich ein wenig wieder erholt hatte, erzählte er: nachdem er seinen Genoßen verloren hatte, habe er sich plötzlich von einer glänzenden Beleuchtung umgeben gesehn und zahllose Feen hätten nach dem Klange der lieblichsten Musik getanzt. Sobald er aber fortzukommen versuchte, habe er sich immer sogleich in vollständiger Dunkelheit befunden und sei so erschreckt gewesen, daß er es vorgezogen hätte, den Feen zu folgen. Sie schwebten über Busch und Dornhecken, sanft und getragen, ohne nur im Mindesten davon beschwert zu werden; und er mußte ihnen folgen, durch alle die Reiser und Stacheln, zerrißen und verwundet — immerzu, immerzu — bis die luftigen Wesen den Hahn krähen hörten! Da ließen sie ihn todtmüde und in dem Zustande liegen, in welchem er später nach Haus kam. *)

Cwm Pwcca, das Puck-Thal.

Als eines Nachts ein Mann durch das Puck-Thal von seiner Arbeit nach Haus kehrte, sah er ein Licht vor sich und glaubte auch Jemanden unterscheiden zu können, der es trug. Da er dachte, daß es Einer von den andern Arbeitern mit einer Laterne sei: so beschleunigte er seine Schritte, um zu ihm zu

*) Wer würde durch die Umrisse dieses Märchens nicht an die Waldscenen in Shakespeare's Sommernachtstraum erinnert, dem ja — wie oben schon bemerkt — die Localität des Cwm Pwcca dabei vorschwebte?

kommen, wunderte ſich dabei aber nicht wenig, daß ein ſo kleiner Mann, wie der Laternenträger zu ſein ſchien, ſo große Schritte machen könne. Auch bildete er ſich ein, er gehe nicht den rechten Weg und der mit der Laterne kenne ihn beßer. Endlich erreichte er ihn, aber da fand er ſich am äußerſten Rande eines Abgrundes im Puck-Thal; noch ein Schritt vorwärts — und er würde hinabgeſtürzt ſein. Puck — denn der war es, — ſprang über die Schlucht, drehte ſich um, hielt das Licht über ſeinen Kopf, blies es mit lautem Gelächter aus und verſchwand.

Die Frau ohne Kopf.

Cwm Rhyd y Rhesg iſt eine düſtere und ſchaurige Thalſchlucht in Glamorganſhire. Ueber die wilde baumumwachſene Tiefe geht eine Brücke, und das Murmeln des Baches unter den Felſen oder das Windsgeräuſch im Laube ſind die einzigen Töne, welche die ſchaurige Einſamkeit dieſes Thales ſtören. Hier ſoll alle ſechzig Jahr die Frau ohne Kopf erſcheinen. Sechzig Jahre iſt ſie abweſend und dann kehrt ſie zum großen Entſetzen der ganzen Gegend zurück. Sie wird in der Abenddämmrung geſehn und ſoll zuletzt im Jahre 1827 da geweſen ſein.

Die Bauern erzählen ſich viel ſchreckliche Geſchichten von dieſem Geſpenſt. Einige ſagen, ein Todesſchauer habe ſie ergriffen, als ſie die Frau geſehn hätten, ob man gleich nie gehört habe, daß ſie Jemandem ein Leides thue, ſondern daß ſie immer ſtill für ſich dahin wandre. Andre behaupten, ihnen wären die Kleider

am Leibe festgefroren, als sie das Gespenst erblickt hätten; auch hätten sie zugleich jegliche Fähigkeit, sich zu bewegen verloren. Auf diese Erscheinung bezieht sich folgende Geschichte von

Mary'r Elor, Mary von der Todtenbahre.

Vor nun ungefähr dreißig Jahren, als Mary Lewis durch Cwm Pergwm auf ihrem Wege nach der Farm Blaen Pergwm gieng, erschien vor ihr in der Nähe der oben beschriebenen Brücke Pont Rhyd y Nesg eine weibliche Gestalt, ganz in Weiß gekleidet, ohne Kopf. Obgleich sie auf das Mädchen zuzugehn schien, so kam sie ihr doch nicht näher. Umsonst kehrte Mary um, — bei jedem Schritt, den sie vorwärts that, folgte ihr die Frau ohne Kopf auch. Mary beschloß daher vorwärts zu gehn. Aber die Frau hielt auch jetzt mit ihr Schritt und blieb, etwa zwei Ellen von der armen Mary, in voller Sicht. Mary sagte, das entsetzliche Gespenst sei etwa fünf Fuß hoch gewesen und habe, bis auf den fehlenden Kopf, einen in jeder Hinsicht vollständigen und sogar schönen weiblichen Körper gehabt. Ihr Kleid war schneeweiß und ein Mantel von blendender Helle und mit ausgezackten Kanten fiel über ihre Schultern. Die Gestalt machte Mary'n nicht das geringste Zeichen oder sonst eine Bewegung; begleitete sie aber bis auf sechs Schritt von dem Farmhaus, und verschwand dann.

Sobald das arme Mädchen die Schwelle erreicht hatte, ward sie ohnmächtig — und so oft sie erwachte und sich anstrengte, die Ursache ihrer Aufregung an-

zugeben und das Gespenst zu beschreiben, schreckte sie schon bei der bloßen Erinnerung zusammen und bekam Krämpfe. Sie blieb zwei Tage lang in diesem Zustande und war darauf fast leblos vor Erschöpfung. Das gute Weib, in deren Haus sie lag, glaubte sie sei wirklich todt, und schickte zu ihren Verwandten, welche eine Todtenbahre (Elor) mitbrachten, um sie nach Haus zu schaffen. Ein langer Zug folgte der Bahre bis nach Mary's Haus. Als man sich anschickte, sie herunter zu legen, zeigten sich Spuren zurückkehrenden Lebens, langsam erholte sie sich wieder und erzählte alsdann, was ihr in den Tagen vorher zu sagen unmöglich gewesen war: daß ihr nämlich die Frau ohne Kopf erschienen sei!

Seit jenem Vorfalle heißt das Mädchen nicht anders als Mary'r Elor, Mary von der Todtenbahre.

5. Märchen von Felsen und Höhlen.

Rarclodiad y Gawras, der Riesin Schürzenfall.

In den Gebirgen von Capel Curig unter dem Snowdon finden sich auch zwei riesige Felsblöcke und dazwischen breite und hohe Haufen kleinerer Steine, davon folgende Sage geht: Ein gewaltiger Riese reiste vordem in Gesellschaft seines Weibes der Insel Mona zu, um sich dort unter den andern Ansiedlern niederzulaßen. Da er nun vernommen hatte, daß da nur ein schmaler Canal zwischen Festland und Insel sei, so nahm er zwei große Steine, unter jeden Arm einen, mit sich, um sie zum Brückenbau über diese Meerenge zu benutzen. Sein Weib füllte gleichfalls ihre Schürze mit kleineren Steinen. Aber als sie eine Weile gegangen waren, begegneten sie einem Manne, der ein großes Bündel alter zerrißner Schuhe auf der Schulter trug.

Der Riese fragte ihn: „Wie weit ist es noch nach Mona?"

Der Mann antwortete: „Es ist noch so weit, daß

ich auf der Reise von Mona hierher alle diese Schuhe aufgetragen habe."

Als der Riese das hörte, da warf er die Steine nieder, auf jeder Seite einen, wo sie nun noch aufrecht stehen, ungefähr hundert Ellen oder mehr von einander entfernt, da der Raum dazwischen von des Riesen Körper eingenommen ward. Da öffnete auch des Riesen Weib seine Schürze und leerte sie aus, wodurch die Steinhügel entstanden, die noch am heutigen Tage Barclodiad y Gawras, der Riesin Schürzenfall heißen.

Craig y Dinas, die Felsenfestung.

Eine cawres oder Riesin wohnte vor langen Jahren in den Gebirgen von Nordwales und der Gipfel von Moelvre war in den schönen Sommertagen ihr Lieblingsaufenthalt. Deshalb wollte sie sich da eben ein Schloß bauen und sammelte sich eine Schürze voll Steine. Doch kaum hatte sie den Gipfel des Berges erreicht, so riß die Schnur der Schürze und die Steine rollten den Abhang des Berges hinunter, wo noch heute Craig y Dinas, wie ein Schloß, dasteht. — Viele andre Riesen noch hatten auf den Bergen von Wales das gleiche Schicksal; so z. B. an der Fahrstraße von Bangor nach Conway, unter dem Penmaenmawr, wo die zwei großen Steinblöcke liegen.

Tri Greienyn, die drei Sandkörner.

Am Ufer des Sees unter dem Cadair Idris

liegen drei gigantiſche Steine, welche das Volk tri Greicnyn, die drei Sandkörner nennt. Dem Rieſen Idris, welcher ſeinen Sitz auf Cadair Idris hatte, waren ſie nämlich einſt beim Herniederſteigen in die Schuh gekommen, und da ſie ihn drückten, ſo zog er dieſelben hier aus und warf die Steine dahin, wo ſie noch heut liegen.

Moll Walbees Schlösser.

So heißen eine Menge von Bergſchlöſſern in Wales, welche die Hexe Moll Walbee gebaut haben ſoll. Hay-Caſtle baute ſie in einer Nacht. Die Bauſteine brachte ſie in ihrer Schürze herzu. Während ſie ſo beſchäftigt war, fiel ihr ein Stein von neun Fuß Länge und ein Fuß Dicke in den Schuh, was ſie zuerſt nicht bemerkte. Aber da er ſie endlich doch beläſtigte, ſo warf ſie ihn über den Wyn in den Kirchhof von Llewes — ungefähr eine Stunde weit — hinüber, wo er noch heute liegt, genau in derſelben Lage, wie er fiel.

Der Rieſenwurf.

Im Nant Frankon, dem Haidethal, liegt auf der Flußſeite von Llanllechid, dicht an den Kuhhäuſern ein ungeheurer Stein von vielen hundert Centnern Gewicht. Ein Rieſe, der auf der Flußſeite von Llandegai ſtand, mit einem Fuß in der Höhle Graianog, mit dem andren in der Höhle Tolawen — welche beim Wurf durch den Eindruck ſeiner Füße entſtanden — ſoll ihn dahinüber geſchleudert haben, um ein altes

Weib zu tödten, welches den ſchweren Weg an den Hügeln mühſam emporklomm.

Das Steinkreuz zu Corwen.

Im Kirchhofe zu Corwen wird ein altes Steinkreuz von beträchtlicher Größe gezeigt, von welchem man folgende Sage erzählt: Ein Rieſe warf einſt von den benachbarten Gebirgen herunter einen Felſen, um die Kirche zu zerſtören. Aber kaum berührte die Steinmaße die Mauern des heiligen Gebäudes, als es ſogleich in ſeine jetzige Geſtalt verwandelt ward.

Rieſenſpiel.

Crug Mawr oder Pen tychrid Mawr iſt ein Felsgebirg im Thale Ageron, Cardiganſhire, woſelbſt vor Zeiten ein mächtiger cawr oder Rieſe hauſte. Er hatte einen luſtigen Palaſt auf dem Berg errichtet und pflegte die Rieſen der Nachbarſchaft oft zu ſich einzuladen, um mit ihnen zu ſpielen. Bei einer dieſer Zuſammenkünfte wählte man Wurfſcheibenſpiel zur Unterhaltung. Der Rieſe von Crug Mawr gewann den Sieg, indem er ſeine Wurfſcheibe ohne viele Anſtrengung auf die iriſche Küſte hinüberwarf, worauf er die Oberhand und Herrſchaft über alle andren Rieſen in Cardiganland erhielt.

Der Adler vom Snowdon.

Der Snewdon oder wie ihn die Waliſer nennen: Creigiawrs Eryri, Adlerfelſen, wird an jedem Donnerſtag von einem Adler beſucht, der ſich auf

einem verhängnisvollen Fels niederläßt. Sobald er dieſen Felſen dadurch, daß er alle Woche einmal ſeinen Schnabel daran wetzt, zertheilt haben wird, gibt es Krieg im Land, und dann darf er ſeinen Hunger mit den Leichen der Erſchlagenen ſtillen.

Maen du yr Arddu, der ſchwarze Stein von Arddu.

In Bettw Garmon, am nordweſtlichen Abhange des Snowden wohnte ein wolhabender Farmer, der eine einzige Tochter, Namens Meredith, hatte. Das Mädchen war ſehr ſchön, aber dabei recht eigenſinnig. Ein böſes Herz hatte ſie wol nicht, aber ſie war verzogen und voller Launen. Da ſie, wie geſagt, reich, ſchön und jung war, ſo konnte es ihr an Freiersleuten nicht fehlen; aber ſie ſchlug Jeden aus. An Jedem hatte ſie Etwas auszuſetzen; der Eine war ihr zu groß, der Andre zu klein, — ſie wies Alle mit Spott zurück, ſie wollte ganz was Apartes haben. Da war nun im Dorfe auch ein Farmersſohn, mit Namen Huwcyn Sion. Der war nicht reich, aber der Rechtſchaffenſte und weil er ſo bieder war der Angeſehenſte im ganzen Kirchſpiel. Dabei hatte er ein männlich Weſen und ein paar Augen im Kopf, die ſchon manches Mädchen toll gemacht hatten. Was konnte Huwcyn dazu? Er liebte, ſeit er denken konnte, nur Eine; und das war Meredith, die ſchöne, reiche Farmerstochter. Es ſollte nun ſo kommen, daß auch Meredith ihn lieben mußte, und ſo tief und warm ſolch' ein ſchönes Mädchen nur lieben kann. Sonſt hätte Huwcyn gar nicht daran zu denken

gewagt, um ſie zu freien. Allein Meredith's Vater, der ſein einzig Kind glücklich ſehn wollte und auf Keinen mehr hielt, als auf Huweyn, weil er ſo brav und rechtſchaffen fleißig war, der ermuthigte ihn, ſeinen Antrag nur zu machen. Da zog ſich Huweyn aufs Beſte an und machte ſich auf den Weg. Meredith konnte den ganzen Tag thun, was ſie wollte; ſie jagte die Fohlen auf dem Anger vor der Farm. Als ſie Huweyn ſo ſtattlich gekleidet ſah, rief ſie aus: „Sag mir doch, Huweyn, iſt es heut Sonntag?" „Wenn Du willſt, ſo iſt es heut Sonntag für mich", erwiderte Huweyn und ſagte ihr dann, warum er gekommen ſei. Da aber lachte Meredith aus Leibeskräften, ja ſie lachte ſo laut, daß die Fohlen über den Anger ſetzten; dann ſagte ſie: „Seht doch! Ei — ſeht doch! Meinſt Du denn, ich wäre für einen Farmer nicht zu gut? Einen Barden will ich haben, ſag' ich Dir, einen Barden! Und eh' Du nicht ein rechter Barde geworden biſt, eher kann ich Dich auch nicht gebrauchen!" Damit lief ſie wieder die Wieſe hinauf zu den Fohlen. Huweyn gieng in tiefſter Betrübnis von dannen. Hätte er ſich nur einmal umgeſehn! Denn kaum war er fort, ſo kam auch Meredith wieder herunter, ſetzte ſich auf die Gatterthür und ſah ihm nach, ſo lange ſie konnte. Er aber war ſehr betrübt, und ſah nicht rechts noch links. — An einem ſteinigen Platze, **yr Arddu**, der ſchwarze Weiler genannt, an dem man vorüberkommt, wenn man den Snowdon beſteigt, liegt ein großer Stein, welcher **Maen du y Arddu** heißt.

Nun geht die Sage, daß wenn zwei Perſonen eine Nacht auf dieſem Steine ſchlafen, der Eine ſich am andren Morgen, wenn die Sonne aufgeht, mit der Gabe des Bardenthums beſchenkt ſehn, der Andre aber wohnſinnig geworden ſein würde. „Ich gienge hinauf", ſagte Huweyn, „gleich! Denn wenn ich die Gabe des Sängers erhalte, ſo würde ich glücklich werden; und werde ich wahnſinnig, ſo fühle ich ja Nichts von meinem Unglück! — Aber es müßen Zwei ſein, die da hinauf gehn — und wen darf ich bitten, auf ſolchem Gang mich zu begleiten?"

Indem begegnete ihm Huw Beliſſa. Er konnte ihm ſeinen Kummer nicht verbergen, denn Beliſſa war von Jugend auf ſein liebſter und beſter Freund geweſen. Beliſſa war unter allen jungen Burſchen als der größte Waghals berühmt; und kaum hatte er die Geſchichte ſeines Freundes vernommen, als er ſchon fröhlich entſchloßen ausrief: „Huweyn, ich begleite Dich!" Je mehr Huweyn abredete, um ſo feſter ward Beliſſa's Vorſatz, und ſo traten ſie denn nun gemeinſchaftlich ihren Weg an. Als ſie bei Meredith's Farm vorüberkamen, da ſtand das Mädchen vor der Thür.

„Wohin des Weges?" fragte ſie.

„Dahinauf!" ſagte Beliſſa, und zeigte zum Gipfel des Snowdon empor, der im Abendroth ſtrahlte — „zum ſchwarzen Weiler!"

Bei dieſem Worte fiel es dem Mädchen ſchwer aufs Herz. Allein ſie faßte ſich bald wieder und wünſchte den Männern eine glückliche Reiſe. Auch

glaubte ſie, die Beiden hätten nur ſpaßen wollen. Ueber eine Weile jedoch, da ſie wieder hinaus ſah, bemerkte ſie die Beiden ſchon ganz weit in der Abenddämmrung hoch über den Tiefen. Da ward ihr angſt und ſie mußte den ganzen Abend an den ſchwarzen Weiler denken. Als ſie ſich zu Bett gelegt hatte, kam es ihr wieder im Traume vor — es war ihr, als ſei Huweyn wahnſinnig geworden — ihretwegen.... ſie kämpfte, ſie flehte, ſie litt.... da erwachte ſie, ſchweißgebadet, und vom Kirchthurm ſchlug es eben Mitternacht. Da konnte ſie's auf dem Bett nicht mehr aushalten; ſie ſprang auf, zog ſich eilig an, und lief hinaus. Von Liebe und Gewißensangſt gejagt, klomm ſie den Snowden hinan. Es war eine finſtere Nacht, nur einzelne Sterne funkelten aus dem Gewölk, und der Sturm, der am Snowdon nimmer raſtet, jagte ſchauerlich durch die Höhlen und Löcher. Das arme Mädchen verirrte ſich bei der Dunkelheit und ſchon fieng der Morgen zu grauen an, als ſie noch immer in der unwegſamen Felswildnis kletterte. Endlich findet ſie den Weg, endlich darf ſie hoffen, noch frühe genug zu kommen, um die Schlummernden zu wecken und zu retten. Da, als ſie mit dem letzten Aufwand ihrer Kraft den Gipfel erreicht, und den Namen des Geliebten ruft, — da, mit dem Klange zugleich trifft der erſte Strahl der aufgehenden Sonne das Antlitz der Schläfer ... ſie erwachen — und das Verhängnis iſt erfüllt. Auf dem nebelumwallten Felſen, als wie auf einer Wolke ſchwebend, ſteht Huweyn, vom Morgenroth das edle Haupt verklärt,

und mit dem Lachen des Wahnwitzes weckt Belissa das Echo der Klüfte des Gebirges. Meredith, von Liebe und Schmerz hingerißen, ſank vor Huweyn nieder, und umfaßte weinend ſeine Knie.

Dieſer aber ſagte: „Ich habe nur noch eine irdiſche Sorge, und das iſt Huw Belissa — weiter habe ich Nichts mehr auf Erden!“

Huweyn's Harfe ward das Entzücken ſeines Volkes; nur für Meredith war jeder ihrer Klänge wie ein Schwertſtich. Sie, die Roſe von Betta Garmon, welkte vor der Zeit, und ſtarb als Mädchen; aber in Schloß und Hütte berühmt wurde Huweyn Sion, mit dem Beinamen y Canu, der Sänger. Denn nicht vor, nicht nach ihm war ein beßrer Sänger in Cambrien.*)

Jolo ap Hugh, der verzauberte Fiedler.

In einem der nördlichen Kirchſpiele Cambriens liegt ein kahler und ſteiler Hügel, an deſſen Abhang ſich ein kleines Dorf lehnt. In der Mitte dieſes Felſens iſt eine Höhle mit Vorſprüngen, ſo rauh und

*) Aehnliche Geſchichten werden auch vom Cader Idris erzählt, nächſt dem Snowdon der höchſte Berg in Wales, und wie dieſer ein Parnaß der waliſiſchen Barden. Auf der genannten Bergkuppe wird ein Stein gezeigt, welcher der Siz des ſagenberühmten Rieſen, Aſtrologen und Barden Idris (aus dem 3. oder 4. Jahrhundert) geweſen ſein ſoll. Wer eine Nacht auf dieſem Stein ſchläft, wird mit poetiſchem Genius begabt. Hier ſoll vor nicht gar zu langer Zeit der waliſiſche Dichter Evan Evans, von Ruhmbegierde getrieben, eine Nacht zugebracht haben, danach aber wahnſinnig geworden ſein.

ſchroff als der Hügel ſelbſt, in den ſie ſich öffnet. Von hier aus ſollen nun an die tauſend Ströme zu Marſchen und Meeren unterirdiſch dahin fließen und es heißt, wer ſich dieſer Höhle bis auf fünf Schritte nahe, der ſei unrettbar verloren. Dieſer Glaube iſt ſehr verbreitet; denn rings um die Höhle her wächſt das Gras ſo dick wie in den Urwäldern von Nordamerika, ein menſchlicher Fuß iſt hierher gewis ſeit Jahrhunderten nicht gekommen. Auch über den Urſprung der Höhle erzählt man ſich viel ſeltſam unheimliche Geſchichten. Die Einen ſagen, ſie ſei eine Zufluchtsſtätte der alten Heiden geweſen; Andre, der Zauberer und Sternſeher Idris habe darin gewohnt und noch Andre, der Böſe ſelbſt habe darin gehauſt. Aber nicht blos die Menſchen, — auch die Thiere fürchten ſich ſo ſehr vor der Höhle, daß der Fuchs, wenn er gejagt wird, mit aufgeſträubtem Haar umkehrt, wenn er der Höhle zu nahe kommt. Dann wollen aber auch die Hunde nicht mehr an ihn, wenn ſie den Geruch der Höhle an ihm wittern.

Einſt nun, im Zwielicht eines Allerheiligenabends, mußte ein alter Schäfer auf dem Heimweg an der Höhle vorbei und umgieng ſie in weitem Bogen. Da auf einmal klang eine ſüße Melodie herunter, die an dem Felſen über der Höhle auf und nieder zu tanzen ſchien. Bald klang ſie aus dem einen Stein, bald aus dem andern und endlich ſchien jeder Kieſel des Berges gar Ton und Stimme bekommen zu haben. Der Schäfer erſchrak aufs Aeußerſte; aber auch ſein Hund ward ſo davon geängſtet, daß er winſelnd und

stöhnend den Schwanz zwischen die Beine schlug. Plötzlich sammelte sich die Musik an einem Orte und nahm die Weise einer geschloßnen Melodie an, die aber der Schäfer nie zuvor gehört hatte. Kaum aber hatte sie einen bestimmten Ton angenommen, so verklang sie plötzlich wieder in zitternden, sehr raschen Klagetönen, die nicht selten gradezu unharmonisch und schneidend wurden. Und auf einmal erschien da dem Schäfer eine ihm wolbekannte Gestalt. Sie trug eine Laterne, vor sich in den Gürtel gebunden, spielte auf der Fiedel und tanzte dazu.

„Das ist Jelo ax Hugh!“ rief der Schäfer aus. „Ich erinnere mich's noch, daß er einst, vor vielen Jahren gewettet hat, er wolle den ganzen Hügel hinuntertanzen und dabei auf der Violine spielen. Er fürchte sich nicht vor der Höhle. — Aber man hat seitdem Nichts wieder von ihm gehört.“

Kaum hatte der alte Schäfer das gesagt, als er zu seinem neuen Schreck gewahrte, daß Jelo ihn in den Zauberkreis hineingefiedelt und getanzt habe. Er schrie und schrie, bis die entferntesten Berge widerhallten, aber Jelo schien vollständig taub. Er schwenkte seinen Kopf und die Laterne nach wie vor und trieb dabei, tanzend und fiedelnd, den Schäfer vor sich her. Da gieng der Mond auf und sie standen vor der Oeffnung der Höhle und nun konnte der Schäfer den armen Jelo sehn. Sein Gesicht war kreideweiß, seine Augen starrten, als wären sie gebrochen und sein Kopf baumelte lose auf den Schultern; sein Arm schien den Fiedelbogen zu bewegen, ohne daß Jelo noch ein Ge-

fühl davon hatte. Der Schäfer sah ihn noch einen Augenblick am Rande der Höhle stehn, dann verschwand er, aber es war, als ob er von hinten hineingezogen würde.

Tage, Monate und Jahre verzienzen; man hatte fast ganz an den armen Jole vergeßen. Da, an einem kalten Sonntagsabend im December, als der alte Schäfer und seine Gemeindegenoßen in der Kirche waren und der Küster eben die Lichter anstecken wollte, da tönte auf einmal aus dem dunklen Seitenschiffe eine seltsame Musik, wanderte hinüber nach dem Chore, starb dahin und war bald nicht mehr von dem Rauschen des Windes zu unterscheiden, der durch die alte Kirche brauste. Die ganze Gemeinde gerieth in heftigen Schreck, der alte Schäfer aber erkannte sogleich die Melodie wieder, die vor Jahren Jole an der Oeffnung der Höhle gespielt hatte, und der Pfarrer des Kirchspiels zeichnete sie auf, wie sie ihm der alte Schäfer vorpfiff; und so haben wir sie am Ende dieses Buches unsren Lesern mitgetheilt.*)

Nach Einigen ist Jole Jäger des Feenkönigs geworden, und muß an jedem Allerheiligenabend die Höllenhunde über die Gipfel des Cadair Idris treiben, wobei seine Fiedel in ein Hifthorn verwandelt ist; nach Andren ist er im Innern der Höhle in einem Feenring gefangen und muß da tanzen bis zum jüngsten Gericht. In gewißen Nächten des Schaltjahres sieht

* Siehe Notenbeilage: „Des verzauberten Fiedlers Melodie."

ein Stern der Höhlenöffnung gegenüber, bei dessen Schimmer man Jole und die andren Höhlenbewohner sehen kann, und wenn man auf Allerheiligenabend sein Ohr an die Oeffnung legt, so kann man ganz deutlich jene Melodie herausklingen hören.

Owen Llawgoch mit seinen tausend Kriegern.

Owen Llawgoch, d. h. Owen mit der blutigen Hand, Einer von den Letzten, welche heldenmüthig gegen die Sachsen gefochten haben, ist noch nicht gestorben. Mit seinen tausend Kriegern liegt er in einer Höhle unter einem Hügel in einem Zauberschlafe und wartet auf die Zeit, wo sie Alle erwachen werden um einem feindlichen Heere am Fferd Rhyd goch arddu fawch und am Llyn pent y Werdd zu begegnen, denn die Geschicke Britanniens hängen von der Tapferkeit und dem Siege der Erwachten ab. *)

*) Es ist ein gemeinsamer Zug aller Völker, die mit der Tapferkeit ihres Wesens eine gleich ursprüngliche Poesie vertrinken, daß sie ihre Berühmtheiten nicht wie andre Sterbliche kahnschwinken lassen, ihnen auch nicht blos in Dichtung und Sage, sondern in unterirdischen Verliessen ein wirkliches Leben leihen und mit denselben als „bergentrückten Helden" (um Jak. Grimm's Wort zu gebrauchen) kühne und phantastische Hoffnungsträume verbinden. So lebt Arthur selbst noch im Thal von Avalon, und Griechenland's Hoffnung Achill auf der weißen Insel. Die drei Gründer der helvetischen Freiheit, von den Hirten die drei Tells genannt, schlafen in einer Höhle des Luzerner Sees, der alte Barbarossa hält sich, verzaubert, im unterirdischen Schlosse des Kyffhäuser, Karl V., mit goldnem Reif und Scepter sitzt, von seinen Herrn und Rittern umgeben, im Unterberg, und

Von diesem Hügel erzählte ein alter Mann folgende Geschichte. Wer in einer Entfernung von zwanzig bis vierzig Minuten weit vom Hügel steht, der kann auf der Spitze desselben einen großen, schönen Eibenbaum erblicken; aber steigt man nun hinauf und nähert sich dem Platze, so ist der Eibenbaum ver-

die Spanier glauben vom letzten Gothenkönig Roderich, die Portugiesen von Dom Sebastian, daß er auf der fabelhaften Insel St. Brandan schlafe — jenem Eiland, welches der irländische Erzbischof Brandan mit seinen Mönchen im 6. Jahrhundert besucht haben und welches eine der canarischen Inseln sein soll, bis auf den heutigen Tag aber noch nicht entdeckt ist, obwol es seit dem 16. Jahrhundert das Ziel vieler Entdeckungsreisen war, deren letzte von Spanien aus 1721 unternommen ward. — Als ein Beispiel aus der neueren Geschichte erinnere ich nur an Monmouth, von welchem der große Haufe „Angesichts des stärksten Beweises, durch welchen die Thatsache eines Todes jemals in Gewißheit gesetzt ward", nicht abließ zu hoffen, daß er noch lebe — so daß man sich bei jeder wichtigen Krisis zuflüsterte: „daß die Zeit nahe sei und daß König Monmouth bald sich zeigen werde." Dieser Volksglaube dauerte bis in die Zeit Georg's III, wo sogar Voltaire dagegen schrieb. — Macaulay, **History of England, Vol. II, cap. V.** — Ja, selbst bis in unsere Zeit hinein kann man Spuren dieses mystischen Zuges verfolgen. Bekanntlich weilten die französischen Bauern lange nicht an den Tod Napoleon Bonaparte's, den sie den General Malmort nannten, glauben. Als nun Louis Napoleon am Staatsruder und mit ihm sein alter, unzertrennlicher Freund Vieillard erschien, da sagten die Bauern, der alte Kaiser sei wieder auferstanden, und — um seinem Neffen persönlich beizustehn — begleite er ihn stets in der Gestalt eines Greises (Vieillard).

schwunden. Entfernt man sich jedoch, so erscheint der Baum wieder wie zuvor.

Eines Tages nun war ein Hirtenjunge auf diesem Hügel, und da er grade eines Stockes bedurfte und nicht weit von sich eine Haselstaude sah, so schnitt er sich eine Gerte davon ab. Nicht lange nach diesem Tage ward er seines Hirtenlebens satt und beschloß seine Heimat zu verlaßen, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Er brach auf und gieng. Er war noch nicht lange gegangen, da begegnete er einem Manne von gutem Aussehn, der ihn und den Haselstock, den er in der Hand trug, gar ernsthaft ansah. Endlich redete er ihn an und sagte: „Mein Junge, wo hast du den Stock da bekommen? Kannst du mir den Ort genau angeben?"

„Ja, mein Herr!" erwiderte der arme walisische Junge.

„Und willst du's thun?" fragte der Fremde ernst weiter.

„Ich würde es gern thun," versetzte der Knabe, „wenn es nicht so weit von hier wäre."

Der Fremde jedoch versprach ihm eine große Belohnung, worauf der Knabe sich zur Umkehr entschloß. Sie brachen zusammen auf und kamen an der Haselstaude an. Der Knabe blieb stehn und sagte: „dieß, mein Herr, ist der Stamm, von welchem ich meinen Stock geschnitten habe."

Der Fremde hieß den Knaben nun unter dem Baume suchen, bis er eine Fallthür fände, die ihn in einen gewölbten Gang führen würde. Durch diesen

Gang würde er dann in eine Halle gelangen, worin viele bewaffnete Krieger im Schlafe lägen, und am Eingang sei ein Seil, an welchem er sich weiter fühlen müße. „Aber", sagte er, „nimm Dich mit diesem Seil in Acht, denn es ist an einer Glocke befestigt, die den Hauptmann mit sammt seinen Kriegern aufwecken wird, wenn sie sich rührt. Sollte das aber doch wider Vermuthen der Fall sein, und der Hauptmann aufwachen, so wird er dich fragen: „Ist es Tag?" Worauf du sogleich antworten mußt: „Nein!" — „In diesem Gemache", fuhr der Fremde fort, „liegt unter einer Schicht Waffen eine große Menge Geldes verborgen. Und dieses Geld sollst du mir forttragen. Aber sei vorsichtig, und merke dir, was ich dir gesagt habe!"

Der Bube gehorchte nach einigem Zögern. Er fand die Fallthüre, stieg nieder und gelangte in die von seinem Gefährten ihm beschriebene Halle. Da sah er die Krieger auf ihren Waffen schlafen, und nicht weit von dem Hauptmann waren die Schwerter und Schilde aufgeschichtet, unter welchen der Haufen Geldes liegen sollte. Der unerschrockne Knabe näherte sich demselben, um ihn zu heben und war eben damit beschäftigt, als die Waffen mit einem furchtbaren Dröhnen zusammenstürzten und Owen Llawgoch erwachte. Er streckte seine Hand aus, die so breit war wie eine Tartsche, und rief dabei mit einer Stimme, die wie der Donner nachhallte, aus: „Ist es Tag? Ist es Tag?" — worauf alle die bewaffneten Männer erwachten und dieselbe Frage wiederholten. Der junge Waliser ant-

wortete furchtlos: „Nein! Nein! Schlaft nur wieder!“ Worauf sich Alle wieder zum Schlafe niederlegten.

Der Knabe nahm sich darauf soviel Gold mit, als er nur tragen konnte, und kehrte damit zu dem Ausgang der Höhle zurück, wo er es dem Fremden ablieferte. Dieser bat ihn, noch einmal hinabzusteigen, um den Rest zu holen, er solle auch ein ganz Theil davon abhaben, dießmal fand der Knabe weder Strick noch Gewölbe noch Krieger und Schätze und erst nach vieler Arbeit und Furcht kam er wieder zur Fallthüre zurück. Aber da war sein Gefährte auch verschwunden und er hörte niemals wieder von ihm.

Seit jener Zeit ist auch die Höhle und der Eibenbaum nicht wieder sichtbar geworden, und Niemand mehr hat den Zauberschlaf Owen Llawgochs und seiner tausend gepanzerten Krieger gestört.

Owen Llawgochs Schloß.

Nach Andren soll Owen Llawgoch in den unterirdischen Verließen eines alten Schloßes schlafen, dessen Ruinen in einem der abgelegensten Theile des Fürstenthums zu sehn sind und noch heute: „Owen Llawgochs Schloß“ heißen.

Eines Tages kletterte ein Waliser auf den Ruinen dieses Schloßes herum und entdeckte eine Thüre, welche zu irgend einem unterirdischen Gange zu führen schien. Nachdem er sich durch Efeu und Schutt hindurchgearbeitet hatte, kroch er hinein und fand zu seinem Erstaunen, daß dieser Gang zu einem andren

ren beträchtlicher Länge führe. Neugier verlockte ihn weiter, bis er endlich in ein Gewölbe von großer Ausdehnung kam, in welchem er eine ungeheure Menge von gerüsteten Kriegern auf ihren Schilden in festem Schlaf liegen sah. Dieser unerwartete Anblick machte ihn stutzig, und da er mit Schreck gewahrte, daß er nun eben weit genug gegangen sei, eilte er davon zu kommen, ehe sein Eindringen bemerkt sein würde. Aber da er sich beim Fortgehn ungeschickt umdrehte, so stieß er unglücklicherweise mit dem Fuße gegen Etwas, was er in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte und wie übereinandergeschichtete Waffen aussah. Und kaum berührt fielen sie mit donnerndem Klange zusammen, worauf sogleich alle Krieger aus ihrem Schlaf emporfuhren, nach ihren Waffen griffen und ausriefen: „Ist es Tag? Ist es Tag?"

Der Eindringling raffte all' seine Geistesgegenwart zusammen und erwiderte: „Nein! noch nicht! schlaft nur wieder ein!"

Da legten sie sich alle wieder hin, fielen in den vorigen festen Schlaf zurück und liegen noch heute so, auf das Signal wartend, das sie wecken wird.

Die Eule von Cwm Cowlwyd.

Cwm Cowlwyd ist eine tiefe und finstre, von Klippen hoch umragte Thalschlucht in Nordwales, woselbst einst die alte Eule gewohnt haben soll, von der folgende Geschichte erzählt wird.

Der Adler von Gwernabwy war lange Zeit mit seinem Weib verheirathet gewesen und hatte viele Kinder

von ihr. Da ſtarb ſie und er blieb lange Wittwer. Endlich jedoch beſchloß er ſich mit der Eule von Cwm Cowlwyd zu verheirathen. Aber da er fürchtete, daß ſie zu jung ſein und er, zum Schaden ſeiner eignen zahlreichen Familie, noch Kinder von ihr bekommen möchte, ſo gieng er, um ſich bei den Aelteſten auf der ganzen Welt nach ihrem Alter zu erkundigen. Demgemäß wandte er ſich zuerſt an den Hirſch von Rhedynfra, fand ihn am Stumpf einer alten Eiche liegen, und fragte ihn, ob er das Alter der Eule wiße?

„Dieſe Eiche", ſagte der Hirſch, die nun vor Alter zuſammengefault iſt, und ohne Rinde und Laub daliegt, obwol ſie niemals Schaden oder Verletzung gelitten hat, außer daß ich mich eines Tags einmal gegen ſie gerieben habe: dieſe Eiche habe ich ſchon als Eichel gekannt; doch ich erinnere mich nicht, die Eule, von der du ſprichſt, jünger oder älter geſehn zu haben, als ſie auf dieſen Tag zu ſein ſcheint. Aber da iſt noch ein älterer, als ich bin, und das iſt der Lachs von Glynliffon."

Da wandte ſich der Adler an den Lachs wegen des Alters der Eule. Der Lachs antwortete: „Ich bin ſo viele Jahre alt, als Schuppen auf meiner Haut ſind und Laichkörnchen in meinem Leibe. Doch nie ſah ich die Eule, von der du ſprichſt, anders, als ſie jetzt iſt. Aber da iſt noch ein älterer, als ich bin, und das iſt die Amſel von Cilwri."

Der Adler begab ſich darauf zu der Amſel von Cilwri; er fand ſie auf einem kleinen Steine ſitzend und fragte ſie nach dem Alter der Eule.

„Siehst du", sagte die Amsel, „den Stein, auf welchem ich sitze? Er ist nicht dicker, als ein Mann ihn in die Hand nehmen kann. Diesen Stein habe ich gesehn, als er so schwer war, daß hundert Ochsen an ihm zu ziehn hatten, und er hat weder durch Reiben noch Schleifen gelitten. Nur einmal an jedem Abend hab' ich meinen Schnabel an ihm gewetzt und einmal an jedem Morgen, ehe ich ausflog, die Spitze meines Flügels an ihm gestrichen. Doch die Eule hab' ich nicht älter noch jünger gesehn, als sie heut zu sein scheint. Aber da ist noch ein älterer als ich bin, und das ist der Frosch von Mochno-Bog. Und wenn der ihr Alter nicht weiß, so lebt kein Geschöpf, das es weiß."

Da gieng der Adler zuletzt zu dem Frosch und wünschte das Alter der Eule zu wißen.

Der Frosch antwortete: „Ich genoß niemals etwas Andres als das Gewürm des Bodens, auf dem ich wohne, und auch das sehr sparsam. Und siehst Du die großen Hügel, welche den Sumpf, wo ich liege, umgeben und überragen? Sie sind nur von dem entstanden, was mein Körper auswirft, wenn ich verdaut habe. Aber ich kann mich nicht erinnern, die Eule jemals anders gesehn zu haben, als ein altes Scheusal, das mit seinem gräßlichen Geschrei: Tu! hu, hu! die Kinder der ganzen Nachbarschaft in Furcht und Schrecken setzt."

Da ist der Adler von Gwernabwy zu der Eule von Cwm Cowlwyd gegangen und hat sie geheirathet.

6. Märchen von den Seen.

Llyn sa saddan, der See von Brecknock.

Der Llyn sa saddan ist unter den walisischen Seen derjenige, welchen das Märchen und die Sage zu ihrem Lieblingsaufenthalt erwählt haben. Er liegt in Südwales, eine Stunde von der Stadt **Brecknock** (walisisch: **Frycheiniog**), in einer sehr schönen Gegend, ist von allen Seiten mit Hügeln umgeben, ungefähr vierzig Minuten lang, zwanzig breit und hat in seinem ganzen Umfang etwa zwei Stunden. Er ist sehr tief und voll von Fischen; seine Ufer sind durch Dörfer und einzelne Gehöfte malerisch verschönt.

Von diesem See glaubt man, er habe einst eine alte, wunderherrliche Stadt verschlungen, welche Llewentium geheißen habe; und die alten Touristen erschöpfen sich in Aufzählung all' der wunderthätigen Kräfte, mit denen er begabt sein soll. Giraldus erzählt von ihm, daß er zuweilen in grünlicher Farbe schimmre, zuweilen in röthlicher, aber nicht überall, sondern so, als ob ihn Blut in kleinen Adern und Canälen durchflösse. Die Bewohner der Umgegend sähen ihn zu-

weilen mit Gebäuden, Weiden, Gärten und Obſtpflanzungen zauberhaft geſchmückt. Im Winter, wenn er gefroren und die Oberfläche mit einer Eisrinde bedeckt ſei, dann ſtoße er furchtbare Töne aus, welche dem vereinten Gewinſel vieler wilden Thiere glichen.

Ein andrer alter Touriſt, Namens Leland, ſagt in ſeinem Itinerarium: es fließt ein nicht ſehr großer Strom, Llevenv (an den Namen jener verſunkenen Stadt anklingend!) durch dieſen See; nach ſtarkem Regen nimmt er eine vollkommen rothe Farbe an, ſo daß man ſeinen Lauf durch den ganzen See genau verfolgen kann. Wenn er gefroren iſt, und mit Thauwind zu brechen beginnt, ſo macht er einen ſolchen Lärm, daß man denken ſollte, es donnre.

Ein alter Mönch endlich hat alle die Wunder des Sees in folgenden Denkverſen zuſammengeſtellt: *)

Zu Brecknock iſt ein tiefer Teich,
Der iſt an Fiſchen überreich;
An Farbe wechſelt oft die Bucht,
Trägt buntes Baumwerk, Laub und Frucht;

*) Ad Brechnoc est vivarium,
Satis abundans piscium;
Saepe coloris varii,
Comma gerens pomarii.
Structuras aedificii
Saepe videbis inibi.
Sal lacu, cum sit gelidus
Mirus auditur sonitus.
Si terrae Princeps venerit,
Aves cantare jusserit.
Statim depromunt modulos —
Nil concinunt ad caeteros!

Palaſte, prächtig aufgebaut,
Tief unten oft das Auge ſchaut.
Und unterm Waßer, wenn es kalt,
Ein wunderbarer Ton erſchallt.
Und kommt der Fürſt: auf ſein Geheiß
Die Vögel ſingen ihm zum Preis
Gar wunderſüße Melodie —
Für Andre aber ſchweigen ſie! *)

Die Entſtehung des Lſyn ſo ſaddan oder Breknock-Sees.

Es war einmal eine ſchöne und vornehme Frau. Der gehörte alles Land, welches heutzutage von dem Waßer des Brecknockſees bedeckt wird. Dieſe Frau, ſo reich und ſtolz, ward von einem jungen Manne geliebt, der wenig oder gar kein Gut beſaß. Da er aber ihren Beſitz nur durch Geld erlangen konnte, ſo war ſein ganzes Sinnen und Trachten fortan nur darauf gerichtet, wie er ſolches erwerben möchte. Da traf nun einmal dieſer junge Mann nicht weit von der Stelle, wo jetzt der See iſt, einen Kärrner, den er beraubte, erſchlug und vergrub. Dann gieng er zu der reichen Frau und wollte ſie heirathen. Die aber wollte wißen, woher er das Geld habe, ſo daß er ihr die Geſchichte endlich erzählte. Da ſie nun aber mittlerweile auch vernahm, daß es an dem Orte, wo der Mann begraben liege, ſpuke; ſo wollte ſie ihren Liebhaber nicht eher heirathen, als bis dieſer in der Nacht an das Grab gienge und den Geiſt beruhigte. Als er nun um die Mitternacht an das Grab gieng, da hörte er eine Stimme laut rufen: „Gibt es keine

*) Siehe das Märchen: „Die Vögel vom Brecknock-See."

Rache für unschuldig vergossnes Blut?" Worauf eine andre Stimme antwortete: „Nicht vor dem neunten Geschlecht!"

Darauf gieng der Liebhaber beruhigt nach Haus und auch seine Geliebte war damit zufrieden, da sie selber doch verschont bleiben würden. Sie heiratheten sich nun und wurden immer reicher. Kinder und Kindeskinder kamen, heiratheten immer untereinander und blieben alle in derselben Stadt, so daß zuletzt die beiden steinalten Leute die ganze Bevölkerung der Stadt als ihre eigenen Nachkommen bis ins neunte Geschlecht sahen.

Da sprachen sie: „wir sind vornehm, reich und mächtig, unser Stamm ist sehr zahlreich und die Rache, die dem neunten Geschlecht angedroht ist, haben wir nicht gesehn. Aber da wir schon so sehr alt sind, so können wir doch nicht mehr darauf rechnen, noch lange zu leben. Wir haben nach Herzenswunsch gelebt und genoßen, was das Leben bietet. Also wollen wir noch einmal vor unsrem Tode alle unsre Nachkommen, Kinder und Kindeskinder einladen, und ihnen ein großes und glänzendes Fest geben, um mit ihnen zum letzten Male fröhlich zu sein."

Und so geschah denn. Alle Pracht und aller Aufwand wurden aufgeboten, um das Fest recht herrlich zu machen. Aber mitten in ihrer Lust brach ein Erdbeben aus, der Boden that sich auf, verschlang sie zusammen mit ihrer Stadt und Waßer bedeckte Alles, was da gewesen. Und das ist geschehn, wo jetzt der Breckneck-See liegt.

Wegen dieſes Urſprungs will auch der Fluß Llewenny, welcher hindurchfließt, ſeine gelben Wellen nicht mit dem Waßer des Sees vermiſchen.

Die Vögel vom Brecknock-See.

Unter der Regierung König Heinrichs I. von England, welcher Wales zum erſtenmale unterworfen hatte, herrſchte im ſüdlichen Theile des eroberten Landes Gryffith, der Sohn des Rhys ap Theodor. Von dem Erbe ſeiner Väter hatten ihm die normanniſchen Eroberer nur noch einen kleinen Theil gelaßen, und das Uebrige war an die fremden Barone vergeben worden. Da kam nun Gryffith einmal bei ſeiner Heimkehr vom Königshofe am Brecknock-See vorbei, der — da es auf den Winter gieng — ganz mit Waßervögeln verſchiedener Art bedeckt war. Mit Gryffith reiſten zwei engliſche Pairs, nemlich Milo, Earl von Hereford und Lord von Brecknock, ſowie Payn, Fitz John Lord von Ewyas, welche zu der Zeit Secretaire und Geheimräthe des Königs waren. Da wandte ſich der Lord von Brecknock ſpottend an Gryffith und ſagte: „Es iſt eine alte Sage in Wales, daß wenn ein wirklicher Fürſt dieſes Landes an dieſen See kommt und die Vögel ſingen heißt, dieſelben ihm ſogleich gehorchen!“

Darauf verſetzte Gryffith, der reicher an Gemüth als an Gold war, und deſſen Stolz ſich erhalten hatte, wiewol ſein Erbtheil verringert war: „Wolauf denn, gebt Ihr — da Ihr dieſes Land jetzt beherrſcht — zuerſt das Zeichen!“

Aber Milo ſowol als Payn gaben das Zeichen

umſonſt, und da ſtieg Gryffith, der nun wol einſah, daß auch er es verſuchen mußte, von ſeinem Pferd, und oſtwärts gewandt, fiel er auf die Kniee, als ob's in eine Schlacht gehen ſollte. Und ſo, Auge und Hände zum Himmel gerichtet, betete er zum Herrn, ſtand dann auf, machte auf Geſicht und Stirn das heilige Zeichen des Kreuzes und ſprach mit lauter Stimme: „Allmächtiger Gott und Herr Jeſus Chriſtus, der Du Alles vermagſt, zeige hier an dieſem Tage Deine Macht! Wenn Du mich haſt von den wirklichen Fürſten zu Wales abſtammen laßen, ſo befehle ich dieſen Vögeln in Deinem Namen, Solches zu verkünden!“

Und ſogleich begannen die Vögel mit ihren Flügeln das Waßer zu ſchlagen, zu ſchreien und ihn als Fürſten zu verkünden.

Die Zuſchauer aber waren erſtaunt und ſehr verwirrt, und Earl Milo ſowie Payn Fitz John warfen ſich haſtig auf ihre Pferde, kehrten eiligſt nach Hauſe zurück und meldeten dem Könige den ſeltſamen Vorfall. Und dieſer erwiderte: „Beim Tod des Erlöſers! — was wundert Ihr Euch darüber? Denn wenn wir auch mit unſrer Uebermacht Gewalt und Unrecht gegen dieſes Volk verüben, ſo wißen ſie doch, daß ſie die rechten Erben dieſes Landes ſind!“

Die Jungfrau vom See.*)

I.

In einer Wieſe am See Gwellyn verſammelten

*) Die drei folgenden Marchen, habe ich unter den ge-

ſich — wie man erzählte — in ſchönen ſtillen Mondnächten die Feen, um daſelbſt zu tanzen. Eines Abends nun verſteckte ſich ein junger Mann, der Beſitzer der Farm, zu welcher die Feenwieſe gehörte, in einem Gebüſch dicht bei dem Orte, wo die Feen tanzen ſollten. Und wirklich — mit dem Mond erſchienen ſie, als er, während ſie ſich mit Tanz und Geſang vergnügten, aus ſeinem Verſteck hervorbrach und eine von ihnen feſthielt, liefen die Andren ſogleich fort und verſchwanden. Ohne auf ihr Jammern und Weinen zu hören, nahm er ſie mit ſich nach Haus und behandelte ſie ſo freundlich, daß ſie's zufrieden war, als ſeine Magd bei ihm zu bleiben. Aber er konnte ſie nicht dazu bewegen, ihm ihren Namen zu nennen. Einige Zeit nachher, da es ſich wieder ſo traf, daß er die Feen auf ſeiner Wieſe ſah, hörte er eine von ihnen ſagen: „Als wir zuletzt hier waren, da ward uns unſre Schweſter Penelope von einem Sterblichen geraubt!“

Erfreut, daß er nun den Namen ſeiner Unbekannten wiße, kehrte er heim, und da ſie ſehr ſchön und äußerſt fleißig war, ſo machte er ihr den Antrag,

---

meinſamen Titel geſtellt, deſſen Varianten ſie ſind. Mit Ausnahme dieſes erſten Märchens, welches im nordwaliſiſchen Hochland ſpielt, iſt ihre Heimath Südwales und zwar die Gegend von Brecknock, deren düſtre Seen mit den melancholiſchen Bergufern für dieſe ſchwermüthigen Geſchichten einen ſo günſtigen Schauplatz gewähren. Ein bemerkenswerther Zug derſelben iſt auch, daß aus der geſchilderten Verbindung der ſee-entſtiegnen Fee und des Sterblichen eine berühmte Nachkommenſchaft entſprungen ſei.

ſie zu heirathen, was ſie jedoch eine lange Zeit ausſchlug. Endlich jedoch willigte ſie unter der Bedingung ein: „daß wenn er ſie je mit Eiſen berührte, ſie ihn verlaßen und nie zu ihm zurückkehren würde!“

Viele Jahre lebten ſie glücklich zuſammen und er hatte von ihr einen Sohn und eine Tochter. Durch ihre thätige und weiſe Führung des Haushalts wurde er einer der reichſten Männer des Landes; zu ſeinem Gut erwarb er noch allen Boden bis an die Nordſeite des Nant y Bettwys und vom Gipfel des Snowdon herab bis zum Llyn Berris: eine Fläche von ungefähr 3000 Aeckern oder mehr.

Da folgte Penelope eines Tages ihrem Manne ins Feld, um ein Pferd einzufangen; und er, in Wuth über das Thier, das ihm unter den Händen entwiſchte, warf den Zügel nach ihm und dieſer fiel unglücklicherweiſe auf die arme Penelope. Sogleich verſchwand ſie und er ſah ſie nie wieder. Aber einſt in der Nacht hörte er ihre Stimme durchs Kammerfenſter folgende Worte ſingen, ſüß und klagend, als habe ſie nach ihren Kindern, für deren Wol ſie ſo beſorgt war, die tiefſte Sehnſucht:

Daß warm mein Herzensſöhnchen ruh',
Deck' ihn mit Vaters Mantel zu;
Daß es nicht frier' mein Töchterlein,
Hull' es in's Kleid der Mutter ein.

Dieſe Kinder und ihre Nachkommen hießen „Pellings,“ welchen Namen man von Penelope ableitet; und es lebt noch jetzt in der Gegend des Snowdon

eine reiche und ehrenwerthe Familie, welche von diesen Pellings abstammen soll.

II.

Ein Mann, welcher in dem Farmhaus Esgair-llandthy in dem Kirchspiel Myddafi in Caermarthenshire wohnte, hatte einst einige Lämmer auf einem benachbarten Markte gekauft, die er dann am Llyn y Fan fach, dem kleinen Fan-See, in den schwarzen Bergen grasen ließ. So oft er nun zu seinen Lämmern kam, sah er drei sehr schöne Jungfrauen am Gestade des Sees wandeln. Mehreremale verfolgte er sie, um sie zu erhaschen; doch stets umsonst. Denn die bezaubernden Wesen liefen vor ihm weg und wenn sie den See erreicht hatten, so riefen sie höhnisch aus:

Wer da ißt gebacknes Brod
Uns zu fah'n vergeblich drobt!

Eines Tages schwamm feuchtes Brod von dem See an die Ufer. Der Farmer verzehrte es mit großer Begierde und am andren Tage war er bei seiner Verfolgung wirklich so glücklich, daß er eine von den drei schönen Jungfrauen fieng. Nach einer kurzen Unterhaltung mit ihnen faßte er sich ein Herz und machte einer derselben einen Heirathsantrag. Seine Auserwählte willigte für den Fall ein, daß er sie am folgenden Tage von ihren Schwestern würde unterscheiden können. Dieß war für den jungen Farmer eine neue und sehr große Schwierigkeit; denn die schönen Waßergeister waren sich in Gestalt und

Geſicht ſo ähnlich, das er kaum einen Unterſchied zwiſchen ihnen wahrnahm. Er merkte ſich indes ein unterſcheidendes Zeichen an den Riemen ihrer Sandalen und daran erkannte er ſie am folgenden Tage. Einige jedoch, welche dieſe Geſchichte erzählen, ſagen, die Jungfrau vom See habe ihrem Liebhaber heimlich angedeutet, ſie wolle ſich am entſcheidenden Tage zwiſchen ihre beiden Schweſtern ſtellen und daran möge er ſie erkennen. Wie dem nun auch ſei — er wählte die Rechte und ſie verließ ſogleich den See und begleitete ihn nach ſeiner Farm. Bevor ſie gieng, ſtiegen auf ihren Befehl ſieben Kühe, zwei Ochſen und ein Bulle aus dem See und folgten ihr.

Sie verſprach nun dem Farmer, ſo lange bei ihm bleiben zu wollen, bis er ſie dreimal ohne Urſache geſchlagen hätte. Mehrere Jahre lebten ſie behaglich zuſammen und ſie gebar ihm drei Söhne, welche ſpäterhin unter dem Namen **Meddigon Myddfai**, die Doctoren von Myddfi noch ſehr berühmt wurden.

Eines Tages, als er ſich anſchickte, einen Markt in der Nachbarſchaft zu beſuchen, bat er ſie aufs Feld zu gehn, um das Pferd zu holen. Sie ſagte: ja! doch da ſie ein wenig langſam machte, ſo ſagte er ſcherzend zu ihr: „dos, dos, dos!“ d. h. „geh! geh! geh!“ und tippte dabei dreimal mit ſeinem Handſchuh auf ihren Arm.

Da war aber die Bedingung ihrer Heirath gebrochen — ſie gieng ſogleich fort und nahm ihre ſieben Kühe, ihre zwei Ochſen und den Bullen wieder mit ſich. Die Ochſen waren grade beim Pflügen im

Felde, aber da sie die Herrin rufen hörten, folgten sie sogleich und nahmen den Pflug mit sich. Die Furche, welche der Pflug von dem Feld aus bis zum Rande des Sees zog, ist noch heutigen Tages an mehreren Stellen jener Gegend zu sehn.

Einst, lange nach der Trennung von ihrem Mann, traf sie zwei ihrer Söhne in einem Thal, welches seitdem **Cwm Meddygon**, das Doctorenthal, heißt und gab Jedem von ihnen ein Bündel mit einigen Sachen, von denen man nicht recht weiß, was es gewesen sein mag. Man glaubt aber, daß es seltne Medicamente waren. Denn diese Leute, Meddygon Myddfai genannt, wurden die ersten Heilkünstler ihrer Zeit, schrieben um das Jahr 1230 berühmte Werke, von denen sich noch heut in der Bibliothek von Gray's Inn Lane, London, ein Exemplar befindet.

III.

Von dem Fan-See in Caermarthenshire gibt es auch noch eine andere Sage. Es soll nämlich in der Neujahrsnacht nach der zwölften Stunde auf diesem See eine Jungfrau erscheinen, welche der Geist aus dem Fan heißt. Sie trägt ein weißes Gewand mit goldnem Gürtel; ihr Haar ist lang und golden, ihr Antlitz bleich und traurig. Sie sitzt in einem goldnen Boote und führt ein goldnes Ruder.

Vor vielen Jahren lebte in der Nähe dieses Sees ein junger Farmer, der, weil er so viel von der Schönheit dieser Jungfrau gehört hatte, eine brennende Sehnsucht empfand, sie zu schauen und sich zu

überzeugen, ob ſich denn wirklich Alles ſo verhalte. In der nächſten Sylveſternacht gieng er daher zu dem Rande des Sees, welcher ruhig und klar im Scheine des Vollmondes da lag und wartete ängſtlich auf den zwölften Glockenſchlag. Da ſchallte die Mitternacht aus den entfernten Dörfern herüber und er ſchaute nun, wonach er ſo lange ſich geſehnt, die Jungfrau, welche ſich in ihrem goldnen Boote über den ſilbernen See hin und wieder ſchaukelte. Endlich ſank der Mond hinter die Berge, die Sterne verlöſchten in der Morgendämmerung und die Jungfrau fieng an ſchon in Duft dahinzuſchwinden. Da aber, unfähig ſich länger zu halten, rief er ihr laut zu, ſie möge bleiben und ſein Weib werden. Aber mit einem bangen Schrei ſchwand ſie vor ihm dahin. Nacht für Nacht konnte man ihn nun am Geſtade ſchweifen ſehn — aber Alles umſonſt. Seine Farm lag wüſt, ſein Leib verzehrte ſich vor Sehnen, und Trauer und Trübſinn lagen auf ſeinem Geſichte. Endlich vertraute er ſein Geheimnis einem weiſen Mann im Gebirge an. Dieſer rieth ihm, den ſchönen Geiſt mit Geſchenken von Käſe und Brod zu erobern. Der Rath ward befolgt und in der Johannisnacht gieng der verliebte Farmer an den See hinunter und ließ einen großen Käſe nebſt einem Laib Brod ins Waßer fallen. Aber der Geiſt erſchien nicht; nur kam es dem Farmer ſo vor, als ob die Stelle, wo er ſie einſt geſehn hatte, mit mehr als gewöhnlichem Glanze leuchtete und als ob harmoniſche Klänge durch die Felſen bebten. Durch dieſe Zeichen ermuthigt warf

er nun Nacht für Nacht Brod und Käse in den See, aber noch immer erschien der Geist nicht. So kam die Neujahrsnacht wieder heran. Er zog seine besten Kleider an, nahm seinen größten Käse und sieben von seinen weißesten Bröden und begab sich zu dem See. Als die mitternächtliche Stunde herankam, warf er eins nach dem andren ins Waßer und verharrte dann in schweigender Erwartung. Der Mond stand hinter einer Wolke, aber bei dem schwachen Lichte, das er warf, sah der Bebende das zauberhafte Schifflein nahn und auf ihn zufahren. Die Jungfrau hielt am Lande, hörte auf die Schwüre des jungen Mannes und willigte ein, sein Weib zu werden. Als Brautschatz brachte sie Schaafe, Ziegen, Rinderheerden und andre Dinge für die Landwirthschaft mit. Nur das machte sie ihm zur Bedingung, daß er sie nicht schlagen dürfe; denn wenn er sie zum dritten Male geschlagen hätte, so müße sie verschwinden.

So heiratheten sie sich und waren glücklich. Nach drei oder vier Jahren wurden sie zu einer Kindtaufe geladen und zum Erstaunen aller Anwesenden brach der Geist mitten in der heiligen Handlung in Thränen aus. Ihr Mann warf ihr ärgerliche Blicke zu und fragte sie barsch, warum sie sich so närrisch betrage?

Da antwortete sie: „Das arme Ding tritt in eine Welt voll Sünden und Sorgen ein und Elend liegt vor ihm. Warum soll ich mich freuen?"

Da versetzte er ihr einen Stoß. Sie aber warnte ihn, daß er sie nun schon einmal geschlagen habe.

Einige Zeit danach waren sie wieder zusammen

eingeladen, um dem Leichenbegängnis desselben Kindes beizuwohnen. Da lachte der Geist und tanzte und sang. Ihr Mann wurde ganz wüthend darüber und fragte sie, warum sie sich so närrisch betrage?

„Das Kind," sagte sie, „hat eine Welt voller Sünden und Sorgen verlaßen, und Seligkeit liegt vor ihm. Warum soll ich weinen?"

Da gab er ihr einen Stoß und zum zweitenmale warnte sie ihn. Darauf lebten sie glücklich, wie zuvor.

Da trug es sich einmal zu, daß sie zu einer Hochzeit eingeladen wurden, wo die Braut jung und schön, der Bräutigam aber ein altes, vertrocknetes Männchen war. Mitten in der Festlichkeit begann der Geist heftig zu weinen, und da ihr Mann sie verdrießlich fragte, warum sie sich so närrisch betrage, da antwortete sie, daß Alle es hörten:

„Weil Sommer und Winter sich nicht vertragen können. Für elendes Gold ist Jugend dem Alter verkauft worden. Ich sehe, daß Elend schon jetzt und zehnfaches Elend in der Folge das Loos der Beiden ist. Es ist des Teufels Werk!"

Ihrer Warnungen nicht gedenk, stieß sie ihr Mann nun in heftigem Aerger von sich. Sie blickte ihn zärtlich und schmerzensvoll an und sagte: „Du hast mich nun zum dritten und letzten Male geschlagen. Fahre wol!"

Damit verließ sie den Ort. Er lief hinter ihr her und da er sein Haus erreicht hatte, sah er sie schon dem See zuschreiten. All' ihre Heerden, Schaafe und Ziegen giengen hinter ihr her. Er eilte ihr mit

schwerem Herzen nach; aber umsonst. Seine Augen sahen sie nie wieder.*)

Das Eiland der schönen Familie.

In den Bergen von Brecknock ist noch ein andrer kleiner See, von welchem folgendes Mabinogi geht.

In alten Zeiten ward in einem Felsen nah bei diesem See in jedem Jahr einmal auf einen bestimmten Tag eine Thür offen gefunden. Ich glaube es war ein Maitag. Diejenigen nun, welche neugierig und muthig genug waren, um einzutreten, gelangten zu einem geheimen Gange, welcher inmitten des Sees in ein kleines Eiland auslief. Hier wurden die Besucher durch einen wunderschönen Garten überrascht, welcher mit den ausgesuchtesten Früchten und Blumen gesegnet war und in welchem die Tylwith Têg wohn-

*) An dieses Märchen knüpfen sich noch einige Varianten. Zunächst wird in Bezug auf den dritten Schlag folgende Abweichung erzählt: Sie und ihr Mann waren auf dem Felde mit Pflügen beschäftigt. Der Mann wollte die laßigen Pferde durch einen Wurf antreiben und traf die Frau, die sogleich mit dem Pflug und allen ihren Heerden zum Van-Teich gieng und darin verschwand. Noch heut wird die Spur der Pflugschaar im Gebirge gezeigt.

Dann fügt eine weitere Variante auch den beliebten Schluß von einer berühmten Nachkommenschaft hinzu. Es waren Aerzte, deren Wohnsitz gleichfalls Myddfi war, und die Jones hießen. In jeder dieser Familien sollen viele Generationen hindurch regelmäßig sieben Söhne geboren worden sein, von welchen der jüngste immer Arzt und wunderbar geschickt in seiner Profession ward.

ten, eine Art von Feen, deren Schönheit nur von der Anmuth und Leutſeligkeit erreicht wurden, welche ſie gegen Alle bewieſen, die ihnen gefielen. Sie brachten für Jeden ihrer Gäſte Blumen und Früchte, unterhielten ſie mit der lieblichſten Muſik, enthüllten ihnen manche Geheimniſſe der Zukunft und luden ſie ein, ſo lange zu verweilen, als es ihnen gefallen möchte. Aber das Eiland war unter dem Waßer und verborgen; auch durfte Nichts von den Erzeugniſſen deßelben mitgenommen werden. Denjenigen, welche am Rande des Sees ſtanden, war Alles unſichtbar. Nur eine undeutliche Maße ward in der Mitte des Waßers wahrgenommen und man bemerkte, daß kein Vogel über das Waßer fliegen wollte und daß ſanfte Klänge von bezaubernder Lieblichkeit in der Morgenkühle zuweilen darüber hinwehten.

Da ereignete es ſich bei dieſen jährlichen Beſuchen einmal, daß ein verruchter Dieb, als er im Begriffe war, den Garten zu verlaßen, eine Blume in die Taſche ſteckte, die er geſchenkt bekommen hatte. Aber der Diebſtahl ſollte ihm nicht Gutes bedeuten. Sobald er den geweihten Boden verlaßen hatte, verſchwand die Blume und er war ſeines Verſtandes beraubt. Die Tylwyth Têg oder ſchöne Familie ihrerſeits ſchien damals aus dieſem Frevel nicht weiter Arg zu haben. Sie entließen ihre Gäſte mit der gewohnten Freundlichkeit und darauf ward wie immer, die Thüre verſchloßen. Aber innerlich fühlten ſie ſich doch ſehr gekränkt. Denn obgleich, wie die Sage gebt, die Tylwyth Têg und ihr Garten noch bis auf dieſen

Tag an demſelben Platze ſind, obgleich ſich die Vögel noch immer in ſcheuer Entfernung von dem Waßer halten, und zuweilen noch gebrochne Klänge drüber hinwehen: ſo ward doch die Thüre, die zu dem Eiland führt, nie wieder geöffnet und vom Tage jenes verruchten Raubes an ſind die Kymren allzeit unglücklich geweſen.

Einige Zeit danach verſuchte ein Waghals das Waßer abzulaßen, um zu ſehn, was darin ſei. Da aber erhob ſich eine ſchreckliche Geſtalt aus der Mitte des Sees und befahl ihm, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn, wenn er nicht wolle, daß das ganze Land überſchwemmt werde.

Llyn Cwm Llwch.

In den ſchwarzen Bergen von Südwales, am Fuße des Hauptgipfels Pen y Van liegt ein düſtrer See mit Namen Llyn Cwm Llwch. Nun faßten vor vielen Jahren die Umwohner dieſes Llyn den Plan, ihn trocken zu legen; man weiß nicht recht, ob aus Neugierde, um zu ſehn, was auf dem Grunde ſei, oder weil ſie da glaubten Schätze finden zu können. Und ſo verſammelten ſie ſich denn eines Tages am See in beträchtlicher Anzahl, mit Spaten und Hacken und fiengen ihr Werk mit ſolchem Eifer an, daß ſie nach wenigen Stunden ſchon einen Graben von dreißig Ellen Tiefe gezogen hatten, deßen Ueberreſte man noch heute ſehen kann. Nachdem ſie nun alſo noch ein paar Stunden fortgearbeitet hatten, kamen ſie zuletzt dem Waßer des Sees ſo nah, daß es ſchien, der

nächste Hieb der Spitzart werde das Unternehmen vollenden. Denn das Ufer sei alsdann ganz durchbrochen und das Waßer müße abfließen. Aber grad als dieser Hieb geführt werden sollte — schon war die Spitzart gehoben! — da zuckte ein Blitz, daß die Art splitterte, der Himmel ward schwarz, der Donner rollte durch die Gebirge — die Arbeitsleute rannten stracks von dannen und blieben erst wieder stehn, als sie den Brink über dem See erreicht hatten. Als der Donner nachgelaßen hatte, bemerkten sie auf der Oberfläche des Waßers ein Kräuseln der Wellen und dann ward die Mitte des Sees heftig bewegt. Aus diesem Strudel erhob sich eine riesige Gestalt, deren Haar und Bart drei Ellen lang war. Als er halb aus dem Waßer emporgestiegen war, redete er die Arbeitsleute an und ermahnte sie, von ihrem Vorhaben abzulaßen, sonst würden sie die Stadt Brecon und das ganze Land im Thal von Usk unter Waßer setzen. Er schloß mit den Worten: „denkt an die Katze!“ und dann verschwand er im Waßer unter Donner und Blitz.

Als das Wunder verschwunden und die Furcht gewichen war, begannen die Leute den Vorfall miteinander zu überlegen. Sie hatten die Warnung vollkommen verstanden, auch sonst jedes Ding wol gefaßt, was der Geist gesagt hatte; aber die Schlußworte konnten sie nicht deuten, und das brachte sie in große Angst.

Da kam ein alter Mann, Namens Tomas Shone Rhyterch, und der sagte, er könne den Sinn dieser

Worte angeben. Darauf erzählte er dann, daß in ſeinen Knabenjahren ein Weib in den Van-Gebirgen gewohnt habe, und die hätte eine Katze gehabt, die ihr ſo läſtig ward, daß ſie beſchloß, dieſelbe loszuwerden. Deshalb nahm ein Junge, welcher auf dieſen Gebirgen die Schaafe hütete, die Katze eines Morgens mit ſich, um ſie in dem Llyn Cwm Llwch zu erſäufen. Als er daſelbſt angekommen war, nahm er ſein Strumpfband, band mit demſelben einen Stein an den Nacken der Katze und warf ſie dann in den See. Da die Uferwände des Sees ſehr ſteil waren, ſo ſank ihm die Katze ſogleich aus dem Blick. Aber kurze Zeit darauf ward in einem Fiſcherboot auf dem Llyn ſa fathan, zehn Meilen weiter eine Katze gefunden, nach der Beſchreibung genau dieſelbe, mit einem Strumpfband um den Nacken, das auch genau daſſelbe war, mit welchem ſie der Junge einſt ertränkt hatte. Daraus ſchloß man, daß zwiſchen dem Llyn Cwm Llwch und dem Llyn ſa fathan eine Verbindung ſein müße und obgleich dieſer Teich nur klein ſei, der Llyn ſa fathan ſich ſeines kleinen Verwandten, wenn man denſelben trocken legen wollte, annehmen und das Unrecht dadurch rächen würde, daß er ſeine gewaltigen Waßermaßen über das ganze anliegende Land ausgießen würde.

Die verſunkene Stadt.

In Cardiganſhire iſt ein See, unter welchem eine Stadt begraben liegen ſoll. Tritt man auf den Felſen Ulchain Pannog, der hineinragt, ſo kann man tief

unter dem Waßer die Thürme noch ſehen; und im trocknen Sommer, wenn das Waßer niedrig iſt, ſieht man ſogar die Stadtmauer, auf welcher man dann bequem quer durch den See gehn kann.

Die Entſtehung des Llyn Tegid oder Bala-See.

In Merionetſhire liegt ein See mit ſteilen Ufern, von Baum- und Buſchwerk dunkel bekleidet, den die Engländer Bala-See und die Waliſer Llyn Tegid nennen. Er iſt ungefähr zwei Stunden lang, und an manchen Stellen vierzig Faden tief. Gebirge ſchließen ihn ein; und der luftige Gipfel des Arran Fowddwy beſpiegelt ſich in dem ſtillen Bergſee.

Tief unter dem Waßer hat der alte Schiffer, wenn der klare Herbſtmond ſcheint, Thürme und Mauern geſehn; und oft in ſtürmiſchen Decembernächten kann er am Schaumwirbel der Oberfläche noch den Ort unterſcheiden, wo die höchſte Spitze emporragt und wenn der Sturm eine Weile ruht, haben ſchon Manche eine feine Stimme rufen hören: „Edifar! Edifar!“ (Reue! Reue!).

In dem Thale, wo nunmehr der See iſt, lebte zu der Zeit, da Cambrien noch ſeine eignen Fürſten hatte, ein ſehr ſtolzer Fürſt. Aber all' ſeine Schätze, Schlößer und Wälder waren durch Sünde erworben, durch Mord und Raub; und da er ſeinen Fürſtenſitz zuerſt betrat, da hörte er eine Stimme von den entfernten Bergen rufen: „Edifar a ddaw! Edifar a ddaw!“ (die Reue kommt! die Reue kommt!)

„Wann wird ſie kommen?“ fragte der Fürſt.

„Nach dir im dritten Geſchlecht!“ erwiderte die Stimme und zugleich donnerte es ſtark, daß es in allen Bergen widerhallte.

Der halsſtarrige Fürſt lachte, als er die Stimme gehört hatte, fuhr in ſeinem böſen Lebenswandel mit Plündern und Rauben fort und lachte immer, wenn er die Orgel und den Geſang aus der Kirche hörte.

Viele, viele Jahre vergiengen. Da ward eines Nachts ein alter Harfner aus den benachbarten Bergen aufs Schloß beſtellt. Es ward nemlich ein Feſt daſelbſt gefeiert, weil dem älteſten Sohn des Fürſten auch ein Sohn geboren worden war. Als der arme Harfner in die Halle trat, da war da ſolch ein Glanz und eine ſolche Menge von ſtolzen und ſchönen Damen und Herren, als er nie zuvor geſehen. — So kam Mitternacht heran. Es ward mit dem Tanzen eine Pauſe gemacht und man ließ den alten Harfner in ſeiner Ecke ganz allein ſitzen. Da — plötzlich — hörte er halb ſingend und halb flötend ſich in's Ohr rufen: „Edifar! Edifar!“ Er kehrte ſich um und ſah einen kleinen Vogel, der in der Luft flatterte und ihm winkte, mitzukommen. Er folgte, ſo ſchnell ein alter, ſchwacher Mann nur kann. Er wußte zwar nicht, was das bedeute; allein ihm war, als müße er folgen. Endlich waren ſie aus all' den Gängen und Hallen des Schloßes heraus und draußen in dem klaren, kalten Mondenſchein. Der alte Mann blieb unſchlüßig ſtehen. Aber da ſah er den kleinen Vogel zwiſchen ſich und der Mondſcheibe und er winkte ihm ſo bekümmert und rief dabei wieder ſein „Edifar!

Edifar!" ſo traurig, daß er nicht anders konnte und ihm aufs Neue folgte. So giengen ſie durch Sümpfe, durch Wälder und Dickicht, der kleine Vogel flog immer voran und zeigte ihm die beſten Wege an. Aber wenn er auch nur einen Augenblick ſtehen blieb, ſo rief der Vogel wieder: „Edifar! Edifar!" und das in einem Tone, der ihn an den Todesſchrei ſeiner kleinen, lang geſtorbnen Gwenhwyar erinnerte, den ſie ausſtieß, da ſie in Glas Llyn, dem blauen See, ertrank und Niemand ſie retten konnte.

So erreichten ſie die Spitze des Berges, und der Harfner war müde und erſchöpft. Er blieb ſtehn .... aber der kleine Vogel ſang nicht mehr. Er lauſchte, — aber er hörte Nichts, als das Rauſchen eines Bergquells zu ſeinen Füßen und die Glocke eines Schaafes von weit herauf. Nun dachte er, Alles ſei nur Gaukelei geweſen; er ſchalt ſich daß er ſolch ein Narr geweſen und gefolgt ſei und wandte ſich um nach dem Schloß zurückzukehren, um zu dem nächſten Tanz früh genug da zu ſein. Aber wie erſtaunt war er, als er — beim Umdrehn — Nichts mehr vom Schloße gewahren konnte! Alles was er unter ſich ſah, war das weite, ruhige Waßer eines Sees, auf deſſen mondbeſtralter Fläche ſeine Harfe ſchwamm!

Annus Domini.

Indem wir hier den Schritt aus dem fantaſtiſch-anmuthigen Bereiche der Feen und Geiſter in das gemeine des Wahren und Wirklichen zurückthun, wollen wir — auch uns gleichſam Reminiscenzen — die Reſte ſammeln, die ſich aus der Erinnerung an die geſchwundenen Zeitalter des Märchens und der Sage bewahrt und indem ſie mit religiöſen Ereigniſſen im Volksleben ihre Verbindung eingegangen ſind, ſich ein Leben geſichert haben, wie das Moos, das auf den Dächern alter Dorfkirchen grünt.

Die Traditionen des Druidenthums haben ſich in den düſtren Novembermonat geflüchtet, und namentlich iſt es der Allerheiligenabend, der durch die Vermiſchung druidiſcher und katholiſcher Erinnerungen einen beſonders myſtiſchen Charakter erhalten hat. Der erſte November war der Tag der druidiſchen Mondgottheit in ihrer Eigenſchaft als Beſchützerin der Früchte und Saaten; und zum Andenken daran werden an dieſem Tage noch immer Aepfel gegeßen. In der Dämmrung wird vor jedem Haus ein Feuer angezündet und der Abend iſt die Zeit, wo man durch Zeichen und Er-

ſcheinungen erfahren kann, was die Zukunft in Bezug auf Heirathen, Leben und Sterben beſtimmt habe. Man geht auf den Kirchhof und ſäet Hanfſamen, dieß muß Etwas vor Mitternacht angefangen werden. Die Perſon, welche ſäet, geht um die Kirche und ſagt dabei:

Hanf ich ſäe,
Laß den (oder die) nun kommen, der (oder die)
ihn mähe!

Sobald vom Kirchthurm herab der zwölfte Glockenſchlag dröhnt, muß die Perſon hinter ſich ſehn und erblickt alsdann entweder einen Sarg, oder die zukünftige Braut (den zukünftigen Bräutigam). Dieſe Erſcheinung iſt gewöhnlich eine Perſon, die man nie zuvor geſehn hat, aber ſogleich erkennt, wenn man ihr ſpäter wirklich begegnet. Auch hört derjenige, welcher nun ſein Ohr an die große Kirchenthür legt, die Namen aller Derer, die im folgenden Jahre ſterben werden. — Damit nun aber in der Romantik der ſchauerlich dumpfen Novembernacht erheiternde Elemente nicht fehlen, ſo exiſtirt die Sitte, am Allerheiligenabend aus dem ſ. g. „gefährlichen Kruge" zu trinken. Der gefährliche Krug iſt nemlich am Rande durchlöchert, und gießt demjenigen, der es nicht weiß und beim Trinken dieſes Loch nicht mit dem Daumen zuhält, ſeinen ganzen Inhalt über den Leib. Ebenſo werden Aepfel und Talglichter dicht zuſammen an die Stubendecke gehängt; und nun müßen die jungen Leute nach den Aepfeln ſpringen, um ſie mit dem Munde zu erhaſchen, wobei es dann immer ein großes Gelächter gibt, wenn ſie ein Talglicht ſtatt eines Apfels im

Munde mit herunterbringen. Auch werden große Zuber mit kaltem Waßer gefüllt und auf den Boden Geldstücke gelegt, welcher derjenige gewinnt, der sie mit seinen Zähnen herausholt, während seine Hände auf dem Rücken festgebunden sind. Die meisten holen sich aber nur einen naßen Kopf und gewinnen Nichts, als daß sie von den Zuschauern ausgelacht werden.

Die Wintersonnenwende wird, an die alten Todtenfeste der Druiden erinnernd, dadurch gefeiert, daß Lichter gemacht und von Haus zu Haus geschickt werden. Am andren Tage werden diese Lichter angezündet, und bei der hellen Lichterfreude Aepfel und Nüße verzehrt, die Nußschalen verbrannt und aus der Asche weißagt, wer die Kunst versteht.

Für die Weihnachtszeit hat sich das Singen von s. g. „Weihnachtsliedern" erhalten, deren jedes Jahr in allen Theilen von Wales neue gedichtet und verbreitet werden. In frühern Tagen gab es hier für alle Feste solche besondre Lieder (natürlich religiösen Inhalts und insgesammt mehr wegen ihres löblichen Inhalts als poetischen Werthes ausgezeichnet); jetzt hat sich der Gebrauch auf Christtag beschränkt. Nach dem Frühgottesdienst — der bald nach Mitternacht beginnt — werden diese Lieder in der Kirche zur Harfe gesungen; darauf, während der Festtage, auch in allen Häusern. Es gibt auch Lieder, welche von den guten Freunden, die sich an diesem Tage besuchen, vor der Thüre, ehe sie eintreten, gesungen werden.

Wieder druidisch ist der Gebrauch, am Christabend ein Bündel von Misteln an die Stubendecke

zu hängen, und unter dem Schutz dieser, dem Heidenthum heiligen Pflanze, sich fröhliche Christtage und glückliches Neujahr zu wünschen.

Mit dem Winter, der mit seinen langen, dunklen Nächten zu so trübem Brüten der Phantasie fast überall aufzufordern scheint, ist auch das Druidenthum in Wales überwunden. Die Festgebräuche nehmen einen rein christlichen Charakter an und wenden sich in der lustigen Frühlingszeit gar dem heitern Cult einer unbegrenzten Naturfreude zu. Am Ostersonntagsmorgen in aller Früh müßen die jungen Leute heraus, um die Sonne „tanzen“*) zu sehn, was sie an diesem Tage, aus Freude über die Auferstehung Christi, beim Aufgang immer thut. Zweifelt Einer an diesem Tanze, so wird ihm ein Kübel Waßer über den Kopf gegeßen, um seine Augen zu waschen. Zu Mittag wird Lammfleisch gegeßen, zur Erinnerung an das Osterlamm. Auch muß man zu Ostern irgend etwas Neues anhaben, wären es auch nur neue Handschuh

*) Wie in Deutschland so existirt dieser Volksglauben auch in England, wo ich namentlich in zwei Dichtern des 17. Jahrhunderts Anspielungen auf denselben fand. So in John Suckling's († 1641) berühmter Ballade „die Hochzeit“:

— she dances such a way —
No sun upon an Easter day
Is half so fine a sight.

Dann in John Cleveland († 1658) in einem seiner Klagelieder über den Sturz Carl's I.:

Whose beauty makes the sprightly sun
To dance, as upon Easter-day.

oder neue Bänder. — In Conway hat ſich eine andre alte Sitte auf Oſterſonntag erhalten. Knaben und Männer verſammeln ſich auf dem Pentwthil oder dem großen Wachthügel vor der Stadt, Alle mit Ginſterbüſcheln bewaffnet, und machen daſelbſt die Geſetze und Ordnungen bekannt, welche am nächſten Morgen, dem Oſtermontag, befolgt werden ſollen. Der Mann, welcher zuletzt geheirathet hat, muß dieſes Amt übernehmen. Er ſteigt auf einen Steinhaufen und trägt ſeine Beſchlüße vor, während die Verſammlung ſchweigend zuhört. Er befiehlt, daß alle Männer unter ſechzig Jahren am andern Morgen vor ſechs Uhr ſich auf der Straße einfinden, alle unter vierzig vor vier, und alle unter zwanzig gar nicht zu Bett gehen ſollen, bei Strafe des Fußeiſens! Unter lautem Zuruf verläßt alsdann der Redner ſeine Tribüne, die Verſammlung geht auseinander — die jüngern, um ſich zu der Luſtbarkeit und möglichſt tollen Schelmenſtreichen vorzubereiten, die ältern, um ihre Wagen und Schiebkarren an Schloß und Kette zu legen, damit ſie am folgenden Tage nicht weggeführt werden. Denn jedes Fahrzeug, welches nicht ſo feſt als möglich angeſchloßen iſt, wird vor Tagesanbruch von dem leichtſinnigen jungen Volk zu ſeinem Dienſte gepreßt. Beim Stoſſe wird es mit dem Eigenthum des Nachbars nicht ſo gar genau genommen! Früh am Morgen werden die Fußeiſen feierlichſt an den Straßenecken aufgeſtellt, und eine Abtheilung marſchiert beim begeiſternden Klang einer Pfeife und Trommel durch die Stadt, um einen Jeden, der dem alten Gewohnheitsrecht nicht gehorcht,

zum Richtplatz zu bringen. Wie mag der arme Sünder zittern, wenn er — aus dem süßen Morgenschlaf auffahrend — die Pfeife und die Trommel hört! Sein Haus wird gestürmt, die verschloßne Thüre schützt ihn nicht. Die Jungen, die sich schon ein ganzes Jahr im Voraus auf diese Heldenthaten freuen, klettern durch die Fenster und Kellerlöcher und wenn sie den peinlichen Missethäter noch im Bett treffen, so laßen sie ihm nur so viel Zeit, um sich rasch anzuziehn. Dann aber wird er mit Jauchzen und Geschrei in die Eisen gebracht. Wenn seine Füße geschloßen sind, dann hält ihm Einer von der Gesellschaft eine Strafrede über seine sündliche Trägheit und seinen Bruch aller geheiligten Sitten. Darauf hält er ihm seine rechte Hand empor und legt ihm Fragen vor, wie z. B. ob er lieber eine Frau oder ein Mädchen küßen möchte? ob er lieber Buttermilch oder Bier tränke? Und je befriedigender seine Antworten der Versammlung erscheinen, um so dicker wird seine emporgehaltene Hand mit Straßenkoth beschmiert, bis er endlich erlöst wird, um sich dem wilden Heer anzuschließen, das nun weiter zieht, um andre Rebellen zu suchen und zu strafen.

In andern Theilen von Wales findet am zweiten und dritten Ostertag das s. g. „Lüften" Statt, welches darin besteht, daß man eine Person auf einem Stuhle dreimal vom Boden in die Luft hebt. Am Montag lüften die Männer die Frauen, am Dienstag werden die Männer von den Frauen gelüftet. Mittags um zwölf Uhr hört das Lüften auf. Die Lüfter, wie sie genannt werden, gehen truppweise und ergreifen

nach Belieben die Perſon, die ſie küſſen wollen, ſetzen ſie auf den Stuhl, heben ſie jubelnd in die Höhe und machen dann ihr Compliment. Ein wenig Widerſtand erhöht die Freude; wer ſich aber ernſtlich zur Wehr ſetzen wollte, würde Unwillen und Verachtung erregen.

Als einer ſehr freundlichen Gewohnheit werde ich noch weiterhin zu gedenken haben, daß am Oſtertag die Kirchhöfe beſucht werden, um die Grabſteine der Angehörigen zu reinigen und zu waſchen, Unkraut wegzujäten und Blumen aufs Grab zu ſtreuen.

In der Nos Calanmai oder erſten Mainacht hängen die jungen Burſche in Caernarvonſhire vor der Thür ihrer Liebſten Sträuße von Rosmarin und Bänder auf; an die Thür einer Spröden aber binden ſie einen — Pferdeſchädel. — In Carmarthenſhire werden in jener Nacht Zweige der Bergeſche über die Hausthüre gehängt, weil dieß ein Mittel gegen die Hexen ſein und ſie vom Hauſe abhalten ſoll.

Der Pfingſtſonntag iſt durch einen eigenthümlichen Tanz ausgezeichnet, welchen neun Männer aufführen, unter denen nebſt dem Hanswurſt beſonders eine ſeltſame Figur, Megen genannt, der Liebling des Publikums iſt. Megen ſoll eine alte Hexe ſein, wird aber — wie geſagt — durch einen Mann dargeſtellt, der ſich in Frauenkleider geſteckt, das Geſicht mit Ruß beſchmiert hat und auf jede Weiſe bemüht iſt, die Zuſchauer durch Späße und tölpelhafte Sprünge gebührend zu beluſtigen. Wenn der Tanz vorbei iſt, dann ſammelt Megen, wobei ſie einen großen Kochlöffel über dem Haupte ſchwingt. — Wie Wales mit

seinem Puck-Thal einen Theil der Scenerie zum „Sommernachtstraum" geliefert zu haben sich rühmt, so wird auch behauptet, daß der walisische Pfingstsonntagstanz das Modell zu jenem unvergleichlichen „Tanz von Rüpeln" gewesen sei.

Man sieht aus dem Mitgetheilten, daß es der walisischen Jugend nicht an guter Laune und Lebenslust fehlt. Sie haben noch einen fröhlichen Gebrauch, der sich nicht an vorausbestimmte Tage knüpft; das s. g. „Auf einem hölzernen Pferde reiten." Wenn von einem Manne bekannt ist, daß er ein Pantoffelheld sei oder eine böse Sieben zur Frau habe, so nehmen die jungen Bursche eine Stange, setzen Einen aus ihrer Mitte darauf und tragen ihn so durchs Dorf und vor das Haus der bösen Hexe, wo sie dann komische Verse improvisiren etwa wie folgt:

Hier kommt Einer angeritten
Sich um deine Huld zu bitten —
Au — sie greift zur Bohnenstangen. —
Hätt' ich lieber Nichts angefangen!

Wäre von einem Ehemann aber gar noch Schlimmeres bekannt, so wird diese Ceremonie dadurch vervollständigt, daß man dem Reiter ein paar Hörner an den Kopf bindet.

Eine Mythologie des Todes.

So viel Schönes mir meine Villegiatur in Wales bot, so konnte ich doch nichts Ergreifenderes, als die Kirchhöfe der umliegenden Dörfer zu besuchen. Hier, auf den platten Gräbern, unter Blumen und Gesträuch habe ich oft gesessen, wenn in das Flüstern der Nachtluft und zum entfernten Wogenschlage der See das Abendglöckchen des Kirchleins klang. Und wie glaubte ich dann, im Dufte der Grabesblumen nur verwandtes Leben zu athmen!

Leichenbegängnisse zu sehn hatte ich während meines Aufenthaltes in Wern mehrfach Gelegenheit und habe mir darüber Folgendes gemerkt, theils aus eigner Anschauung, theils nach mündlicher Mittheilung. Denn für Alles was ins Gebiet des Wunderbaren gehörte, hatte ich an Mutter Moll, für Alles was sich auf Sitte und Gewohnheit bezog am Schulmeister von Llanfairfechan meine treuen Gewährsleute.

In der Nacht vor dem Begräbnis versammeln sich alle Nachbarn in dem Trauerhause, oder wie sie's hier nennen: Ty Corph, Haus des Leichnams. Diese Nacht heißt Wyl-nös, d. h. die Klagenacht. Der

Sarg wird in einem offnen Theile des Hauses auf Stühlen ausgestellt, und mit einem schwarzen Tuche behangt, wenn der Gestorbene verheirathet, mit einem weißen, wenn er unverheirathet war. Auf dem Sarge brennen drei Lichter. Das Zusammensein der Nachbarn mag wol den Zweck haben, die Verwandten zu trösten. Allein, wie das bei so rauhen Naturen wol zu geschehn pflegt — die Schauer des Todes weichen vor dem Aleкrug und der Tabackspfeife oft so gründlich zurück, daß — wie mir der Schulmeister sagte — man eher in einer Bierstube als in einem Trauerhause zu sein glauben könnte. Auch in unserm Vaterlande wird bei einer Begräbnisfeier gegeßen und getrunken; der gebildeten Gesellschaft bleibt der Tod das Unvermeidliche, dem Volke erscheint er überall als das Natürliche. Wir müßen uns mit der Philosophie darüber hinaus helfen, ihnen gelingt's mit Kuchen und Taback.

Am Begräbnistage widerholt sich der Todtenschmaus, nur in vergrößertem Maßstabe. Bei dem starken Zusammenleben dieses Bergvolkes findet sich nicht selten ein Gefolge von drei- bis vierhundert Personen aus dem Kirchspiel zusammen, und diese Maße muß nun bewirthet werden! Die näher Wohnenden, deren Weg nicht so entfernt war, werden mit gewürztem Ale, mit Kuchen, Pfeifen und Taback abgefunden; Alle aber, die weit heruntergekommen sind, dürfen ein vollständiges Mittageßen verlangen. In einigen Gegenden findet sich die schönere Sitte, auf dem Sarge des Dahingeschiedenen die Armen zu speisen. Sobald

nämlich der Leichnam aus dem Hause getragen und auf die Bahre gelegt worden ist, stellt die nächste Anverwandte — Wittwe, Mutter, Schwester oder Tochter (denn ein weibliches Wesen muß die Priesterin bei diesem Todtenmahle sein!) — einen großen Teller mit Weißbroden auf den Sarg, dazu einen Käse, gewöhnlich mit einigen Geldstücken darin. Darauf reicht sie, gleichfalls über den Sarg hinüber, ein Glas mit Getränk und bittet Einen von den Armen, daraus zu trinken. Dann knien sie nieder, die altersgebeugten Mütterchen, die greisen Bettler, die lumpenbedeckten Krüppel und der Pfarrer spricht das Vaterunser, so daß der Gestorbene mit einem Segen für die letzte Wohlthat, die sein Verweilen über der Erde bezeichnet, aus seinem Hause und dem Leben scheidet. Denn nun setzt der Zug sich in Bewegung. Die nächsten Anverwandten müßen an der Bahre tragen, denn dadurch, meinen sie, werde dem Todten die höchste Ehre erwiesen. Jeder vom Gefolge hat zwei Rosmarinstengel in der Hand, von denen er einen in das Grab wirft. Wenn es regnet, während der Zug sich zum Kirchhof bewegt, so wird das als ein großes Glück betrachtet; man sagt, die Bahre werde mit Himmelsthau benetzt. Die Freunde des Dahingeschiedenen bestreuen sein Grab reichlich mit Blumen, faßen es mit Schiefern ein und bedecken es mit einer Steinplatte, auf welcher einige Worte zum Andenken an den Verstorbenen eingegraben werden. Die Leichensteine und Kreuze unsrer Dorfkirchhöfe gibt es in Wales nicht. Aber dafür sind sie mit dem lebensvolleren Schmuck der Blumen desto

reicher verſehen; man könnte ſie Gärten des Todes nennen. Immergrün und Blüthengeſträuch ſchmückt jedes Grab; Oſtern, Pfingſten und Weihnachten werden die Grabesplatten gewaſchen, und auf Palmſonntag und Oſtern werden Stiefmütterchen und wilde Roſen, Narziſſen und Rosmarin eingepflanzt. Diß freundlich-wehmütige Geſchäft heißt: „die Todten bekleiden.“ Denn in der Zeit, wo jeder Lebende es für ſeine Pflicht hält, etwas Neues an ſich zu tragen, ſoll es doch auch den Geſtorbenen nicht an einem neuen Liebeszeichen fehlen. — An dieſen Familiengräbern hängt nun aber auch der Waliſer wie an ſeiner väterlichen Hütte. Es kommt nicht vor, daß er an einer andern Stelle als zur Seite ſeiner ſchon Heimgegangenen beſtattet wird; und ſelbſt der Arbeitsmann, und wär' er auch noch ſo weit vom heimiſchen Boden entfernt, bittet noch auf dem Todtenbette, man möge ihn auf dem Kirchhofe ſeines Dorfes bei ſeinen Eltern und Verwandten begraben.

Mit dieſer herzlichen Seite des Todtencults verbindet ſich im Volksleben der Waliſer aber auch der Glauben an eine ganze Welt von Geiſtern und Geſpenſtern, welche die Sterbeſtunde eines Menſchen entfeſſelt und ans Todtenbett ruft. Es wäre allerdings auch zu verwundern, wenn ein Volk, deſſen poetiſche Empfänglichkeit für das Wunderbare, durch die Umgebung wilder Gebirge und die Nähe des ewig ſtürmiſch bewegten Küſtenmeeres, durchaus düſter gefärbt erſcheint, wenn ein ſolches Volk die Myſtik des Todes nicht mit allen Schauern der Romantik bekleidet haben

sollte. Es hat sich hier in der That eine ganze Mythologie des Todes ausgebildet, deren Grundzüge mir Mutter Moll mit einer Miene vortrug, daß ich nicht zweifeln konnte, sie glaube an alle diese Dinge. Ja, sie stand in dem Rufe, mehr als andre weniger begabte Naturen davon zu wißen und gesehn zu haben.

Am verbreitetsten ist der Glaube an das Canwyll y Corph oder Todtenlicht. Es ist ein Licht, welches sich kurz vor oder nach dem Hinscheiden eines Menschen in oder nahe bei dem Sterbehause zeigt und sich von da zum Kirchhof fortbewegt. Zuweilen erscheint es von dem Schatten eines Mannes zwischen seinen Vorderfingern, zuweilen von einem Schädel getragen. Meist aber trägt es die Person, die sterben soll und zwar mit den Vorderfingern vor ihrem Gesicht, oder Einer von denen, die den Leichenzug später begleiten. Je nachdem ein Mann oder eine Frau stirbt, ist das Todtenlicht stärker oder schwächer. Beim Tod einer Frau ist es ein bleiches zartblaues Flämmchen. Die Todtenlichter haben eine große Kraft; wen sie schlagen, der fällt für todt nieder. Wer muthwillig nach ihnen schlägt, den werfen sie zu Boden, wer sie aber ohne Arg berührt, dem thun sie Nichts zu Leide. „Von diesen Todtenlichtern," sagte Mutter Moll, „könnte ich Euch viele Geschichten erzählen; doch mir fällt gerade eine bei, die dem David Shone passirt ist, als er noch Knecht in dem Farmhaus zu Ystradfelltar war. Eine junge Frau, Namens Polly, kam öfters dahin, um zu schneidern. Sie lebte in der Nachbarschaft als Näherin. Nun ereignete es sich,

daß David eines Nachts mit William Wattkin, der gleichfalls in der Farm diente, spät heimkehrte und da sahn sie sich ein Licht entgegenkommen, welches, wie sie zu ihrem Schrecken bald gewahrten, ein Todtenlicht war. David warnte seinen Begleiter, dem Todtenlicht nicht im Wege stehn zu bleiben, denn er wußte, wie gefährlich das sei. Darauf giengen sie Beide nach einer Brücke, über die der Weg führte, legten sich nieder und wandten ihre Gesichter dem Waßer zu und da sahen sie deutlich den Widerschein von Polly, welche auf dem Zeigefinger der rechten Hand ein Todtenlicht trug und die andre Hand vor das Licht hielt, als wolle sie es vor Zug schützen. Die beiden Knechte blieben regungslos in ihrer Lage, bis der Widerschein verschwand und dann giengen sie traurig und sorgenvoll nach Haus. Dennoch konnten sie nicht glauben, daß es Polly sei; denn was sollte sie auf dem fremden Kirchhofe thun, wo ja ihr Begräbnisplatz gar nicht war? Aber sie konnten die traurigen Gedanken gar nicht los werden und obwohl sie Nichts sagten, wurden sie doch von den Andern auf der Farm oft gefragt, was denn ihnen eigentlich sei? Sie sagten: Nichts; aber eine Woche später hörten sie, daß die arme Polly plötzlich gestorben und ihre Leiche auf demselben Wege und nach demselben Kirchhofe, den sie gesehn hatten, gebracht worden sei."

„Aber nicht blos Todtenlichter," fuhr Mutter Moll fort, „laßen sich vor dem Tode eines Menschen sehn, es gibt auch noch andre Erscheinungen, die dann Statt finden. In Südwales hat man schon oft einen Sarg

und Leichenzug von dem Sterbehaus zum Kirchhof in der Nacht ſich bewegen ſehn.

Zuweilen ſieht man auch Leichenwagen und Kutſchen; aber Alles geſchieht in dumpfem Schweigen. Nicht ein Fußtritt wird gehört, noch Rollen eines Rades oder andrer Laut; aber die Angſt der Wenigen, die dieſen Zug in der Nacht ſehen, verbreitet ſich bald über die ganze Nachbarſchaft.

Ebenſo gibt es noch eine unheilvolle Erſcheinung, welche Llatrith heißt und darin beſteht, daß irgend eine Perſon geſehn wird, von der man weiß, daß ſie's nicht ſelbſt ſein kann, da ſie ſich in weiter Entfernung von dem Orte befindet. Doch bedeutet dieſe Erſcheinung nicht immer und unfehlbar den Tod, da es Viele gibt, deren Llatrith im Neath-Thale geſehn worden iſt, als ſie ſelbſt weit weg waren, und die noch heute leben, ohne Etwas davon zu wißen. Die Llatrith ſpricht nicht und verſchwindet, wenn man ſie anredet.

Noch fürchterlicher als dieſe Todesbotſchaft iſt aber das Geheul der Cwn Annwn oder Höllenhunde, welches gleichfalls den Tod verkündigt. Ihr Geſchrei tönt aus der Luft, es iſt ein Getöſe, als ob Jäger und Hunde durch die Luft ſauſten. Die Höllenhunde heißen in einigen Gegenden auch Cwn Mybr oder Himmelhunde, in andren Feen-, in noch andren Gabriels Hunde. Je näher ſie ſind, um ſo ſchwächer werden ihre Stimmen, ſo daß es lautet, als wie wenn kleine Käfer ſummten. Je weiter ſie aber ſind, um ſo lauter wird das Geheul, und oft bellt unter ihnen

die Stimme eines großen Hundes, tief und hohl, wie die eines Bluthundes. Gewöhnlich ist die Erscheinung der Höllenhunde auch von Feuer begleitet; sie selber bleiben unsichtbar, obwol es auch schon vorgekommen ist, daß man sie gesehn hat. Einmal fiel Einer von ihnen aus der Luft auf einen Grabstein nieder; als man ihn aber später da suchte, war er verschwunden. Ein andermal gieng ein frommer Mann aus Pembrokeshire bei nächtiger Zeit durch das Cot Moor, in welchem die zwei Steine, „des Teufels Klepper" genannt, stehen. Daß es da nicht richtig ist, weiß jedes Kind. Der Mann gieng mit einem großen Bullenbeißer; aber plötzlich sah er einen andern Bullenbeißer auf sich zukommen und als er seinen eignen hetzte, da wollte derselbe nicht anfaßen, sondern schien sich zu fürchten. Der Mann bückte sich nach einem Steine, aber mit Eins leuchtete Feuer ringsum auf und nun sah er, daß jener Bullenbeißer einen weißen Schwanz und einen weißen Flecken unter seiner Nase habe und merkte nun wol, daß er einer von den teuflischen Höllenhunden sein müße.

Etwas Ähnliches begegnete einem Mädchen, welches eines Abends, da es schon spät war, in Geschäften nach der Stadt Langharn gehen wollte. Ihre Mutter redete ihr davon ab, da sie die Nacht überfallen würde; auch könnte sie leicht von einer Erscheinung erschreckt werden, welche schon oft, ja sogar von ihrem eignen Vater beim Pont y Madoc, einer mit Waßer gefüllten Grube, die selbst im Sommer nicht trocken werde, gesehn und gehört worden sei. Aber das Mädchen

schien nicht daran zu glauben und machte sich auf den Weg. Hinzu gieng es ohne weitern Unfall. Auf dem Heimweg aber, da sie beim Pont y Madoc vorbeikam und es schon dunkel geworden war, gruselte es sie doch ein wenig. Kaum war sie nun hinter der Grube in einem Felde, durch welches ein kleiner Bach rieselt, da erblickte sie, in dem Augenblick, wo sie schon einen Fuß über den Bach gesetzt hatte, Etwas gleich einem großen Hunde, der auf sie zukam. Es war einer von den Höllenhunden; und da er ihr bis auf vier oder fünf Ellen nahe gekommen war, hielt er an, setzte sich und fieng an zu kreischen, so furchtbar laut und stark, daß sie dachte, die Erde bewege sich unter ihr, und niederfiel. Sie lag bewußtlos bis gegen Mitternacht; und als sie erwachte, hatte sie den einen Fuß noch im Waßer des Baches, welchen sie überschreiten wollte, als sie die Erscheinung sah.

Auch der Aderyn y Corph oder das Käuzchen zeigt oft den Tod an. Dann schwirrt er um die Thüre desjenigen, der sterben soll und macht dabei ein Geräusch, das wie „Komm! komm!“ lautet. Wer so gerufen wird, muß unerbittlich folgen.

Nun giebt es aber auch noch einen traurigen Ton, der weissagend dem Tod vorangeht, ohne daß man weiß, woher derselbe kommt, oder wer ihn ausstößt. Es ist der s. g. Cyhirraeth *), ein schmerzlicher,

*) Das Wort wird auch im täglichen Leben so gebraucht, daß man Leuten, die einen unangenehmen Lärm machen, oder Kindern, die schreien ohne zu wißen warum, zuruft: „Ow'r Cyhirraeth.“

unangenehmer Laut, der durchs Fenſter hereintönt, und wie „wolach! wolach!“ klingt. Das Wort bedeutet Nichts, aber es lautet furchtbar, wenn es in der Nacht ſo von einem Geiſt mit ſchrecklicher Stimme ausgeſprochen wird. Am Beſten kann man den Cybirraeth vor ſchlechtem Wetter unterſcheiden; dann gleicht er dem Stöhnen kranker Perſonen und wird dreimal gehört. Er fängt ſtark und lauter an, als ein kranker Mann es hervorbringen kann, der zweite Schrei iſt ſchwächer, aber nicht weniger traurig; der dritte noch ſchwächer, verhauchend, gleich dem Röcheln eines kranken Mannes, der im Sterben liegt, ſo daß Jemand, welcher die Stimme gehört hat und dann zu dem Bette des Sterbenden kommt, das Röcheln deßelben genau ebenſo finden wird. Oft, wenn der Schrei ſehr laut iſt, gleicht er der Stimme deſſen, der von einem Stich getroffen iſt. Wenn der Todtenruf einem Hinderniß begegnet, ſo ſcheint es lauter zu ſtöhnen. In dem Kirchſpiele um den Fluß Towy iſt der Cybirraeth regelmäßig vor dem Tode eines Jeden gehört worden, der dort geboren iſt, mochte er nun dort noch wohnen, oder auch meilenweit entfernt ſein. Zuweilen wird er längere Zeit vor dem wirklichen Tode gehört; dreiviertel Jahr zuvor iſt aber die längſte Friſt.

Die Geiſter des Cybirraeth ſtellen nicht ſelten auch die Art, wie Jemand ſterben wird, zuvor dar. Man hört ſie z. B. in dem Zimmer, wo Jemand ſterben wird, gehen, fallen und dann verröcheln, um anzudeuten, daß der Betreffende an einem Sturz ſterben ſoll. Auch ſtoßen ſie zuweilen andre Worte aus, als

jenen obenbezeichneten unverständlichen Ausruf. So ist es besonders einmal bei dem Tode Edward Lloyd's in Llangyring, Montgomeryshire, gehört worden. Während er schwer krank darniederlag, vernahmen Diejenigen, welche um ihn waren, ganz in der Nähe die Stimme einer Person. Die Leute sahen zum Haus hinaus, konnten aber Nichts entdecken. Die Stimme schien in demselben Zimmer mit ihnen zu sein. Bald darauf hörten sie folgende Worte, ohne den zu sehn, der sie aussprach: „der oberste Balken des Hauses kracht!" — bald darauf: „Gleich bricht er!" und dann sagte dieselbe Stimme: „Da, er bricht!" Und in demselben Augenblicke starb der Kranke.

Daß auch Feen als Todesboten auftreten, ist schon oben S. 130 mitgetheilt worden.

Ob nun das walisische Volk heutzutage wirklich noch an alle diese Dinge glaubt, kann man freilich nicht mit Gewißheit sagen. Was Mutter Moll anbelangt, so möchte ich deren unerschütterlichen Glauben an Todtenlichter und Höllenhunde wol beschwören. „Der größte Haufen aber schweigt und verhält sich gleichgültig, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen!" So sagte Lessing in Deutschland und zu seiner Zeit; so wird es auch auf die Gegenwart und auf Wales passen.

Zur waliſiſchen Poeſie und Muſik.

Indem ich nun meine Leſer aus den düſtren Regionen des Todes auf die freieren Höhen der Poeſie zu führen gedenke, fürchte ich nur, auch hier dem Geiſte nicht viel Erheiterndes bieten zu können. Denn der Charakter der waliſiſchen Kunſtpoeſie iſt finſter, geheimnisreich und Alles in Allem nicht ſehr erquicklich. Die Form iſt unendlich geziert und durch Künſteleien für den Kenner und Freund ächter Poeſie ungenießbar gemacht; und gegen dieſe überladene Form tritt meiſtentheils der Inhalt um ſo mehr in ſeiner Monotonie und Dürftheit hervor. Der Tadel, mit dem ich dieſen Abſchnitt eröffnen muß, trifft wol nur die Kunſtpoeſie der Waliſer: das aus dem unheimlichen Schooße des Druidismus hervorgewachſene Bardenthum; allein von einer Volkspoeſie werden wir gar wenig zu bemerken haben, da der Schwulſt der privilegirten Sängerkaſte — deren Exiſtenz nicht auf dem Zufall, ſondern auf national-religiöſer Baſis beruhte — das Aufblühen eines friſchen freudigen Volksgeſanges entweder erdrückte oder doch mindeſtens ſehr verkümmerte. Das iſt der Segen deutſcher Dichtung geweſen, daß es bei uns

niemals „Barden" gegeben; und daß das „Bardengebrüll", welches zuerst Klopstock, dann der Barde Rhingulf (Kretschmann) und Sined (Denis) in Deutschland anstimmten, den Aberglauben an deutsche Barden nur noch lächerlicher gemacht hat. Die Barden sind ein keltisches Erbstück, um das wir die Waliser nicht beneiden dürfen!

Sharon Turner, der wol als einer der Ersten seiner englischen Landsleute auf die walisische Bardenpoesie hinweist, kann doch seine „Ehrenrettung der britischen Barden" nicht anders eröffnen, als mit dem Geständnis, daß seine Schützlinge keine große Poeten gewesen seien. „Wer sich den Barden mit der Hoffnung nähert," sagt er, „in ihnen die geistigen Genossen der großen Dichter andrer Länder zu finden, der wird sicherlich enttäuscht werdkn; das Verdienst ihrer Dichtungen ist ein historisches und kein poetisches. Ihre Lyrik hat weder Feuer noch Schwung; in ihren Elegieen vertritt Gedankenklauberei die Stelle der ursprünglichen Empfindung. Die große Mehrzahl der Bardengesänge haben kriegerische Tendenzen, und flößen uns vor dem Patriotismus ihrer Verfaßer mehr Achtung ein als vor ihrer poetischen Begabung." Turner schreibt mit Recht der conventionellen Starrheit und widerlichen Künstelei der Form nicht den geringsten Antheil an der Armuth und Dürftigkeit des Inhalts zu. Ein andrer und vielleicht tieferer Grund dieser wesentlichen Mängel ist in dem professionsmäßigen Betrieb der Bardenpoesie zu suchen. Während die Hellenen, die Römer, die Germanen es als das

ſchönſte Vorrecht der Gottheit betrachteten, ihre Poeten wie ihre Propheten ſich ſelbſt zu erwählen und ihnen die Gabe des Geſanges als ein freies Geſchenk bei der Geburt zu verleihen: ſo war bei den Kelten das Recht zu ſingen auf einen Stand beſchränkt — die Liederkunſt war nicht frei, ſondern monopoliſirt. Dem Sklaven war bei Todesſtrafe verboten, ein Gelehrter, ein Schmied und — ein Barde zu werden. Die Gelehrſamkeit, das Schmiedehandwerk und die Dichtkunſt ſtanden auf einer Stufe — das iſt bezeichnend!

Die Bardenkaſte zerfiel in drei Ordnungen, als deren vorzüglichſte die der Teuluwr*) erſcheint. Der Teuluwr war der Haus- und Familienbarde, der in den Schlöſſern der Großen gehalten wurde und als Archivar, Erzieher, Botſchafter und Panegyriker fungierte. Die beiden andern Arten von Barden hatten keine officiellen Stellungen, ſie waren vielmehr im wahren Wortſinne Vagabunden, von denen der Prydydd ſich von Schloß zu Schloß und der Clerwr ſich von Hütte zu Hütte bettelte.**) Dabei hielten dieſe beiden Claſſen mit großer Eiferſucht auf ihre

*) „Er ſoll eine Harfe haben vom König und einen goldnen Ring von der Königin, wenn er ſein Amt antritt; aber die Harfe darf er nie mit ſich fortnehmen.“ So heißt es in den Geſetzen Howel's des Guten.

**) Auch über den Modus dieſer Bettelei enthält Howel's Geſetzſammlung eine Verordnung: „Wenn ein Barde einen Fürſten um eine Gabe bittet, ſo ſinge er ein Stück; wenn einen Baron, drei Stücke; wenn einen Bauern, ſo lange, bis er einſchläft.“ — Ob der Barde oder der Bauer einſchlafen muße, ſcheint mir controvers zu ſein!

Competenz, ganz wie heutzutage eine Zunft gegen Überſchreitungen der andren. Beiden, oder mindeſtens den Clerwr gegenüber ſuchten ſich die Schloß-Barden als eine höhere Claſſe zu conſervieren. Indem ſie ſich nämlich für die Nachkommen der Druiden ausgaben, verſuchten ſie durch eine theilweiſe Wiederbelebung des Druidismus, als deſſen Prieſter ſie auftraten, einen Nimbus um ſich herzubreiten, der allerdings mehr Dunſt als Licht enthielt. Daraus erklärt ſich denn der ungenießbar myſtiſche Styl und die druidiſche Dämmrung in Allem, was die Hof- und Schloßbarden geſchrieben haben. Dieſen Charakter haben die Bardengeſänge, welche die Namen von Aneurin, dem „König der Barden", von Taliesin, Merddin (oder dem caledoniſchen Merlin), Llywarch Hên und Meugant tragen. Da dieſe Barden ſämmtlich ſchon im 6. Jahrhundert lebten, ſo wird man wol annehmen dürfen, daß nicht Alles, was ihnen zugeſchrieben wird, echt ſei. Die Glanzperiode des neu-druidiſchen Bardenthums war das 12. Jahrhundert, aus welchem die Namen Meilyr, Gwalchmai und Owein Gyveiliog ſich erhalten haben. — Inwieweit die Wanderbarden an alle dieſem Theil genommen, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Soviel ſcheint aber doch gewiß, daß die Aufgabe aller Barden insgemein war, als Bewahrer und Überlieferer der nationalen Traditionen aufzutreten; und obwol ſie urſprünglich und nach den Regeln des Druidenthums Boten des Friedens und vom Kampfe ausgeſchloßen ſein ſollten: ſo verordnet doch ſchon im 9. Jahrhundert der Geſetzgeber Howel, mit dem Beinamen der

Gute, daß die Barden im Kriege vorausziehn und mit dem nationalen Hochgeſang das Volk zu Kampf und Sieg führen ſollten. Dafür war ihnen denn auch ein beſondrer Antheil an der Beute vorausbeſtimmt. Die Barden ſcheinen für eine ganze kriegeriſche Nation geweſen zu ſein, was in unſrer Zeit die Muſik für die einzelnen Regimenter iſt. Von der Flucht Cadwalladers bis zu dem Augenblick, wo Heinrich IV. den Kopf des Rebellen Owen Glyndowr auf den Hauptthurm des Tower aufſtecken ließ, ſind ſie das intellectuelle Moment der Freiheitskriege gegen Sachſen und Normannen geweſen. Und hier hat Turner Recht, wenn er ihren Patriotismus höher ſtellt, als ihre poetiſchen Leiſtungen. Darum trachteten auch die engliſchen Eroberer immer und vor Allem danach, dem Einfluß dieſer gefährlichen Feinde, die das Herz ihrer gedemüthigten Landsleute beſaßen, zu begegnen. Schon unter Eduard I. ward eine Verordnung dahin erlaßen, „daß die Barden, Reimer und andre Tagediebe und Vagabunden, welche von den milden Gaben „Kymmertha“ *) genannt, leben, im Lande nicht geduldet noch zugelaßen werden ſollten, damit ſie durch ihr Schimpfen und Lügen das Volk nicht zum Böſen verführen und den gemeinen Mann mit ihrer Bettelei nicht beläſtigen möchten.“ Wenn nun auch dieſe Proclamation wol nur gegen die Wander-

*) Kymertha iſt das walliſiſche Wort für Almoſen und kommt noch heute in einem dem oben angegebenen Zuſammenhange ähnlichen vor. Darüber noch ſpäter, wo von den Hochzeitsgebräuchen gehandelt wird.

barden gerichtet war, ſo betraf ſie doch die zahlreichſte und gewis auch die verdienſtreichſte Claſſe der waliſiſchen Poetenzunft. Ähnliche Erlaſſe wurden unter Heinrich IV., ja noch unter Heinrich VIII. und Eliſabeth wiederholt. Die „reſpectablen" Barden, d. h. die Hofpoeten der waliſiſchen Großen, hielten ſich mehr und mehr in gemeßner Entfernung von ihren vagabondierenden Brüdern, deren freies Leben doch noch in Etwas, wenn auch nur ſehr äußerlich und gewis in der unangenehmſten Weiſe, die Freiheit der Kunſt bewahrte. Allein wie mit dem gänzlichen Aufhören der waliſiſchen Selbſtſtändigkeit auch die Burgen der Großen brachen und die Paläſte zerfielen, war auch der Haus- und Familienbarden Loos erfüllt. Und was die Wanderbarden anbelangt, ſo fanden dieſe ſchließlich auch neben dem Staat noch in der Kirche eine mächtige Widerſacherin, die mehr vielleicht noch als aus moraliſchen Gründen ſie aus materiellen bekämpfte. Denn in dem Verhältniſſe, als die Mönche an Zahl zunahmen, wurden ſie mehr und mehr gegen die Barden erbittert, in welchen ſie nicht nur die Träger national und religiös deſtructiver Tendenzen, ſondern auch Concurrenten um die Mildthätigkeit des Volkes ſahen. Beide waren aufs Betteln angewieſen und waren ſich deshalb im Wege. Der Schwächere mußte weichen. Brodneid und Fanatismus verbrüderten ſich und das Bardenthum unterlag den vereinten Anſtrengungen der Politik und der Religion. Und wenn auch noch heutzutage jeder Waliſer, der einmal einen Vers geſchrieben, ſowie jeder Bettler mit einer Harfe ſich einen Barden

nennt, ſo hat das Bardenthum doch in Wales mit der Eroberung ſeinen Boden, ſeinen Zweck und ſein Ziel verloren; das letzte Auflodern geſchah in der Rebellion Owen Glyndowrs, und mit dem Ende des 15. Jahrhunderts geht die waliſiſche Bardenzunft als ſolche zu Grabe. Aber nun zeigt es ſich ſofort, in welchem Theile derſelben die meiſte Lebenskraft geſteckt habe. Während die Prydydd und die Teuluwr in den Archäologien nur noch für die Gelehrten vorhanden ſind oder in den Manuſcripten des Britiſh Muſeum vermodern, floriren die ſpäten Nachkommen der Clerwr noch heute. Das ſind die Vagabunden der Muſik, die Bewahrer der altnationalen Erinnerungen; die welſchen Harfner, die man noch am heutigen Tage auf allen Bierbänken und Wirthshausdielen von Wales findet. Zwar ſingen ſie keine Lieder des Aufruhrs mehr — die Meiſten ſingen gar nicht; aber in ihrer ſchlichten, kunſtloſen Harfenweiſe, dem „Marſch der Männer von Hurlech", in ihrem „Lied von Mona" und der „Rhuddlan-Haide" leben die Klänge von der Luſt und dem Leide einer großen, herrlichen Vergangenheit wehmüthig fort.

Nach dieſer Skizze des äußerlichen Verlaufs ihrer Geſchichte und ihrer national-religiöſen Stellung ſei es mir geſtattet, auch auf den innern Organismus der Bardenzunft einen kurzen Blick zu werfen, und ſie namentlich von ihrer rein äſthetiſchen Seite zu betrachten. Es wird nicht unintereſſant ſein, an dieſer Stelle die Anſichten der Barden mit ihren eignen Worten auszuſprechen, denn ſie hatten die Sitte, das, was ſie für

die leitenden Grundſätze in Religion, Moral, Geſchichte und Poetik hielten, in einer Art von Aphorismen niederzulegen, die Triaden genannt werden, weil ſie drei verſchiedne, nur durch die Analogie zuſammenhängende Gedanken, in dreizeiligen Strofen vereinen. In dieſen Triaden, die ſich auf das Bardenthum beziehen, heißt es nun unter Andrem:

1) Das Bardenthum hat drei Hauptzwecke: Zucht und Sitte zu reinigen; Frieden zu ſichern; alles Gute und Ausgezeichnete zu feiern.
2) Ohne drei Eigenſchaften kann Niemand ein Barde ſein: poetiſchen Genius; Kenntnis der Regeln; untadelhafte Sitte.
3) Der poetiſche Genius hat drei Haupterforderniſſe: ein Auge, das die Natur zu ſehn; ein Herz, das ſie zu fühlen; ein Wille, der ihr zu folgen verſteht.
4) Die Phantaſie hat ihre Schranken in dem, was ſein kann; ſein ſoll; ſein darf.

So ſchön und anerkennenswerth dieſe Maximen ſind, indem ſie die Grundgeſetze aller Poeſie überhaupt anerkennen: ſo haben die Barden doch mit dem, was ſie als „Regeln des Bardenthums“ angeben, jene freieren Tendenzen eigentlich und factiſch ganz aufgehoben und den zunftmäßigen Charakter ihres Geſanges nachdrücklichſt zur Geltung gebracht. Gegen dieſe ſteifen Regeln, nicht nur über den Versbau, ſondern auch über die poetiſchen Bilder und Wendungen ſind die Tabulaturen des deutſchen Meiſtergeſanges noch wahre Muſterbilder einer freien Poetik. Den

Meiſtern war es geſtattet, neue Töne, neue Reimverſchlingungen zu erfinden; ihnen waren nur falſche (unchriſtliche) und blinde (undeutliche) Meinungen verboten — aber die Barden waren an ſtrengbeſtimmte Versmaße und conventionell feſtgeſtellte Worte gebunden!

Was die Versmaße anbelangt, ſo erkannten die Barden deren vierundzwanzig an, von welchem das eine noch künſtlicher iſt, als das andre, die beſonders aber durch die Vorliebe für die Alliteration am Anfang und denſelben Reim am Ende gradezu wie eingeſchnürt erſcheinen. Da nun die Alliteration der Barden ſich nicht auf den erſten Buchſtaben beſchränkt, ſondern mehrentheils eine Sylbenalliteration iſt: ſo hat man denn oft das erhebende Beiſpiel von zwanzig-, vierzig-, ja ſechzigzeiligen Strophen, die vorn und hinten je auf dieſelbe Sylbe durchreimen! Was will das längſte Ghaſel, in welchem der ſpitzfindige Geiſt des orientaliſchen Poeten ſich durch alle Reimbarrièren ſpielend hinwindet, gegen ſolch ein Meiſterſtück des welſchen Bardengeſangs?

Aber die Barden begnügten ſich nicht mit dieſen Regeln für den Versbau, welche nie überſchritten werden durften: ſie hatten deren auch, die ſich auf die innere Conſtruction bezogen. Sie arbeiteten vollſtändig nach der Schablone und verhielten ſich zu echten Dichtern wie Weißbinder zu echten Malern. Es gibt eine ganze Reihe von Triaden, welche — ein wahres Criminalgeſetzbuch der Poeſie — dem Barden angeben, wie er die Dinge, die er zu beſingen gedenkt, nennen

muß. Für die Sonne gibt es in der Bardenpoeſie drei erlaubte Namen: Weltenfackel, Auge des Tages, Heiterkeit der Himmel. Der Mond heißt: Sonne der Nacht, der ſchöne, und Feenſonne. Die Sterne: Augen des Friedens, Gotteslichter, Edelſteine des Himmels. Die Wellen: Gwenhidwy's Schaafe, Drachen der Salztiefe, Blüthen des Oceans. Der Sommer: Ritter der Liebe, Vater der Kraft, Hüter der Flamme. Der Wind: Weltenheld, Baumeiſter des ſchlechten Wetters, Angreifer der Hügel. Die Blumen: Diamanten des Geſträuchs, Schönheiten des Sommers, Augen des Zephyrs. Die Kräuter: Mantel des Sommers, Anblick der Schönheit, Eſtrich der Liebe.

Doch genug dieſes Spielwerks der Gedanken. Die Barden von Wales haben uns — ich fürchte! — faſt zu lang ſchon beſchäftigt. Sie gehören einer grauen Vergangenheit an und werden wol nur noch von ihren Landsleuten verehrt. Uns und unſrem Verſtändnis ſtehn ſie fern. Was die Poeten des neuern Wales anbetrifft, ſo haben ſich diejenigen, die in der Landesſprache ſchreiben, faſt ausſchließlich dem Anbau der religiöſen Lyrik zugewandt. Einer der berühmteſten Verfaßer ſolcher Dichtungen war Hugh Morris, der von 1622 — 1709 lebte. Namentlich reich iſt die neuere waliſiſche Literatur an Weihnachtsliedern; das Llyfr Carolau oder Liederbuch (Shrewsbury, 1740) enthält ſechsundſechzig Weihnachts- und nur fünf Sommerlieder; das Blodeugerdd Cymru (Shrewsbury, 1799), die „Blüthen und Perlen" der waliſiſchen Dichtung,

enthalten achtundfunfzig Weihnachts-, neun Sommer- und drei Mailieder, ein Winter-, ein Nachtigall- und ein Liebeslied.*)

Wenn die Kunſtpoeſie der Waliſer eben ſo ſehr an dem äußern Misgeſchick der Nation als an der innern Unnatur derjenigen, die die privilegirten Pfleger des

*) Daß ſich auch Spuren dramatiſcher Verſuche und Anfange in Wales finden, wird nicht weiter verwundern. „Denn Nachahmung iſt dem Menſchen von Kindheit angeboren" (Ariſtoteles); und die Luſt, Theater zu ſpielen, die Mitgabe aller naiven Völker. Dieſe dramatiſchen Anfange kommen in Wales unter dem Namen Hud a Lledrith (Täuſchung und Scheinbild) vor. Nach dem was Stephens in ſeiner Literaturgeſchichte der Kymren (S. 79 ff.) darüber mittheilt, haben ſie nicht, wie die gleichzeitigen Mirakelſpiele in England ꝛc. bibliſchen Inhalt, ſondern nahern ſich mehr den Moralitäten. Wie dies indes zu gehn pflegt: die Culturvölker bewahren das Andenken an ſolche Kunſtanfange nur in der Geſchichte derſelben auf, indeſſen die Naturvölker in der Wirklichkeit bei denſelben verharren. Während Mirakelſpiele und Moralitäten in England mit dem 16. Jahrhundert aufhörten, dauerten ſie in Wales (ſo auch in Cornwallis die ſ. g. Guary-Miracles ſ. Collier, **Annales of the Stage**, II., 140) mindeſtens bis in das achtzehnte hinein. Unter den ländlichen Vergnügen war hier das Spielen von **anterluwt** (verdorben aus dem engliſchen „**interludes**") lange eins der vorzüglichſten. König David und Salome — König Lear mit ſeinen drei Töchtern — ſämmtlich dargeſtellt von ſtarkknochigen Bauersleuten — vor Allem aber der Narr und der Geizhals waren lange Zeit die Lieblingsfiguren eines Tramas, das ſich freilich nicht über die Erdhaufen und Tennen erhob, in welchen es von ſeiner Entſtehung an geſpielt wurde.

Geſanges waren, zu Grunde gieng, ſo hat auch die Volkspoeſie zu keiner erfreulichen Blüthe gelangen können. National-Leiden pflegen ſonſt dem Geſange des Volkes, zumal einem Volke, das ſo leidenſchaftlich an ſeinem Vaterlande hängt, einen Zauber mehr zu verleihen. Allein das waliſiſche durfte ja nicht ſingen! Das Recht des Geſanges war ja durch Monopol einem Stand verliehen! Und ſo durften denn die armen Waliſer — denen es fürwahr nicht an Poeſie fehlte! — nur erzählen, was ihr Herz bewegte, indem ſie über die bemooſten Felſen ſchritten, auf denen Merlin und Arthur gewohnt — was ihre Einbildungskraft beſchäftigte, wenn ſie in lauen Mondnächten durch die Wieſen wandelten, in denen Graſe die Feen tanzten. Und in dieſen Erzählungen und Märchen hat ſich die waliſiſche Volkspoeſie ausgeſprochen. Die Sagen vom Gral, von Arthur und ſeiner Tafelrunde ſind Eigenthum der Waliſer — und was das Volk an den Ufern des Conway und Seiont ſich erzählte, das ward der glänzendſte Stein in dem Diamantenkranze mittelalterlicher Ritterpoeſie.*) Freilich fehlt ihnen hier, in Wales, noch der Glanz und das Feuer. Es ſind noch rohe

*) Eine waliſiſche Edelfrau, Lady Charlotte Gueſt hat dieſe Quellen der mittelalterlichen Ritterromanze nebſt engliſcher Überſetzung in einem mit trefflichen Bildern verzierten Prachtwerke herausgegeben, unter dem Titel: „The Mabinogion from the Llyfr coch o Hergest. Llandovery, 1830—40.“ — Ins Deutſche überſetzt nebſt Einleitung über die Arthurſage von San Marte: „Die Arthurſagen und die Märchen des rothen Buches von Hergeſt.“ 1842.

Geſchichten, in die ſich obendrein noch das ganze Druidenthum nach und nach hineingeheimniſt hat — aber es ſind doch immer die Ur- und Grundſtoffe, deren das feine Ritterthum der Normandie und Deutſchlands ſich zu ſeinen poetiſchen Schöpfungen bediente. Harmlos zwiſchen dieſen unvergänglichen Denkmalen der nationalen Sage ſind, wie wilde Roſen, die Märchen aufgewachſen, die ich in dieſem Buche zu einem kunſtloſen Strauße geordnet habe. Wenn Nichts weiter vorhanden wäre — dieſe Märchen würden Zeugnis ablegen für die bald kecke, bald träumeriſche, immer aber von der Liebe zur Natur und der Freiheit erfüllte Poeſie der Waliſer. Aber glücklicherweiſe brachen ſeit der Zeit, wo das Bannrecht des Bardenthums erloſch, auch noch andre, zwar beſcheidne, aber nichtsdeſtoweniger ſehr liebliche Blüthen der Volkspoeſie auf. Sobald die Barden aufhörten, fieng das Volk an zu ſingen; und ſo gibt es denn nun eine Reihe kleiner Volksliedchen in Wales, Pennillion genannt, deren Urſprung ſich bis ins 16. Jahrhundert zurück verfolgen läßt.

Pen-nill (pl. Pen-nillion) heißt die Strophe, der Vers, das Epigramm. Die etymologiſchen Erklärer des Wortes, indem ſie den Nachdruck auf Pen, den Kopf legen, behaupten, die Liedchen hießen deshalb ſo, weil ſie extemporirt, aus dem Kopfe geſungen würden. Es iſt nun allerdings Thatſache, daß viele Pennillion improviſiert werden, allein die Regel iſt es doch nicht. Sie werden vielmehr, wie alle Volkslieder, aus dem Kopfe nur widerholt, und darauf paßt denn auch das Wort, wenn man es nur ganz ins Auge faßen

will: Pen = der Kopf, nill = das, was widerholt wird, Pennill alſo das, was aus dem Kopfe widerholt wird.*) Dieſe Liedchen beſtehen meiſtens aus vier oder ſechs, ſelten aus acht oder mehr Zeilen, ſind ziemlich kunſtlos gereimt, in der Regel aber epigrammatiſch zugeſpitzt und oft durch Anwendung jener beliebten Triadenform noch pikanter gemacht. Wer in dieſen Pennillion einen Schatz von Poeſie zu finden hofft, wie in den düſtern altengliſchen Balladen, dem wehmüthigen deutſchen Volkslied oder den glühenden Romanzen Alt-Spaniens: der würde ſich allerdings enttäuſcht ſehn. Es ſind die harmloſeſten, einfachſten Naturlaute, ohne pathetiſche Tiefe oder begeiſterten Schwung, meiſt Liebeslieder; einige ſcherzhaft, andre ſatyriſch, alle aber mehr oder weniger pointiert.

Dieſe Liedchen, welche im Mund und Herzen des niedren Volkes leben, ſind durch die Tradition bewahrt,

*) Es gibt eine Claſſe von Gelehrten, welche in ihrem Eifer für das Druiden- und Bardenthum daſſelbe auch in den Pennillion wittern. — Mit Berufung auf Cäſar (**de bello Gall. VI., 14**): **„Magnum ibi numerum versuum ediscere dicuntur .... Neque fas esse existimant, ea litteris mandare"** — wollen dieſe Erklärer Namen und Gebrauch der Pennillion bis in die düſtren Druidenhaine zurückführen. Wenn es aber ſchon klar auf der Hand liegt, daß Cäſar nur an die Triaden dachte, in deren gnomiſcher und allegoriſcher Verhüllung die Druiden ihre Myſterien bewahrten und darum vor ſchriftlicher Verbreitung zu hüten ein Intereſſe hatten: ſo wird ſich dem Vergleichenden auf den erſten Blick ergeben, daß dieſe heitren, kunſtloſen Pennillion zu der geheimnisvollen, ſteifen Bardenpoeſie in keinem andern Verhältniſſe als dem des weſentlichſten Gegenſatzes ſtehen.

wie Sprüchwörter; in allen Theilen von Wales kennt man sie und die Waliser lieben sie so, daß sie dieselben singen, wo sie nur bei einer Harfe zusammenkommen. Eigne Melodieen haben die Pennillion zwar nicht; aber nun mußte es sich so treffen, daß die Texte zu den altnationalen Melodieen der Wanderbarden verloren gegangen sind. Und da sich nun hier Lieder ohne Worte, dort Worte ohne Lieder fanden, so nahm das Volk — das in solchen Auskunftsmitteln sich immer ganz glücklich erweist — keinen Anstand sich dadurch zu helfen, daß es seine neuen Pennillion zu den alten Weisen sang, und so dem Neuen eine gewisse Weihe und dem Alten einen Halt zu neuem Leben gab. Freilich geht es hier mit Tact und Rhythmus nicht immer ganz richtig zu; denn während der Harfner einen „Ton" angibt, werden sie angestimmt, und zu allen Variationen des Harfners fortgesungen, mag es nun eben passen oder nicht. Allein die musikalische Begabung jedes Walisers, die Übung des Harfners und gegenseitiges Ab- und Zugeben helfen doch immer über die Schwierigkeiten hinweg.

Das walisische Volkslied führt uns — wie jedes Volkslied soll — natürlich zur Musik; und wenn schon jenes als ein anmuthiger Ausdruck eines poetischen Naturvolks erschien, so entfaltet sich doch erst in dieser all' seine Begabung zu der ihr gemäßen Bedeutung. Das walisische Volk ist das geborene Volk der Musik, und hier ward ihm ein Schatz verliehn, der den Vergleich mit dem keiner andren Nation zu scheuen braucht. Ob es wahr ist, daß die Waliser

den Contrapunkt kannten, ehe Guido ihn für die Wiſſenſchaft entdeckt und begründet haben ſoll, will ich hier nicht unterſuchen; dieſe Annahme, welche ſich nur auf eine gelegentliche Äußerung des Giraldus Cambrenſis ſtützt, wird eben ſo ſehr beſtritten, als die Anſicht derer, welche aus einigen Stellen Platos', Ariſtoteles' und Cicero's folgern, daß ſchon die Griechen und Römer mit dem Grundgeſetz der Harmonie vertraut geweſen ſeien. So viel aber ſteht feſt, daß einige waliſiſche Lieder, wie z. B. das **Nos Calan** und **Hob y deri danno** ſchon von den Druiden, wenn auch in weniger richtiger Harmoniefolge, als ſie ſich heut in den Sammlungen finden mag, geſungen worden ſind, und daß andre, wie z. B. das **Ar hyd y Nos** und **Toryad y Dydd** ſo alt ſind, daß man nicht einmal annäherungsweiſe die Zeit ihrer Entſtehung wird angeben können.

Aber nicht blos die Waliſer, ſondern alle Kelten überhaupt ſind geborene Muſiker, und es iſt nicht weiter zu verwundren, daß ſich in ihren nationalen Melodieen eine gewiſſe Familienähnlichkeit findet. Jedoch iſt die Meinung derer, welche annehmen, die waliſiſche Muſik ſei aus Irland importiert, ſo falſch, daß vielmehr grade die waliſiſchen Melodieen diejenigen ſind, welche von den iriſchen im Charakter am Meiſten unterſchieden ſind, während ſchottiſche und iriſche ſich im Weſen viel mehr gleichen. Zwar iſt es hiſtoriſch richtig, daß ein König von Nord-Wales, Namens Griſydd ap Rynan, der von waliſiſchen Eltern in Irland geboren war, ums Jahr 1100 den Dudel-

sack und irische Volksmelodieen in Wales einzuführen sich bemühte. Aber das Volk hatte einen Widerwillen gegen Beides; und es ist jedenfalls bezeichnend genug, daß — während der Dudelsack in allen Ländern der Kelten, in Irland, Schottland und der Bretagne das eigentlich nationale Instrument ist, — in Wales einzig und allein die Saiteninstrumente die Herrschaft behauptet haben, in geringerem Maße der Crwth, oder die Violine und vorzüglich die am Meisten geliebte und mit allem Weh und aller Freude unzertrennlich verbundene Telyn oder Harfe. Die Volksmusik von Irland und Schottland ist für den Dudelsack geschaffen; die von Wales aber ist Harfenmusik, einfach, rein und leidenschaftslos, jedes wahrhaft musikalische Ohr entzückend, jedes poetisch gestimmte Herz, wenn auch nicht ergreifend oder erschütternd, dennoch mit ihrer langsam aber voll fortschreitenden Bewegung, mit ihren schwellenden Akkorden und sanft hinsterbenden Schlußcadenzen in süße Träumereien versenkend.

Daß die Texte zu all' diesen Melodieen verloren gegangen sind, habe ich schon oben gesagt. Die Walliser selbst legen ihnen zwar ihre Pennillion unter, allein einem anspruchsvolleren Publicum würde diese Restauration weder in ästhetischer noch in musikalischer Hinsicht zu genügen im Stande sein. Deswegen ist in England im vorigen sowol als auch in diesem Jahrhundert der Versuch gemacht worden, den Melodieen nach ihrem Charakter und ihrem Titel (der überall noch erhalten ist) neue Texte anzupassen; zuerst 1784 in einer Sammlung von E. Jones,

„Musical and Poetical Relicks of the Old Bards“, dann im großartigeren Maßſtabe von George Thomſon „a Select collection of Welsh airs“ (1809 bis 1817). Das ſymphoniſche Arrangement dieſer Sammlung war von Haydn, während die berühmteſten engliſchen Dichter jener Zeit die Texte lieferten. Ob ſich nun auch ähnliche Verſuche bis in die Gegenwart widerholten, ſo hatte doch keiner derſelben den Erfolg wie Thomas Moore mit ſeinen „Irish Melodies“. — Daß der Fehler dießmal an den Dichtern und nicht an der Muſik lag, bedarf wol kaum der Andeutung.

Mit wie viel oder wie wenig Glück man nun auch bemüht geweſen iſt, dieſe nationalen Melodieen in der Fremde zur Geltung zu bringen: in ihrer Heimath ſind ſie noch immer mit dem Leben des Volks ſo innig verwachſen, wie der Rosmarin mit der Erdſchicht, die die Felſen deckt. Und wie es vor ſechshundert Jahren war, ſo iſt es noch heute: „die Fremden, die am Morgen kommen, werden bis zum Abend durch das Geſpräch ſchöner Frauen und die Muſik der Harfe unterhalten; denn in dieſem Lande findet ſich Beides faſt in jedem Hauſe. Und ſolch einen Einfluß hat die bezaubernde Macht der Muſik auf das Gemüth dieſes Volkes geübt, daß in jeder Familie und in jeder Ortſchaft Geſchicklichkeit im Harfenſpiel höher geſchätzt wird, als ſonſt jede Wiſſenſchaft!“ (Giraldus Cambrenſis).

Pennillion.

Lieder und Sprüche der Waliſer.

Laßt den Pulas*), laßt ihn kreisen!
Singt dazu die alten Weisen.
Schlagt die Harfe, daß von Tönen
Mimas die dunklen Hügel dröhnen.
Laßt die Klänge weiter schweben,
Bis die Thäler freudig beben,
Bis die Luft', die nachtverhüllten,
Ganz mit Melodie sich füllten.
Und so über Strauch und Hügel
Weht's zum finstern Donnerzgipfel:
Ob sie uns auch niederwarfen —
Auch, noch klingen unsre Harfen!
Was die Väter einst ersangen
Wollen wir nicht mehr beklagen;
Auch das Lied, das sie erfreut,
Lebt in unsrer Brust noch heut'

*) Trinkhorn

Pennillion der Liebe.

1.

Die Harfe, die an Hewel's Herzen lehnt,
Klingt süß von Dem, wonach es still sich sehnt:
Wie würd' das meine schlagen laut vor Lust,
Nahm' es, der Harfe gleich, an Hewels Brust!

2.

Dein Wuchs, Dein Antlitz, Dein Aug' und Deine Hand,
Sie brachten mich um den Verstand.
Sag' Deinen Lippen, daß sie lieblich küssen und singen,
Daß sie recht bald ihn mir wiederbringen!

3.

Ach, der Sehnsucht süßer Schmerz,
Sehnsucht quält und drückt mein Herz;
Nachts, wenn süßer Schlaf bedeckt mich,
Kommt die Sehnsucht und erweckt mich. —

4.

Einen süßlichen Burschen den hatt' ich einst lieb. —
Zu einer Nacken sein Herz ihn trieb.
Doch diese hat ihres schon verschenkt —
Nun haben uns alle gar recht gekränkt. —

5.

Eine hier und Eine dorten —
Ach, die Eine aller Orten!
Eine, die bei Tag mir kaum
Meinen Gruß erwidert hätte,
Kommt bei Nacht wol an mein Bette . . . .
Freilich, freilich nur im Traum!

6.

Wenn noch Dein Zweifel an meiner Lieb' nicht schwand,
So leg' auf meine Brust Deine liebe Hand.
Doch rühr' sie leise an, daß du die Schmerzen
Nicht noch vermehrst, die ich schon trag' im Herzen.
Ja, rühr' sie leis an und denk' dabei still:
So schlägt ein Herz, wenn es brechen will!

7.

Jeder hat wenigstens sein Lieb —
Hast du mir's denn gleichviel,
Ob durch Krankheit ich verderbe,
Oder an der Liebe Herbe.

8.

Es ist eine Pein, verliebt zu sein.
Und eine Pein, zu machen diese Pein
Jedoch die größte Pein des Lebens
Das ist zu lieben und zu lieben vergebens!

9.

Deine süßen Lippen, Herz mein Schatz,
Sind gleich rothen Kirschen, den saftigsten.
Und Deine Brüste, Herz mein Schatz,
Gleich Rehen, den jungen schwellenden.
Doch unter rother Scharlachen, weich und fein,
Da liegt ein Herz, so hart wie Kieselstein.

10.

In meiner Bruſt iſt der Liebe Feuerherd,
Mein Herz iſt die Kohle, die das Feuer nährt;
Und eh' die Kohle nicht als Aſche modert,
Hat auch in mir die Glut nicht ausgetobert.
Der Blaſebalg iſt meine Treue —
Sie facht die Flamme immer an aufs Neue.
Was Wunder — daß ſie mir zu Kopf zu ſteigen beginnt,
Bis mir das warme Waſſer aus den Augen rinnt?

11.

Wie lieb' ich Deiner Augen holden Schein!
Queckſilber kann nicht flinker ſein,
Sie funkeln unter Deinen Wimpern,
Wie blinzende Sterne in Sommernächten.

12.

Wär' ich beim Glück recht wol gelitten,
Um Macht und Reichthum wollt' ich mich nicht bitten,
Um ſolch Geſchick bät' ich mir höchſtens Muth
Und um ein Lieb, das mir am Herzen ruht.
Schönheit iſt zu kaufen und zu miethen,
Reichthum kann ich erwerben, auf Land kann ich bieten,
Doch ſeine Hulde halten treu und feſt:
Das iſt ein Glück, das ſich nicht kaufen läßt.
Eine Hulde weiß ich — ach, eine Wunderhulde!
Ich kann ſie nicht kaufen mit Silber und mit Golde;
Zu ſüß, die mich den Tag ſo träumriſch macht,
Und die mich aus dem Traum nicht in der Nacht.

13.

Mein Schatz iſt wie das blühende Jahr,
Der Stolz und die Perle der Mädchenſchaar.
Sprühäugig, Mailicht lind in ihr vereint
Die Sonne lacht, wenn ſie auf ſie ſcheint.

14.

Wie oftmals hab' ich bei mir gedacht,
Wär' meine Bruſt aus Glas gemacht,
Damit mein lieber Schatz erkennt
Daß meine Liebe wie ein Feuer brennt.
Ach, da iſt ja kein Mädchen von allen,
Das von Geſicht mir thut gefallen,
Das ſolche Augen hätte, wie Du haſt
Und in Geſtalt ſo zu mir paßt.

15.

Wie ſoll ich Dich haſchen, Sonnenſtäubchen?
Wie ſoll ich Dich fangen, Turteltäubchen?
Ach, wie ſoll ich es beginnen
Um Dein Herzchen zu gewinnen?
Sag mir's, ſag mir's liebes Weibchen.

16.

Ach, gib mir einen Kuß — nur einen!
Ach, gib mir einen Kuß — nur einen!
Ich will Nichts von Dir haben, Du Nichts thun
Nur einmal möcht' ich Dir am Herzen ruhn!

17.

Was des Todes Schlagſchatz heim
Tief ich Zahren, die nur fließen
Weil Du mir mein Herz geſtohlen,
Wer' ich Dir das Deine ſtehlen! —

18.

Sag, Freund, warum wirſt mir ſo ſcheu?
Sag, warum ſah mein Schatz ſo neu,
Und wer gelegt erhält den Preis:
Du — die gewinnt, ich — der verliert?

19.

Wie gleicht ein liebend Mädchen, das da schmollt
Dem ungezognen Buben, welcher grollt
Und schreit, wenn man ihn zwingen will zum Essen —
Er wehrt sich und — verschmachtet fast indessen!

20.

Sei gut und freundlich, liebes Kind,
Und höre, was dein Liebster spricht:
Ich weiß es wol, daß Niemand blind
Für Dein liebreizend Angesicht.
Ich sehe wol, es frei'n um Dich
Viel Leut', die reicher sind als ich.
Doch ob auch arm an Geld und Gut,
So hab' ich dennoch frohen Muth.
Was Geld und Gut ist, kann vergehn,
Doch Eins, das weiß ich, muß bestehn:
Die Lieb', die nicht nach Schätzen frägt,
Da sie den größten in sich trägt.
Und wenn Du willst die Meine sein,
So biete Schatz mir Hände Dein!

21.

Komm, liebes Mädchen, schwenke von Allen!
Komm, leb' mit mir — es soll Dir wol gefallen.
Die Engel nur, die unser Glück beneiden,
Die soll'n uns nahn, um uns Leidens zu scheiden!

22.

Nimm meine Hand und gib Du mir die Deine,
Gib mir Dein Wort, ich gebe Dir das meine.
Nimm Alles, was ich wünsche, was ich denke,
Und gib für mein Herz Deins mir zum Geschenke!

23.

Sonn' und Mond gehn hin und her
Und in ew'gem Wandertriebe
Fliegt der Wind und rollt das Meer:
Aber fest steht meine Liebe!

24.

Den Mädchen allen groß und klein
Soll mein Gesang ertönen;
Doch Einer gehört mein Herz allein
Der Lieben und der Schönen.

Ihre rothen Lippen gleichen an Glanz
Den rothen Blumen des Kornes;
Ihre kleinen Augen die scheinen ganz
Wie Blüthen des Hagedornes.

Wo findet Ihr solch volles Bein
Bei allen Schönen der Sachsen?
Wo ist so schlank, so zierlich und fein
Ein wilsch Mädchen gewachsen?

25.

Frühling ist der Liebe Zeit.
Alles macht er ihr bereit,
Führt sie in des Waldes Schoß,
Deckt ihr Lager ganz mit Moos,
Daß kein Lauscher ihr schleich' nach,
Schließt den Wald er hundertfach,
Hier mit Tann' und Haselwand,
Dort mit Strauch und Birkenstand,
Daß kein Mensch ihr Flüstern hör',
Scheucht der Frosch' und Vögel Chor,
Daß kein Mensch sieht, was sie thu',
Deckt er sie mit Schatten zu'

26.

Eh' ich meine Liebste wieder seh'
Muß brechen das Eis und muß schmelzen der Schnee,
Muß grünen die Flur und Maßliebchen blühn,
Muß singen der Kuckuck in Waldesgrün.
Doch Eins wird unverändert sein:
Mein Herz das Dich liebt und das ewig Dein!

27.

Schwer und traurig sinkt der Stein,
Wellt er in den See hinein;
Unter Sorgendruck erschlafft
Mälig auch des Mannes Kraft.
Doch das allergrößte Leiden
Ist zu lieben und zu scheiden!

28.

Sollt' ich Lebewol ihr sagen,
Ach — ich wollte doch nicht klagen.
Bitten wollt' ich nur das Eine:
Himmel, schütze sie, die Meine!
Und was Du mir auch beschieden:
Gib ihr Freude, gib ihr Frieden!

29.

Sieh jenes Schiff! — die Segel sind
Gespannt, nach Irland treibt's der Wind.
O, Engel vom Himmel, steht am Steuer —
Denn mit dem Schiff geht Alles, was mir theuer!

30.

Ueber die See ist mein Herz geflogen,
Ueber die See meine Sehnsucht schwebt —
Ueber die See ist die gezogen,
Die in meinen Gedanken lebt!

31.

Süßen Honig kuſt ich einſt nippen
Nach Herzenswunſch von Deinen geliebten Lippen.
Ach — daß ich Dich habe laßen mußen!
Solche Lippen werd' ich niemals wieder kußen.

32.

Ich mag nicht zu Bett gehn. Mein Bett iſt leer
Die Eine, die ich liebte, ſchlaft darin nicht mehr.
Ich lege mich aufs Grab, das man ihr gemacht,
Sie ſchlummert heute drin die erſte Nacht.

Pennillion der Klage und des Spottes.

1.

Steht ein Stern im Himmelsbogen,
O wie schaut man auf so gern!
Eine Wolke kommt gezogen,
Und wo blieb der schöne Stern?

2.

Von Klev fern der Kuckuck singt,
Die Sonne strahlt im See —
Doch hier der Rabe nur sich schwingt,
Und ewig liegt der Schnee!

3.

Wie traut liegt das Thal dort! Wie glänzen die Matten,
Wie funkelt die Sonne, wie geben der Schatten!
Da drunten ist Alles, was lieb mir und theuer —
Und hier im Gebirg Nichts als Torf und Torffeuer!

4.

Dumpf heult das Meer, wild schäumt die Bucht,
Die Sonn' versinkt in Wolkennacht,
Auf nackter Haid' der graue Thurm
Steht öd' in Regenschau'r und Sturm.
Die Nebel ziehn, die Möven schrein,
Und trübe bricht die Dämmrung ein —
Wer nun noch kämpft mit Meeresflut,
O Gott, den nimm in deine Hut!

5.

Der Winter hat die Vöglein vertrieben.
Nur eine Drossel ist dageblieben.
Sie konnte nicht fliegen. Sie war krank.
Und da vor meiner Thüre niedersank.
Sie singt so traurig und schlagt die Flügelein:
„Es ist kalt! — Es ist kalt! — Es wird bald schnei'n!"

6.

Wilder Sturm über See — Wolken düster und grau —
Auf wasserlosen Klippen Felsen braun und rauh —
Einsame Möwe — nur Möwen flattern und schrein —
Himmel, wie kann ich da fröhlich sein? —

7.

So bricht mein Herz, wenn Du mußt brechen, —
Nicht stückweis — wie am Sonnenstrahl
Das Eis zerbricht auf Bergesflächen . . .
Wenn's sein muß, bricht mit einem Mal!

8.

Einen Sarg, Erd' und einen Weidenstrauch
Sah zwischen uns im Traum ich diese Nacht —
Am Tag liegt zwischen uns wol Manches auch,
Doch Nichts — ach, Nichts! was mich so traurig macht.

9.

Ach, die schönen Worte, die schönen Worte!
Hab' ich nie gehört die schönen Worte!
Mich hat Einer durch schöne Worte bewogen,
Mich hat Einer an sein falsches Herz gezogen —
Ach, ich armes, armes Mädchen! Ich bin betrogen
Durch die schönen Worte, die schönen Worte!

10.

Die alten Mädchen, die jungen, die frechen und die sich schämen —
Alle bekommen Männer, doch mich will Niemand nehmen.
Ach, warum sagt kein Bursche, daß ich ihm gefalle?
Bin ich denn nicht gerade so gut als die andren alle?

11.

Des Weibes Reize verlieren sich bald,
Die Zähne fallen aus, das Aug wird kalt —
Nur Eins bleibt bis zum Tod im Schwunge
Die ewig junge
Die unermüdliche, kleine Zunge!

12.

Die welsche Sprache hat acht Redeteile —
Doch wer sie all gebrauchen will, der eile!
Denn eh' noch einer an den Mann gekommen,
Hat sieben schon das Weib vorab genommen.

13.

Wie beneid' ich die Vöglein, die wilden!
Kehren sie heim aus den Lüften, den milden,
Fürchten sie nicht, daß ihr Abendbrod sei
Weibergezänk und Kindergeschrei.

Pennillion der Naturbetrachtung und Lebensweisheit.

1.

Der Lenz ist da, und neue Kleider voll Pracht
Hat er zum Geschenke mitgebracht.
Der Wiese ein Röcklein, grün mit Thau,
Dem Himmel einen Mantel, weiß und blau —
Alles, Alles hat sich verändert —
Nur die Bäume sind befiedert und bebändert! —

2.

Glückliches Vögelein über den Heiden —
Braucht nicht zu säen und Getreide zu schneiden,
Schafft Nichts und thut Nichts und singt immer nur
Frühling und Sommer und Herbst durch die Flur.

Lustig verschläft es die Nacht und am Morgen
Läßt es für Futter den lieben Gott sorgen,
Denkt an Nichts, sorgt für Nichts — und kommt die Zeit,
Fliegt es fort, während uns Winter verschneit.

Zieh'n wir mit Sensen früh Tags auf die Hügel,
Putzt sich's auf Aesten und putzt seine Flügel.
Schwitzen wir Mittags im heißen Sommerduft
Jubelt's und singt in der allerkühlsten Luft!

3.

Du wilder Vogel, wie glücklich bist du
Ueber See — über Berg — immerzu, immerzu!
Ohne Sorgen um Brod,
Ohne Liebesnoth —
Frei ist dein Leben, fröhlich dein Tod!

4.

Das Vöglein fliegt von Stamm zu Stamm,
Im Klee der Wiese geht das Lamm.
Doch meine Lust ist, unter den Bäumen,
Den Mittag zu verschlafen, zu verträumen.

5.

Im Walde dort, den so lieb' ich hab',
Begrabt mich unter dem Eichenbaum —
Da singen die Vögel auf meinem Grab,
Und ich höre sie wie im Traum.

6.

Leicht hab' ich mein Leben stets genommen.
Vor dem Tode hab' ich keinen Schrecken.
Seht, bis heute ist er nicht gekommen;
Kommt er morgen, werd' ich mich verstecken!

7.

Sieh das Vöglein auf den Aesten —
Sät und erntet nicht ein Korn;
Pickt die Frucht' uns weg, die besten,
Trinkt aus unserm Wasserborn.
Nehmt uns aus: wer kann mich haschen,
Tralala, und ich bin frei!
Meinen Pfennig in der Taschen,
Und die ganze Welt ist mein!

8

Heut betrübt und lustig morgen,
Bald sehr reich und bald in Sorgen —
Heute Wein und Kuchen zum Genusse —
Morgen trink' ich Wasser aus dem Flusse!

9

Vom Snowden zu sprechen, von seinen Stürmen und Wettern,
Ist auch viel leichter als hinauf zu klettern —
So gehts mit dem, der gesund und sorgenfrei
Den Kranken bittet, daß er lustig sei'

10.

Der Kuckuck in Winterzeiten
Kann nicht singen,
Die Harfe ohne Saiten
Kann nicht klingen.
Die Zwerchen und die Kranken
Mögen nicht scherzen,
Alle guten Gedanken
Kommen aus fröhlichen Herzen.

11.

Der Windhund muß schlanke Beine haben,
Das Roß starke Hufe, damit zu traben,
Dem Jüngling zumal kraft'ge Arme taugen —
Das Mädchen muß haben schöne, schwarze Augen!

12.

In Wales's Wäldern quillt der Dichtung Born,
In Clwyd's Thälern wächst das beste Korn,
Das grüne Flint ist reich an edlen Erzen,
Doch reicher noch an Frauen mit edlen Herzen.

13.

O sieh die Harfe! Schön ist sie gestaltet,
Weil edles Maß in ihren Formen waltet.
Eh' sie das Ohr mit Zauberklang umspinnen,
Hat sie das Aug' des Meers schon gewonnen.
Und also soll gewinnen auch das Weib
Des Mannes Aug' durch wolgeformten Leib;
Die Harf' entzückt nicht, die nicht gut gebaut;
Das Weib beglückt nicht, das nicht edel schaut!

14.

Die Harfe hier vergleich' ich einer Schönen.
Ein Harfner muß sie spielen, soll sie tönen.
Die Melodie schläft wol in ihren Saiten:
Doch muß des Mannes Hand erst drüber gleiten.
Den Ton kann er dem Instrument nicht geben:
Doch kann er ihn erwecken und beleben!

15.

Einen Apfel fand ich am braunen Stenglein,
Mit gelber Schaale und rothen Wänglein.
Ich dachte, das wäre ein rechter Segen —
Wollte ihn mir auf den Winter hegen.
Doch ehe der Sommer zu Ende war,
War er verfault schon ganz und gar.

16.

Von Markt zu Markt, wol Tag um Tag,
Schweifst suchend du umher;
Das Weib, das du im Sinne lag,
Findst du doch nimmermehr.
Viel' Schöne steh'n wol her um dich,
Wie Bäumlein, schlank und jung —
Doch welch' ein Bäumlein fände sich
Ganz ohne Riß und Sprung? —

17.

Wer selber ist von Tadel frei,
Der mag mich tadeln wo und wie es sei.
Doch wessen Fehler täglich wir gewahren,
Mag seinen Tadel für sich selber sparen!

18.

Schon tausendmal hab' ichs beklagt,
Daß mehr, als nöthig, ich gesagt;
Doch nie fühlt' ich das Herz mir pochen
Weil ich zu wenig hatt' gesprochen!

19.

Der Eine greift den Andren an,
Und laut wird fremder Fehl verkündigt;
Doch selten sah ich einen Mann,
Der frei gestand, wenn er gesündigt.

20.

Wo Lieb' urtheilt, ist's sicher, daß
Der Mund von Honig überfließt;
Und ganz so sicher, daß der Haß
In Bitterkeiten sich ergießt.
Ich hörte stets nur loben oder schelten —
Doch ein gerechtes Urtheil hört' ich selten!

Bangor.

Mehrere Wochen waren so vergangen, und um mich und in mir hatte sich Manches verändert. Die Bäume waren dunkelbraun geworden, alles Feld stand in Stoppeln, über's Meer fegte schon dann und wann ein rauher Wind herein. Und mich drängte es nun wieder, nach allen Mabinogis und Bardengesängen und Pennillion zu meiner „Trösteinsamkeit" zu greifen, nach dieser köstlichen Sammlung deutscher Lieder, die ich von der Schule her auf jeder Fahrt in der Nähe oder Ferne stets bei mir führte. Hier sollte ich ihren Segen recht verspüren.

Ja, es geht Nichts über das deutsche Lied! Das „Lied" hat kein ander Volk, als das deutsche. Die englischen „songs", die französischen „chansons" — wie gemacht die einen, wie kühl die andren gegen das Herzblut, das in unsren Liedern quillt! Bist doch ein prächtig Volk, du deutsches — und mit Thränen in den Augen, mit Lächeln, mit Jubeln fühlen wir uns als deine Kinder, die ohne dich nicht leben mögen noch können. Denn als treue Gefährten gibst du uns auf die Reise deine Lieder mit, daß sie uns erinnern an

die schöne Zeit, wo wir sie mit Freunden zusammen gesungen; daß sie uns gemahnen, in Lust und Leid deutsch und dem Vaterlande treu zu bleiben und daß sie uns, wie ein süßer Trost, in die Seele singen: „Haltet aus! wandert! wartet! — wenn Ihr heimkehrt, findet Ihr Alles wieder, was Ihr da draußen vermißt habt; die deutsche Liebe! die deutsche Treue! den deutschen Gott!“

Und wie sollt' ich's nicht ertragen,
Daß's nun bald zu Ende geht?
Jeder Welle will ich's sagen —
Jedes Lüftchen will ich fragen,
Das von hier hinüber weht:

Ob sie mir noch treu geblieben,
Seit ich mich am fremden Strand
Freundlos umhergetrieben —
Ob sie mich noch Alle lieben,
Die ich ließ im Vaterland?

Hatten sie mich gleich vergessen —
Ihrer — ach! — vergeß ich nie,
So viel Meilen ich durchmessen,
Und in Thränen hab' gesessen —
So viel mal dacht' ich an sie!

Aber es that Noth, daß ich mich aus solchen Stimmungen aufraffte; denn noch war meine Zeit nicht vorbei und ein gut Stück Land und Leute lag noch vor mir. Deshalb faßte ich mich rasch zusammen und trat am ersten schönen Morgen meine Wanderung wieder an. Die klarste, reinste Sonne schien, da ich von Bern schied. Die Luft war mild und weich ge-

worden, die Wälder hauchten ihren letzten Duft, die Felsen glänzten und das Meer lag blau und still. Alle Bewohner der Farm hatten sich auf den Treppenstufen zusammengedrängt, um mir Lebewohl nachzuwinken; die kleine Margret begleitete mich den Kiesweg hinunter bis zum großen Gatterthor. Die Thränen standen meinem Liebling in den blauen Augen. „Aber wollt Ihr denn auch ganz, ganz gewis wiederkommen?" fragte sie. „Ja," sagte ich, indem ich sie auf die reine Stirne küßte, „ganz, ganz gewis!" Das Thor schlug hinter mir zu und wohlgemuth schritt ich auf der breiten, festen Landstraße dahin, bald am Meere, bald durch den Wald, hoch darüber. Station wurde zuerst in Llandégai gemacht, einem Dörfchen so reizend, wie ich es kaum zuvor gesehn habe. Der Schulmeister und Mutter Moll hatten mir auch schon viel davon erzählt; jener, weil hier eine so schöne Schule sei, diese, weil sie auf den Wiesen von Llandégai die letzten Feen gesehn hatte. Mir war, als müßten sie noch da sein; die einzelnen Häuschen mit ihren einfachen hölzernen Portalen — ganz bis oben mit Grün umsponnen, zwischen welchem, aus den offenen Fensterchen, die farbenreichsten Blumen leuchteten — lagen jedes hinter einer weißen Mauer oder sehr regelmäßig gehaltenen Hecke. Am Ende des Dorfes erhob sich auf dem Kirchhofshügel, der von Tannen und Buchen zu einem wahren Walde gemacht wurde, die Kirche. Darunter lag die Schule. Mein Freund von Llanfairfechan hatte Recht. Wer hätte dies Gebäude für einen solchen Zweck bestimmt halten können?

Mit seinen weißen Steinmauern und seinem Glockenthurme stand es da, eher einem Schlößchen vergleichbar; um den Verhau der Thüre blühten, hoch aufgewunden, üppig noch die späten Rosen und zwischen den hohen Fenstern rauschte das dichte Laub des Weinstocks. Der überraschende Eindruck ward noch freundlich erhöht durch die Goldinschrift einer Marmortafel, welche unter den Rosen halb versteckt war: „Dieß Schulhaus ist im Jahre des Herrn 1843 von dem ehrenwerthen Christen Douglas Pennant dem Andenken seines geliebten Weibes Juliana Isabella Mary, ihrem Wunsche, die Schule dieses Dorfes zu heben und zu fördern gemäß, errichtet worden."

Über diesem in seltenem Grade anmuthigen Dörflein liegt auf einer Höhe, die das weite Land beherrscht, Penrhyn-Castle, das Schloß der schon genannten Pennants, welche in diesem Theile von Nord-Wales als die reichsten Grundbesitzer gelten. Es ist zwar ein neues Gebäude, aber mit Thürmen und Zinnen, mit der Unregelmäßigkeit seiner Linien, seinen schmalen Fenstern, seiner dunklen Grundfarbe und dem dichten Efeuwuchs macht es selbst noch in der Nähe den Eindruck einer stattlichen altsächsischen Burg. Dicke Mauern mit einem festen hohen Thor umgeben den Park. Sobald man eingetreten, wird man von der ganzen Frische und allem Duft des Waldes empfangen. Wie wirkt in seiner schönen Natürlichkeit solch ein englischer Park doch ganz anders als ein französischer! Hier sieht man keine Fontainen mit Sphynxgestalten, keinen Apollo und keine Venus, keine Taxushecken und

Orangerieen — aber man sieht hundertjährige Eichen, säuselnde Buchen und leuchtende Birken, man sieht durch's Tannendickicht einen Zwölfender brechen, oder über den sanftgrünen Rasen ein Reh laufen — ja, man kann hinterher, wenn Einen die Lust anwandelt — Alles Natur, frische, vollsaftige Natur! Endlich auf seinem Hügel tritt aus Baumgruppen das Schloß hervor; die grauen Mauern, der verwitterte Bau seiner Thürme und die zackigen Zinnen schimmern aus dem Grün lieblich herab. Den herrlichsten Blick hat man aus dem Schloßhof in die Tiefe hinunter. Hinter sich das Schloß mit den hohen Fenstern und dem beflaggten Thurme, vor sich den Hügel bis oben hinauf mit Tannen und Stachelpflanzen bewachsen, dann der sanfte, sonniggrüne Rasen, der Wald mit seinen kräftigen Buchen und das klarblaue Meer, rechts von blühenden Ufern bekränzt und vom glänzenden Penmaenmawr, der steil ins Meer fällt. Der Hintergrund verdämmert in zartes Blau, aus welchem das Great-Ormes-Head in schwacher Zeichnung hervortritt.

Hier nun gerieth ich zuerst in jenen Touristenschwarm, dem ich sobald nicht wieder entrinnen sollte. Der ganze Schloßhof stand voll Menschen, — Damen mit ledernen Handschuhen, die Fechthandschuhen nicht unähnlich waren, und blauseidenem Wetterdach vor dem Strohhut; Herren in karrierten Mützen und den Hals in steife Kollars geknebelt — denn ganz bequem kann sich's der Gentleman sogar auf der Reise nicht machen. Die Schaulust dieser ungeheuren Schaar

wurde sectionenweise befriedigt; alle Viertelstunde öffnete sich das Thor, um zwei Dutzend heraus- und andere zwei Dutzend hineinzulassen. Mittlerweile hatte ich Muße, das Thürwappen zu studiren. Es war ein Hirschbock, der von einer Geißel getrieben ward — mit der Umschrift: aequo animo. Das berühmte Dante'sche: „Lasciate speranza!" paßte nicht beßer für den Besucher der Hölle, als der Pennant'sche Schildspruch für den Besucher dieser Burg. Wahrlich — es gehörte viel Gleichmuth dazu, sich mit 24 Gentlemen von einer vertrockneten, finstern, mistrauischen Schloßverwalterin durch ein Schloß hetzen zu lassen, das in seiner erauisiten Pracht vom wärmsten Lebensgenuß zeugte und dazu anregte. Ich kam mir recht vor, wie jener Hirschbock, der von einer Geißel getrieben wird, und dachte dabei immer „aequo animo!" Mit den 24 Gentlemen, von welchen einer einen schreienden Sprößling auf den Armen trug, hatte sie freilich leichtes Spiel; sie liefen — der Gentleman mit dem Schreihals immer voraus — so schnell durch alle Säle, Hallen und Gemächer, daß die Geißel kaum folgen konnte. Ich aber bereitete ihr vielen Ärger. Hier blieb ich vor einem Canaletti und Pierre del Vayn, dort — in der Schloßcapelle — vor einem Glasfenster stehen; überall hatte ich mir etwas in's Notizbuch zu schreiben. Nichts war vor mir sicher. Das verdroß sie sehr. Ich gieng immer meine eignen Wege und verirrte mich sogar einmal so, daß ich die Gesellschaft nur durch's Gehör fand, indem ich mich nämlich dem Gentleman mit dem Schreihals nachfühlte. Kurz und

gut — vom Ärger gieng die Geißel zum Verdacht über; und da ich so gar nichts an mir hatte, was gentleman-like war, vielmehr einen Knotenstock führte und den Hemdkragen breit über dem lose flatternden Halstuch trug, so hielt sie mich für einen heimlichen Dieb, für einen verkappten Räuber. Sie wich nicht mehr von meiner Seite, sie sah mir auf die Hände, sie murmelte unverständliche Reden. Was hätte ich Dir entwenden sollen, Peste? Etwa eine von den goldverbrämten Bettdecken? Unter dem steifen Brokat würde ich doch nicht schlafen können! Oder eins von diesen vergoldeten Waschbecken? Einen mit Sammet ausgeschlagenen Rollsessel? Oder gar einen dieser Marmorkamine? Einmal allerdings, als ich in dem Bibliothekssaal, wo die herrlichsten Bände hinter vergoldeten Gittern in Reih und Glied zu Tausenden aufgestellt sind — als ich da auf einem der Mahagonitische aufgeschlagen die Firmin Didot'sche Bilderausgabe des Horaz sah, da allerdings wandelte mich eine gar seltsame Lust an, da zuckte allerdings meine Hand — aber ich las das „Integer vitae!“ ... „Wer reinen Herzens lebt“ ... und obendrein stand die Geißel mit ihrem furchtbarsten Blicke neben mir ... und der Firmin Didot'sche Bilderhoraz und die Unschuld meiner Seele waren gerettet!

Der Umzug war beendet und mit frisch aufathmender Seele grüßte ich den Schloßhof, das Freie und summte folgende Strophen vor mir hin, indem ich durch die Baumgänge wieder abwärts schritt:

Wand're fort über Meer und Land!
Luſtiger Gruß mit dem Winde!
O, wie rauſcht es am ſonnigen Strand,
Und wie wogt es gelinde.

Und dahinten, aus Waldesgrün,
Weht es mit duftigem Hauche,
Um die Mauer des Thurmes blüh'n
Wilde Roſen am Strauche.

Und der Efeu mit kühnem Wuchs
Klimmt empor zu den Zinnen;
Tannenwipfel und knorriger Buchs
Grüßen und winken von Innen.

Felſen mit ſteinern trotzigem Haupt
Liegen hier vor den Pforten;
Schwellender Raſen, mit Eichen belaubt,
Leitet zum Meere dorten.

O, wie wallt es ſo friedlich ganz,
O, wie blaut das Gefilde,
Und wie macht es mit herbſtlichem Glanz
Meine Seele ſo milde!

Ruhig betracht' ich die ferne Zeit,
Ruhig die Welt und das Leben,
Und vom Zauber der Einſamkeit
Fühl' ich das Herz mir beben.

Spielt denn, ihr Wellen, um meinen Fuß!
Leuchte mir, Sonne, ſo heiter!
Und ihr Lüfte tragt meinen Gruß
Über das Meer und weiter!

So kam ich nach Bangor und nahm mein Quartier im Caſtle-Hotel, wo mich eine hübſche Wirthin in ſchwarzem Seidenkleide, goldene Uhrkette über der Bruſt, gar munter empfing. Von Bangor hatte ich vorerſt nur geſehen, daß es eine recht freundliche Stadt ſei, auf der einen Seite mit engen Straßen den Berg hinan, auf der andren vom Meere beſpült. Weiter hatte ich Nichts geſehen; denn mich hungerte und dürſtete gar ſehr, was der lieben Frau Wirthin nicht unangenehm zu hören war. — Als ich in den Coffee-room eintrat, fand ich ſchon drei Gentlemen „verſammelt zu löblichem Thun"; — der Vorſitzende, ein gewaltig dicker Herr mit urgemüthlichem Vollmondsgeſicht, arbeitete an einem ungeheuren Schinken, während ſeine beiden Gefährten, der zur Rechten ein furchtſames, ſpindeldürres bis unter den Hals zugeknöpftes Weſen, der zur Linken aber ein reſolutes Männchen von fünf Fuß Höhe — mit Leidenſchaft ſich dem Genuß ihres Thee's ergeben hatten. Sie mußten aus Birmingham ſein — ohne Zweifel ſie waren daher, denn allemal das dritte Wort war Birmingham. — „So fetten Schinken haben wir nicht in Birmingham," flüſterte der Zugeknöpfte, indem er das ihm zugetheilte Stück mit Zärtlichkeit von allen Seiten betrachtete. — „Aber beßere Meßer und ſchärfere!" ſchnarrte der Dickbauch. „Potztauſend!" und dabei fuchtelte er mit dem, einem Hirſchfänger ähnlichen Schinkenmeßer in der Luft herum, daß mir Angſt ward — „potztauſend, ich würde mich ſchämen, auf ſolch ein Meßer meine Firma drücken zu

laſſen . . ." — „Ja," ſagte der dünne Gefährte, „es iſt eine Schande!" Aber er hatte mit dem ſo ſehr geſchmähten Meßer ſeine Portion doch ſchon klein gemacht und hat ſich eine neue aus. Der Reſolute ſprach Nichts und dachte Nichts, aber er aß viel und trank viel. Ueber ſeinen Charakter konnte ich nicht recht in's Klare kommen. Daß der Gentleman mit dem dicken Bauch ein Meßerfabrikant ſein müße, darauf hätte ich mit Jedem eine Wette eingehen wollen. Ich würde ſie auch nicht verloren haben. Der lange Touriſt ſah mir aus wie ein Clerk. Clerk iſt nämlich in England Jeder, der ſonſt Nichts iſt; im Zweifel kann man Jeden einen Clerk nennen, der ſich's nicht ausdrücklich verbittet, denn wenn man das Wörterbuch sub voce „Clerk" aufſchlägt, ſo fängt die Reihe der Ueberſetzungen mit „der Gelehrte" an und endigt nach vielen Zwiſchenſtufen mit „der Ladendiener". Unſer Clerk ſchien nun allerdings kein Gelehrter zu ſein; aber wie Vieles kann man ſein, was zwiſchen einem Gelehrten und einem Ladendiener liegt! Er ſah aus, wie eine friſch angeſchnittene Feder.

Nachmittags im ſanfteſten Sonnenſchein machte ich mich auf den Weg nach der berühmten Menai-Strait. Das Meer zwiſchen dem Feſtland und der Inſel Anglesea wird hier ſo ſchmal, daß Brücken hinübergeſchlagen werden konnten, eine Hängebrücke für Fußgänger und Wagen, und nicht weit davon eine Röhrenbrücke für die Eiſenbahn. Namentlich gewährte der Anblick der erſteren, die ſich mit dem dunklen Stabwerk ihrer Stangen und Geländer von dem

goldnen Abendhimmel abhob und auf beiden Seiten in blühenden Uferlandſchaften ruhte, eine ſchöne Ueberraſchung. Ich mußte immer an die Verſe aus Spenſer's „Ruines of time“ denken, deren viſionäre Beſchreibung ſo fraxtant auf meinen Anblick paßte:

„Da ſah ich eine Brucke, ganz in Gold,
Von Strand zu Strand über die See gezogen;
Kein Pfahl, kein Pfeiler ſtützt ſie, die ſo hold
Sich mächtig ſpannt, gleich einem Regenbogen.“

Auch Mrs. Sinclair (in ihrem waliſiſchen Reiſewerk „Hill and Valley“) der es ſonſt unter zehnmalen neunmal begegnet, daß ſie eine Dummheit ſagt, wenn ſie einen Witz machen will, hat diesmal nicht Unrecht, wenn ſie bemerkt, daß die Menaibrücke aus der Entfernung wie ein großes Spinnengewebe ausſehe, und die Menſchen, Wagen und Pferde darin wie eben gefangne Fliegen. — Wahrlich, ein ſeltſamer Gang, dieſe Brücke! Ueber ſich die blaue Höhe mit den flatternden Wolken, unter ſich die blaue Tiefe mit den meerdurchwandelnden Schiffen. Man hängt in der Luft, — das Kettenwerk zittert, wenn ein Wagen fährt, die Balken ſtöhnen, wenn ein Fußgänger hart auftritt — und unter ſich weit, weit unten hört man den Ocean brauſen, und die gefeßelten Waßer der Iriſchen See und des St. Georgs-Canales unaufhörlich rückwärts und vorwärts rollen.

Sobald man das Ende der Brücke erreicht hat, iſt man in Angleſea — gleichwie im Walde! Zwiſchen den Bäumen glänzten weiße Häuschen, deren ſteigender Rauch ſich in der Dämmrung des Herbſtabends verlor. —

Auf dieſer Seite ſind die ungeheuren Ketten begraben, die das ſchwankende und doch ſo rieſig feſte Brückengebäude tragen. Den Wächter mit der lodernden Fackel voran, mußte ich wol an die 70 Fuß tief ſteigen, ehe wir in die Felſenkammern kamen, wo die Eiſenklammern, wie von Dämonen bewacht, in ewig feuchter Dunkelheit angeſchmiedet ſind. Sie haben allerdings auch keine gewöhnliche Laſt zu tragen; das Gewicht der 800 Fuß langen und noch bei Hochwaßer 100 Fuß über dem Meer erhabenen Brücke iſt Alles in Allem weit über 50,000 Centner.

In ſpäter Dämmerung kehrte ich friſch angeweht von der Meerkühle und dem Duft des Abends heim. Die Stadt ſchimmerte mir von Berg und Strand ſchon mit vielen muntern Lichtern entgegen und auf den Straßen gieng es lebhaft und ſehr heiter zu. Muſikanten ließen ſich an allen Ecken hören; hier und da aus den Häuſern ſchallte die Harfe mit weichem Ton herein, und dunkel unter ſeinen Bäumen lag der Biſchofsſitz und die Cathedrale, deren vollönig Spätgeläute alle der Nachtmuſik ſeinen friedlichſten Grundton verlieh. Erſt ſpät langte ich im Rauchzimmer des Caſtle-Hotels an.

Es war höchſt gemüthlich darin; vor Rauch konnte man die Gasflamme nicht ſehen. Die Urheber dieſes Rauches ſaßen ganz harmlos um einen runden Tiſch und tranken Grog; es waren die drei Männer aus Birmingham. Auch ich ließ mir eine Thonpfeife reichen und ſtopfte; denn gegen Rauch hilft nur Rauch. Außerdem ließ ich mir Gin und heiß Waßer geben

und befand mich äußerſt behaglich. Das muntere Weibchen, das die Wirthſchaft führte, ſetzte ſich zu mir und wir begannen zu „wälſchen“, ſo gut es gehen wollte. Die Engländer ſpitzten die Ohren; beſonders richtete ſich der dicke Philiſter, welchem vor Müdigkeit ab und an die Pfeife ausgegangen war, ſchnurgrad in die Höhe. — „Ihr ſeid wol aus dieſer Gegend?“ fragte er, als die Wirthin aufgeſtanden war. — „Nicht ganz,“ verſetzte ich; „ich bin „rather“ aus Deutſchland!“ — „Aus Deutſchland!“ ſagte der Dicke, indem er ſich mit beiden Armen auf den Tiſch poſtirte. „Deutſchland — ja ſo — Deutſchland! Machen wir nicht auch Geſchäfte nach Deutſchland?“ redete er zu ſeinem Nachbar zur Rechten, der ſich ſeinen Rock oben herum ein wenig aufgekrempt hatte. — „Ich glaube wol,“ war die Antwort. „Beſonders nach Antwerpen und Rotterdam.“ — „Deutſchland — ja, dahin machen wir in der That ſehr bedeutende Geſchäfte,“ fuhr er fort. „Ihr müßt nämlich wißen, daß ich“ — „ein Meſſerfabrikant“ dachte ich — „ein Meſſerfabrikant“, ſagte er, „bin. Dieſer Gentleman iſt mein Clerk . . .“ — „Clerk,“ brummte dieſer vor ſich hin und ſah dabei unter den Tiſch.

Der Nachbar zur Linken, gleichfalls aus Birmingham, Freund des Meßerfabrikanten und ſeines Zeichens ein Grocer, oder wie man in Deutſchland ſagen würde: Materialiſt (obwohl mit großem Unrecht, denn er führte auch Spiritus!), war der Dritte im Bunde. Sie waren auf einer Vergnügungsreiſe durch Wales begriffen und hatten anſcheinend ſehr viel Vergnügen;

der Materialiſt ſprach Nichts und dachte Nichts, aber er ſtopfte ſich alle Viertelſtunde eine friſche Pfeife. Der Clerk arbeitete mit dem Löffel in ſeinem Groggglaſe herum, obwol er ſchon ſeit einer halben Stunde wußte, daß kein Tropfen mehr drin ſei. Der Meſſerfabrikant ſchlief; aber jedesmal wenn er aufwachte, redete er mich an. — „Im Ganzen ein ſchönes Land, dieſes Wales," äußerte er, „nur müßten die Berge nicht ſein. Ich finde, daß ſie die Ausſicht verſtören." — „Und dem Verkehr ſehr im Wege ſind," ſagte der Materialiſt, der ſich wieder eine Pfeife ſtopfte. Uebrigens war dies die einzige Behauptung, die ich an dieſem erſten Tage unſerer Bekanntſchaft von ihm zu hören bekam. — Der Meſſerfabrikant ſchlief wieder ein; als er erwachte, fragte er mich, ob ich die Hängebrücke ſchon geſehen hätte. „Gute Arbeit!" ſetzte er hinzu. „Nur müßten die Seitenwände mit Brettern vernagelt ſein. Man wird ſchwindlig, wenn man ſo tief hinunter und ſo weit hinaus ſieht." — „Auch iſt es unverſchämt, daß der Fußgänger einen Penny bezahlen muß. In London braucht man nur einen halben Penny zu bezahlen, wenn man über die Waterlowbrücke gehen will. Und ich gehe doch lieber über die Themſe als über die Menaiſtrait. Unverſchämte Preller, die Waliſer!" So ſprach der Clerk. — „Ha, ha," lachte der Meſſerfabrikant, und doch haben ſie keinen Profit davon. Die Brücke hat 120,000 Pfund Sterling gekoſtet, und bringt jährlich kaum 1000 Pfd. St. ein. Nun rechnet das gegeneinander. — Schlechte Speculanten, die Waliſer!" Der

Clerk rechnete, der Materialiſt rauchte, der Meſſerfabrikant ſchlief. Als er erwachte, fragte er: „à propos — habt Ihr ſchon die Schieferbrüche beſucht?“ Ich verneinte es. „Wir haben ſie auch noch nicht beſucht.“ — Pauſe. — „Wollt Ihr dieſelben denn nicht beſuchen?“ — „O ja, ich denke wohl!“ — „Wir denken auch!“ — Wieder Pauſe. — „Nun, dann könnten wir ja zuſammen fahren, wenn's Euch beliebt, Sir.“ — „Ich habe Nichts dagegen. Morgen um neun Uhr, wenn's den Gentlemen recht iſt.“ — „Um neun Uhr?“ rief der Meſſerfabrikant und ſah ſich ſeine Gentlemen an. Dieſe ſagten Nichts; aber der Materialiſt qualmte furchtbar und der Clerk lächelte ſanft und verſchämt. „Well,“ entſchied er alsdann — „ſo wollen wir morgen um zehn Uhr abreiſen.“ — „Gentlemen, gute Nacht!“ — „Gute Nacht, Sir!“ — Ich begab mich zur Ruhe, hörte noch eine Weile ſechs Birminghamer Nagelſchuhe über mir herumtraben und ſank dann — um ein zwar nicht neues, aber für einen Mann ſehr anſtändiges Bild zu gebrauchen — in Morpheus Arme.

Am andern Morgen gieng ich, als das Hotel und ſeine Inſaſſen noch ruhten, in die Cathedrale, um den Morgenwind durch die dunklen Bäume, unter denen ſie auf dem Kirchhofshügel liegt, ſäuſeln zu hören; um die verwitterten Inſchriften uralter Schieferplatten zu entziffern und eben in der Bibliothek die Folianten hinter den Gitterſchränken und die feinen, angenehmen Geſichter der Biſchofsbilder mit Ehrfurcht zu betrachten. Durch die Wappenſchilder in den Fenſterſcheiben fiel

das gedämpfte Morgenlicht herein und die Lindenkronen rauschten vor denſelben. Wie gerne in einem dieſer Lederſeſſel hätte ich ein Stündchen träumen mögen! Aber mich rief das Leben — die Pflicht — das Triumvirat aus Birmingham! Als ich vor's Wirthshaus kam, war der Meſſerfabrikant eben im Begriffe, in die zweirädrige Karre einzuſteigen, die für vier Meſſerfabrikanten allerdings keinen Raum gehabt hätte, obwohl ſie vierſitzig war. Glücklicherweiſe hatte die Natur in ihrer Fürſorge uns drei Anderen anders erſchaffen, als ihn, den ich im Begriffe fand, einzuſteigen. Freilich war das keine ganz leichte Arbeit, denn um in eine waliſiſche Karre zu kommen, muß man klettern können! Der Clerk ſtand, zugeknöpft bis unter's Kinn, aufrecht im Wagen, bemüht, ſeinen Principherrn zu ſich emporzuziehen; der Materialiſt ſtützte ihn von Hinten, und der Hausknecht, der Kutſcher und der Stalljunge vereinten ihre Bemühungen, um einen Gaul zu halten, der auf einem Hinterfuße lahm und auf beiden Augen blind war. Dem Meſſerfabrikanten war der Gaul indes ſehr muthwillig vorgekommen; und als guter Familienvater traute er den muthwilligen Pferden nicht.

Bergab lief unſer Fahrzeug ganz ſo raſch, als der etwas gemeſſene Trab unſeres Pferdes ihm erlaubte; bergan ging's nicht raſch, aber ſicher. Wir machten ſechs Meilen in's Gebirg hinein. Die Luft wehte ſchärfer, da wir zuerſt die zackigen Einbrüche in den ſonſt blauen Gebirgen erblickten. Immer mehr Bettelkinder hinkten, ſchrieen und liefen um uns her. Der

Meſſerfabrikant ſchimpfte auf die ſchlechte Polizei, der Clerk warf ihnen — nicht etwa ein Kupferſtück, ſondern den goldnen Rath zu: ſie ſollten nur alle nach Birmingham in die Fabriken gehen, da würde es ihnen an Nichts fehlen. Wie ſchade, daß die Bettelkrangen kein engliſch Wort verſtanden, ſonſt würden ſie durch Befolgung ſeines Raths gewiß die irdiſche Glückſeligkeit erreicht haben. Der Hohlweg zu den Brüchen hinauf war höchſt maleriſch — „groteſk" nannte ihn der Meſſerfabrikant. Zur einen Seite ſtarrten nackte Felſen, an der andern rieſelte unter Büſchen und Bäumen das ſtrömende Waſſer aus den Gruben nieder. Beim erſten Blicke in die Bergſchichten ſah man an allen Zacken und Kanten die Arbeiter, klein wie Zwerge, hängen; hier wurde in der Tiefe gebrochen, dort in der Höhe gebauen — der Schutt roſſte nieder, das Waſſer ſchoß ſenkrecht herab und dazu das Pochen und Hämmern von faſt 4000 Händen! Aus ungeheuren Höhen ließen ſich die Arbeiter an Stricken hernieder, die Wände waren ſteil und hoch. Graue, rothe, blaue Schiefermaßen umſchloßen die Tiefe; in der Mitte, aus dem Meere von Schutt und Geröll, ragte wie eine Klippe, eine Felszacke von grünem Schiefer empor.

„Wie heißt denn der Eigenthümer dieſes Bergwerkes?" fragte der Meſſerfabrikant den Führer. — „Er heißt Colonel Douglas Pennant, Member of Parliament, Sir!" erwiderte dieſer. Es war derſelbe Pennant, dem Penrhyn-Caſtle gehört. — „Colonel Douglas Pennant, Member of Parliament," wieder-

holte der Messerfabrikant. „Das müßen wir uns merken," setzte er hinzu, indem er den Clerk ansah. Der Clerk that, wie ihm befohlen, er merkte sich's. — „Wie viel bringt ihm denn das Werk jährlich ein?" forschte der Andere weiter. — „Achtzig tausend Pfund jährlich, Sir!" war die Antwort. — „Achtzigtausend Pfund — das ist viel. Das müßen wir uns merken." Der Clerk, der überhaupt nur da zu sein schien, um zu rechnen und zu merken, that wie ihm befohlen. Sein Taschenbuch wimmelte von stolzen Namen und ungeheuren Summen. — Der Führer zeigte uns die Vorräthe der behauenen Platten. „Das sind unsre Königinnen," sagte er, „diese dunkelgrünen Schiefer, 25 Quadratfuß, ohne Riß, ohne Sprung, glatt wie Marmor — das daneben sind die Fürstinnen, die Gräfinnen — die schlechtesten sind Bäuerinnen. Die werden aber nur zum Wegebeßern gebraucht." Der Materialist lächelte ungläubig. Dies Lächeln war seit der Bemerkung von gestern Abend sein erstes Lebenszeichen. Was mich aber betrifft, so habe ich auf meinen Walliser Fahrten manche Hütten gesehen, auf deren Fußboden Bettler und auf deren Dach mindestens Gräfinnen lagen; nämlich was sie hier Gräfinnen nennen . . . Schieferplatten.

Auf einmal donnerte es durch die Tiefen und grollte in allen Schichten dumpf wider — in den fernen Gebirgen rollte es in immer weiteren und schwächeren Ringen nach — Dampf quoll auf und flatterte wie zerrißne Fahnen um alle Felsspitzen. — „Was ist das? Was ist das?" schrie der Meßer-

fabrikant. — „Es wird gesprengt, Sir," erwiderte der Führer. Aber der Messerfabrikant hörte ihn nicht mehr — schneller als die Antwort kam, war er schon den Hügel hinunter. Denn er fürchtete sich vor muthwilligen Pferden nicht so sehr als vor Pulver. — „Wie lange wird denn noch gesprengt?" erkundigte sich der Clerk. — „Bis heute Abend, Sir!" war die Antwort. — Da rief der Materialist: „Gentlemen, wir wollen fort!" Es war das erste Wort, was er an diesem Tage gesprochen hatte.

Bald darauf saßen wir wieder in der Karre. Für heute hatte ich die Gesellschaft der Trein von Birmingham zur Genüge genossen; ich sehnte mich nach Einsamkeit und da ich hörte, daß sie am andern Morgen nach Carnarvon weiter reisen wollten, so traf ich noch an diesem Nachmittage Tafelhöft ein.

Carnarvon und Llanberis.

Carnarvon ist die Hauptstadt des Shires, in welchem ich mich seit meiner Ankunft in Wales aufgehalten hatte; „Stolz von Nordwales“ nennt das Volk diese Stadt, die höchst malerisch an der Menaistrait liegt, da wo sie sich wieder ins Meer öffnet. Ein liebliches Thal, das der Seiont durchströmt, umgibt sie auf der Landseite, und die dunkelblauen Carnarvonshirgebirge, die sich in einer mannichfaltig geschwungenen Linie von 36 engl. Meilen von dem Bardsey Island nach dem Penmaenmawr erstrecken und in deren Mitte als ein rechter Grundpfeiler der Snowdon steht, schließen sie gegen die Ferne ab. Hier ist man so recht mitten im nordwalisischen Hochland und die Waliser schauen mit heiligem Stolz auf die Hauptstadt desselben; ihr Boden trägt die Denkmale ferner, unvergeßlicher Tage. Noch stehn vom Römerkastell Segontium — in welchem Constantin der Große eine Zeitlang residiert und Constantius, sein Vater begraben sein soll, einige bemooste Steine; noch ragen die Thürme der Zwingburg, in denen Eduard I. seine Herrschaft begründete, in denen der erste Prinz

von Wales geboren wurde. Und neben den Trümmern, die als Denkmäler einer schicksalreichen Vergangenheit mit Ehrfurcht betrachtet werden, hat sich eine freundliche Stadt ausgebreitet, welcher von der einen Seite das ruhige Meer und von der andren die blühende Landschaft allen Segen gewährt.

Mein erster Gang, da ich spät am Nachmittage anlangte, war auf die Terrasse, die noch innerhalb der alten Ringmauern der Stadt, über der Menaistrait liegt. Hier ist die Lieblingspromenade der Stadtbewohner, man sieht auf die Stadt, das Meer und das scharfeckige Schloß in seinen mächtigen Dimensionen; hinter sich hat man freundliche Sommerwohnungen, dicht umlaubt, auf grüner Gartenhöhe. Darüber erhebt sich der sog. Twrhill oder Wachthügel, ein Fels, auf welchem man ganz frei im Winde steht. Auf der einen Seite offnes Meer, auf der andren die kantigen, blauen Gebirgslinien, die Snowdonkette in all' ihrer wilden Pracht und Schönheit, und unter sich die Stadt, über deren Dächer der Abendrauch, von letzter Sonne durchleuchtet, dahinwehte und das Schloß in das Grün seines Hügels zielbut. — Ich mußte, da ich diesem Schlosse nahte, an die Worte denken, mit denen Duncan das Schloß Macbeth's begrüßt:

Das Schloß steht lieblich da' die Luft
Ist mundt und so mild, empfiehlt es selbst
Den feinen Sinnen.

— — — Teriet Sommergast.

Der Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
Durch ihren zum gefehmten Bau, daß Athem
Der Himmels hier einladend weht.

Denn das Schloß von Caernarvon ist — obwol Ruine — noch so wol erhalten, daß es gegen Conway-Castle fast modern aussieht; die Mauern sind kahler, nicht so mit Efeu umsponnen, Alles ist weiter und breiter. In den Höfen auf saftigen Rasenplätzen weiden Lämmer, ein Pfau breitet stolz in der Abendsonne seine Federn — über die Flächen weht der Schatten der großen englischen Fahne vom Adlerthurm und in den Mauerscharten hängt das Nest des „Sommergastes, der Schwalbe, die an Tempeln nistet.“ Man fühlt sich freilich nicht gleich so angeheimelt, wie vorhin in Conway; dagegen wird man bei längerem Verweilen immer mehr angezogen. Die alten Zeiten treten unmittelbarer und frischer aus diesen wetterfesten Mauern, diesen immer noch schön geschweiften Portalen, diesen hohen, kräftigen Steinfenstern an den Einsamen heran, der in diesen Ruinen schweift. Der berühmteste von den dreizehn Thürmen des Schlosses ist der Adlerthurm; also genannt, wie die Sage berichtet, nach einem Römischen im Fahre 78 von Segontium gefundenen Adler, welcher einst die Zinnen geschmückt haben soll. In diesem Thurme weisen auch noch die nackten Steinwände des Zimmers gezeigt, in welchem die Königin Eleonore den ersten Prinzen von Wales das Leben gab. Dieser Thurm, die Bewunderung vieler Jahrhunderte, ist noch vollkommen gut erhalten. Alles ist noch fest,

sogar die ausgetretenen Stufen, die zu den Zinnen führen; und der Blick in den dunklen Thurmhof kühlt das Herz. Oben auf den Zinnen hat man durch jede Scharte eine andre und stets freundliche Aussicht, hier die stillen Höfe, den Hügel mit der Waldwiese, die Stadt mit ihren schmalen Gassen und alterthümlichen Häusern, dort die Bergzacken und unter ihnen den Seewerken in der Ferne, dort die Insel Anglesea mit ihren lieblichen Höhen, ihren Triften, ihren Gehöften, und — weit ausgebreitet — ein glänzender Spiegel der untergehenden Sonne — das Meer und im Hafen die Schiffe, die den walisischen Schiefer — die trutzigen „Königinnen und Fürstinnen" von Wales! — nach Liverpool, Dublin, Belfast und London, ja nach Hamburg und Amerika führen.

Spät am Abend, als ich die alten, dunklen, traulich-heimlichen Straßen der Stadt durchwandelte, durch Nichts gestört als zuweilen durch den Gruß walisischer Mädchen und Burschen, kam ich noch einmal an das Schloß. An die Mauer gelehnt, funkelten mir durch die hohen Fensterwölbungen die Sterne, aus einem Hause gegenüber schallte Harfenspiel und Gesang durch die Stille der Nacht. Es war wieder das „Ar hyd y Nos" — die lieblich klagende Weise, die sich meinem Herzen so tief eingeprägt, daß sie jede Welle der See, jedes Geflüster des Laubes mir zu singen schien.

Am andern Morgen, als der Wind so wehte, daß die Bäume vor dem Fenster des Uxbridge-Arms Hotel wallten, als die See lustig war und die grünen Berge in der kühlen Herbstsonne funkelten, ging ich

bergan, die über den Alten Zeient hinauf, um der Mauern des alten Legionslagers zu suchen. Über den Boden der Römerstadt dehnt sich heutzutage die Meierei Lützschena aus. Ich ritt lange durch die grünen Wiesen, in denen die Mägde und Knechte beim Heumachen waren, durch die feuchten Niederungen, bis ich die Anhöhe fand. Auf zwei Seiten sind die Mauern noch ganz erhalten. Sie mögen wol zwölf Fuß hoch und sechs Fuß dick sein. Wo die Bekleidung entfernt ist, kann man alle Eigenthümlichkeiten der römischen Art zu bauen noch erkennen. An einer Ecke ist ein Steinhaufen, der ehedem einen runden Thurm gebildet haben soll, und an den andern drei Ecken sieht man noch die Bruchmauern ähnlicher Thürme. Wenige Fuß unter der Oberfläche sind vielfach Trümmer alterer Gefäße, Aschenkrüge, zerbrochene, silberne und kupferne Münzen gefunden worden. Die Überreste der hier begrabenen Constantine sollen, wie Matthäus von Westminster erzählt, von Eduard I. gesunken und in der Kirche des heil. Publicius zu Llanbedlig beigesetzt worden sein. — Auf den Steinhaufen dieses Hügels habe ich lange gesessen. Traun wir schön und wie wehmüthig läßt es sich nicht an einem kühlen, rubevollen Herbstmorgen auf den Trümmern einer römischen Festung träumen! Und indem ich so saß, flatterte mir auf einmal — ich wußte nicht woher — eine große, glänzend schwarze Feder vor die Füße. Ich sah empor — der wilde Vogel, dem sie angehört haben mußte, schwebte unendlich weit über mir in der blauen Luft. Ich nahm die Feder, als ein Geschenk

der Oberen, vom Boden auf und beschloß mit ihr niederzuschreiben, wenn ich erst wieder in Deutschland sei, was ich im grünen Wales Alles so glücklich erlebt hatte. Leider ist dieser schöne Vorsatz nicht zur Ausführung gekommen — denn schon in London habe ich die Feder von Segontium verloren; und so trage ich denn freilich selbst die Schuld, wenn diesem Werkchen der lustige Schwung und die ungetrübte Helle fehlen, welche der Himmel von Wales selbst ihm ungedacht zu haben schien!

Ich wollte mit der Stage-Coach weiter nach Llanberis und war gegen Mittag reisefertig. Man kannte den verfündfluthlichen Kasten schon von Weitem heranrumpeln hören. In seinem Innern war er Kopf an Kopf besetzt, oben auf dem Verdeck lagen Kisten und Kasten, Säcke und Beutel, und rings um die Kanten herum hingen — mit den Beinen über den Wagenfenstern schlotternd — die Außenpassagiere. Indem ich mich mit mehr Muth als Behagen anschickte, eine ähnliche Position zu gewinnen, ward ich auf einmal mit einem kreischenden: „Guten Morgen, Sir!" begrüßt. Leser, denk Dir, wenn Du kannst, mein Entzücken — das Kleeblatt von Birmingham war eben auf der Stage-Coach! Er, das Haupt und die Seele der Vergnügungsreise, der Messerfabrikant war wie ein Keil zwischen zwei Keule geklemmt, die einen furchtbar schlechten Tabak rauchten. Mit beiden Händen hielt er sich krampfhaft an den Geländerstangen fest, während er die Absätze seiner Stiefel — zum großen Verdruß einer jungen Dame, die sich sehr auf die Aussicht

erfreut hatte! — in das offne Wagenfenster stemmte. Der Materialist hatte sich zwischen einem Mantelsack und einer Holzkiste ein bescheidnes Plätzchen gesucht, wo er wenigstens ungestört seufzen konnte, und der Clerk war auf dem breiten Kutschersitz mein Nachbar. Der Messerfabrikant öffnete seinen Mund nur, um zu fluchen und zu behaupten, unser Sitz wäre weit comfortabler, als der seine. Den Comfort unsres Sitzes zu beurtheilen will ich dem Leser überlaßen, nachdem ich ihm gesagt habe, daß er so breit war, daß unsre Beine immer im rechten Winkel mit unsrem Oberkörper in die Luft ragten; und so glatt, daß wir jedesmal, wenn die Pferde stärker anzogen, eine Reihung verstürkten, hinunterzurutschen. Dabei galoppierten die Pferde vergauf und bergab, über Steinhaufen und durch Sümpfe dahin — die Kasten auf dem Verdeck flogen, alle Passagierbeine ringsum — ausser den unsren — schlotterten, der Messerfabrikant fluchte, der Materialist seufzte und der Clerk und ich kämpften gegen das Schicksal und das glatte Polster. Ein Passagier, welcher weder innen noch außen mehr Platz finden konnte, mußte nebenher traben; aber immer, wenn es Galopp bergunter gieng, dann stellte er sich auf den Wagentritt. Ich habe diesen Passagier im Stillen sehr beneidet!

In dem ersten Kirchdorf, das wir erreichten, war grade die Schule aus, als unser Wagen vorüberfuhr. Sofort setzte sich die ganze Schuljugend, Bibel und Schreibtafel noch unter dem Arm, in Bewegung, um uns bellend zu verfolgen. Bergab, bergan liefen sie

unablässig dem Wagen nach, einige sogar ihm voraus; vor der Thür eines ganz anständigen Hauses saßen die Kinder desselben. Kaum erblickten sie den Haufen, als auch sie sich anschlossen und nun alle zusammen wie die Mücken uns umschwärmten mit dem monotonen Gesumm: „hae-p'ni! hae-p'ni!“ Das Betteln scheint hier eine wahre Kinderkrankheit oder ein Kinderspiel zu sein. Die Hälfte bettelt rein zum Vergnügen. Der Messerfabrikant aber nahm die Sache nicht so harmlos. Er schimpfte auf die Stage-Coach, auf die Polizei und die Fruchtbarkeit der walisischen Weiber. „Das ist allein der Grund der ganzen Bettelei!“ rief er aus. „Wenn nicht in jedem Haus so viele Kinder wären, so brauchten sie auch nicht zu betteln. Ist das erlaubt für ein so kleines Dorf, solch ein Regiment Kinder auf die Welt zu setzen?“

„Aber, mein Herr, was wollen Sie?“ entgegnete der Eine von denen, die den schlechten Tabak rauchten und in einem Englisch, das von derselben Beschaffenheit war, als sein Tabak, „ich bin doch auch ein Waliser und muß am besten wißen, was bei uns erlaubt ist!“ Das Gespräch nahm in der angedrohten Richtung eine Wendung, von der, dem Anschein nach, die Dame, die sich so sehr auf die Aussicht gefreut hatte, noch weniger erbaut war, als von den Nagelschuhen des Birminghamer. Denn in demselben Augenblicke, wo der Wagen über einen Stein flog, schnappte plötzlich auch das Wagenfenster zu — die Beine des Biedermanns flogen in die Luft und seine Nachbarn hatten Mühe ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Der Unglückselige! „Wenn diese Fahrt noch eine Stunde dauert," jammerte er, „so werd' ich nach Llanberis als eine Leiche kommen!" Das Schicksal ersparte ihm und uns diese Unannehmlichkeit. Denn schon öffnete sich das Thal von Llanberis.

Der Aspect war wunderbar schön. Graue Felsen umschließen uns zu beiden Seiten und senkten sich zu dem Llynbadarn, dem ersten See in diesen waßerreichen Hochlanden, der dunkelblau und ohne Regung da lag. Hoch zur Rechten gipfelten sich die Gebirge und das glänzende Haupt des Snowden erschien in welkenloser Höhe und Reinheit. Die Felsen schillerten von Grau nach allen Farben hinüber, so wie sie die Sonne mit Licht oder Schatten bedeckte; nur spärlich grünte an den ungeheuern Steinen das Moos und die Heide. — Wo nun endlich das Dorf Llanberis beginnt, da schließen sich Tannen und Buchen lieblich zusammen und reizender als das Victoria-Hotel auf seinem Hügel unter Garten und Wald, ernst überragt von den Trümmern des Dolbadarn-Schloßes, hab' ich nie eins liegen sehn. Dazu das eigenthümliche Leben, halb poetisch — halb humoristisch — schöne Engländerinnen mit wehendem Schleier aus jeder Gebirgsschlucht auf muthigen Ponies hervorsprengend, — Gentlemen, junge und alte, die mit ihren Bergstöcken, die Filzcylinder zerdrückt, die engen Hosen zerfetzt, die Hände zerrißen, vom Snowden herabkommen; die Führer und die Laufjungen, die Esel und die Pferdchen, Alles durcheinander mit Lachen, Schimpfen, Brüllen und Wiehern — dazwischen das ewige Cunquelieren des

Harfners, der auf der Flur des Hotels zwischen den Kleiderbrettern saß, und hoch über diesem bunten Treiben das Flattern der englischen Fahne, die ihren Schatten über die hellgrüne Rasenfläche und die Tannenwipfel am Fuße des Berges dahinwarf: das ist die Staffage des Victoria-Hotels von Llanberis!

Die drei Edlen aus Birmingham saßen schon am Tische, ehe ich mich noch einmal in Hof und Garten umgesehn hatte; sie gaben sich mit Beef und Ale reichlich Revanche für alle Unbill, die sie auf der Stage-Coach erfahren. Als ich eintrat, hielten sie bei Käse und Sellery.

„Werden Sie den Snowden mit uns besteigen?" fragte der Messerfabrikant, als ich eintrat.

„Nein," erwiderte ich, „ich werde den Snowden nicht besteigen."

Alle drei legten bei dieser höchst unerwarteten Antwort das Meßer vor Erstaunen nieder; aber nur einen Augenblick — im nächsten ergriffen sie's, zu meinem Troste, wieder.

„Närrische Leute, diese Deutschen!" sagte der Messerfabrikant. „Närrische Leute!"

„Keinen Sinn für die Natur!" fügte der Clerk hinzu.

„Und kein Fünkchen Poesie!" schloß der Materialist. Es war das erste Wort von ihm, das ich an diesem Tage und das letzte, das ich überhaupt von ihm hörte. Denn nach Verlauf einer Viertelstunde saßen die drei Gentlemen schon auf drei Eseln, zwei Jungen mit lautem: „Hi! hi! hi!" und gewaltigen Ruthen hinterher — und nach einer halben Stunde entschwanden sie meinem Blick für immer.

Ich aber beschloß hier Station zu machen und richtete mich mit aller Behaglichkeit in einem Zimmer ein, welches mir über dunkle Tannen hinaus den Blick zu den blauen Seen und dem Snowdon gewährte.

Mein täglicher Gang war zu den Seen, unter welchen mir der Llynberis der liebste blieb. In seinen Uferfelsen unter einem grünen Strauch verträumte ich gern die Stunden der Mittagssonne. Über dem See in der Felsenschlucht war ein Steinbruch, der Rabenfels genannt. Da rollten und donnerten nun die Steine aus der Höhe herunter — man konnte wegen der Ferne keine Arbeiter unterscheiden und da man nur das Schieben und Herabstürzen der Steine ohne den Grund desselben sah, das rastlose Bewegen und Schaffen und Poltern und das Alles in der blendenden Mittagssonne auf dem grauen, farblosen Grunde und darüber die grünen Heidflächen und die ziehenden Wolkenschatten: so konnte man denken, da drüben sei eine Geisterstadt, in welcher das heimliche Leben erwache! Weiter unten ward es viel ruhiger und zauberhaft dunkler; der See war ganz stahlblau und wegte nur, wenn der Wind darüber hinfuhr.

Farrenkraut und Rosmarein
Flüstern um das Felsgestein.
Über mir, durch Tannenwipfel,
Glänzt des Snowdon's scharfer Gipfel,
Seine Spitzen glühn und starrn —
Über kahle Bergesmatten
Jagen der Wolken breite Schatten —
Ferne ragt Schloß Dolbadarn.

Und in dieses Thales Runde
Liegt der See so blau und klar,
Und auf seinem tiefen Grunde
Rauscht und webt es wunderbar.

Tauch empor, du schöne Fee,
Die da wohnt in diesem See!
Und bei deiner Wogen Rauschen
Will ich schau'n und will ich lauschen,
Dir zu Füßen will ich knie'n,
Auf dem Felsen laß dich nieder,
Lehr mich deine dunklen Lieder,
Deiner Tiefe Melodie'n.
Laß die Wellen lauter schlagen,
Voller laß die Winde wehn, —
Laß mich Dich im Herzen tragen
Königin der blauen Seen!

. . . . Alles ruhig — Alles sacht . . . .
Snowdon glüht in Mittagspracht —
Wellen plätschern am Gestade,
Keine Elfe kommt zum Bade — —
Nur der Wellen dumpfer Chor
Und der Bergwind nur, der schrille,
Stört die märchenhafte Stille. —
Leise wogt der Nebelflor
Um die Tannen; — in die düstern
Schluchten fällt der Sonnenschein,
Und um meinen Felsen flüstern
Farrenkraut und Rosmarin.

In der Abendsonne saß ich gern auf dem grünen Rasenhügel vor dem Hotel. Vor mir die goldne Landschaft mit dem Wehn des Windes und der Frische des Wassers, die Tannen, die Seen, die Berge. Um diese Stunde ließ ich mir den Harfner von der Flur des

Hauses kommen; er setzte sich unter den wilden Rosenstrauch, daß die Rosen ihm um Haupt und Hause schwankten, und ich lag im thaufrischen Rasen. In seinen wild-herzlichen, träumerischen, neckischen Melodieen, die zwar nicht immer in ganz richtiger Harmoniefolge dahinrauschten, aber doch stets anregend blieben, rollte zuweilen der dumpfe Donner aus den entfernten Bergwerken. Schöne Britinnen suchten Bänke in der Nähe und lorchten. Meine Gedanken aber zogen mit den Wolken gen Abend . . .

Die Melodieen, welche der Harfner am meisten spielte, waren das lieblich-frische **Codiad yr Hedydd**, welches ich einst zuerst hatte von Gwenni singen hören und das wehmüthige **Ar hyd y Nos**, welches den Walisern der liebste Ton zu sein schien, und während er spielte, sang ich im Geist und Maß der Melodien folgende Lieder still vor mich hin.

Die Lerche.

(Im Tone: Codiad yr Hedydd.)

Bricht das Eis und schmilzt der Schnee,
Kommt die Lerche über See.
Grünt der Wald und blüht die Kluft,
Schwingt sie auf sich in die Luft.
Singt im Steigen über'm grünen Thal:
Theures Land, im Frühlingssonnenstrahl,
Gruß dich, gruß dich tausendmal!

Wogt im Feld die hohe Saat,
Und der heiße Sommer naht.
Mittagsluft den Wald umweht. —
Doch die Lerche fröhlich schwebt.

Singt im Steigen uber'm schwülen Thal:
Theures Land, die Sonne färbt dich fahl —
Segne Gott dich tausendmal!

Reift die Gerste, gilbt das Korn,
Ruft im Wald das Jägerhorn,
Weht vom Meer der Wind so rauh:
Lerche fliegt durch's klare Blau,
Singt im Steigen uber'm oden Thal:
Theures Land, nun bist du wieder kahl —
Lebe wol, vieltausendmal! —

Ach, in der Nacht.

(Im Tone: Ar hyd y Nos.)

Stürme saufen, Wogen rauschen —
Ach, in der Nacht!
Hier am Strande will ich lauschen —
Ach, in der Nacht!
Wogen, Wogen auf und nieder, —
Sturmwind, deine dunklen Lieder
Wecken alle Leiden wieder
Ach, in der Nacht!

Soll ich immer dem gedenken —
Ach, in der Nacht!
Schluchzend muß das Haupt ich senken —
Ach, in der Nacht!
Hast mit Liebe mich gefangen,
Hast bethört mich mit Verlangen,
Hast bethört mich, bist gegangen —
Ach, in der Nacht!

Weh — nun pocht mir's unter'm Herzen,
Ach, in der Nacht!

Pocht mir eine Welt von Schmerzen —
Ach, in der Nacht!
Keine Reue hilft, kein Denken —
Soll ich mich ins Meer versenken?
Soll ich dir das Dasein schenken . . . .
Ach, in der Nacht!

So giengen, mit Harfenspiel und Mittagssonnenduft die Tage von Llanberis dahin. Der einzig trübe Fleck in dieser Reihe heller Erinnerungen ist meine Snowdonfahrt. Es war, als hätte mich der Himmel dafür, daß ich den Biederleuten von Birmingham eine so schlechte Meinung von dem Naturſinn der deutschen Nation gegeben habe, mit dem dichsten Nebel, dem ausgesuchtesten Regen und dem unerbittlichsten Winde bestrafen wollen. — Es war einer jener Morgen, wo die Sonne verheißungsvoll durch das Frühgewölk scheint, als ich mit einem gewaltigen Alpenstock bewaffnet in Begleitung eines Führers mich auf den Weg machte. Ueber nackte Felsenstufen stiegen wir empor; und bald befanden wir uns in einem Nebel, wie man sich ihn an einem Londoner Novembertag nicht dicker wünschen kann.

„Seid nur guten Muthes," sagte der Führer. „Der Nebel fällt!" In der That, er fiel; in 10 Minuten war ich so naß, als käm ich aus dem Bade. Der Nebel fiel; aber er gieng doch nicht fort. Er schien aus einem Vorrath zu fallen, der für acht Tage ausreichend war. Der Führer sann auf Unterhaltung. Er erzählte mir Dinge, die ich schon in meinem Guide-book hundertmal gelesen hatte; früher wäre hier

ein dicker Wald mit vielem Hochwild gewesen; auch Wölfe seien hier gewesen. Es war allerdings gut, daß sie nicht mehr hier waren. Der Adler hätte auf diesen Klippen gern geborstet. „Nun will ich Euch noch den schwarzen Stein zeigen, von welchem es heißt, daß — wer eine Nacht auf demselben schläft — entweder als Dichter oder als Wahnsinniger aufwacht.“ Dabei verirrte sich der Führer und erst nach dreiviertelstündigem Waten durchs hohe Farrenkraut, dessen gelbe, regenschwere Blätter niederbiengen und über die abschüßigen Moosfelsen gelangten wir an den berühmten schwarzen Stein, von dem mir der Führer jenes Märchen erzählte, welches unter den Mabinogion mitgetheilt worden ist. Mich schauderte; aber ich will ehrlich sein — nicht vor der wilden Märchenromantik, sondern vor Kälte und Näße. Es war so trübe und so finster auf diesen Bergen; und meine Seele ward es auch. Der Wind sauste durch die Höhlen und Löcher, und wenn er den Nebel einmal zerriß, so sahen wir unter uns und über uns Felsspitzen, die von Näße dampften. Mir war, als wandelten wir unter dem Meere und sollten über diesen Basaltblöcken, diesen Porphyrfelsen zur Oberfläche an das Licht des Tages emporklimmen. Wie in die Polypengewächse der Tiefe verstrickte sich der Fuß estmals in das Alpenmoos und die Haide, die zwischen den Steinen mächtig wucherten — und endlich, nach langem mühvollen Klettern standen wir auf dem höchsten Plateau des Snowden, welches Gwrydd, der Kranz, genannt wird. „Hier muß,“ ruft das entzückte, grüne Guide-book aus, „jede füh-

lende Seele einen Schauer wonnigen Entzückens empfinden" . . — Meine fühlende Seele empfand auch einen Schauer; aber er war nicht von der vorgeschriebenen Art. „Denn wer konnte ungerührt bleiben, beim Anblick dieser Hügel, dieser Felsen, dieser Thäler, dieser Steine, dieser Seen?" . . . Leider fand ich alle diese Herrlichkeiten nur in meinem grünen Guide-book; die ganze übrige Welt war in Finsternis und Regen begraben, — der einzige Lichtpunkt in dieser aus naßen Kleidern, aus Müde und gar keiner Aussicht zusammengesetzten Erinnerung war das Kaminfeuer im Wirthshäuschen von Gwrydd. Da dies Alles war, so war es gewis nicht viel. Aber der Trost, den der lateinische Dichter in solchen Lagen zugesteht, ward mir; ich fand die ganze Stube voll „socios malorum" männlichen und weiblichen Geschlechts, die dasselbe Schicksal mit mir duldeten, dabei aber mehr fluchten und schimpften, als ich für anständig hielt. Ich mußte dabei immer, sechs Jahre zurück, an meine Ferienreise auf den Brocken denken. Vor lauter Regen und Sturm verirrte sich der Führer und wir waren endlich seelenfroh, eine Viehhütte zu finden, in der wir uns vor dem Unwetter verbergen konnten. Damals, ein Novize in der Kunst zu reisen, ertrug ich mein Schicksal nicht so gleichmüthig. „Allein, allein", rief ich aus, „in einer Wüstenei von Bergen, Kälte, Nebel und Sturm! Ich möchte mein „Reisehandbuch", das mich durch trügerische Vorspiegelungen hier herauf gelockt hat, in den Ofen werfen — wär's auch nur um die Kienspähne in Glut zu bringen, die so traurig darin glim-

nen, daß mir die Zähne klappern; ich möchte — Leser, verzeihe dem Studenten im ersten Semester diese Anwandlung! — meinen Führer prügeln; ich bin in einer Verfassung, daß ich die ganze Welt für ein Glas Grog verkaufen würde!" Gegen jene Brocken-Misère befand ich mich auf dem Snowdon doch noch erträglich. Ich hatte wenigstens einen warmen Kamin, ein Glas Grog und so viel Humor, als ein Mensch haben kann, der sich 3571 Fuß hoch über dem Meere in einem Nebel befindet, um den er im Flachland nicht 10 Schritt gegangen sein würde!

Die Heimkehr war viel erbaulicher. Das Glöckchengeläut von Hunderten von Schafen, die hier in ewiger Freiheit weidend um die Felsen klettern, klang durch die trostlose Einöde. Hier und da bellte ein Hund dazwischen. Aber ich eilte bergab.

Als ich im Victoria-Hotel anlangte, war es Mittag geworden. Während wir uns im Himmel hatten durchregnen laßen, war es auf Erden ganz erträglich zugegangen. Die Sonne kämpfte gegen die Wolken und am Nachmittage trat sie siegreich in das klare Herbstblau der Luft. Nur auf den Hörnern des Snowdon saß der Nebel noch wie eine Tarnkappe fest.

An diesem Tage gedachte ich weiter zu reisen. Zum Abschied bestieg ich noch einmal den Thurm von Dolbadarn, der einsam auf der Höhe zwischen beiden Seen steht. Es ist der einzige Rest des berühmten Schloßes, das noch vor der englischen Invasion, in grauen Jahrhunderten, erbaut ward, um den Mittel-

punkt des waliſiſchen Hochlandes zu ſchützen. Noch zu Ende des 13. Jahrhunderts ward Dolbadarn-Schloß als eines der feſteſten in Nordwales erachtet. Nun iſt es gebrochen und vom Wind, der hier über's Gebirge ſchärfer ſtreift, nackt gefegt. Loſe Steine und hohes Unkraut füllen den Hof des Thurmes und ſeine Mauern zerbröckeln an der Erde, Staub mit Staub vermiſchend. Und doch iſt es Wunder genug, daß dieſer Thurm trotz der Wuth ſeiner einſtigen Feinde und dem noch immer nagenden Zahne der Zeit ſich ſo feſt in ſeinen Trümmern gehalten hat. In dieſem Thurme hat einſt auch „der milde, der tapfre, der löwenherzige Owen, der Stolz, das Entzücken, der Abgott ſeiner Landsleute" dreiundzwanzig Jahre geſchmachtet als Gefangener ſeines Bruders Llewellyn, des letzten Fürſten von Wales, der ihn der Untreue gegen ihn beſchuldigte.

Es war tiefe Nachmittagsſtille. Die blauen Seen ſchillerten im Sonnenglanze, gegenüber der Rabenfels lag ſchon im Schatten. In den Mauern des Thurmes kletterten Dorfkinder in bloßen Füßchen mit flatternden Hemdchen und großen, dunklen Augen, wie Kobolde, herum. Auf einmal hörte ich unter mir ein Lied ſummen, welches mir wie ein Ton aus andren Welten klang. War es denn wirklich das? ... Nein, nein — es konnte nicht ſein — und doch! „Ein luſt'ger Muſikante — marſchierte einſt am Nil ... o tempora! o mores!" Das Lied der deutſchen Studenten hier in Dolbadarn-Caſtle, an den Seen von Llanberis. ... Ich ward ſeltſam ergriffen, und als es zum Schluß

kam, da ſtimmte ich von oben ein: „Gelobet ſeiſt du jederzeit, Frau Muſika!“ Sogleich erhoben ſich unten zwei junge Männer, die unter einem Felsvorſprung im Graſe gelegen hatten und Einer von ihnen rief mir ein burſchikoſes „Guten Morgen!“ herauf. Obgleich ich dem Accent anhörte, daß ich zu voreilig gehofft hatte, Landsleute zu finden, ſo war mir doch der Zufall ſehr angenehm, der mir einen jungen Mann zuführte, welcher — wie er mir ſagte — in München geweſen war, um Liebig zu hören, und dann auch einen Sommer in Heidelberg ſehr glücklich verlebt hatte. Der Andre war ein Stockengländer und verſtand keine Sylbe Deutſch. Wir geſellten uns freundlich zu einander und da es ſich bald ergab, daß wir eine Strecke Weges gemeinſchaftlich machen könnten, ſo beſchloßen wir in der Abenddämmerung abzureiſen.

Die Sonne war ſchon niedergegangen, als wir in den Paß von Llanberis einfuhren. Der Wind wehte ſcharf aus den Felslöchern; und ich ſaß in meinen Plaid gewickelt, todtmüde, da. Die Snowden-Romantik ſteckte mir noch in allen Gliedern. Bald ſchlief ich ein, bald fuhr ich auf, wenn unſre Karre über einen Stein flog; Alles gieng wie ein Traum an mir vorüber: die Felsmaßen, die immer dunkler und rieſiger aufſtiegen, die Steinblöcke am Wege, die ſich von den überhängenden Klippen losgerißen haben mußten, die nackten Abgründe, die ſich tief zu beiden Seiten des ſchmalen Pfades aufthaten. Der zarte Nachtduft huſchte heran, aber ehe er mir die Felshäupter verſchleiert hatte, blitzte über einem derſelben auf einmal,

wie eine Flamme, die grünlich-goldne Venus auf und rasch hatte sich der ganze Himmel mit Sternen geschmückt. In diesem Sternenzwielicht dämmerte es aus einem der Felsen wie eine Geisterburg mit Zinnen, Thürmen, Wall und Graben. Es war Blendwerk der Sinne; was ich gesehn hatte, war ein Cromlech, eins von jenen Druidendenkmalen — man weiß nicht recht, ob Altar oder Begräbnisstätte, vielleicht Beides zugleich — große, rauhe Steinplatten, welche auf vier Felspilastern ruhen. Nebel tauchten auf, — sie beugten sich, sie fielen nieder, sie schloßen sich ringförmig um den Cromlech zusammen — als wären es die Geister der Druiden beim nächtlichen Opferdienst.

Als wir am späten Abend im Wirthshaus von Capel Curig anlangten, waren so viele Fremde da, daß sie auf Stühlen und Sofas herumliegen mußten. Uns Dreie führte man zu einem ziemlich entfernten Farmhause, wo wir in ungeheuren Betten die erwünschte Ruhe fanden.

Von Capel-Curig nach Llangollen.

Der landschaftliche Charakter von Nordwales ist, wie man aus den Schilderungen ersehn haben wird, bei aller Großartigkeit der Conturen Anmuth, Lieblichkeit und Fülle. Nur auf eine kurze Strecke, da wo sich um den Snowdon in mächtigeren Hebungen und Senkungen Berg um Berg, Fels um Fels gipfelt, tritt an die Stelle dieser sanfteren Reize das Wilde, Schauerliche und die nackte Dürre. Keine Waldwiesen mehr, aber stundenlange Bergbaiden; dunkle Seen, schäumende Waßerfälle, baumlose Bergkuppen und moosumwachsene Felskegel bilden die Physiognomie dieser Gegend. So recht auf der Höhe dieser ewig stürmischen, nebligen und sonnenlosen Snowdonia liegt Capel-Curig. Das Wirthshaus, etwa 10 Minuten vom Dorf entfernt, befindet sich sogleich am Ende des Paßes von Llanberis. Einstöckig, aber langgestreckt, mit doppelten Fenstern liegt es hinter einer Reihe von düstren Tannen. Der Garten hinter dem Hause zieht sich über Felsen zu kleinen Seen in die Tiefe hinunter.

Nach der Nacht, die in dem nichts weniger als comfortablen Farmhause nicht sehr angenehm vergieng,

athmete ich am andren Morgen die frische Luft mit neuem Behagen. Zu meinem und aller Andren großen Erstaunen schien auch die Sonne. „Es ist heute Mittwoch", sagte der Wirth von Capel-Curig-Inn, „und da pflegt die Sonne auch hier zuweilen zu scheinen, um uns — an ihrem Schöpfungstage — zu zeigen, daß sie noch da sei."

Die Felsen, die sich breit und in weiten Ringen um Capel-Curig schließen, blitzten gar freudig in dem selten gewährten Scheine. Nach dem gemeinschaftlichen Frühstück begaben sich meine Reisegefährten an die kleinen Seen hinunter, um zu fischen. Ich habe sie und vorher schon Manchen ihrer Landsleute um diese Seelenstille beneidet, mit der sie dastehn können, die Angelruthe in der Hand, die Schnur über dem glatten Waßerspiegel leitend — ruhevoll, „kühl bis ans Herz hinan" — um als Preis stunden- ja tagelangen Wartens einen Gründling zu fangen, der nicht viel größer ist, als der Wurm, an dem er sich festgebißen. Das Angeln ist für den Gentleman ein solches Capitalvergnügen, daß er's selbst auf Reisen nicht entbehren kann und jedes rechtschaffne Guide-book muß ein Verzeichnis der Fliegen und Würmer enthalten, mit welchen in den einzelnen Monaten und je nach der Verschiedenheit des Wetters und der Tageszeit am Besten gefischt wird.

Während sich meine Begleiter so der süßen Lust des Angelns ergaben, promenirte ich auf der Gartenterrasse. Die Waßer unter mir, am Rande von dunklen Bäumen beschattet, trugen den Glanz der Morgen-

sonne; auf der andren Seite stiegen die Felszacken auf, und durch eine Baumlichtung des Waldes, der um die Seen lag, schaute aus Morgengewölk der dreizackige Snowdon, der König dieser Gebirge. Hier hatte ich nun die unerwartete Freude, die drei Birminghamer noch einmal zu sehn; freilich nicht in Person — sondern nur im Fremdenbuch. Aber eine dunkle Ahnung stieg in meiner Seele auf. Denn unter ihren drei Namen stand folgende Dichtung:

So weit ich auch gewesen bin
In diesen Regionen:
So möcht' ich in Capel-Curigs-Inn
Am Allerliebsten doch wohnen!

Hatten sie auf dem schwarzen Stein von Arddu geschlafen? Wer unter ihnen war verrückt — wer ein Dichter geworden? Ist der Grocer das Opfer gewesen, oder der Clerk? Ich weiß es nicht, und hab' es nie erfahren; denn nicht auf alle Fragen gibt das Schicksal eine Antwort!

Noch eine andre, höchst unerwartete Freude sollte mir werden. Unter den Inschriften, die an der weißen Kalkwand einer mit wildem Wein umsponnenen Grotte kreuz und quer durcheinanderliefen, traf plötzlich mein Auge auch auf die wolbekannten Zeilen:

Heil dem Manne, der den grünen Hain
Des Vaterlandes sich zur Heimath auserwählet! —

Es stand kein Name unter den Versen. Aber ein

Deutſcher mußte ſie in der Sehnſucht ſeines Herzens hierhergeſchrieben haben. „Der grüne Hain des Vaterlands", in den er dieſes Lied wol einſt hineingejauchzt hatte, hat es ihm bis unter die Wurzeln des Snowden nachgeſungen!

Indeſſen kehrten die beiden Gentlemen vom Angeln zurück. Sie waren ſeelenvergnügt; der Eine hätte beinahe eine Forelle gefangen und dem Andern war die Schnur abgebißen worden. Wir machten uns nun auf den Weg, um den Llyn Ogwen zu beſuchen. Die Sonne war wieder weg; die ganze Welt ſchien grau und dabei war es recht kalt. Wir waren noch gar nicht lange gewandert, als „Baum und Strauch und Buſch verſchwand", und nur ungeheure Felsblöcke lagen auf der kahlen Haide. Kühe ſuchten hier ihr kärglich Futter; ſie liefen in ganzen Heerden frei herum. Hier und da, zwiſchen den Felſen, erſchien eine Lehmhütte. Wir waren im Nant Frankon, dem ſ. g. Bieberthal. Eingeſchloßen ward es von ſteilen Felsgebirgen, die nackt waren, ohne andre Bekleidung als grün-grauen Mooſes. Sonſt war da keine Spur von Vegetation zu ſehn. Auf der Spitze des höchſten von dieſen Felſen, Y tri Vaen genannt, ſtehen drei gigantiſche Steine, die wir für drei Menſchen hielten, die da oben ſtänden und ins Ferne hinausſähen. Wir glaubten, ſie bewegten ſich; ſie hätten ein Fernrohr, das ſie hierhin und dorthin richteten; aber es war Täuſchung. Kein Menſch war zu ſehn und zu hören in dieſer grauen Einöde. Bieberthal heißt dieſes Thal aus früher Zeit, wo es ganz voll

von Biebern gewesen sein soll. Heutzutage sieht man hier einen Bieber, d. h. einen Bieberhut höchstens nur noch auf den Köpfen der Bäuerinnen. Diese Bemerkung gehört Mrs. Sinclair. Uns ist weder ein Bieber noch eine Bäuerin begegnet. Wir waren ganz allein. — Endlich, nach stundenlanger Wanderung durch die Felshaide kamen wir an den Llyn Ogwen. Von nackten Gebirgsmaßen umschloßen lag er da, wie ein todter See; so düster, so tief, so geheimnisvoll — kein Vogel flog über seinen schwarzen Waßern dahin, kein Baum, kein Strauch schmückte seinen Rand. Alles war kahl, steinern, unheimlich und ward es durch den feuchten Nebel und den heftigen Wind noch mehr. Da, wo das Gebirg sich öffnet, steht ein Zollhaus. Aber kein Mensch war vor der Thür und die Fenster waren verschloßen. Hier stiegen die Felsen, wetterdurchfurcht und sturmzerrißen zu gewaltig kühnen und hohen Spitzen empor. Durch alle Spalten rieselte das Waßer über ungeheuren Steinblöcken hinweg in die Tiefe; und das Rauschen des Sees vereinte sich mit dem Wogensturz der Waßerfälle und dem unausgesetzten Heulen des Windes, der hier aus allen Felslöchern pfiff. Der See war an dieser Stelle sehr unruhig; überall sprang er über unterirdischem Gestein empor und ein weißer Schaum in vielen Streifen über der dunklen Waßerfläche bezeichnete diese Felsgürtel, die nur obenhin mit Waßer bedeckt waren. Die Waßerfülle dieser Gegend ist erstaunlich. So weit man sehn konnte, lief über das Grau und Grün aller Felsen der weiße Streifen eines Waßerfalls. Alle diese Fluthen

ſammeln ſich an einem Punkte; von der andern Seite bricht der See durch, und ſo ſtürzt es mit wilder Heftigkeit gegeneinander und über ſchwarzes, ewig feuchtes Geſtein in eine Schwindel erregende Tiefe. Nichts als weißer Giſcht war ſichtbar und Schaumflocken flogen darüber hin. Dickes Haidekraut und zitternde Vogelbeerſträuche nickten und beugten ſich am Rande. Das ſind die berühmten Benglog-Fälle. — Meine Gefährten hielten ſich am liebſten an das Ufer des Sees. Ihr Guide-book ſagte vom Llyn Ogwen: „Die Landſchaft ringsum iſt entzückend und das Gewäſſer iſt reich an vortrefflichen Forellen von einem ſolchen Wolgeſchmack, daß in dieſer Hinſicht kein andrer See in Caernarvonſhire ſich mit ihm meſſen kann.“ Sie ſetzten ſich an den See mit den wolſchmeckenden Forellen, indeſſen ich in die Felſen ſtieg. Lange ſah ich kein lebendes Weſen, nur dann und wann ein Schaaf, das hier herumkletterte. Endlich erblickte ich in einem Bergkeſſel unter mir eine Hütte, die ganz verlaßen dalag. Ein Mädchen mit breitem, niedergekrämptem Hut trat aus der Thüre, den Berg hinan und breitete weiße Tücher zum Trocknen über die Dornen. Das Weiß bildete einen ſtechenden Contraſt in dieſer Umgebung, wo Alles, Alles grau war. — So ſchritt ich dahin, über Steine, um die das Waßer rieſelte.

Es pfeift der Sturm, es rollt der See
Bedeckt mit Schaum und Wogenſchnee,
Und jach hinein mit dumpfem Schall
Vom Berge ſtürzt der Waßerfall.

Hoch um der Felsen Sturn von Stein
Huscht Nebel hin mit grauem Schein.
Wild rauscht, bewegt vom scharfen Hauch,
Das Binsenkraut, der Haidestrauch.

Der Wanderer schweift von Hang zu Hang —
Das Rauschen wird ihm zu Gesang.
Der Wogen Sehnsuchtsmelodie'n
Durch seine Seele düster ziehn.
Es weht von Fern, es weht von Nah
Wie Harfenklang aus Cambria.
Dazu aus ferner Höhen Aar
Schwebt es heran wie Barden-Chor;
Und seine Lieder trägt der Sturm
Von Fels zu Fels, von Thurm zu Thurm.

Erst nach der Ferne zu lichtete sich der schwermüthige Anblick. Da öffnete sich eine mildere, grüne Landschaft, mit Meer und Wiese, durch welche das beruhigte Wasser dem Meere zuströmte, das weit, weit am Horizonte wie ein blauer Strich erschien, aus dem sich die Uferberge von Anglesey zackig erhoben. Ach, da schien wol die Sonne! da wehte eine mildere Luft! — Aber wir kehrten nach Capel-Curig zurück. Hier gieng es wieder lustig her. In den kleinen Seen saßen auf Steinen zeichnende Männer und Frauen, am Rande standen lange, dünne Jungen mit rothgestreiften Hosen und Röcken und grünen, hohen Mützen und angelten. Da dieser Anblick uns Allen jedoch nicht viel Neues bot, so zogen wir bald weiter. Gleich hinter Capel-Curig schien die Welt auf einmal wieder ganz anders zu werden. Die Wälder kamen wieder, und die Sonne auch. Sie leuchtete uns mit ihren

letzten Strahlen. Denn es gieng auf den Abend. Auch sahen wir ab und an wieder Menschen. Zuerst auf einer einsamen Wiese eine schöne, dunkle, wilde Walliserin. Sie stand ins Kraut gebückt. Als ich über die Planken setzte, um mit ihr zu sprechen, sprang sie davon, wie ein gejagtes Füllen. Ich konnte sie nicht zum Stehen bringen. Weiterhin lagerte am Rande eines Berges eine große Damengesellschaft, mit langen Schleiern und gelben Lederhandschuhen. Wir zogen ihnen mit Gesang vorbei. Wahrscheinlich hielten sie's für walliſiſchen Volksgesang, denn sie holten alle ihre Notizbücher heraus und schrieben mit sichtbarem Eifer. Was wir sangen war in der That aber ein deutsches Studentenlied. Auch der Stockengländer sang dießmal mit; wir hatten ihm eine Longfellow'sche Übersetzung von unsrem Liede gegeben.

What comes there from the hill?
What comes there from the hill?
What comes there from the leathery hill?
Sa! Sa!
Leathery hill!
What comes there from the hill!

Das Wasser des Llugwy floß uns immer zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken; er gieng ununterbrochen über Felsen dahin und begleitete uns den ganzen Weg mit Brausen und Wasserfällen. Es war ein gar herrliches Wandern durch die Abendkühle — über uns die rauschenden Baumkronen, unter uns die rauschenden Wasser. So gelangten wir an den Rhaiadr y Wennol, den Schwalbenfall. Wir mußten durch

einen hohen Buchenwald über rasenbewachsene Höhen niedersteigen. Am Eingange des Gehölzes empfieng uns eine sehr anständig gekleidete Frau mit Hut und Sonnenschirm von grüner Seide. Sie machte eine Verbeugung; wir erwiderten dieselbe. Sie wies, mit dem Anstand einer Dame vom Hause, die ihren Gästen die Honneurs macht, auf einen Pfad, der niederführte. Wir dankten. Sie machte wieder eine Verbeugung, wir desgleichen und giengen. „Was will dieses Weib? Ist dieses Weib verrückt?“ riefen die beiden Engländer und sahen sich noch einmal um. — Der Wasserfall erschien in aller Pracht der untergehenden Sonne; gegen die Bengleg-Fälle glaubten wir uns hier in einen Park versetzt, da man nicht von kahlen, unheimlichen Felsen, sondern von einer, trotz einer gewissen Wildheit unendlich reizenden und mannigfaltigen Scenerie umgeben ist. Der Gegensatz des stürzenden, vom Abendroth durchleuchteten Wassers mit den dunklen Massen, die sich unten im Becken gesammelt hatten, war dem Auge eine angenehme Überraschung. Oben [illegible] Wäldchen erwartete uns die Dame mit dem [illegible] und dem Sonnenschirm von grüner Seide.

„Sir, you will remember me!“ sagte sie. „Vergeßt mich nicht, mein Herr!“

„Nein,“ sagte ich, „ich will Euch nicht vergeßen. Ich will Euch in meinem Gedächtnis behalten.“

Aber so war das nicht gemeint. Die Dame wollte Geld haben.

„Wofür denn?“ fragte ich. „Der Mensch will doch wißen, wofür?“

„Dafür, daß Ihr den Waßerfall gesehn habt, Sir!“ erwiderte sie.

„Wer hat Euch denn den Waßerfall in Pacht gegeben?“

„Der liebe Gott, der ihn gemacht, hat ihn mir in Pacht gegeben,“ versetzte sie mit aller Gemüthsruhe. Es half Nichts; wir mußten ihr Geld geben.

„Das verrückte Weib!“ schrie der eine Engländer. „Die unverschämte Creatur!“ der andre.

Ich fand weder das Eine, noch das Andre. Haben die Könige des Mittelalters die Forsten eingehegt und die Ströme mit ihrem Banne belegt, warum soll ein armes waliſiſches Weib nicht auch einmal auf den Einfall kommen, ſich eine Naturſchönheit ihres Vaterlandes zollbar zu machen? Es iſt freilich gut, daß es ſolcher Schlagbäume für den freien Blick noch nicht mehrere gibt; ich hatte viele Mühe, die aufgebrachten Engländer zur Ruhe zu ſprechen.

Als ein Dämmerbild voll Friſche und Waldkühle trat uns bald das Dörflein Betwys y Coed, das Brückendorf, entgegen. Es heißt ſo wegen einer Brücke, der ſ. g. Pont y Pair oder Keſſelbrücke, die hier über den Conway führt. Der Brückenbogen von Pont y Pair, mit wildem Gewächs ganz behangen, umſpannte mir eins der lieblichſten Bilder, die ich jemals geſehn. Über den Felſen, rings um mich, donnerten die Waßer; in einem Moosfelſen gelagert, und vom Waßer umſtrudelt, ſah ich drei jugendliche Frauengeſtalten — die Nixen dieſes Stromes! Im Waßerſpiegel glänzte das Gold der Abendröthe. Am Ufer

durch Tannenſtämme, die bis oben hinauf röthlich beleuchtet waren, glühte ein Feuer und überſtrahlte das dämmergrüne Gebüſch. Eine reizende Waliſerin ſaß auf der Gartenmauer hinter den Bäumen; Kinder in weißen Gewändern umſpielten ſie. Und zur andern Seite, aus einer Schmiede ſtieg blauer Dampf empor, glühende Funken flogen und kniſterten darin und fielen zuletzt wie ein Goldregen über das dunkle Waßer nieder. Und alles Das auf einem grünen Waldhintergrunde und in duftiger Dämmrung. Es gieng mir wie ein glänzender Traum vorüber. — Wir nahmen uns einen Car und fuhren unter dem Sternenhimmel dahin. Nach zwei Stunden waren wir in Pentre Foelas, wo wir die letzte Nacht gemeinſam verbrachten. Am andern Morgen zogen die Engländer weiter ins Gebirge; mein Herz ſehnte ſich nach dem Meere zurück.

Mein Weg war eine Zeit lang flach und öde. Die Ruhe that mir wol, ich athmete ſie mit der Kühle des Morgens ſtill und glücklich ein. Dann kam ich an den letzten Waßerfall, deſſen Rauſchen wie Lebewol des Hochlandes klang. Ich lehnte mich auf die graue Mauer, die eben längs der Landſtraße lief, und ſah in eine dunkle Laubtiefe, von feuchtem Nebel weiß durchdampft, von den Strahlen der durchbrechenden Sonne licht beſprengt. Der Waßerfall, von den Baumkronen faſt ganz bedeckt, ſchien wie ein Silberſprudel hindurch. Das Laub flüſterte leiſe; durch den Brückenbogen ſah man grüne Wieſenflächen und unter den Tannen eines Hügels einige Häus-

chen mit weißen Mauern — Alles still in sanfter Morgensonne.

Dann kam ich nach **Corwen**, einem kleinen Städtchen, ganz unter überhängenden Felsen erbaut. Hier hat die Natur noch einmal ins Gigantische geschaffen; die letzten Felsenwälle des Hochlands thürmen sich hier gegen die sanfteren Niederungen. Auf dem Kirchhof steht ein Steinkreuz in einem runden Stein; Beides hat ein Riese hierhergeschleudert, wie mir der Führer sagte. Der Ort sei danach genannt; Corwen, eigentlich Cor-caen heiße ein Kreuz auf einem Stein. Der Fels, dessen ganze Wucht über den Kirchhof hereinragt, wird „Owen Glyndwr's Stuhl" genannt. In der Kirchmauer wird noch ein geheimes, seit Jahrhunderten verschloßnes Thürlein gezeigt, durch welches der kühne Rebell oftmals in die Kirche trat, wenn's ihn zu beten trieb. Von hier ab beginnt der klassische Boden der letzten Revolte, das Thal des Dee, des schwarzen Waßers, das unter dicken, dunklen Bäumen dahin fließt bis nach Llangollen und sich bei Chester ins Meer ergießt. Gleich hinter Corwen, zur linken Hand steht ein Hügel, oben ganz flach und mit Föhren bewachsen. Er heißt Glyndwr's Hügel. Sein Schloß hat hier gestanden. Das ganze Thal ist voll seines Angedenkens. Wie die Natur hier die letzten Granitmaßen des Hochlandes aufgestellt hat, so weiht auch die Geschichte diesen Boden mit den letzten und wehmütigsten Erinnerungen walisischer Vorzeit. Weicher, immer melodischer wurden die Berge, je näher wir Llangollen kamen, während unten in der Tiefe

der Fluß unter Baumschatten wogte, breit, zwischen Wiesen und hellen Landhäusern.

Aus dem Felsenpaß der Snowdonia tritt man bei Llangollen in das lieblichste Idyll. Das üppig bewaldete Pengwern- und Berwyn-Gebirge in weichem Schwung von Kuppe zu Kuppe steigend, umschließt das Thal, das wol mit Recht „das süßeste der Thäler", „das glückliche Thal" genannt wird. Hier ladet Alles zum Frieden, zu genießender Ruhe ein; es ist eine Harmonie in diesem Gedichte der Natur, die sich dem Betrachtenden sanft mittheilt. Es ist eine Landschaft für den Maler, nicht für den Dichter. Sie befriedigt, sie wiegt ein. Sie steht als ein Ideal des Wirklichen vor dem Auge; die Seele wird zu keinem Wunsche angeregt. Ich glaube, man könnte hier ein ganzes Leben so hinleben, leidenschaftslos, ohne Wunsch, ohne Sehnsucht — traumbefangen, immer träumen! — Es ist eine frauenhafte Weichheit in dieser Schöpfung — und wie ist es sonderbar, daß es auch nur Frauen sind, an deren Namen und Andenken sich die Traditionen von Llangollen knüpfen! Schon in früher Zeit war es die unvergleichliche Schönheit der hochgebornen Myfanwy Fechan, der Fürstentochter aus dem Hause Tudor Trevor, welche die Leidenschaft und den Gesang des berühmten Barden Howel ap Einion Llyglin erweckte; in späteren Tagen war ein schlichteres, aber nicht weniger berühmtes Mädchen aus dem Volke der Stolz Llangollens, und noch heute lebt das Lied von der „süßen Jenny Jones" im Munde derer, die im Feld bei der Arbeit oder des Abends durch die Straßen

ſingen. Die letzten und eigenthümlichſten Frauengeſtalten aber, deren Andenken in dieſem Thale geehrt wird, ſind die berühmten „Ladies von Llangollen,“ in den Jahren, da ſie noch lebten, vielbeſucht, vielbeſchrieben, vielbeſungen. Aber es ſind keine empfindſamen Geſchichten voll Mondſchein und Liebe in einer Hütte, noch die Abenteuer von Edelfräulein und tapfern Rittern, deren Heldinnen ſie ſind: es iſt die Poeſie einer reinen, uneigennützigen, ich möchte faſt ſagen heiligen Freundſchaft, die das Leben der Ladies von Llangollen verklärt hat. Es waren vornehme Damen aus Irland, Lady Eleanor Butler und Miſs Ponſonby, die ſich ums Jahr 1778 hier anſiedelten. Sie erſchienen hier wie die Feen — jung, ſchön, ſeltſam — Niemand wußte, woher ſie und warum ſie gekommen waren. Lady Butler und Miſs Ponſonby waren als unzertrennliche Freundinnen aufgewachſen, und da Beide — aus Furcht durch Heirath geſchieden zu werden — jeden Antrag zurückwieſen, ſo hielt die Familie Butler — die zu dem altberühmten Hauſe Ormond gehörte — für gut, die Mädchen zu trennen. Aber ſie fanden Mittel und Wege zur Flucht, und obwol bei dieſem erſten Verſuch wieder eingeholt, gelang der zweite um ſo beſſer. In Männertracht — von der ſie bis an das Ende ihrer Tage den Hut und eine Art Reitkleid beibehielten — entkamen ſie nach Wales. So gelangten ſie auch nach Llangollen. Und da ſie an einem duftreichen Maiabend bei Mondlicht durch dieſe friedſeligen Gefilde ſchweiften, da erblickten ſie auf einem ſanften Hügel eine Hütte, die ſie mächtig anzog.

Hier beſchloßen ſie zu bleiben; ſie kauften den Grund, ſie bauten eine Villa dahin und lebten darin unzertrennlich mit einander, bis der Tod ſie trennte. Die „Jungfraun vom Thal" — anfangs mit zweideutigen Blicken angeſehn — denn hinter ungewöhnlichen Erſcheinungen ſucht die Welt gern ein ungewöhnliches Motiv und immer lieber das ſchlimmſte — erwarben ſich bald die Achtung, die Bewunderung der Thalbewohner. Als Schutzengel der Armuth traten ſie in die niederen Hütten; und ihre Villa ward ein Tempel gar eigener Art. Mit dem Cultus der Freundſchaft verband ſich eine thätige Liebe für die Kunſt, die Wißenſchaft und eine Neigung, Seltſamkeiten zu ſammeln. Die Schränke füllten ſich mit koſtbaren Büchern, die Wände ſchmückten ſich mit Gemälden und Stichen, auf den Tiſchen lagen Antiquitäten wolgeordnet nebeneinander. Könige ſchmückten die Bruſt dieſer Einſiedlerinnen mit Großkreuz und Orden; berühmte Männer baten es ſich als eine Ehre aus, in Plâs Newydd (ſo hieß ihre Villa) zugelaßen zu werden. Auch Pückler-Muskau beſchreibt einen ſolchen Beſuch in dem erſten Bande ſeiner „Briefe eines Verſtorbenen." Bei dieſem ruhigen Daſein — das keine Leidenſchaft berührt, kein Schmerz geſtört, dem das Geſchick ſeine bittren — freilich auch ſeine ſchönſten und köſtlichſten Gaben vorenthalten hatte — erreichten ſie beide ein ſehr hohes Alter. Der Tod, der ſie 1829 — wo Lady Butler ſtarb — trennte, vereinte ſie ſchon im Jahre 1831 wieder, wo er Miſs Ponſonby zu ihrer Freundin im Himmel rief. „Sie überlebte ihre geliebte

Gefährtin Lady Eleanor Butler, mit welcher sie in diesem Thale mehr als ein halbes Jahrhundert ununterbrochener Freundschaft gelebt hatte, nicht lange. — Und sie kommen nicht wieder in ihr Haus, und ihr Ort kennet sie nicht mehr." Hiob, Cap. 7. V. 10. — Das ist die Inschrift ihres Grabsteins. Die Freundinnen ruhen neben einander auf dem Kirchhof von Llangollen. — „Friede schwebt über ihrer Stätte und" — so mögte man mit Göthe ausrufen — „welch' ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!"

Mit Verehrung erhält und zeigt man noch immer ihre zierliche, ja vornehme, aber in einem seltsam altfränkischen Styl erbaute Villa Plâs Newydd; und ich habe in Llangollen kein Ladenfenster und keine Wirthshauswand gesehn, an welcher nicht ein Bild gehängt hätte, zwei ehrwürdige Matronen mit ernsten, milden Gesichtern darstellend — mit der Unterschrift: „Die Ladies von Llangollen."

In dem Dämmerlicht all dieser Erinnerungen ragten mir die Ruinen der Valle Crucis Abbey, die ich, so lang ich in Llangollen blieb, täglich zu besuchen kam. Sie liegt in einer Wiesenniederung, am Fuße des Hügels, dessen Spitze das alte Schloß Dinas Bran krönt. Portal und Fensterbogen — Alles in ernstem Gothisch — sind wunderbar gut erhalten. Aber da das Gebäude hinter diesen Mauern lange, lange schon in Schutt gesunken ist, so sieht man, anstatt in die düstre Pracht eines gothischen Domes in das heitre Grün hoher, luftbewegter Bäume und in

den blauen sonnigen Himmel, der hindurch scheint. Unter einem der Fenster liest man: „Er ruhe in Frieden. Amen. ✝. Abt Adam errichtete dieses Gebäude in Frieden.“ Den Boden bedecken keine Platten, sondern Moos und Rasen, aus welchen nur noch die hochgemauerten Sockel längst gebrochener Säulen emporragen. Unter dem Gras kann man auch noch die Grabsteine herausfinden. Auf einem derselben las ich: „Hier ruht Gwirtus' Tochter Owain, deren Seele Gott begnaden möge. Amen. Im Jahre des Herrn 1290.“ — Die Fenster des Chores stehn noch hoch und schön da, von außen umwuchert sie die dichteste Fülle des Efeus. Im rechten Seitenschiff — man kann nemlich die einzelnen Theile der Kirche aus ihren Bruchstücken entziffern — sieht man noch die Kreuzbögen mit gar zierlichen Rosetten. Kein Beter kommt mehr in diese Kirche. Aber uralte Bäume im Efeukleide neigen ihre Häupter vor jedem Winde dessen, dem dieses Haus erbaut war und der es zerstört hat. Hinter den Mauern liegt ein freundliches Gärtchen mit Teich und Wasserfall unter Eibengebüsch; in einem weißen Häuschen, ganz mit Immergrün bekleidet, lebt Miss Lloyd ein stilles, beschauliches Leben. Sie führt die Fremden durch die Ruinen der Abtei. Ich habe mich gern mit ihr unterhalten und viel von ihr gelernt. Denn sie kannte die Sprache, die Poesie und Geschichte ihres Landes ganz genau. Valle Cruris Abbey (Abtei vom Kreuzthal), errichtet um 1200 und zerstört 1535, in der Zeit wo die Sitze des Katholicismus vor dem Feuereifer der Reformation zusammenstürzten, heißt so

nach einem roben Grabkreuz „der Pfeiler Elisey's", welches auf einem alten Hügel in einer nicht fernen Hütte Llewn-y-Groes dem Andenken Elisey's, dessen Sohn Prochwel Ysgithrog in den Grenzkriegen gegen die Sachsen 607 bei Chester fiel, von seinem Urenkel Cynyn ab Cadell errichtet worden ist. Dieser Pfeiler Elisey's ist, wie man annimmt, das älteste Steinkreuz mit eingehauener Inschrift in ganz Britannien.

Von hier aus ging ich zu den Ruinen von Tinas Bran empor. Es war heiße Mittagszeit; auf den Wiesen stand der schwere Sommerduft und die Mücken surrten wie von warmen Oele. Kein Lüftchen kühlte sich; ich hörte jeden Tropfen im Bache, der am Fuße der Hügelkuppe hinfließt. Dann wird mein Weg schattenlos; und so klomm ich mühsam empor. Die Spitze dieses Berges, der sich einsam aus dem Thale erhebt, beherrscht die ganze Weite. Man ist wie auf einer Insel. Ich legte mich auf die Mauern der alten Burg; ein Efeugebüsch gab mir etwas Schatten. Ich ruhte auf der Stätte, die durch das Andenken an die schöne Morfanwy Fechan geweiht ist. Tinas Bran war das Schloß ihres Vaters.

Mit diesem vollen Klang der Romantik schied ich von Llangollen. Ich mußte immer an unseren Urvater Adam denken, wie er aus dem Paradiese schied. Auch fehlte mir's nicht an weiteren Vergleichspunkten. Die heiße Sonne von Tinas Bran hatte ein Herbstgewitter zusammengezogen; und da ich kaum, auf dem Dache einer Stage-Coach, aus Llangollen hinausgerollt war, so brach der Sturm und das Wetter los und Blitz

und Donner fuhren aus dem Paradiese hinter mir her.

Es war schon späte Dämmerung, als ich von Aber aus den wohlbekannten Weg zwischen den Hecken zur Farm Wern emporstieg. Da ich ihn zum erstenmal gekommen war, mit frischer warmer Wanderlust, da lag der Wald und das Meer ruhig und im Mondenscheine. An diesem Abend weinte schon das welke Laub von den Bäumen herunter und dunkles Abendrot stand über dem Meer in schwerem Nebel und Gewölk. Und ich selber ging, zwischen dem, was gewesen war, und dem, was kommen mußte, mit schwerem Herzen meines Weges.

Herbst — der Herbststurm fegt durch das Meer —
Nebel und Wolken jagen vor ihm her —
Rauschen die Wellen weiß auf und nieder
Heben sich schäumend und sinken wieder,
Kein noch ein Funken Abendrot,
Kein an der Klippe noch schwankt ein Boot —
O, wie klammern, wie locken die Meinen —
Kannst du sie Vögel — o, kannst du sie trösten!

Ruft die Mutter das irrende Kind?
Ruft du mich heimwärts, brausender Wind?
Nebel schon wallen in herblicher Schwere,
Und ich wandle noch immer am Meere.
Ruft du mich weiter wegwärts, Geist? . . .
Träume der Sehnsucht haben kein Ziel!
O, bei der Dämmrung wehender Helle
Kannst du sie schwanken von Welle zu Welle.

Sarah's Hochzeit.

Nun war ich auf die Abreise bedacht. Der Herbst war weit vorgerückt, meine Reisen waren zu Ende; ich selbst war wandermüde. Da trat am Morgen nach meiner Heimkehr von Llangollen, Mrs. Williams in meine Stube; Sarah folgte ihr, sie blieb aber in der Thüre stehen.

„Mein Herr," sagte Mrs. Williams, „wir wollten Euch bitten, noch acht Tage länger bei uns zu bleiben. Sarah macht Hochzeit."

Sarah stand verschämt an der Thüre; sie blickte nieder und war ganz roth.

„Nun, liebe Sarah," sagte ich, „hatte ich damals nicht Recht, als ich Dir von Owen sprach?"

„Damals war es noch kein Ernst," erwiderte das Mädchen, — „damals dachte ich noch nicht daran. Sonst würd' ich Euch nicht widersprochen haben."

„Nun gut!" entschloß ich mich denn. „Ich will bleiben. Ich muß meine liebe Sarah als Frau gesehn haben, bevor ich von Wales scheide!"

„Ach, wenn Ihr doch nur immer da bleiben könntet,"

sagte die kleine Margret, die auch herumgekommen war und sich an meinen Arm hängte.

„Ich komme wieder, wenns Frühling geworden ist. Ich komme wieder!"

Auf der Farm waren alle Hände in Bewegung; und nebenan, vor der Farm Gorddunor auf dem Rasen ward ein Bretterzelt mit Linnendach erbaut. Ich benutzte die Zeit, um meine Freunde in Llanfairfechan noch oft zu besuchen. Der Schulmeister sagte: „Hab' ich nicht recht gehabt, als ich Euch damals wegen des Freiwerbens auf dem Bett beruhigt habe? Ihr seht, wir halten hier zu Land keine langen Brautschaften. Wir sagen: Liebe ohne Heirath ist eine Krankheit ohne Hoffnung." — Am Meisten freute sich Gwenni mit mir. Da sie wußte, daß ich nun bald auf Immer scheiden würde, so mußte ich ihr versprechen, an jedem Tage noch einmal zu kommen.

Einmal, gegen Abend, da ich bei Mutter Moll und Gwenni saß, pochte es an die Thüre und herein trat der Hufschmied von Aber, mit einem großen Stabe, und im Sonntagszug. Hut und Stab waren mit bunten Bändern und Blumen geziert. „Das ist der Vater!" jubelte Gwenni. „Das ist Sarah's Hochzeitsbitter!" Der Hufschmied aber, höchst pathetisch und ohne sich aus seiner würdevollen Haltung bringen zu lassen, setzte seinen Stab gravitätisch vor sich nieder, nahm seinen Hut ab, machte seinen Diener, und las folgendes Schreiben vor:

Da ich am Sonnabend den 27. September
mich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben

gedenke, so habe ich auf die Zusprache meiner Freunde es gewagt, Euch in mein Wohnhaus zu Gerddunor zu bitten. Die Gunst Eures Besuches wird höflichst erbeten, und was Ihr mir dann als Geschenk mitbringen werdet, soll dankbar angenommen und bestens vergolten werden, wenn Ihr es einmal bei ähnlicher Gelegenheit (z. B. wenn Gwenni und Griffith erst Mann und Frau werden" extemporirte der Hufschmied) verlangt von Eurem Diener

Owen Owen.

„Was fällt Euch ein, Meister?" fuhr Gwenni auf. „Was hab' ich mit Griffith zu schaffen?"

„Still, Gwenni!" rief Mutter Moll. „Es ist dem Vetter doch wol erlaubt einen Spaß zu machen?"

Der Vetter las dann weiter:

Nota bene: Des jungen Mannes Mutter, Bruder und Schwester (Hannah, Richard und Glen Owen) bitten, daß alle pflichtschuldigen Gaben dem jungen Mann am erwähnten Tage übergeben werden mögen und werden für Alles, was mehr gegeben wird, dankbar sein." *)

*) Bei den Walisern so gut, als bei allen andren Völkern oder vielmehr den Theilen der andren Völker, die noch auf dem Boden der Natur stehn, wird die Hochzeit von Seite des jungen Paares als ein lukratives Geschäft angesehn. Ein armes, neuvermähltes Paar in Wales geht in dieser Hinsicht gar so weit, daß es das ganze Land durchzieht, um Etwas zu sammeln, womit sie, wie sie's nennen, „den Hausstand begründen können." Bei dieser Gelegenheit wird ihnen

Der Bitter lehnte seinen Stab an einen Stuhl und setzte seinen Hut wieder auf. Er war mit seiner Rede zu Ende.

„Gieb dem Mann zu essen und zu trinken!" sagte Mutter Moll.

„Essen mag ich Nichts," entgegnete der Bitter. „Aber wenn Ihr ein Glas Ale habt, so will ich trinken."

Der Hufschmied von Aber ist der beste Bitter im ganzen Kirchspiel. Er ist ein pfiffiger Mann und kann den ganzen Tag sprechen, ohne müde zu werden. Er kennt die Geschichten von allen Bauern auf drei Meilen in der Runde und weiß gar treffliche Complimente zu machen. Wenn er herumgeht, so kann das junge Paar gewis sein, daß keine Einladung umsonst geschieht und daß die Geschenke reichlich ausfallen. Darum ist er bei Hochzeiten auch immer voran.

„Warum habt Ihr denn die Einladung da vom Blatte gelesen?" fragte ich den Bitter. „Ich meine doch gehört zu haben, Ihr hieltet bei solcher Gelegenheit eine Rede in Versen."

„Mein Vater hat's noch gethan" erwiderte der Hufschmied. „Seit funfzig, sechzig Jahren aber ist's ganz abgekommen. Die alten Sitten unsres Volkes verschwinden von Jahr zu Jahr mehr — es geht auf den Abbruch, lieber Herr!"

insgemein Korn und Wolle gereicht. Diese Gabe heißt Kymortha, ganz so wie das Almosen, das man in frühern Jahrhunderten den Barden gewährte.

„Ja, ja — ja, ja", sprach Vater Morgan mit zitternder Stimme, „ich komme mir oft vor, als wäre ich fremd in meinem Lande. Ich kenn' es gar nicht mehr. Da Dein Vater noch Bitter war und ich auf der Hochzeit noch harfte — da waren's noch Hochzeiten. Jetzt schämen sie sich's zu machen, wie's ihre Voreltern gemacht haben. Jetzt machen sie Alles den Engländern nach!"

„Na, Vater Morgan", beruhigte der Hufschmied den Greis, „hier oben bei uns steht's noch leidlich. Wir machen's noch so gut wir können; und bei Owens Hochzeit soll's einmal wieder lustig nach der alten Mode hergehn."

So kam der Hochzeitstag heran. Es war schon recht kalt im Gebirge geworden; ich hatte den ganzen Tag Feuer im Kamin. Aber es war klares, sonniges Wetter und um die Mittagszeit höchst angenehm. — Vor Tagesanbruch schon ging der Lärm in Haus und Hof an. Ich konnte nicht mehr einschlafen. Als ich herunter kam, saß Sarah schon in vollem Staat in der Küche. Auch einen neuen schwarzen Hut mit langem weißen Schleier dran hatte sie schon auf. Der Vater, die Mutter, die Großmutter und alle Kinder, gleichfalls im höchsten Putz, saßen um den Heerd herum. Sie tranken Thee und aßen Kuchen dazu. Auf dem Kieswege, vom Gitterthor herauf, trieb sich ein Dutzend junger Bursche herum, mit Bändern und Sträußen an den Hüten. — „Was sind denn das für Leute?" fragte ich. „Das ist Sarah's Schutzwache," erwiderte Vater Williams.

Sarah's Schutzwache arbeitete draußen, als gält' es Redouten aufzuwerfen oder ein Lager zu befestigen. Ich konnte keinen Schritt thun, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen. Hier war ein Strohseil quer über den Weg gezogen, dort eine Steinbarrikade errichtet.

„Wozu macht Ihr denn das?" fragte ich den Commandeur der Schutzwache.

„Damit der Bräutigam und seine Mannschaft nicht herein kann!" war die Antwort.

Unten die Gitterthüren waren weit nach beiden Seiten hin aufgesperrt. Aber in die Mitte des Einganges war ein Pfahl von Mannshöhe eingerammt. Auf der Spitze desselben war ein großer Nagel eingeschlagen, um den sich ein Balken frei bewegte. Das eine Ende dieses Balkens war breit und platt, an dem andren hieng ein Sandbeutel.

„Was ist denn nun das?" fragte ich weiter.

„Das ist ein Gwyntyn," versetzte der Höchstcommandirende.

„Und was soll der Gwyntyn?"

„Den Bräutigam und seine Mannschaft nicht hereinlaßen," war die lakonische Antwort. Es war, als ob wir uns im Kriegszustand befanden. Die Schutzwache arbeitete mit einer Ernsthaftigkeit und einem Eifer, als ob's das Heil des Vaterlandes beträfe.

Auf einmal ward aus der Ferne ein schriller Pfiff gehört.

„Das ist das Signal!" rief der Commandeur. „Sie rücken an. Nun auf Eure Posten, Jungens!"

Sechs Burschen stellten sich am Gwyntyn auf,

drei auf jeder Seite, die übrigen zogen sich nach dem Farmhaus zurück. Ich trat seitab aufs Feld.

Der Feind rückte wirklich heran. Der ganze Boden dröhnte, denn sie waren alle beritten. Es war eine Schaar von etwa funfzig Burschen. Die meisten saßen auf den kleinen walisischen Gebirgspferden oder Ponies, die hier Merlyns heißen. Vorne ritt der Pfeifer. Sein Pferd war vor lauter Decken und Federbüschen und Bändern gar nicht zu sehn. Es sah aus wie das Holzpferd eines Carousels, und da die Satteldecken so breit waren, so standen seine Beine nach beiden Seiten hin horizontal in die Luft. Gleich darauf folgte Griffith, in der Eigenschaft des Anführers. Da sein Merlyn äußerst klein und seine Beine äußerst lang waren, so schleiften sie auf dem Boden neben ihm her. Dann kam die Schwadron, zu Fünf und Fünf aufgeritten. In der Mitte der ersten Reihe ritt Owen.

Vor dem Gwyntyn ward Halt gemacht. „Wollt Ihr uns einlaßen", fragte der Pfeifer, „oder nicht?" „Nein, wir wollen Euch nicht einlaßen," sagten die Sechs von der Schutzwache Sarah's. „Dann, vorwerts, Marsch!" commandirte Griffith. Und vorwerts gings, voran der Pfeifer. Indem er aber bei der platten Seite des Gwyntynbalkens durchreiten wollte, schlug dieser um, und da er nicht flink genug war, ihm so heftig ins Gesicht, daß die Pfeife über die Hecke und der Pfeifer unter sein Paradepferd flog. Freund und Feind stimmten ein homerisches Gelächter an; der Pfeifer aber führte seinen Gaul durch, suchte seine

Pfeife wieder und stimmte nun — auf feindlichem Boden — seine Schlachtmusik mit solchem Eifer wieder an, daß mir die Ohren gellten. Griffith kam gut durch, wie sichs für einen Anführer paßt; aber Owen schlug auf den Boden, wie sichs für einen Mann im Hochzeitszeuge nicht paßt. Die Blätter der Blumen stoben nach allen Seiten auseinander; er trug den ganzen Tag nur noch Blumenstengel am Hute. Aber gut oder nicht gut, war hier nicht die Frage; es galt nur, durchzukommen, und nach einer kleinen Stunde waren sie, unter Begleitung eines funfzigstimmigen Gelächters, das nur durch die Pfeife noch übertönt wurde, durchgedrungen. Der Pfeifer hatte sich, nach meiner Berechnung, die halbe Lunge ausgeblasen. Die sechs Schutzwächter hatten sich indessen aus dem Staube gemacht, die Schwadron formierte sich wieder und vorwerts gieng's. Die Strohseile machten nur kurzen Aufenthalt; man schnitt sie durch und ritt weiter. Aber die Steinbarrikaden sahen bedenklicher aus. Die Pferdchen wollten nicht hinüber. Der Pfeifer war klug geworden; er hatte auf seinen Decken offenbar einen unvortheilhaften Sitz. Er stieg darum ab und riß sein Pferd am Zaum hinter sich her. Aber Griffith setzte hinüber. Dabei kam jedoch sein rechter Fuß zwischen zwei Steinen fest zu sitzen und das kleine Thier gieng ihm unter den Beinen weg. Der Reiter ohne Pferd rettete sich bald, aber sein Gaul lief durch ein Loch in der Hecke querfeldein. „Hussah, hussah!" riefen die Berittnen und setzten nun auch durch die Hecken. „Hussah, hussah!" das Pferdchen ward ein-

gefangen und dem General zurückgebracht, der nun zum Avancieren pfeifen ließ, was denn auch ohne Hindernis vor sich ging. Als sie aber vor's Haus kamen, war dieses von Innen verschloßen und verrammelt; an allen Fenstern aber sah man Körbe — Sarah mit Hut und Schleier stand vor ihrem Kammerfenster. Nun ist es Sitte in Wales, daß dieser letzte Angriff nicht mit Stemmeisen und Brechstangen, sondern — mit Versen geschieht! Sie müßen so lange in Reimen fechten, bis die Partei im Hause nicht mehr antworten kann — dann muß sich die Festung übergeben. Griffith aber war der beste Versemacher auf weit und breit; er konnte alle Pennillion der Welt auswendig und es war ihm auch einerlei, neue zu erdenken. Gegen den hielt Keiner Stand. Deshalb wurde er auch immer zum Anführer der Bräutigams-Mannschaft erwählt. Also ließ er den Pfeifer wieder aufspielen und begann:

Ihr Leute macht mir auf das Haus,
Und gebt mir gleich die Braut heraus!

Der Anführer der Brautwache rief herunter:

Wer uns besiegt mit Redegaben
Der kriegt die Braut! der soll sie haben!

„Gut", sagte Griffith, „so will ich Euch ein Räthsel aufgeben":

Was ist's, das ein Mann nicht zu leiden braucht?

Der von Oben erwiderte:

Wenns in der Stube qualmt und raucht,
Wenns durch die Decke regnet, und
Sein böses Weib aufthut den Mund!

„Das war gut geantwortet", sagte Griffith. „Nun könnt Ihr eine Frage stellen."

Der Wortführer von Oben fragte?

Weißt Du drei Dinge, die nicht stille stehn?

Griffith erwiderte:

Die Schweine, die zur Weide gehn,
Die Schnecken in der Mittagsstunde,
Und Tom dem Müller sein böser Mund!

Als die Gesellschaft ihren Beifall ausgedrückt hatte, begann Griffith wieder.

Frage: Was ist besser als Gold?
Antwort: Juwelen!
Frage: Was ist besser noch?
Antwort: Reinheit der Seelen!
Frage: Was noch besser?
Antwort: Ein Weib, bieder und schlicht!
Frage: Und was ist noch besser?
Antwort: Mehres weiß ich nicht!

„Ihr seid gefangen!" schrie Griffith. „Ihr könnt meine Frage nicht beantworten — hollah, macht das Haus auf!"

„Nein", ward von Oben herunter gerufen, „das ist Hinterlist! Der Spruch ist zu Ende, wir haben ihn richtig hergesagt. Wir mußten ihn sagen wie er nun einmal ist!"

„Na, wartet", sagte Griffith leise zum Pfeifer, „jetzt will ich Euch fangen. Jetzt will ich Euch einen Spruch aufgeben, den Ihr nicht rathen sollt. Ich hab' ihn frisch erdacht! Pfeifer, spiel auf!"

Der Pfeifer blies wieder; aber es kam Alles quer heraus. Es waren die vollendetsten Mistöne, die

jemals geblasen werden sind. Griffith aber warf sich in die Brust, sah sich seine Leute an und sprach:

Sag' mir drei Dinge, die mir zuwider sind!

Der Wortführer der andren Partei ward offenbar sehr verdutzt. „Hätt'st du mich nach drei Dingen gefragt, die dir nicht zuwider sind, so hätt' ich dir schon dienen wollen!"

„Was ich gefragt hab', das hab' ich gefragt!" versetzte Griffith und stemmte beide Fäuste gar trotzig in die Seite.

Es ward noch eine Weile hin- und her capituliert; endlich aber mußte die feindliche Partei sich gefangen geben. „Na, Griffith, —" hieß es, „wir wißen's nicht; sag du's uns!" Und Griffith sagte:

Drei Sonntags hinterm Pfluge gehn,
Barfußig auf dem Eise stehn,
Weise Reden hören von einem Kind —
Das sind drei Dinge, die mir zuwider sind!

„Brave!" riefen seine Gesellen — „brave! halloh! macht uns die Thür auf!" Dabei schlugen Einige, die von ihren Pferdchen herabgestiegen waren, so heftig an die Thüre, daß sie wahrscheinlich hätte nachgeben müßen, auch wenn von Innen die Riegel nicht zurückgeschoben worden wären. Sogleich drang Griffith ein; in der nächsten Minute kam er schon wieder heraus — er hatte Sarah mit seiner Rechten um die Taille gefaßt und trug sie so im Triumpf mit sich fort. In der Linken schwenkte er seinen Hut. Sarah schrie und wehrte sich mit Händen und Füßen — aber nun kam auch Owen herzu, nahm sie in die Arme, setzte sie

vor sich auf den Sattel und mit „Hurrah und Halloh" sprengte die Schaar davon, wie ein Kosackentrupp, dem der Feind auf den Fersen ist. Nun band aber auch die Brautwache in aller Eile ihre Pferde los, die hinter der Farm unter den Bäumen gestanden hatten, und in vollem Galopp giengs durch Hecken und Zäune den Räubern nach, die sich auf der Chaussee in der Richtung nach Conway hin bewegten. „Da, nun hat er sie!" rief die Großmutter, die inzwischen, da es sicher geworden, vor die Thür getreten war. Margret fieng an zu weinen, und kaum daß Jane, die sie an der Hand führte, dieß sah, so brach sie auch in ein Zetergeschrei aus, das die Mutter mit dem größten Stück Kuchen nur mühsam stillen konnte. Unter dem Abhang des Penmaenmawr wurde der Räubertrupp von Sarah's Schutzwache wieder eingeholt. Es gab ein Feldgeschrei, daß man sich hätte einbilden können, da unten finde ein wirkliches Treffen statt. Die Pferdchen rannten und sprangen durcheinander wie im wüthendsten Handgemenge. Dabei wurden — in aller Freundschaft — mit Reitgerten und den Fäusten Hiebe gewechselt, die ich selbst im Spaß nicht haben möchte. Am Meisten war die arme Sarah zu bedauern. Sie war der Mittelpunkt des Gefechts. Ihre Wache suchte sie am Bein und an den Armen von Owens Pferd herabzuziehn und mir schien, daß sie dabei mit mehr Freiheit zu Werke giengen, als eine Dame ertragen würde, die weniger starke Sehnen und mehr Prüderie hat, als ein walisisch Naturkind. Endlich gelang es Griffith und seinen fünfzig Gesellen

die viel kleinere Schutzwache Sarah's zu entwaffnen und gänzlich zu besiegen. Von einer großen Anzahl Hochzeitsgäste, die sich inzwischen auf der Landstraße gesammelt hatten, um das Schauspiel anzusehn, zu Fuß gefolgt, langten die Reiter vor dem Zelt auf der Farm Gorddunoc an. Hier sah es aus, als sollte Auction gehalten werden. Der ganze Hof war mit Hochzeitsgeschenken, als Möbeln, Wirthschaftsgeräth, Kesseln, Körben, Töpfen und Schaalen bedeckt. Ab und an traf auch noch ein verspäteter Reiter ein, der vor sich auf dem Sattel einen Stuhl oder eine Wanduhr gebunden hatte. Nach rasch erfolgter Sammlung setzte sich der Zug — der unglückselige Pfeifer immer voran — nach der Kirche von Llanfairfechan in Bewegung, woselbst er noch vor Mittag anlangte. Die Trauung ward vom Vicar von Llandégai vollzogen — Owen und Sarah waren Mann und Frau und nun begannen die Lustbarkeiten des Tages. Am Eingange des Zeltes saß der Hufschmied von Aber. Auf dem Tisch neben ihm stand eine Büchse. Jeder Eintretende warf seinen Beitrag hinein — „Einen Schilling für das Essen, einen Schilling für's Getränk Sir; was mehr ist, wird auch angenommen. Und wenn's Kindtaufe giebt, wollen wir wieder lustig sein!" — Am untern Ende des Zeltes saßen auf einer kleinen Erhöhung der Harfner und der Pfeifer. Es mochten wol an dreihundert Gäste beisammen sein — Alte und Junge, Mädchen und Bursche.

Gwenni kam gleich zu mir. Sie wich den ganzen Tag nicht mehr von meiner Seite. Bei Tisch saß

ich zwischen ihr und meinem alten Freund aus dem Schulhaus von Llanfairfechan. Griffith benutzte die Gelegenheit, um mir die Blicke der Verachtung, die er mir sonst nur aus der Ferne gegönnt hatte, heut aus allernächster Nähe zuzuwerfen. Gleich nach dem Eßen wurden die Tische zur Seite gerückt und der Tanz begann. Der Hufschmied von Aber gieng immer zwischen den Paaren hin und her; bald war er unten, bald war er oben. Bei solchen Gelegenheiten trieb er nemlich in aller Stille den Cigarrenhandel als einträgliches Nebengeschäft. „Capitale Hochzeit!“ redete er mich an. „Warum tanzt Ihr nicht Sir? — Wollt Ihr eine Cigarre rauchen? Hier sind Cigarren — Cigarren für einen Gentleman — drei Groschen das Stück — nehmt Euch nur eine, Ihr werdet es nicht bereuen!“ Um den Biedermann nicht zu beleidigen, mußte ich die Cigarre nicht nur kaufen, sondern auch anzünden. Aber ich würde nicht drei Groschen nehmen, und sie noch einmal rauchen! —

Leidenschaftliche Tänzer sind die Waliser nicht. Sie haben nur eine Leidenschaft — die Leidenschaft zu singen! Kein Tanz, keine Lustbarkeit, wo sie nicht zuletzt um die Harfe zusammenrückten, und ihre Penillion zu den Variationen des Harfners anstimmten. Sie singen ohne Unterbrechung fort, Einer nach dem Andren, und Jeder eine andre Strophe als der Vorgänger. In der Regel wird in diesem Wechselgesang ein heitrer Streit geführt; jeder Sänger sucht seinem Vormann durch sein Pennill zu widersprechen, wobei die Gewandtern oft auf die sinnreichste Weise extem-

rotieren. Die Meisten aber haben hunderte von Pennillion im Kopfe, so daß sie für jede Gelegenheit und auf alle Fälle gerüstet sind. Den Ton, nach welchem gesungen werden soll, bestimmt die Zuhörerschaft; aber wenn „die rechten Leute" da sind, so ist es ihnen einerlei, da sie zu jeder Melodie Verse wißen. Wie Nachtigallen singen sie oft ganze Nächte lang gegen einander; oft Dorf gegen Dorf, ja Kirchspiel gegen Kirchspiel sind in diesem anmuthigen Liederstreit begriffen. Bei diesem Preissingen pflegt dann der Ton „Ar hyd y Nôs" derjenige zu sein, mit welchem der Schluß des Ganzen gemacht und in welchem gewöhnlich auch extemporiert wird.

Der Pfeifer, der den ganzen Tag nicht zum Athmen gekommen war, legte sein Pfeifchen jetzt weg, der Harfner rückte ins Zelt hinunter und Griffith setzte sich neben ihn. Denn Griffith war Einer von den „rechten Leuten;" er gab den Ton an und war schlechterdings nicht aus der Fassung zu bringen.

„Harfner", sagte er; „schlag den Ton Hob y Deri Dannu an." Der Harfner preludierte und gieng dann in eine liebliche Weise über, bei der man immer an sonnige Wiesen und Eichengründe mit Schatten und Quellen denken mußte.

„Owen fängt an", rief Griffith; „Owen hat heut den Vorrang!" Und Owen sang:

So lang um Mona braust das Meer,
So lang der Conway fließt daher,
So lang des Snowdon Gipfel ragen:
Soll treues Herz für Sarah schlagen!

Dabei drückte er sein frisches Weibchen herzhaft fest an die Brust und küßte sie drei, viermal.

Sobald Sarah wieder zu Athem gekommen war, antwortete sie:

Der Geizhals hütet seinen Schatz,
Die Jugend schweift von Platz zu Platz:
Doch ich, wie's auch die Andern treiben,
Will treu bei meinem Owen bleiben.

Jetzt war die Reihe an Griffith. Er drückte seinen Hut tiefer in die Stirn — das that er immer, wenn's was Rechtes geben sollte. Alle Leute spitzten die Ohren und sahen ihn mit gespanntem Lächeln an. Darauf begann er:

In Sommerszeit, eh' es zu spät,
Der Schnitter sein Getreide mäht,
Nimm einen Mann, eh' Herbst sich naht:
Das, schöne Gwenni, ist mein Rath!

Er hatte die letzten Verse mit einem aus Liebe und Spott gemischten Blicke auf Gwenni und einem aus purer, ungemischter Verachtung auf mich begleitet.

Aber Gwenni war nicht das Mädchen, das sich durch ein Pennill einschüchtern ließ. Frischweg, ohne sich zu besinnen, gab sie's ihm zurück.

Burschen, die sich gar wichtig spreizen
Kommen mir vor wie grüner Waizen.
Schneidet man ihn und drischt ihn so,
Kriegt man Nichts, als — trocken Stroh!

Schallendes Gelächter folgte den Versen Gwenni's. Griffith kam außer sich vor Zorn, aber er faßte sich bald und sang ein ander Pennill.

O Gwenni, du bist zwar recht schön gewachsen,
Hast braune Augen und Haare licht und flachsen:
Doch auch den Wolfswurz schöne Blüthen färben,
Und an der bittren Wurzel muß man — sterben!

„Das war gut! das war sehr gut!" rief die Versammlung einstimmig. „Ja, der Griffith ist ein Teufelskerl!" setzte der Hufschmied hinzu; „der singt Euch den Teufel aus der Hölle heraus!"

Ob das nun figürlich gemeint sei oder nicht, kann ich nicht sagen. Jedenfalls zeigte sich Gwenni in diesem Punkte als ein kleiner Teufel von ganz besonders guter Qualität; sie ließ sich nicht aus dem Concept singen und entgegnete:

Du lieber, holder Griffith — du aller Burschen Preis,
Bist auch recht schön gewachsen, hast Zähne blank und weiß,
Kaum zwei braune Bärte, die dich vortrefflich kleiden,
Wie wollt' ich dich lieben . . . könnt' ich dich nur leiden!

So gings zwischen den Beiden noch eine Weile hin und her, und ich glaube, sie hätten die ganze Nacht sich auf diese Weise Schmeicheleien sagen und erwidern gekonnt. Allein Griffith erwies sich dießmal als der Klügere. Er gab nach. „Die Andren wollen doch auch singen, sagte er, „und wer sich mit einem Weib zankt, der hat gewonnen, wenn er schweigt! Was kommen soll, kommt doch!" — An jenem Abend

fühlte ich auch, daß es wol kommen könne. Die Beiden neckten sich mit gar zu großer Ernsthaftigkeit.

Ich aber, mächtig aufgeregt, verließ das Zelt — ich gieng hinunter — weit hinunter an die Brücke am Meere unter den Felsen — und da stand ich, stand lange, an die Steine gelehnt — die Schuhe feucht von Meereswaßer, die Augen feucht von Thränen.

Leb wol im Schein der Nacht, du weites Meer!
Gleich meinem Herzen bist du wüst und leer.
Kein Mondenlicht klärt deine finstren Wogen,
Kein Stern glüht über dir am Himmelsbogen.
Du athmest schwer, als gält' es zu verwinden,
Was stets du suchst, um nimmer es zu finden.
Umsonst an dieser Ufer Felsenherzen
Tobst du und klagst den Steinen deine Schmerzen.
Der Sturmwind, wie ein mächt'ger Seufzer, weht
Durch deine Tiefen, wie ein Nachtgebet.

Lebt wol, ihr Berge auch, von nächt'gem Schau'r
Du ganz verhüllt, gewalt'ger Pen-maen-mawr.
Great-Ormes-Head, an dessen Felsenflächen
Einsame Wogen ihre Häupter brechen.
Und du vom Sturm umrauschte Snowdonkette,
Der Ströme Mährerin, der Helden Bette.
Um deine Zinnen weht's wie Todtenklage
Um Herrlichkeit und um Größe ferner Tage,
Wo jetzt statt Waffenklang und Schlachtgeschrei
Das Heidenglöcklein klingt und die Schalmei.

Leb wol, du Volk auf deiner Hügel Kamm, —
Du, noch bei Pflug und Sens', ein Heldenstamm.
Und jedes Schloß in Trümmern, jede Veste,
Wo mich umzagt der Vorzeit große Reste. —

Lebt wol ihr Wiesen mit den Feenringen,
Ihr Seen, deren Rand von Harfen klingen,
Du stille Farm, um die Herbststwetter tosen,
Margret und Gwenni, duft'ge Hochlandsrosen!
Nun, Sturm der Mitternacht, rausch dumpf und hohl
Du trägst mit dir mein letztes Lebewol!

Abschied und Heimkehr.

Am andern Mittag stand das kleine Wägelchen vor der Thür. Der schwarze Koffer und die gelbe Hutschachtel, die treuen Genoßen all' meiner Fahrten zu Waßer und zu Lande, lagen schon lange darin und Hugh klatschte ein über's andre Mal mit seiner Peitsche, ehe ich mich da oben losreißen konnte. Sie waren Alle noch einmal um mich versammelt, die ich hier lieb gewonnen hatte, selbst Sarah — nach ganz verschlafen — kam im letzten Augenblick von Gorddunoe herübergesprungen. Wir hatten uns Alle so aneinander gewöhnt, daß uns der Abschied schwer ward.

„Ich werde Euch nicht vergeßen, Ihr guten Leute," sagte ich, „und wenn es der Himmel zuläßt, so sehn wir uns noch einmal wieder."

Sie wollten Alle wißen, ob das bald geschähe und wann? — Aber wer kann sagen — wann? — in diesem Strudel der Zeit, die uns Alle dahinreißt!

In Chester kam ich des Abends an, da schon alle Gaslichter in den Straßen brannten. Nach der ländlichen Stille und Einsamkeit war mir auf einmal, als erwache ich aus einem Traum; und nach mannigfachen

Entbehrungen wandelte ich durch diese menschenerfüllten, hellen Straßen in jener Stimmung, mit der man sich wol nach einem gesunden Schlafe die Welt betrachtet. Alles war mir neu, Alles machte mir Freude und ich fühlte mich stark genug, Alles wieder genießend in mich aufzunehmen. Nach so langer Beschaulichkeit ging ich nun wieder ins Leben ein mit einer Fülle von Sehnsucht und Verlangen, als ständ' ich an diesem Abend zum erstenmal auf der Schwelle der weiten, weiten Welt.

Auch alle Schüchternheit, die sich durch Abgeschiedenheit erneut, empfand ich, wie in den frühsten Tagen. Endlich jedoch beschloß ich, meinen Reisegefährten von Chester und seine beiden Töchter aufzusuchen. Ich fand sie gemüthlich beim Thee. Sie nahmen mich mit jener Herzlichkeit auf, die sich nur da erzeugen kann, wo der Verkehr mit den Fremden zugleich durch so feste Schranken begrenzt ist. Die Mädchen, der Vater, die Mutter gaben mir Einer nach dem Andern die Hand und waren Alle „erfreut" — „sehr erfreut" — „in der That sehr erfreut" mich wiederzusehn. Von Irland waren sie schon sehr lange wieder zurück; sie hatten die Reise beinahe schon vergessen. Es freute sie aber, daß ich es in Wales so gut getroffen hatte und sie wunderten sich nicht wenig, wie ich es daselbst nur hätte so lange aushalten können. — Noch an demselben Abend fuhr ich weiter — es drängte mich vorwärts mit einer Hast, als gelt' es einem Zauberkreiß zu entgehn. Der Zug brauste durch nachterfüllte Gründe dahin, und als er endlich — „an den Ufern

des Mersey" — hielt, da flammten riesige Pechfackeln in die Nacht hinaus, um den Reisenden den Weg auf das Schiff zu zeigen. Das Waßer wogte dumpf herauf und hernieder, und in das Keuchen der Maschine fuhr der hohle Nordwest. Es gieng recht langsam stromüber — keine Musik, wie dazumal, keine fröhliche Gesellschaft — Alles schlaftrunkne Gesichter, verdrießliche Reden — Jeder stand in seinen Plaid oder seinen Mantel gewickelt. Endlich blitzten die unzähligen Lichter der Hafenstadt herauf und am Stacket der Eisenbrücke ward ich von den Verwandten erwartet und bestens empfangen. Nach wenigen Tagen verließ ich Liverpool und begab mich nach London. Anfangs fühlte ich mich in diesem Meer von Häusern, Menschen und Nebel recht verlaßen und ich hatte immerdar Heimweh nach meinem freien, grünen Wales. Allein mehr und mehr blaßten die Bilder und Gestalten in meiner Erinnerung ab; ich fand auch in London befreundete Seelen, die mich in das Verständnis dieser neuen Welt einführten, und bald ließ ich mich von der Großartigkeit all' dieser ungeheuren Eindrücke so behaglich tragen, als hätt' ich in meinem Leben nichts andres geathmet, als die gelbe Novemberluft von London, und nie etwas andres gesehn, als die Kuppel von St. Paul, die Thürme von Westminster und die schwarzen Mauern von Temple Bar.

Auch diese Zeit vergieng und mit einem der letzten Dampfer verließ ich an einem neblichen Sonntagmorgen den St. Katharine's Steam Wharf und betrat, nachdem ich vierundzwanzig Stunden lang von den Aequi-

nectialstürmen tüchtig hin- und hergeschleudert worden war, bei Antwerpen das Festland. In dem trüben Winter einer kleinen deutschen Landstadt öffnete ich nun endlich meine Tagebücher aus Wales, meine Mappen und Hefte. Welch süßer Duft quoll mir aus ihnen entgegen! Sträuße dort gepflückter Gebirgsblumen lagen um mich her, indem ich schrieb, und vor mir an den Wänden hingen die Bilder aller Höhen, die ich erstiegen, aller Seen, an denen ich geträumt hatte. Und so, während es draußen tobte und stürmte, während der deutsche Winterschnee gegen meine Fenster schlug, wanderte mein Geist in fernen sonnigen Gegenden, über duftige Wiesen, durch goldengrüne Wälder und sanfte Thäler. Und da ich eines Tags von meinem Schreibtisch aufstand und mit feuchtem Blick das letzte Blatt zu den übrigen fügte ... siehe! da lachte mir ein blauer Aprilhimmel in das einsame Poetenstübchen und statt der trocknen Blumen des walisischen Hochlands hatte mir eine liebe Hand den ersten deutschen Veilchenstrauß auf den Tisch gelegt! Und wie nun der Geist, von der süßen, schönen Bürde des Erlebten befreit, seine Flügel spannt, um frei in den lieben deutschen Mai hinauszuflattern: da trifft, als letztes in memoriam, ein Brief ein, den ich dem Leser mittheilen will, da er von einer auch ihm bekannten Hand geschrieben ist. Es ist ein Brief vom Schulmeister von Llanfairfechan.

„Hier schick' ich Euch," schreibt er, „die von Euch verlangten Abbildungen der walisischen Trachten. Ich habe sie von Mr. Humphreys bekommen. Ihr könnt

ihn ja, den Mr. Humphreys, den Buchhändler am Ende der Hochstraße in Bangor. Ich wollte sie ihm bezahlen, allein er wollte kein Geld dafür annehmen; er schickt sie Euch mit seinen Grüßen zum Andenken. Auch Alle von der Farm Wern laßen Euch grüßen; besonders die kleine Margret, die noch oft die deutschen Worte widerholt, die Ihr sie gelehrt habt. Sarah und Owen leben glücklich. Mit Gwenni und Griffith ist es nun auch richtig geworden, Mutter Moll hat ihre Einwilligung gegeben, und der Hufschmied von Aber hat mir gesagt, daß er schon im Mai für sie „bitten" müßte. — Der Winter ist glücklich überstanden, und wir haben hier schon vollen Frühling. Ich wollte, Ihr kämet bald wieder. Alle Andren wollen es auch und bitten Euch darum. Mrs. Williams hat mir aufgetragen, Euch zu schreiben, daß Euer Zimmer noch grad so dastehe, wie Ihr es verlaßen habt. Ihr solltet es ihr doch früh genug anzeigen, wenn Ihr kommen wollt. Also macht Euch bald auf die Reise, damit Ihr den Sommer recht bei uns seid!"

Ob dies nun wirklich geschieht, weiß ich nicht. Die Welt ist noch groß und weit und wem ist es vergönnt, der Neigung seines Herzens zu folgen? Sind wir doch von Allen am Elendsten dazu verdammt, rastlos zu schweifen, von Land zu Land, von Volk zu Volk — unter ewigem Heimweh zu kommen und zu gehen, uns nach Frieden zu sehnen, wenn wir mit Sturm und Hochwaßer dahin treiben und im täglichen Einerlei den heftigen Drang nach Neuem zu stillen; und ob wir nun endlich die Ruhe finden und wann

— jene Ruhe, die von keiner Sehnsucht gestört und von keiner Aufregung getrübt wird — das ist eine Frage, die sich dem Einen früher, dem Andren später — Manchem aber niemals beantwortet, so lang er noch diesseits irrt und strebt!

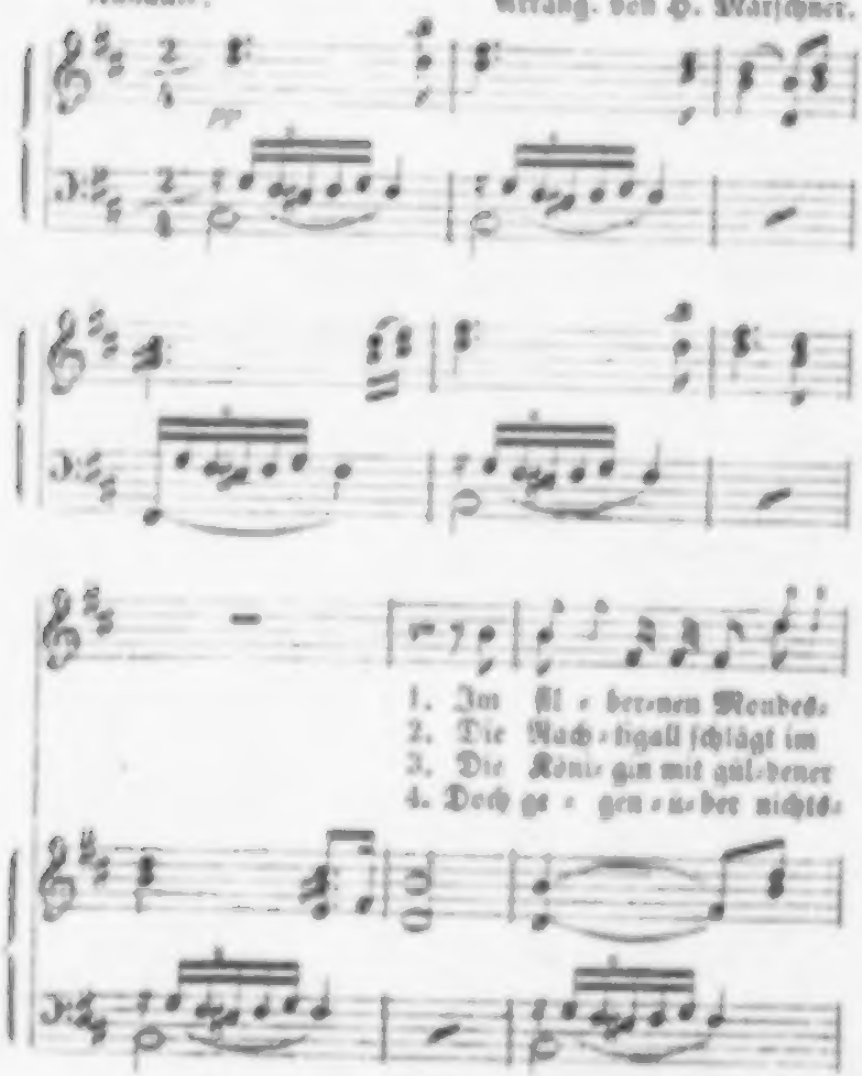
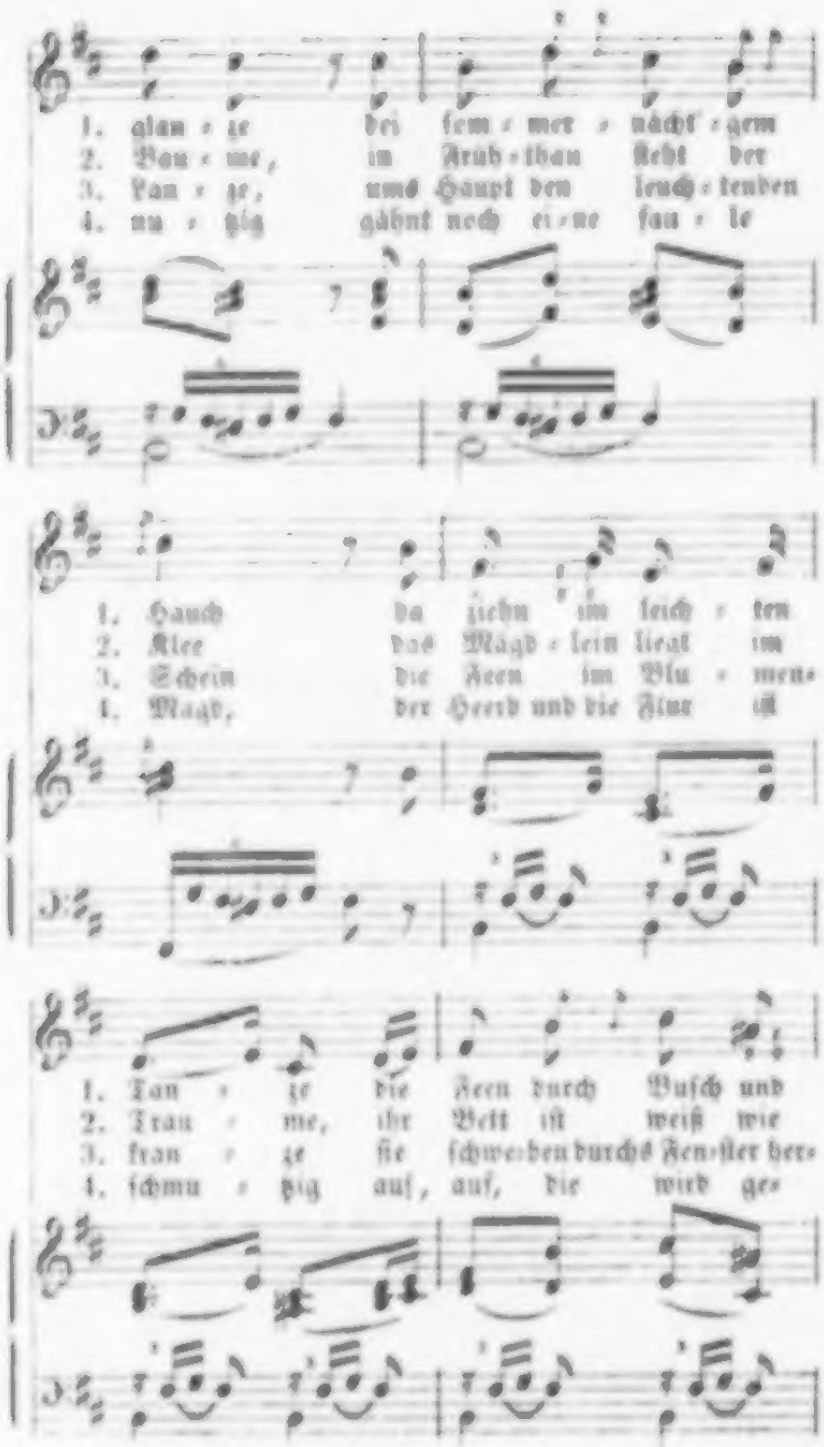
Notenbeilage.

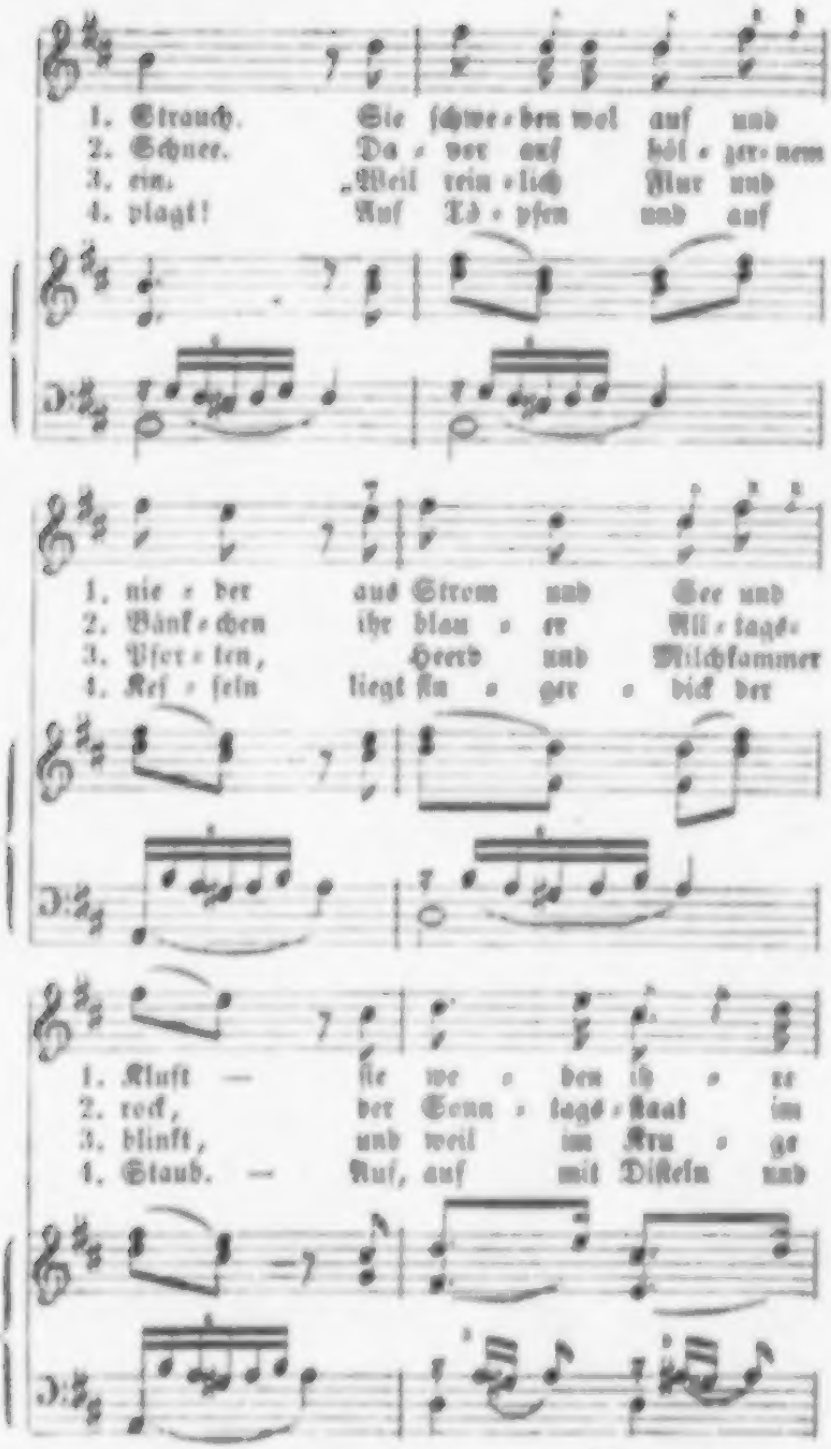
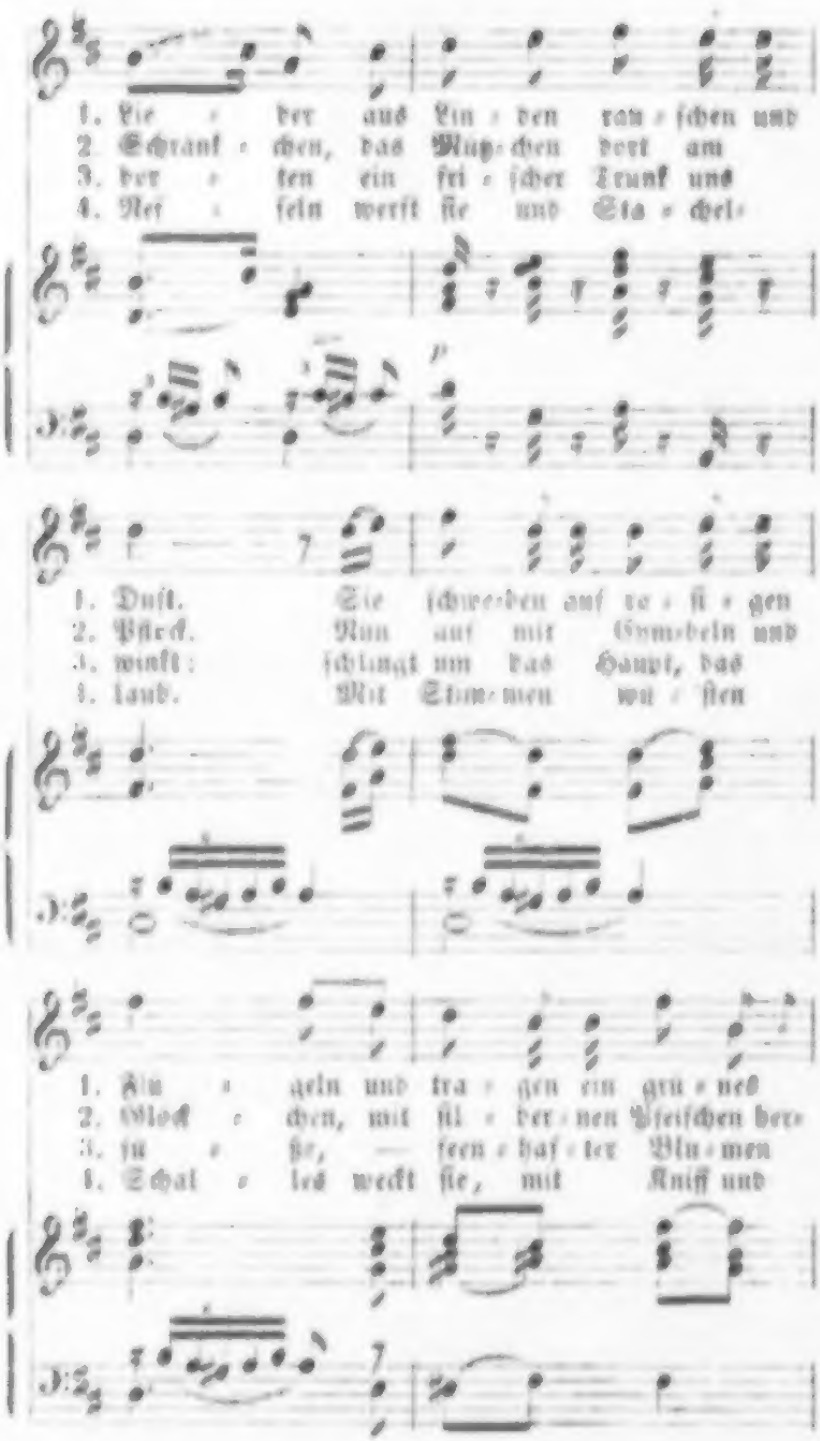
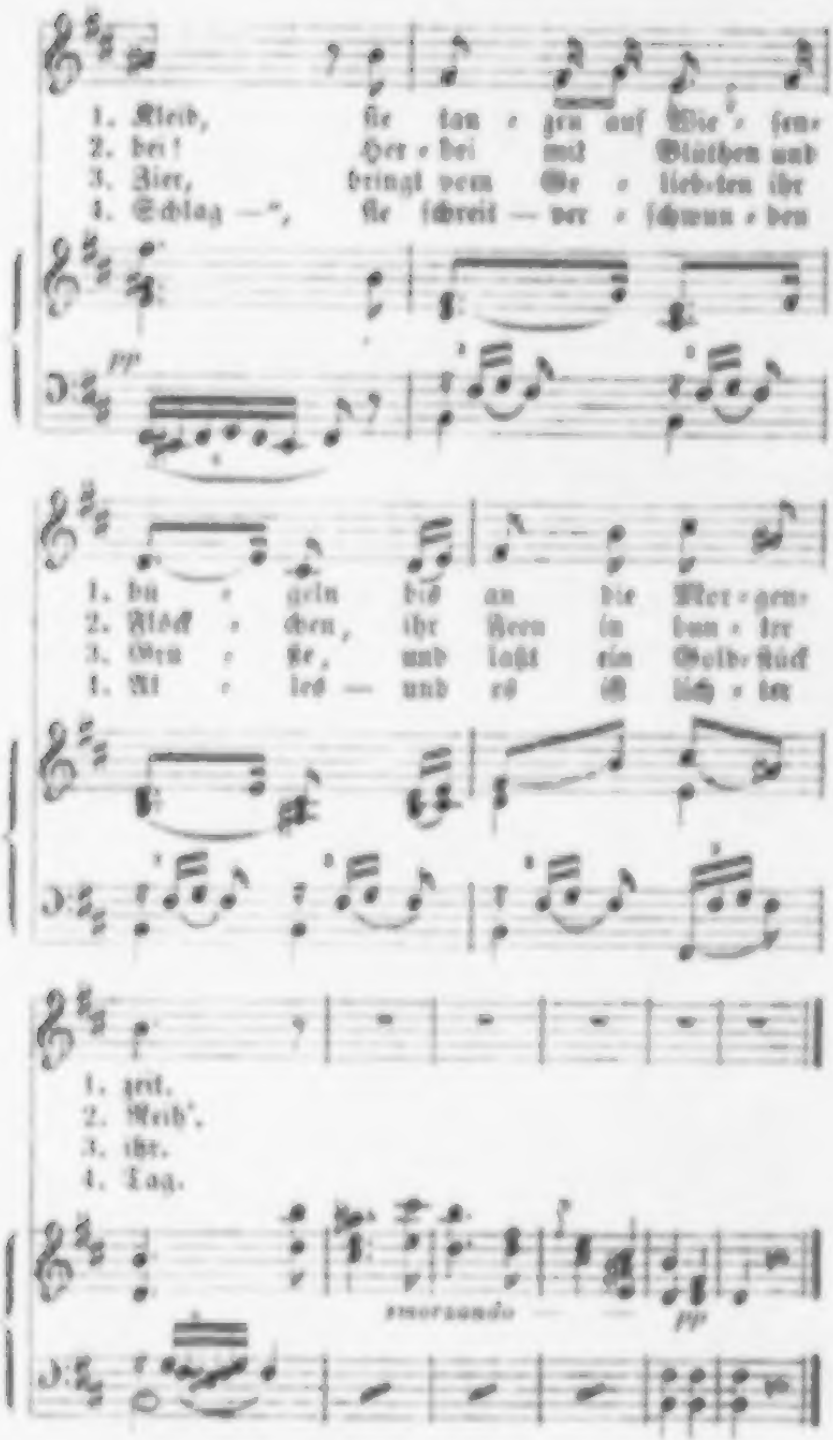
1. Lied der walliſiſchen Feen.

(Im Tone: Toriad y Dydd.)

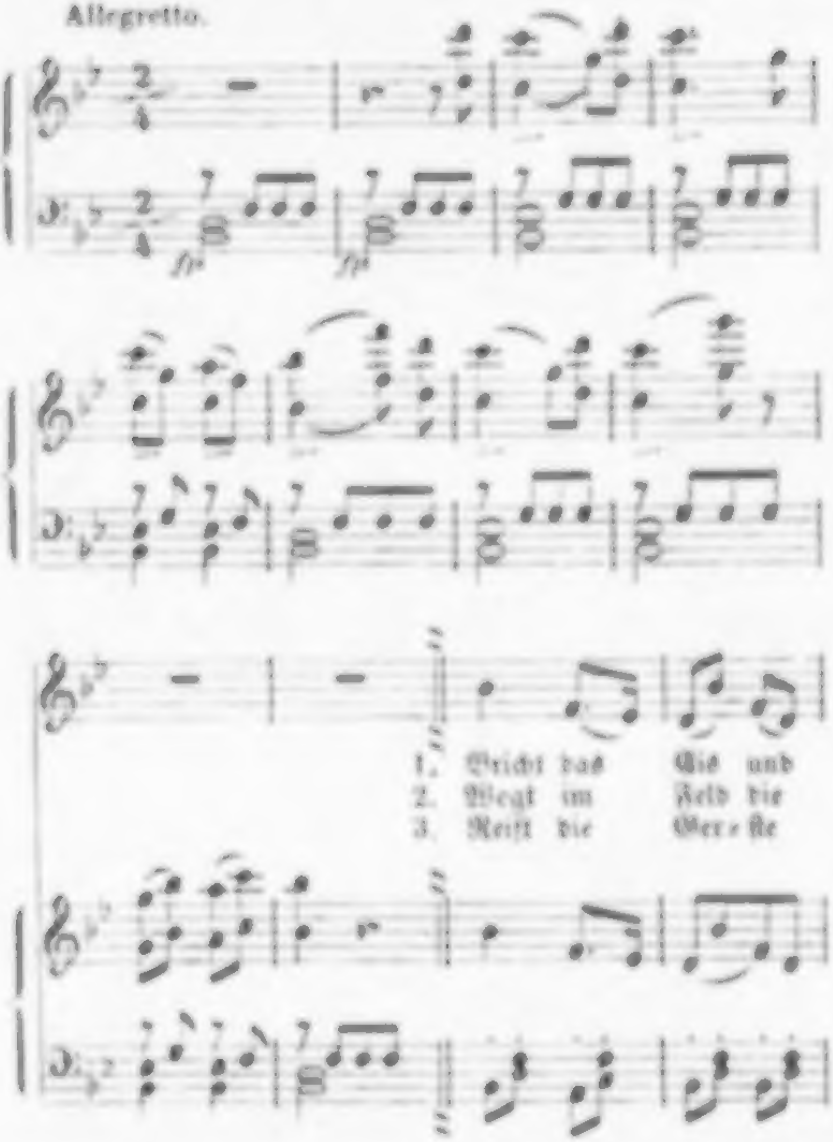
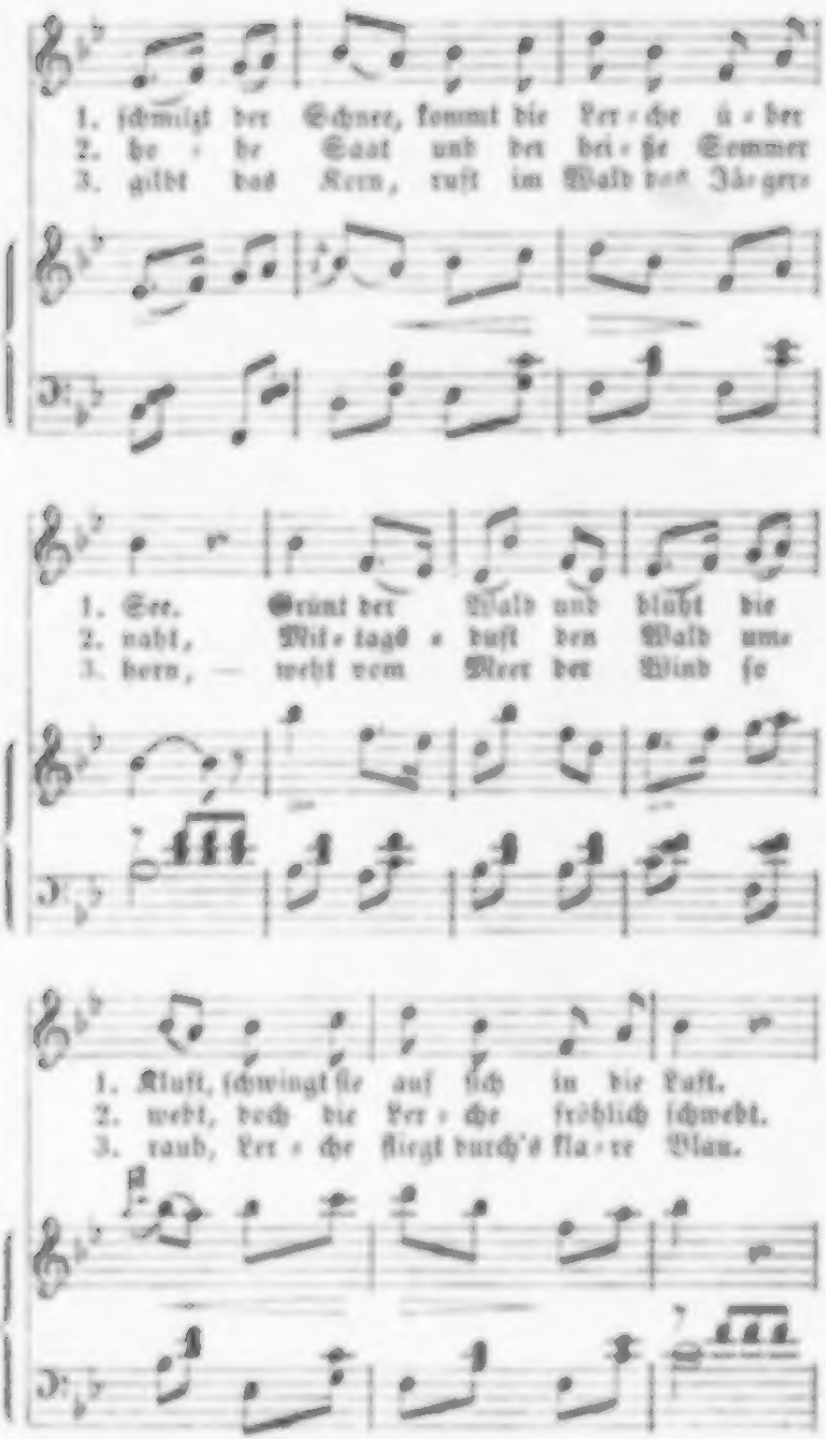
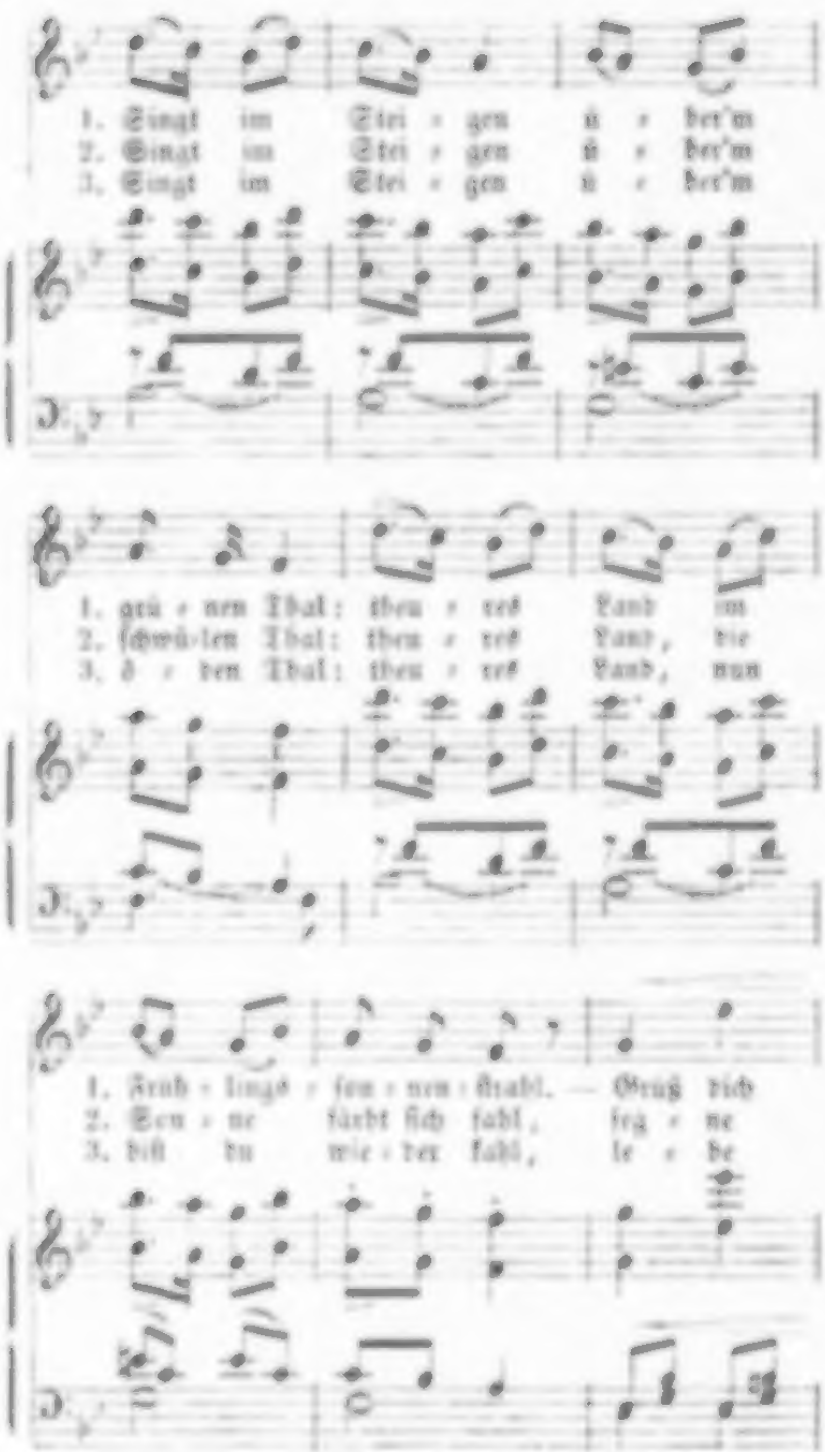
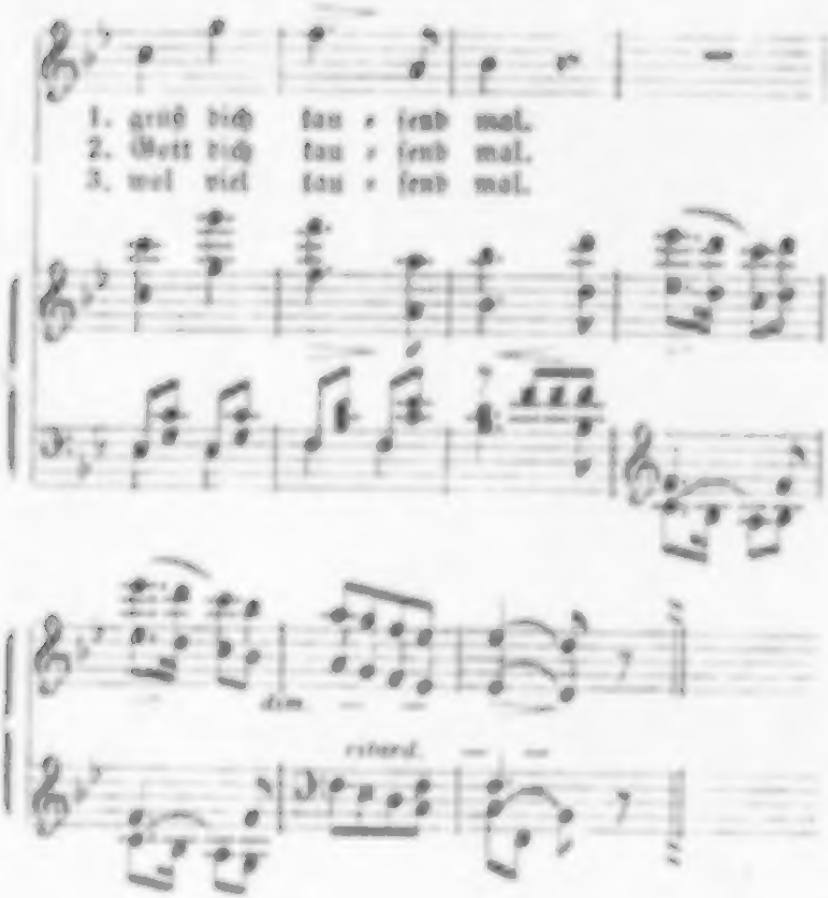
Andante.

Arrang. von H. Marſchner.

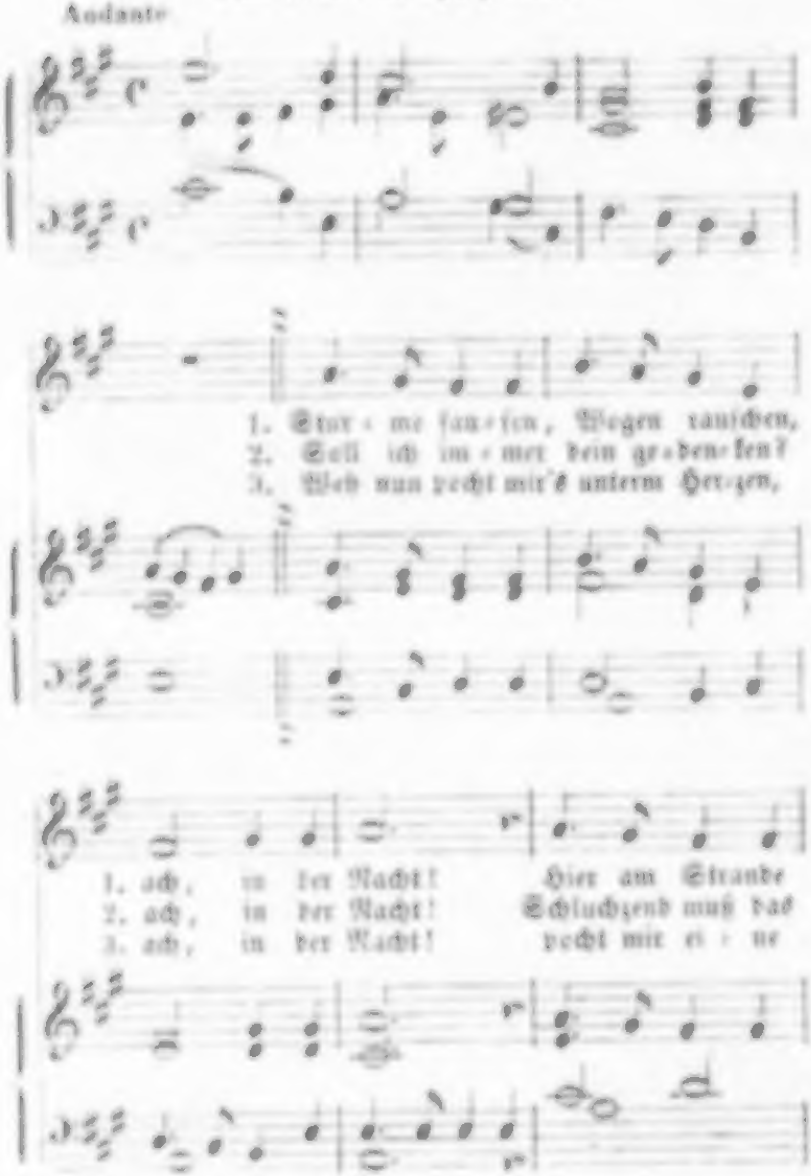
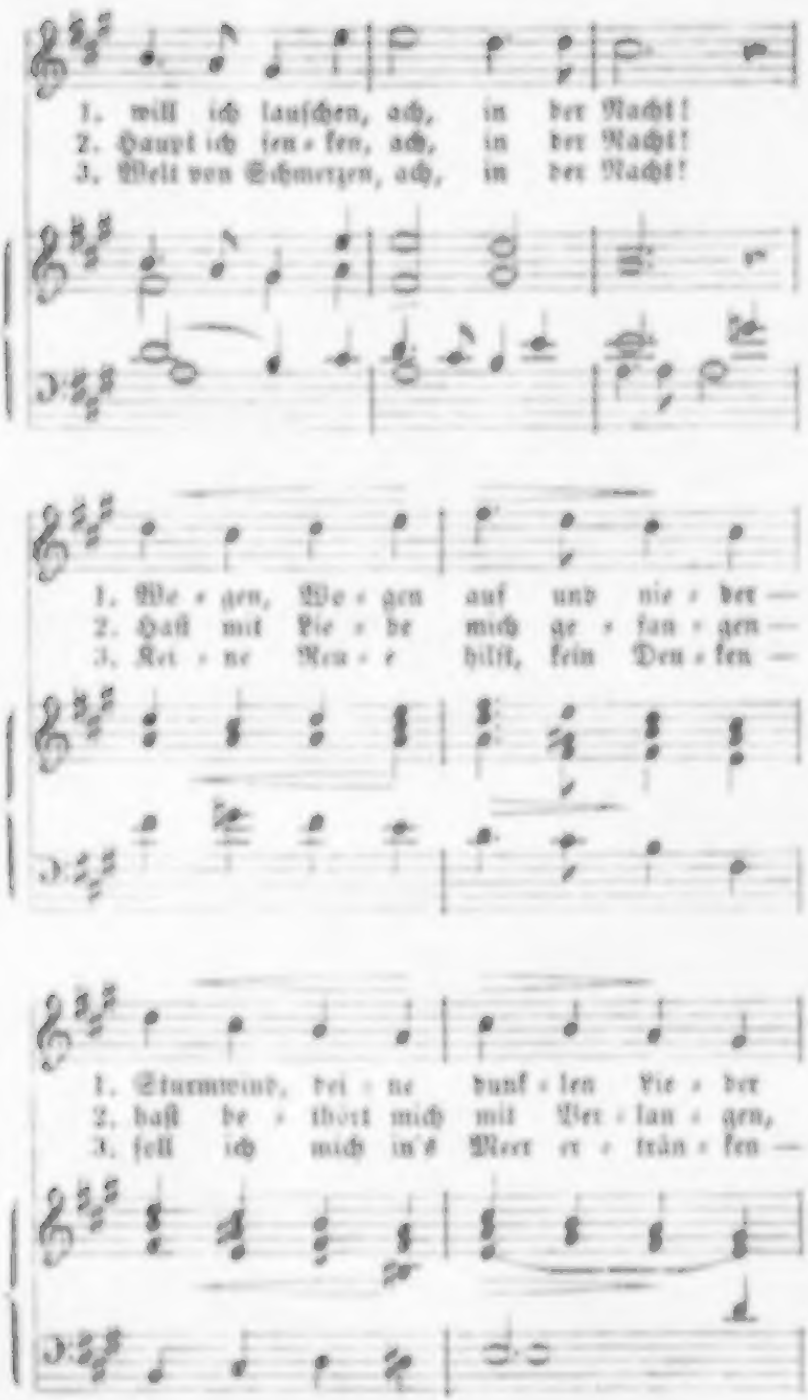
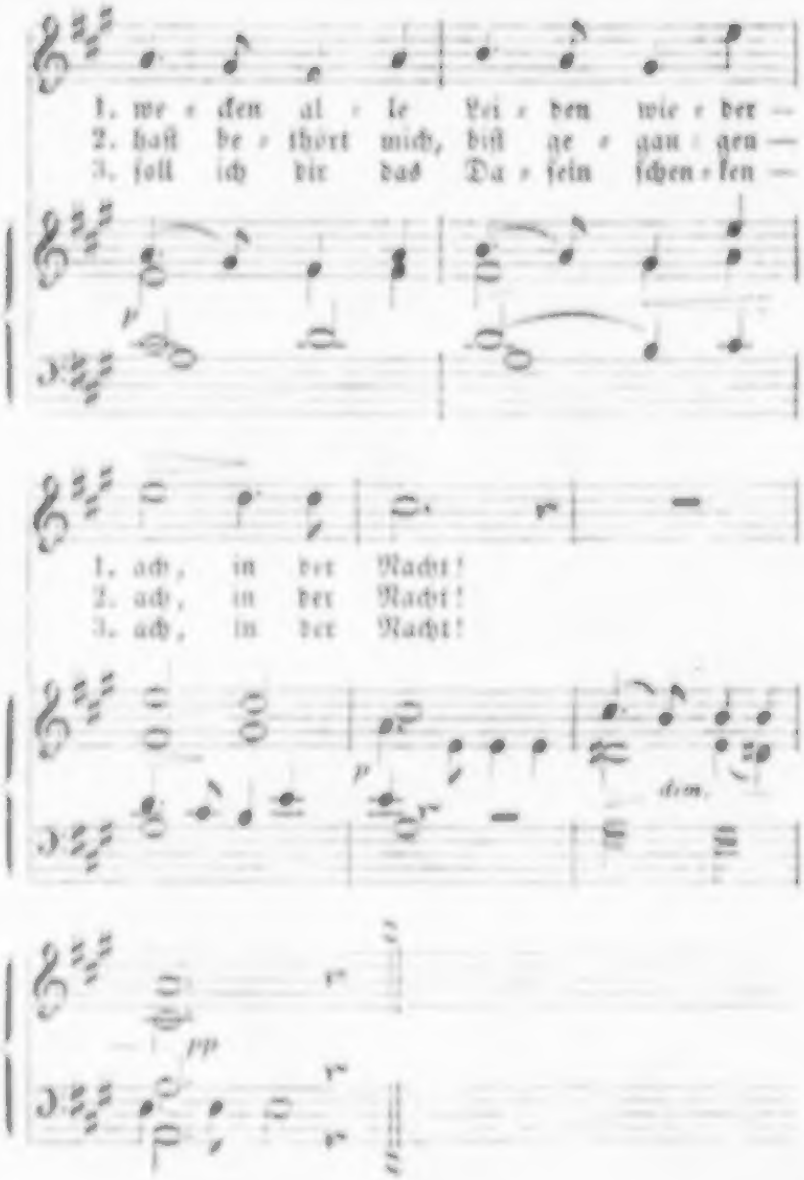


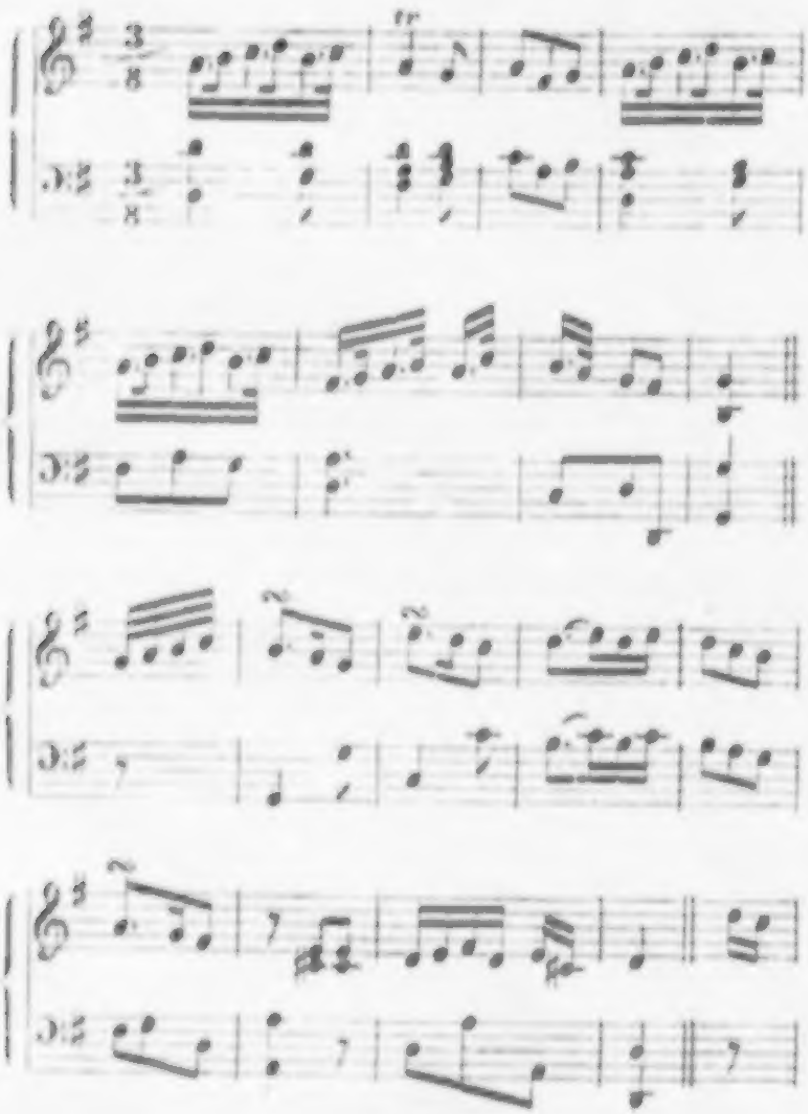
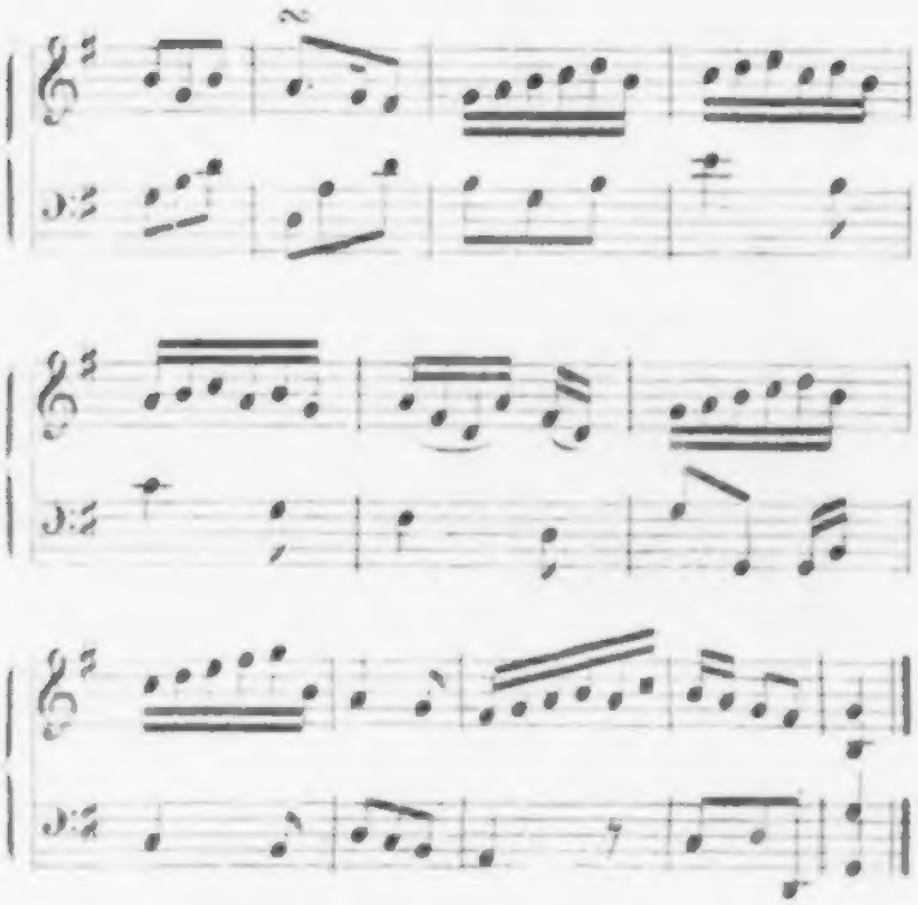
1. glan - ze bei fern - mer - nächt - gem
2. Tau - me, im Trub - than steht der
3. Tan - ze, ums Haupt dem leuch - tenden
4. nu - dig gähnt noch ei - ne fau - le
1. Hauch da ziehn im leich - ten
2. Kleed das Mägd - lein liegt im
3. Schein die Feen im Blu - men -
4. Magd, der Heerd und die Flur ist
1. Tan - ze die Feen durch Busch und
2. Trau - me, ihr Bett ist weiß wie
3. tran - ze sie schwe - ben durchs Fen - ster her -
4. schmu - dig auf, auf, die wird ge -

1. Strauch. Sie ſchwe-ben wei auf und
2. Schnee. Da-vor auf höl-zer-nem
3. ein. „Weil rein-lich Flur und
4. plagt! Auf Tö-pfen und auf
1. nie-der aus Strom und See und
2. Bänk-chen ihr blau-er All-tags-
3. Pfer-ten, Heerd und Milchkammer
4. Kes-ſein liegt ſtu-ger-dick der
1. Kluft — ſie we-ben ih-re
2. reck, der Sonn-tags-Staat im
3. blinkt, und weil im Kru-ge
4. Staub. — Auf, auf mit Diſteln und

1. Lie - der aus Lin - den ran - schen und
2. Schränk - chen, das Mup - chen dort am
3. der - ten ein fri - scher Trunk uns
4. Net - sein werft sie und Sta - chel -
1. Duft. Sie schwe - ben auf su - ß - gen
2. Pfirck. Nun auf mit Cym - beln und
3. winkt: schlingt um das Haupt, das
4. laub. Mit Stim - men wu - ßen
1. Flu - geln und tra - gen ein gru - nes
2. Glock - chen, mit fil - ber - nen Pfeifchen ber -
3. su - ße, — feen - haf - ter Blu - men
4. Schal - les weckt sie, mit Kniff und

1. Kleid, sie tan - zen auf Wie - sen-
2. bei! Her - bei mit Blüthen und
3. Zier, bringt dem Ge - lieb-ten ihr
4. Schlag —", sie schreit — ver - schwun - den
pp
1. du - geln bis an die Mor - gen-
2. Röck - chen, ihr Feen in hun - ter
3. Wie - se, und laßt ein Gold-tück
4. Ni - leé — und rö - thet lieb - ten
1. rot.
2. Weib'.
3. ihr.
4. Tag.
smorzando
pp

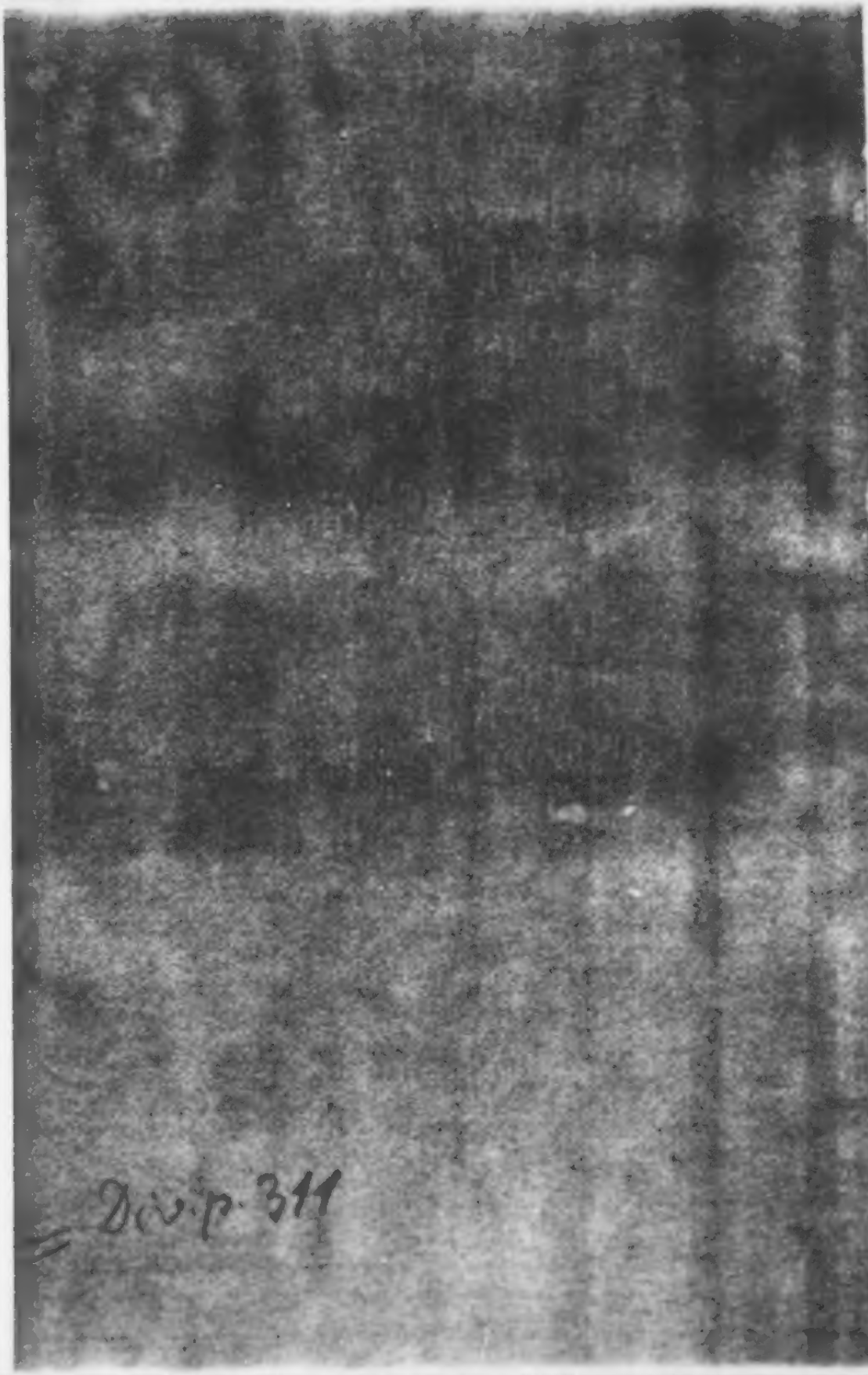
2. Die Lerche.

(Im Tone: Codiad yr Hedydd.)


1. ſchmilzt der Schnee, kommt die Ler-che ü-ber
2. he-he Saat und der hei-ße Sommer
3. gibt das Korn, ruft im Wald der Jä-ger-
1. See. Grünt der Wald und blüht die
2. naht, Mit-tags-duft den Wald um-
3. horn, — weht vom Meer der Wind ſo
1. Auf, ſchwingt ſie auf ſich in die Luft.
2. weht, doch die Ler-che fröhlich ſchwebt.
3. raub, Ler-che fliegt durch's kla-re Blau.

1. Singt im Stei - gen ü - ber'm
2. Singt im Stei - gen ü - ber'm
3. Singt im Stei - gen ü - ber'm
1. grü - nen Thal: thun - ret Land im
2. schwü - len Thal: thun - ret Land, die
3. ö - den Thal: thun - ret Land, nun
1. Frab - lingé - fen - nen - ſtahl. — Streuß dich
2. Sen - ne färbt ſich fahl, ſeg - ne
3. biſt du wie - der kahl, le - de

1. grüß dich tau - send mal.
2. Bett dich tau - send mal.
3. viel viel tau - send mal.
dim.
ritard.

3. Ach, in der Nacht.

(Im Tone: Ar hŷd y Nos.)

1. will ich lauschen, ach, in der Nacht!
2. Haupt ich sen- ken, ach, in der Nacht!
3. Welt von Schmerzen, ach, in der Nacht!
1. We- gen, We- gen auf und nie- der —
2. Haß mit Lie- be mich ge- fan- gen —
3. Kei- ne Reu- e hilft, kein Den- ken —
1. Sturmwind, hei- ne dunk- len Lie- der
2. hast be- hört mich mit Ver- lan- gen,
3. soll ich mich in's Meer er- trän- ken —

1. we - cken al - le Lei - den wie - der —
2. haß be - thört mich, biß ge - gan - gen —
3. soll ich dir das Da - sein schen - ken —
1. ach, in der Nacht!
2. ach, in der Nacht!
3. ach, in der Nacht!
p
dim.
pp

4. Des verzauberten Fiedlers Melodie.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.


Dw.p.311

Dramatische Idyllen.

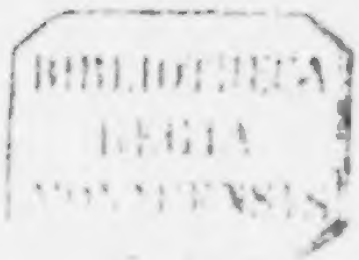
Von

Julius Rodenberg.

Cassel.
Verlag von Oswald Bertram.
1858.

Ein weicher, elegischer Element ist dem Idyll eigen, gleichsam als wäre es aus der Sehnsucht nach einem verlorenen Ideal entstanden, als sei immerdar in der Brust des Menschen dem tiefen Naturgefühl eine gewisse Wehmuth beigemischt.

Alexander von Humboldt.



Hier Nachlaß

der

Fürstin zu Isenburg und Büdingen

in Wächtersbach,

voll tiefster Ergebenheit

zugeeignet.

Widmung.

Noch hält ein Nachklang jener schönen Stunden,
Wo ich, in Deiner Heimath grünen Auen,
Dich, hehre Frau, bewundernd durfte schauen,
Mit sanfter Melodie dieß Herz gebunden.

Indessen war ein Mai und ist verschwunden —
Doch länger wirkt der Zauber edler Frauen!
Die Stirn von ihm umspielt, als einem lauen
Lenzhauch, hab' ich Dir diesen Strauß gewunden.

Von deutschen Au'n ein Veilchen — halb erst offen —
Blickt zu Dir auf, blauäugig Dich zu grüßen; —
Mein Alpenkraut, vom Felsgebirg, dem schroffen,

Mag der ital'schen Rose Duft versüßen.
Laß sie umsonst nicht auf dein Lächeln hoffen,
Sonst sterben sie, o Fürstin, Dir zu Füßen!

Inhalt.

	Seite
Waldmüllers Margret	1
Eben werden im Himmel geschlossen	57
Nixen	97

Waldmüllers Margret.

Dramatisches Idyll in zwei Acten.

(Zum ersten Male mit der Musik von Heinrich Marschner aufgeführt auf dem Königlichen Hoftheater zu Hannover am 13. November 1855.)

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand.
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändeln auf ein lustig Band.

Goethe.

Personen.

Der Fürst.
Corinna, seine Tochter.
Alfred.
Der Graf.
Therese, ein Hoffräulein.
Der Waldmüller.
Margret.
Markus, Toni, Andre, } Mühlknappen.
Der Jägermeister.
Jagdgefolge. Müllerburschen. Landleute.

Ort der Handlung: ein deutsches Fürstenthum.
Zeit derselben: das spätere Mittelalter.

Erſter Act.

Erſte Scene.

(Waldeinſamkeit. Im Hintergrund Waldestiefe; rechts eine felſige Höhe, von der ein Bach niederplätſchert, links eine mächtige Eiche, dahinter verzweigtes Buſchwerk. Die Sonne wirft rothes Frühlicht durch die Baumwipfel. Indem der Vorhang aufrollt, füllt ſich die Bühne mit einem Jagdzug.)

Chor der Jäger.

O Waidmannsluſt — am frühen Tag
Den grünen Wald durchſtreifen!
Frühſonne blitzt im duftgen Hag,
Hoch Lerchenjubel, Droſſelſchlag,
Kibitz' und Finken pfeifen.

O Morgenluft! — Die Büſche thaun,
Die Bäume weh'n gelinde,
Das Reh bricht ſchüchtern durch den Zaun,
Stolz geht der Hirſch auf Waldesau'n,
Am Bächlein ſteht die Hinde.

Schon bebt von Schall die grüne Wand,
Die Rüden munter bellen.

Nun Falkoniere löst das Band!
Mit Speer und Bogen frisch zur Hand,
Zur Hand, ihr Jagdgesellen!

(Hornruf. Die Jäger ab nach Rechts.)

Zweite Scene.

(Die Bühne zeigt einen Augenblick leer. Dann theilen sich die Büsche und nachdem er zu mehreren Malen vorsichtig umhergeschaut hat, tritt Alfred von Rechts hervor.)

Alfred.

Nun sind sie fort. Alle fort. Der Fürst an der Spitze, Grafen, Edelleute in seinem Gefolge. Sie werden mich nicht viel vermissen; vielleicht frägt Cornnna nach mir. Gewagt ist es. — Ist das auch gewagt, dem Zuge des Herzens folgen? Wer zu lieben wagt, der liebt auch zu wagen. — Wie bog sich mein Herz, da sich diese Wipfel grüßend mir neigten! Wie flüsterten die Büsche so vertraulich, so heimlich. — O Sprache des Waldes, laß mich lauschen! Wiegt mich melodisch im Traum, ihr grünen fröhlichen Zungen der Bäume — —

(Er wirft sich an den Eichenstamm nieder.)

Wenn ganz von Leid Dein Herz bedrückt,
So geh' zum grünen Walde;
Und siehst Du ihn mit Licht geschmückt,
Hörst Du sein Rauschen — bald
Fühlst Du Dich auch beglückt!

Und wenn Dein Herz von Lieb' entzückt,
So geh zum grünen Walde;
Bald Rosen frisch vom Strauch gepflückt,
Bald Veilchen von der Halde,
Und bald Dein' Lieb' ans Herz gedrückt — — —

(Er springt ungestüm auf.)

Ja, kennt ich nun ruhn! Aber das sind ja die Pfade, die sie täglich und täglich wandelt! Diese Zweige — biegsame, gründebänderte Arme — haben tausendmal an ihr wehendes Gewand gerührt: und die

Wellen jenes Baches küssen inbrünstig bald ihre Füße, bald rieseln sie über das zitternde Bild ihres Antlitzes. Wie könnt' ich da ruhn? — Liebe, wenn sie des Besitzes auch noch so sicher ist, argwöhnt, Liebe mistraut. Liebe ist der liebenswürdigste Zweifel, Liebe ist neidisch und großherzig, karg und verschwenderisch — sie ist das wunderlichste Räthsel, dessen Lösung Jeder einmal versucht, und Niemand noch getroffen hat. — Du Liebliche' nun diese dichte, rauschende Wand, nur der baumreiche Felsgürtel trennt mich von Dir und Deinem stillen Thale. Da lichtet sich der Wald auf eine Weile und seine Bäume stellen sich wie hochgewachsene Wächter um den blumigen Wiesengrund. Dahin murmelt der Bach, und in der kühlen Tiefe, wo die Tannen lustig um die Felsen klettern, spielt er mit dem Mühlrad. Links das moosgedeckte, das traute Haus .... kennst Du das Fenster? Kennst Du die Rosen, die hochrothen Nelken? Wie die Sonne hineinleuchtet, wie der Morgenwind athmet ...

(Eine Mädchenstimme, bald singend, erst aus der Ferne, immer näher und deutlicher, noch hinter der Scene hört man die Worte:)

Ein Jägersmann in grüner Zier,
Ein Jäger muß es sein!

Dritte Scene.

(Margret tritt von dem Felsen herab, ein Körbchen in der Hand. Alfred verbirgt sich hinter dem Eichenstamm.)

Margret.

Und käm' in strahlendem Gewand
Der König selbst vom Throne,
Hätt' er das Scepter in der Hand,
Und auf dem Haupt die Krone;
Und böt' er Herz und Herrschaft mir,
Ich sagte doch: nein! nein!
Ein Jägersmann in grüner Zier,
Ein Jäger muß es sein!

Alfred

(leise lachend, auf das überraschte Mädchen zu und ergreift ihre beiden Hände.)

Und käm' sie frisch wie Maienwind,
So hold wie Morgenröthe
Des reichen Fürsten einzig Kind
Und Reich und Hand mir böte;
Und spräche sie: der Thron sei Dir, —
Ich sagte doch: nein! nein!
Das Müllerskind im Waldrevier,
Margrete muß es sein!

(Er umarmt sie.)

Margret und Alfred.

Im grünen Wald so ganz allein —
Kein Mensch weiß von uns Beiden.
Denn Du bist mein und ich bin Dein.
Uns soll der Feind nicht scheiden.
Fern, fern den Menschen lieben wir
Und wohnen wir zu Zwein —

Margret.

Ein Jägersmann in grüner Zier,
Ein Jäger muß es sein.

Alfred.

Das Müllerskind im Waldrevier,
Margrete muß es sein!

Margret

Mein Jägersmann!

Alfred.

Mein Müllerskind!

(Er zieht sie tief Liebkosend in den Arm zurück, an dessen Brust sie sich niederlehnt.)

Ich hab's doch immer gesagt: man braucht das Liebe nur recht fest, recht voll Sehnsucht zu denken, und es ist da.

Margret.

Ei gewiß, da kann es gar nicht widerstehn. Da kommt es. Hast Du wol eine Nachtigall locken hören? Gleich regt sich der Busch — busch! und das Vögelchen fliegt hinüber. Ich hab' auch Töne gehört, sie haben mich aus dem Schlafe geweckt, sie haben einen Traum gestört, — der war so schön! Denn Du kamst darin vor. Jagdmusik und Hörner — ei, das klang ja, als wärest Du dabei! Und rasch war ich im Freien — und da bin ich! Aber wie treff' ich Dich hier? War's denn wirklich ein Traum, viele helle Musik? Du bist ja allein.

Alfred.

Mein Traum; Du hättest Alles hören und sehen können. Voran ritt ein Fürst, stolz, mild, gewaltig. Seine Waffen hiengen an goldnen Gehenken. Auf dem Haare, dem Braun, dem edelsten Schmucke der Fürstenstirnen, trug er einen Hut und eine stolze Feder wiegte sich darüber. Neben ihm ritt sein Kind, adlig war ihre Haltung, ein grünes Jagdkleid saß ihr knapp an. Das Roß schritt leicht dahin, es tanzte. Wenn sie die feine Hand auf seinen Nacken legte, dann hob es sein Haupt; ihr Gewand floß nieder in reichen Falten. Schöne Herren in goldgestickten Wämmsen, in Treffenhüten, mit sehr glänzenden Jagdgeschoßen folgten ihr. Sie ritten hier vorüber und sind nun tief im Walde.

Margret.

O wie köstlich, wie prachtvoll! Das möcht' ich sehn — einen Fürsten, eine Prinzessin . . .

Alfred.

Du hast niemals so vornehme Damen, solch' hohe Herren gesehn?

Margret.

Ei nun, wie sollt' ich? Die Mühle liegt so tief im Walde; rings findest Du nur einsame Köhlerhütten, rings nur dampfende Meiler und

weit entfernt erst ein Dorf. O, diese Einsamkeit, wie ist sie nun belebt, wie ist sie nun ganz von Dir erfüllt! Weißt Du noch? Es war ein Sommernachmittag, da sich die Sonne schon neigte. Ich kam aus dem Walde, wo ich Beeren und Wurzeln gesucht hatte. Da hörte ich aus der Tiefe ein Singen heraufschallen. Der Wind nahm die zärtlichen Töne auf seinen Arm und trug sie mir zu. Ach, es lockte, es zog mich hinunter und ich eilte durch die überhängenden Sträuche, ich stieg über die Felsen und da lagertest Du unter einer breitschattigen Linde und sangest in den Himmel hinein.

Alfred.

Und ich schwieg, als ich Dich sah. — So verstummt der laute Gesang des Tages, wenn die liebreiche Nacht herniedersteigt, wenn das rubige Dunkel in die Tiefen arbeitet.

Margret.

Du hattest Dich verirrt und folgtest mir gern. Die Büsche theiltest Du und tratest das hohe Kraut nieder; Du faßtest meine Hand, Du stütztest mich, wo der Pfad über die moosbewachsenen Steine lief. Ach, wie tausendmale war ich hier auf und abgeklettert, und heute zum ersten Male zitterte ich!

Alfred.

Du führtest mich in die Mühle: Dein Vater zog ehrfurchtsvoll die bestaubte Mütze

Margret.

Du bliebest die Nacht, den Morgen, giengest und kamest nach Tagen wieder. Alle gewannen Dich lieb; Dein heiteres, freies Wesen, die Leichtigkeit Deines Benehmens, Deine Milde gewann Dir alle Herzen; und ich konnte nicht anders, als Alle — ach, ich armes Mädchen!

Alfred.

Du bist nicht arm, wenn Du das Herz eines Mannes ganz besitzest.

Margret.

Ich sah Dich kommen und lächelte; ich sah Dich gehen und weinte. Ich lernte hoffen und fürchten — ach, ein süßes Spiel, ein gewaltiger Ernst erfüllte und bewegte mich — Alfred, das hast Du gethan! So groß und so finster sind diese Wälder nicht, daß man die nicht kennen sollte, die darin wohnen. Du aber bist hinein gerathen, und ich weiß nicht wie? Alfred, Du bist ein Zaubrer!

Alfred.

Gewiß, gewiß; denn ich habe meine süße Margret ganz bezaubert!

Margret.

Keiner hatte Dich zuvor gesehen, Keiner von Dir gehört; Niemand weiß, wo Dein Haus steht. Oft, wenn ich Dich gefragt habe, hast Du mit einem raicheren Druck der Hand, mit einem Kusse geantwortet . . .

Alfred.

Und ist das nicht die schönste, die herzlichste Antwort, die ein liebender Mann geben mag? Wahre Liebe spricht nicht gern und nicht viel.

Margret.

Sie spricht nicht viel, aber sie verschweigt auch Nichts. — (Sie erhebt sich rasch und mit Würde.) Und so frage ich Dich denn ernst und dringend: Alfred, wer bist Du?

Alfred.

(Er erhebt sich und wirft die Bärenhaut von sich.)

Wer ich bin? Närrchen, und siehst Du nicht, daß ich ein grün' Wamms, daß ich den Speer und den Bogen trage? Ei hätten mich die Hirsch' und Rehe, hätten mich die wilden Vögel alle so lieb, wie Du, so wär' mir's eben recht! Und wollten die mich lang fragen, wer ich bin, bei! sollt' ihnen der Pelzen Antwort geben. Ein Jäger bin ich, Kind, und kein schlechter; hab' ich doch das schönste Täubchen im ganzen Revier gefangen!

Margret

(schmiegt sich an Alfred.)

Ach, Alfred!

Alfred.

Klage nicht, schön's Liebchen! Woher ich und wohin ich gehe? Was möchtest Du das wissen? Du freust Dich, wenn ich komme und weißt, daß ich nicht gern ausbleibe. Wer ich bin? Ein Jägersmann! — Und was ich bin? Dein Schatz!

(Er singt.)

Aus hellem Schloß der Jäger zieht
Wol in den Wald hinein:
O Vöglein, munteres Vöglein fleuch!
Wirst sonst verloren sein.

Und wie er kam, und wie er zieht,
So sacht und doch so schnell,
Das Vöglein im Netze flieht
Der fröhliche Gesell.

Wer hat denn dieses Lied gemacht?
Ein Jäger, der im Grase
Am frühen Morgen vor der Jagd
Bei seiner Liebsten saß!

Margret.

Und hätt' ich ein Paar Flügelein,
Ich schwäng mich in die Luft hinein;
Ich flög' von hier, ich flög' von Haus,
Ich flöge auf den höchsten Ast,
Und lacht' den Jäger aus. Ha, ha!

Und lockt' ihn hin und lockt ihn her
Durch Busch und Ast die Kreuz und Quer,

Ins Waßer in der Felſen Graus,
Und ſtöge auf den höchſten Aſt,
Und lacht' den Jäger aus. Ha, ha!

Alfred.

Und weil Du kein' paar Flügglein haſt,
Flieaſt Du nicht auf den höchſten Aſt.
Schrein' immer luſtig nur voraus,
Wol über's Waßer, über'n Fels,
Ich folge Dir nach Haus, ja, ja!

Margret

(Lacht ihn groß an — dann raſch).

Und weil ich keine Flügglein hab',
So mach' ich immer tripp und trapp;
So kommt man auch geſchwind und bald,
Wol über's Waßer, über'n Fels,
Wol durch den grünen Wald; ja, ja!

(Alfred faßt ihre Hand und zieht ſie mit ſich fort. — Beide ab.)

Vierte Scene.

(Eine andere Gegend des Waldes; tiefe Wildnis im Hintergrund, links hohes Buſchwerk, rechts umgeſtürzte Stämme und Baumgruppen.)

Markus

(tritt aus den Buſchen zur Linken und ſetzt ſich rechts auf einen Baumſtamm nieder).

Sollte das die Lieb' ſein, die mich ſo unſtät treibt in den dunklen, menſchenleeren Wald? Dann dank' ich recht ſchön für die Lieb', dann will ich ſie nicht.

(Bald hingeſetzt.)

Wär' ich lieber ſchon geſtorben,
Eh' ich mir ein Lieb' erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

Ach, das ist ein recht dummes Lied und ärgert mich noch mehr. Hab' ich der Falschen, der Ungetreuen nicht Blumen geholt von dem steilsten Felsen herunter? War mir ein Baum zu hoch, wenn sie ein Eichkätzchen mochte, das eben im Wipfel hockte? Sie war auch immer ganz freundlich, ganz lieb. Bis der Teufel diesen Burschen hereinführen muß, diesen . . . diesen Grünspecht, diesen Hanntänzer, diesen Geldbahn. Geldbahn — ja, das ist das rechte Wort: sein Wamms mit den Goldtressen, das hat dem Mädlein den Kopf verrückt. Mir wird jeglich Mal ungeduldig, wenn er sich nur blicken läßt; mag auch gar selten noch lachen. Die Margret ist bekehrt, der Alte ist toll, die ganze Sippschaft ist unklug — ich glaub', der einzig Vernünftige bin ich noch. Armer Markus, lieber Markus, guter Markus! Dir zum Trotz, Du eitel Ding, will ich mich nun noch einmal so lieb haben, denn ich verdiene das. — Sieht sie mich doch kaum noch an, trippelt an mir vorbei und trägt das Näschen hoch; ei, Du hellst mir . . . und — ich weiß es zwar nicht, aber ich glaub' es — ich hab' sie doch immer noch gern. Dieß Auge, das so funkelt wie der aufgestürmte Himmel und mich doch, Gott weiß! in die Hölle verlocken könnte; dieß stolze, übermüthige Wiegen, wenn sie geht. Bist doch ein Prachtmädel, Du Müllerskind, und der Gott aller rechtlichen Müllerburschen wirds dem frechen Jäger zum Trotz schon so fügen . . .

(Jagdmusik aus der Ferne.)

Horch, horch! das ist's ja, was wir heut Morgen in aller Früh' schon in der Mühle gehört haben. Sie gleich aufgesprungen und vor die Thür; Alles was grün ist, was wie Jagd klingt, mag sie leiden. Zur Thür hinaus und fort war sie, ohne mir ein Wort zu gönnen.

(Jagdmusik ganz nahe, aus den Baumgruppen zur Rechten herüber.)

Kommt den das nicht immer näher? Gott steh' mir bei, das blinkert ja schon hinter den Bäumen her.

(Er springt rasch auf und zieht sich in die Büsche zur Linken zurück.)

Hier hinter den Sträuchen hab' ich eine Aussicht. Himmel noch einmal, was ist das für ein Staat! Da binden sie die Pferde an; da steigt ein Mädchen von einem weißen Traber herunter, und hinterher — — — pst, pst!

(Er verbirgt sich links im Gebüsch.)

Fünfte Scene.

(Der Jagdzug erfüllt die Bühne; alle zu Roß von rechts hereintretend. Fürſt und Graf im rechten Vordergrund. Corinna und Thereſe nach links. Den Hintergrund nehmen die Jäger ein, die ſich bunt gruppiren.)

Fürſt.

Zäumt ab die Pferde, wackre Jagdgenoſſen,
Laßt ſie verſchnaufen, laßt ſie graſen gehn;
Und Ihr, vergeßt bei Becher und Geſang,
Daß wir ſo tief ins Dickicht ſind gerathen.
Das Waldwerk iſt des Lebens friſches Bild:
Da lockt die Tiefe, ſüß, unwiderſtehlich
Mit Sonnenſchein und muntrer Quellen Plätſchern.
Nachgiebig ſind die Zweige und das Moos
Schwellt üppig hoch dem leichten Schritt entgegen.
So zieht der Jäger, bis er ſich verwundert
Gefangen ſieht — der Wald ſchließt ſeine Mauern
Düſter, feſt. Im Sumpf verläuft der Pfad
Und durch das Strüppicht fällt kein Stral der Sonne.
Wer nun verzagte! Wem nicht doppelt hoch
Bei nahender Gefahr Aug', Herz und Arm
Sich anſpannt, iſt kein Jäger, iſt kein Mann!

(Corinna und Thereſe wandeln während des Geſanges im Vordergrunde auf und nieder. Fürſt und Graf verlieren ſich in den Hintergrund.)

Trinkchor der Jäger.

Kein beßer Trinken in der Welt,
Als unter'm blauen Himmelszelt;
Wenn nebenan mit Blinken
Die Brünnlein raſch verüberfliehn;
Wenn obenhin die Wolken ziehn,
Kein beßer, beßer Trinken.

Kein beßer Singen, als im Wald,
Wo gleich das Echo weitbin ſchallt;

Wenn auf den leichten Schwingen
Zimmervöglein vorüberfliegt;
Wenn über uns der Baum sich wiegt,
Kein besser, besser Singen.

Und wenn uns munden voll der Wein,
So muß dabei gesungen sein.
Baumgänge sind die Hallen,
Und grünes Moos ist unser Tisch;
Waldvöglein, Quellen, Echo — frisch
Stimmt ein, stimmt ein mit Schallen!

Thekla.

Ja keiner Zeit blickt lieblicher der Lenz,
Als wenn aus halberschlossnen Knospenaugen
Er hüblich in die Welt schaut. Ist doch auch
Der Liebe schönste Zeit, so lange sie
Noch mit den Augen spricht; kein Händedruck,
Kein Kuß ist gleich an tiefer Innigkeit
Dem ersten Lächeln des Verständnisses.

Corinna.

Ich bitte Dich, Thekla, sprich von Liebe.
Sprich von Glück nicht Deiner Freundin. Bitter
Schmerzt die Verleugnung. Laß mich schweigsam tragen

Thekla.

Nur dieses Schweigen nicht! Das Frauenherz
Ist stark und groß. Der Mann muß handeln; dulden
Das Weib. Die That will schweigend sein vollbracht,
Jedoch der Schmerz bedarf der Mitteilung,
Das Aug' der Thränen. Gram in sich gekehrt
Wird doppelt schwer; verhaltnes Leid ist Gift,
Das nagend zehrt am Herzen, bis es bricht.

Corinna.

Laß brechen!

Thereſe.

O Ihr ſeid zum Thron geboren,
Das aber war unfürſtlich ſehr geſprochen.
Wenn nicht ein großes Herz die Fürſten macht,
Herrlicher Trotz im Dulden, Stolz im Drangſal,
Was adelte ſie dann, da auch der Niedre
Um ſeinen Platz, da auch der Niedrigſte
Um ſein erbärmlich Daſein kämpfen muß?
Hebt hoch die Stirne, lächelt, täuſcht ſie — Wahrheit
Um ſolchen Preis wär' allzu theuer. Klagen
Dürft Ihr der Stille nur, und wollt Ihr weinen —
O hier, kommt an das Herz der Freundin, kommt!
Hier iſt der Platz, wo träumeriſch Vergeßen
Mit Eurer Seele ſpielen darf, wo flüchtig
Mit Frühlingsthau das Aug' ſich füllen mag,
Und Seufzen, wie der maiennächt'ge Hauch
Um dieſer Lippen Roſenblätter wehe.
Der Freundin zeige ſich das Weib — der Welt
Die Fürſtin. O, Ihr müßt beneidet ſein
Und nicht bedauert. Mitleid iſt von allem
Gefühl das kläglichſte, und es verdienen
Das einz'ge Unglück. — Aber ſtill, man kommt!
Still, pochend Herz — e lächelt, feuchte Augen!
Taucht Euer Leid in Stolz, — ſo mag es taugen!

(Während dieſes Geſpräches iſt der Fürſt und Graf in den Vordergrund getreten, gleichfalls in leiſer Unterredung begriffen. Der Fürſt legt ſich auf einen der umgeſtürzten Stämme zur Rechten, während der Graf ſich, zur Seiten derſelben, an einen Baum lehnt. Corinna und Thereſe wandeln vom Hintergrunde zu und verſchwinden unter den Bäumen.)

Fürſt.

Noch ſchwebt das Lied, der Luft klangvolle Regung,
Noch durch die Wipfel, die, wie grüßend, weh'n.

Heiter vereinigt sich der Genossen Schaar,
Hoch mit den Stunden leichtem Gange spielend;
Jenes die Berge, wie ein Nebelreif,
Des Fürsten einsam hohes Haupt umschattet.

Graf.

Ja Berge gleich das Recht der Majestät,
Der Edelstein in jeder Fürstenkrone,
Der Schleppenträger jedes Purpurmantels —
Hier sollter Ihr von hoher Stirn sie scheuchen.
Wer ist von seinem Volk geliebt wie Ihr?
Ist nicht Eu'r Hof ein Himmel? Stern bei Stern
Die Ritterschaar, Ihr ganz der Sonne gleich,
Und wie der Mond Gemma, Eure Tochter?
Im Krieg trug Sieg die Fahnen Euch voran,
Und mit dem Frieden freundlich Hand in Hand
Geht Wohlstand, der ein Schirmherr alles Guten
Und alles Schönen, segnend durch Eu'r Reich!

Fürst.

Ich weiß nicht — war es die Musik, die leis
Mit Wehmuth Auge mir und Herz umflorte . . . . .

Graf.

Dem Sterblichen Heil, der solche Seele sich
Zum süßen Spiel der Wehmuth mag erheben.
Sie ist der tiefste Ton der Menschenbrust —
Ein Leid, viel köstlicher als jede Lust.

Fürst.

Sieh' viele Bäume, viele Hütten sieh'!
Es grüßen Freunde, die man wol vergaß
Im bunten Lärm, doch die man wehmuthfreh
Erkennt, wenn man aufs Neu' sich ihnen naht.

So die Genossen unsrer Jugend, so
Vertraute eines ersten, fernen Glücks.
Ich kenn' euch wieder, dichtbelaubte Gänge,
Die einst des Jünglings rasches Auge maß;
Die Zweige sind es noch — frischgrün wie damals;
Nur wir, wir altern, welken und vergehn.

Graf.

Ihr seid bewegt, Herr; Eure Stimme zittert,
Und eine Thräne hängt — das feuchte Glück
Der Jugend — Euch in den ergrauten Wimpern.

Fürst.

Nur selten löst sich Leid, wie Nachtthau, von
Dem schwergepreßten Herzen; selten wiegt
Der Rede Fluß den Schmerz gefällig fort.
Es ziemt dem Mann der Klage Laut zu dämpfen.
Mag leis nachdröhnen auch das Erz der Brust:
Auf seinen Saiten spiele heitrer Ernst;
Denn Ernst nur schafft und Heitres nur ist tüchtig.

Graf.

Ihr habt geschafft, habt Tüchtiges geschafft ....

Fürst.

Und längst in der Geschäfte hohem Drang
Glaubt' ich vergessen schon die weiche Regung,
Die unter diesen Bäumen einst den Jüngling
Beglückte und den Greis aufs Neu' bewegt.
Das Jagdschloß, das an dieses dichten Waldes
Entferntem Saume grüne Hügel schmückt,
War einst des Ahnherrn lieber Aufenthalt.
Hierher rief ihn des Sommers grüne Lust,
Hierher des Waidwerks jährlich neuer Reiz.

Vom ſorgenvollen Haupt legt' er die Krone,
Das Hermelin von ſeinen Schultern hier,
Und aller Sorgen ledig, fühlt' er ganz,
Wie Ruh' beglückt, wenn man der Ruh' bedarf.
Ich folgte gern dem Fürſten, meinem Vater,
Der auch im Spiel mich meiſterte, wie im Ernſt.
Den Knaben nie verlor aus mildem Auge.
Was Anfangs mich befremdete: Duft des Waldes
Und ungewohnter Reiz des freien Lebens,
Das ward zur freundlichen Gewohnheit bald.
Und heimiſch fühlt' ich mich auf jenen Hügeln.
O da — zwei Jahre waren's, eh' mein Vater,
Sein Loos erfüllend, mir der Herrſchaft Bürde,
Ein köſtliches Vermächtnis, hinterließ . . .
Da . . . da . . .

Graf.

Mein Herr und Fürſt! Die Stimme bebt,
Doch mild, wie Abend, leuchtet Euer Auge!

Fürſt.

So iſt dem Wand'rer, der nach ſchwülem Tag
Vom Berge ſchaut ins goldne Abendroth,
Derweil aus tiefem Thal die Glocken hallen.
Maria — — o zuerſt ſeit vielen Jahren
Bebt dieſer Klang, der eine Welt umſchließt,
Mit ſanftem Sträuben über meine Lippen.
Ja, dieſer Wald war unſres Glücks Palaſt,
Und dieſer blumenreiche Wieſenſammt
Die Wiege unſrer Luſt. Hier gieng ich oft,
Wenn ſich im Schloß bei Becher, Lied und Mahl
Der fröhlichen Genoßen Schaar verſammelt.
Hier barrt' ich ihrer — üppig war ihr Wuchs,
Voll Majeſtät die Haltung, ſtolz ihr Gang.

Auf prächt'gen Schultern wiegte ſich das Haupt,
Als wär's beſtimmt, der Krone Gold zu fordern.
Ein ſchlicht Gewand, der Bürgertugend Zier,
Umſpielte kunſtlos ihren reinen Leib,
Nachgiebig jeder leiſen Regung folgend.
Ein Mädchen, wol entſprungen nied'rem Blut,
Jedoch der Liebe eines Fürſten werth.

Graf.

Niedrig zu ſein hört auf das Niedrige,
Wenn ſich das Hohe lichtvoll darin ſpiegelt.

Fürſt.

Ein Sommer noch war meiner Lieb' gegönnt.
Hat nicht ein Fürſt die Macht? Verborgenheit
Und lautes Aufſehn liegt in ſeinem Willen. —
Sie wußt' es nicht, wer ſie, wen ſie geliebt;
Sie liebte mich und wußt', daß ich ſie liebte.
Einfach, in Jägertracht, ſah ſie mich nur,
Und ließ an meiner Antwort ſich genügen. —
Da ſtarb mein hoher Vater. — Todtenklage
Und Krönungsjubel wogten durch das Land.
Die Glocken riefen es von Thurm zu Thurm
Mit eh'rnen Zungen, nächt'ge Feuer glühten
Von Berg zu Berg die traurig frohe Botſchaft.
Und eh' ein Jahr der Purpurmantel mir
Den jugendlichen Leib umfing — des Staates
Wolfahrt und der Vaſallen Einſicht rieth's —
Da theilte Kron' und Reich ein blühendes
Gemahl mit mir — jedoch Du weißt, der Himmel
Verſagte ſeinen Segen einem Bund,
Den Klugheit nur und nicht das Herz geſchloſſen.
Ihr bleicher Schatten ſtellte mahnend ſich,
Ein Vorwurf zwiſchen mich und mein Gemahl.

Wer sog der nächste Frühling mich hinaus,
Wer blühte noch der Wald wie sonst — doch ach!
Die schönste Blume war verwelkt. Die Spur,
Der still ich folgte, lief zu einem Grabe — —

Graf

Doch aus dem Grabe Eures Glückes wuchs
Ein Baum, der kräft'ge Zweige auf ein Volk
Ausbreitet, das in seinem Schatten ruht.
Wenn das Bewußtsein segenreicher Thaten
Beglücken kann, so dürft Ihr glücklich sein.

Sarah

Wenn das Bewußtsein einer schlimmen That ich
Vergessen könnte — ja, ich dürft' es sein.

Graf

Ist das auch Frevel, was die Liebe sündigt?

Sarah

Ist das auch Liebe, welche sündigen kann?
O könnt' ich sühnen diese eine That,
Die dunkel meinen Horizont verschattet!
Schleppt sich der Fluch doch finster durch mein Leben,
Gewähr versagend meinen liebsten Wünschen.
Wie freudig war des Volkes Sinn gespannt,
Wie zählte man die Monde, Wochen, Stunden — —
Da starb mein Weib und ließ Corinna mir,
Das Röslein meines Herbstes — ach, zugleich
Mein Hoffen halb erfüllend, halb vernichtend.
Du kennst des Landes Recht. Es wird mit mir
Ein fürstliches Geschlecht zu Grabe gehn.

Graf.

Bedenket doch, mein Herr und Fürst, wie Ihr
In Alfred, Eures edlen Bruders Sproß,
Euch einen Sohn erzogt, dem Ihr das Leben
Wol nicht, doch mehr als das: dem Ihr des Herrschens
Glorreiche Tugend, dem Ihr Kraft und Milde,
Achtung des Volks und Liebe zu ihm gabt.
Vergeßt nicht, wie Euch herrlich in Corinna
Verheißung einer großen Zukunft blüht:
Wie sie mit Alfred eine Krone theilend,
Aus Eurem Blut Nachkommen schenken wird
Dem Volk, das Euren Namen nie vergißt.
Des Volkes Herz allein kann Fürsten lohnen,
Und ewig nur sind die, die darin wohnen!

Corinna

(tritt, im Vorgrund am Thron, auf den Fußschemel und bleibt da stehen.)

Mein Herr und Vater! Alle sind versammelt,
Zum Aufbruch harrend Eures gnäd'gen Winks.
Von Allen, die im Wald heut' unfreiwillig
Mit uns getheilt das Schicksal der Verbannung
In öden Tannendickicht, fehlt nun Keiner.
Aus feuchtem Moor, wohin der flücht'ge Hirsch
Sie lockte, sind die Einen — und die Andern
Aus Felsenschluchten fröhlich heimgekehrt.
Der Hunde Spur und richtiges Verfolgen
Wies sie an diesen Platz, wo, rasch erquickt,
Sie nun auf's Neu' der frischen Freuden warten.
Nur Einer fehlt noch . . . Einer . . .

Karl

Und der Eine?

Graf.

Dem Schimmer dieſer Augen ſeh' ich's an,
An dieſem Tone hör' ich es, Prinzeſſin . . . .

Corinna.

Nur Alfred fehlt.

Fürſt.

Auch er wird wiederkehren.
Das müßt' ein ſchlechter Jäger ſein, mein Kind,
Der ſich vom Wild ſo tief verlocken ließe,
Daß er den Ausweg nicht mehr fände, wenn er
Heimkehren wollte.

Corinna.

Wenn er wollte!

Fürſt.

Corinna ſeufzet? Sprich, was kann ſo früh
Den jungfräulichen Buſen Dir beſchweren?

Corinna.

Ach, nicht zum erſtenmal vermiſt ich Alfred.
Lieb' iſt argwöhniſch, wenn ſie Liebe iſt;
Und was dem theilnahmloſen Aug' entgeht,
Entgeht dem Blicke nicht, den Lieb' geſchärft.
Wie oft, wenn Euch das Mahl verſammelte,
Stahl er ſich fort: wie oft fehlt' er die Tage — — —

Fürſt.

Ei, Kind! ich will nicht hoffen, daß er Dir
Die Treue bricht, an der des Reiches Schickſal,

An der das Wol und Wehe ſeines Volks,
An der die Hoffnung meines Herzens hängt —

Corinna
(umarmt den Vater ſchluchzend).

Und Deiner Tochter Leben oder Tod!

Sechſte Scene.

Die Vorigen. Der Jägermeiſter tritt von links auf, hernach Markus.

Jägermeiſter.

Durchlaucht! Nebenan, in einer Lichtung, haben wir einen Burſchen aufgegriffen, der grad nicht ausſieht, als ob er ſein Lebtag weit über dieſe Wälder hinausgekommen wäre. Wenn's Eurer Durchlaucht gefällig iſt, ſo zeigt er uns wol einen Ausweg aus dieſem Dickicht, wo auch des geübteſten Jägers Auge nur Buſchwerk und Baumwände ſieht, durch die gar kein Durchkommens iſt.

Fürſt.

Laß ihn kommen!

(Der Jägermeiſter giebt ein Zeichen, Markus wird vorgeführt.)

Markus.

Gruß Gott beiſammen! (bei Seite) Wer ſich nur auf's Warten verſteht. Es kommt immer 'was dabei heraus. Mein' Seel', was wunderſchöne, goldne Röcke!

Fürſt.

Nun, Burſche! Weber? und wie heißeſt Du?

Markus.

Was?

Jagermeiſter.

Durchlaucht belieben! (Er zupft Markus am Kittel, daß der Teufel.) Hab' ich Dir's nicht ſchon dreimal vorgeſagt, Du Müllereſel, Du Mehlſack!? — Nun raſch. Du ſollſt Seiner Durchlaucht ſagen: woher? und wie heißeſt Du?

Markus (zum Fürſten).

Woher und wie heißeſt Du. (Zum Jägermeiſter) So war's Recht, das hab' ich gut gemacht?

Fürſt.

Nein, mein guter Junge! Komm hierher. Ich möchte gern wiſſen, woher Du biſt? wo Du wohneſt?

Markus.

Durchlaucht belieben — ich bin aus der Waldmühle und ich wohne auch in der Waldmühle.

Fürſt.

Schön das. Und wie heißeſt Du? Deinen Namen!

Markus.

Durch . . . Durch . . . (zum Jägermeiſter) Gott ſteh' mir bei!

Jagermeiſter.

Antworte nur! Raſch! Sag' wie Du heißeſt, und wie ſie Dich nennen!

Markus.

Sie nennen mich Strolch — aber das thun ſie nur zum Spott denn eigentlich heiß' ich Markus.

Fürſt.

Markus — ein recht ſimpler und ſchöner Name. Du biſt wol ein Müller, Markus?

Markus.

Nicht ganz, — ein Müllerbursche.

Fürſt.

Du weißt auch wol die Wege in dieſem Walde?

Markus.

Ei, das kann ja unſer Eſel auch!

Jagermeiſter.

Nun, dann kannſt Du's gewis!

Markus.

Was, beblieben . . .

Jagermeiſter.

Rubig; Seine Durchlaucht ſprechen.

Fürſt.

Gibt's den ſo wenig zu thun in der Mühle? -Wie kommſt Du ſo früh am Tage ledig in den düſtern Wald?

Markus.

Das hat die Margret Schuld!

Fürſt.

Margret?

Markus.

Ja, die Margret, dem Waldmüller seine Margret. Ich möchte wol sagen: dem Markus seine Margret. Ich wollte sie schon. Sie will aber mich nicht. Erst wollte sie gar keinen und nun läuft das Ding hinter einem Jäger her, der in die Mühle grad 'nein gefallen ist, wie ein Regen. Den sieht auch Niemand eher, als bis er Einem aufs Zeug prickelt.

Fürst.

Ein Jäger? und woher sollte denn der gekommen sein?

Markus.

Das ist's ja eben, was Niemand weiß. Lang' ist's noch nicht. An einem schönen Frühlingsabend ist er so auf einmal da gewesen.

Fürst.

Nun, Du kennst ihn doch genau? Du hast ihn oft gesehn?

Markus.

Ob ich ihn kenne! Säß' ich nur am Mehlkasten, ich wollt' ihn Euch an die rußige Wand malen, wie er leibt und lebt. Dieses übermüthige Gesicht mit den befehlerischen Augen! Dieser stramme Bursch in dem grünen Wamms! Wenn er sein blondes, hochgescheiteltes Haar zurückwirft, wird mir immer angst.

Corinna.

(die immer aufmerksamer geworden ist, sucht zusammen)

Vater!

Markus.

Ich hab' mir schon Mancherlei vorgenommen; aber selbig Mal sind mir sogleich seine Arme und seine Fäuste eingefallen . . .

Jägermeiſter

(ſtößt ihm unvermerkt in die Seite).

Du biſt aber gar nicht weich zu kriegen, Du Eſelsfell! Siehſt Du nicht, daß die Prinzeſſin ganz krank wird von all' den groben Reden, die Du da verführſt?

Furſt.

Du kannſt uns auch wohl ſeinen Namen nennen?

Markus.

Ja, das kann ich. Ein ärgerlicher Name, ein ſehr häßlicher Name. Alfred heißt er, Alfred.

Corinna

(ſinkt ihrem Vater weinend in die Arme).

Alfred! Alfred!

Furſt.

Gebt das Zeichen zum Aufbruch! Du führſt uns in die Mühle! Wir folgen dieſem Burſchen!

(Hörnerſignale; allgemeiner Tumult.)

Jägerchor.

(Melodie wie zu Anfang des Aktes.)

Vergeſſen ſei nun Müh' und Laſt,
Der Wald gibt friſche Kühle;
Wir brechen kühn durch Buſch und Aſt,
Bald winkt zur Ruh', zur frohen Raſt
Am Wieſenbach die Mühle!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Act.

Erſte Scene.

(Waldwieſe hinter der Mühle. Rechts und links Baumgruppen und Moosbänke darunter; im Hintergrunde Waldferne und Nachmittagsſonne.)

Alfred. Margret mit einem Korbe voll friſcher Blumen.

Margret.

Blumen pflückt' ich mir im Garten;
Liebſter, winde ſie zum Kranz,
Nur ein Veilchen mußt Du warten,
Und dann gibt es Spiel und Tanz!

(Sie will ab.)

Alfred.

Welche Fülle? — Kann ich wählen?
Alles reizend, ſchön und voll!
Nein, die Liebſte darf nicht fehlen,
Wenn der Kranz gelingen ſoll.
Sprache haben auch die Blumen,
Haben Klang und Melodie;

Doch in ihren Heiligthumen
Deutet nur die Liebe ſie!

(Er giebt ſie zu einer Moosbank, auf die er ſich ſetzt, während Margret ſich zu ſeinen Füßen auf dem Raſen niederläßt.)

Margret.

Nun, wohlan! Die waldesfeuchten
Blumen reich' ich einzeln dar.
Hier die Roſe!

Alfred.

Prächtig leuchten
Wird ſie Dir im goldnen Haar.

Margret.

Liebe Roſe! Du duftiges Feuer,
Sag' es, o ſag' dem geliebten Mann,
Wie ich ihn liebe, wie er mir theuer . . . .

Alfred.

Ei, und die Dornen ſollen mir ſagen,
Daß die Lieb' auch verwunden kann?

Margret.

Um zu gewinnen, mußt Du es wagen.
Wagen iſt Leben, Wagen iſt Glück.
Wär' ich ein Mann, wie wollt' ich mich tragen —
Immer nach Vorwärts und nimmer zurück.
Aber zu folgen dem liebenden Manne
Wär' ſchon ein ſchönes, ein herrliches Loos;
Ei, aus des Waldes ſchweigendem Banne
Flög' ich dem blühenden Leben in Schoos.
— Hier von der Eiche das glänzende Grüne,
Roſen und Eichenlaub lieb' ich im Kranz.

Alfred.

Laub von der Eiche? Du liebliche Kühne,
Nimm doch Blätter von leichterem Glanz.
Wo die Lanzen, die Speere ſplittern,
Wo von Roſſegeſtampf wirbelt der Staub,
Schmückt man den Herrlichen, ziert man den Rittern
Ihre Helme mit Eichenlaub.

Margret.

Ritter und Roſſe'! Könnt' ich das ſchauen!
Ach, ich wollt' es nur ſehen von fern.
O, ihr glücklichen Herrn,
O, ihr dreimal glücklichen Frauen!

Alfred

Mein Herz, wie hör' ich Dich heute ſprechen?
Du ſchlichtes Reh auf waldiger Au',
Wo die Schilde berſten, die Speere brechen,
Da iſt für ſolche Augen keine Schau!
Nein, Du mußt wohnen,
Wo die Waldeskronen
Friedlich über Dir rauſchen.
Du mußt die Vöglein belauſchen,
Selbſt wie ein Vöglein ſein,
Mußt lachen und ſingen —

Margret.

Ja, hätt' ich nur Schwingen,
Ich flög' in die weite, weite Welt hinein!
Ach, dieſes Sehnen —
Du haſt es mir gebracht;
Du ließeſt mich an Deinem Herzen lehnen —
Du biſt die Sonne; ich bin die Nacht.

Du sprachst mir von der Erde Pracht,
Und wie sich die Länder dahinten dehnen —
Nun möcht' ich reisen mit Dir, möcht' ich wandern gehn
Und alle die Länder, die Städte, die Menschen sehn!

Alfred.

Du hast da ein Veilchen.
Weißt Du, was das bedeutet?
Wart' noch ein Weilchen,
Maiglöckchen hat noch nicht einmal geläutet.

Margret.

Aber hier eine feurige Nelke.
O, wie lieb' ich das brennende Roth!
Ich welke, ich welke,
Denn die Sonne scheint und der Mittag droht.

Alfred.

Hier von des Baches Rühle
Ein stilles, blaues Vergißmeinnicht:
Wird Dir's im Herzen schwüle,
Dann hör' nur, was es spricht.

Margret.

Ich hab' es längst gehört.
Die Lieb, hat mich bethört.
Die Lieb' ist wie ein Schmetterling,
Die Lieb' ist gar ein gaukig Ding:
Da schaukelt sie, da gaukelt sie
Wie er zu jedem Blüthenring.

Alfred

Doch immer kehrt sie heim zu Dir,
Du schönste Blum' im Walde hier.

Margret.

Und hier, zum Trotze Dir, ja, Dir zum Hohn,
Einen hohen, übermüthigen Ritterſporn.

Alfred.

Ein Ritterſporn in den gold'nen Locken?
Laß doch den eiteln Geſellen;
Hier, gib die hellen,
Gib mir die zarten Weißdornflocken.

Margret.

Nein, ich will den Geſellen von heißem Blute!

Alfred.

Dir wird ja abſonderlich zu Muthe.
Laß Dir doch raten, lieber Schatz;
Für ſolche Blumen iſt im Kranz kein Platz.
Das würde nicht eben blicken.
Laß Dir ſagen, es will ſich nicht ſchicken.

Margret.

Es ſchickt ſich Alles, weiß man's nur zu tragen,
Und ſchön und groß ſcheint Alles, was man liebt;
Hätt'ſt Du mich lieb, Du würdeſt mir das nicht ſagen —
Gewis, der liebt nicht mehr, der Regeln gibt.

Alfred.

Aber mein Herz, Du mußt mich hören!
Ein Ritterſporn und ſolche ſtille Pflanzen . . . .
Das würde ja die ſchöne Eintracht ſtören,
Das ſchadet dem Ganzen.
Denk' Dir den Fall: Herren und Fürſten kämen
In dieſes ſchattige Müllerhaus —

Gewis, Du würdeſt Dich ſchämen und grämen, —
Du ſähеſt gewis recht verlaßen aus!

Margret.

Ich mich grämen? ich mich ſchämen?
Alfred, Du denkſt von mir nicht gut;
Seitdem ich Dir am Herzen geruht,
Möchte der König ſelbſt erſcheinen,
Ich hätte den Stolz, ich hätte den Muth,
Offen zu treten unter die Seinen.
Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Die Lieb' iſt mehr als Zeitvertreib;
Ich war ein Kind vor wen'gen Wochen,
Nun aber fühl' ich mich als Weib.
O komm' in die Arme, geliebter Mann,
Daß ich Dich herzen, Dich küßen kann!
Heiße mich weinen, heiße mich lachen —
Alles kannſt Du aus mir ja machen.
Alles will ich hören und faßen,
Sprich Geliebter, Nichts wird mir ſchwer:
Thun will ich Alles — nur Eins nimmermehr:
Dich laßen, Dich laßen!
O lächle, lächle nur noch dieß eine Mal,
Deine Waldblume ſchmachtet nach Sonnenſtrahl.
Sieh mich freundlich an, lieb und lind,
Und ich bin wieder Dein artiges Müllerskind.
Lebe wol, mein Schatz, gib mir den Kranz,
Gleich bin ich fertig zu Spiel und Tanz.

(Margret ab. Alfred ſieht ihr lange nach.)

Alfred (allein).

Wie gleichſt Du ganz der Sonne, deren Bahnen
Ein ſterblich Auge nimmermehr kann ahnen!
Sie glüht aus ſich hervor in täglich neuer

Lichtglanz, in ſtets erneutem reichem Feuer.
Sie füllt des Himmels ungemeßne Ferne,
Sie ſcheint im Mond, ſie blitzt im Heer der Sterne.
Sie wärmt die Berge, ſie ernährt die Tiefen,
Und weckt die Blumen, die in ihnen ſchliefen.
Erleuchtet jedes Auge, alle Herzen —
Du ſchöner Quell der Freuden und der Schmerzen!
Mein Herz iſt ſtill und fromm wie zum Gebete —
Zum Tod betrübt — ach Deinethalb, Margrete!

(Er geht langſam ab.)

Zweite Scene.

(Freier Platz; im Hintergrunde die Mühle und Wald; links eine Linde, Tiſche und Bänke, rechts Wald.)

Toni und Andre, von der Mühle her zu den Tiſchen gehend, wo die Müllerburſchen bei der Kegler zuſammenſitzen.

Chor der Müllerburſchen.

Das Mühlrad ſauſt, das Waßer fließt,
Das Glöcklein tönt ſo flink und frei;
Und was ein luſt'ger Müller iſt,
Der ſingt dabei.

Toni.

Der ſingt von Sonn und Feiertag,
Von Dirnen, Tanz und Fiedel;
Und was er ſonſt noch wünſcht und mag,
Das bringt er in ſein Liedel.

Der ſingt von luſt'ger Wanderzeit,
Von fröhlichem Marſchieren,
Von Bettelvogt und Herbergsmaid,
Von Küßen und Charmieren.

Der ſingt ſo lang mit treuem Sinn
Und zärtlichem Gefühle,
Bis daß er eine Frau Meiſterin
Selbſt heimführt in die Mühle.

Chor der Müllerburſchen.

Das Mühlrad ſauſt, das Waßer fließt,
Das Glöcklein tönt ſo flink und frei;
Und was ein luſt'ger Müller iſt,
Der ſingt dabei.

(Die Müllerburſchen ſtehn auf und zerſtreuen ſich nach dem Hintergrunde.)

Andre.

Du hör' mal, Toni, wo haſt Du deine ſchöne Stimme her?

Toni.

Gekauft, für drei Batzen. Hab' ſie aus Nürnberg mitgebracht. Ich ſag' Dir, da können ſie Holz und Stahl zum Muſicieren abrichten, Pferdhaar und Darmſaiten — geſchweige denn ſo 'ne Menſchenkehle. Wer 'ne Stimme nötig hat, der muß nach Nürnberg reiſen.

Andre.

Ja, wer nur ſo weit 'nauskommen möchte, wie Du geweſen biſt. Dümmer wird man nicht davon und bringt vielerlei mit, zum Beiſpiel: Gulden . . .

Toni (ſingt).

Wenn's keine Gulden ſind, ſind es doch Batzen.

Andre.

Schöne Lieder . . .

Toni (ſingt).

Wenn's keine Lerchen ſind, ſind es doch Spatzen.

Andre.

Sc was gefällt den Mädels immer . . . .

Toni (sanft).

Zart und sanft, lieblich wie schuldlose Tauben.

Andre.

Und die Mädels, die machen einem rechten Müllerburschen doch allweil den größten Spaß.

Toni (ernst).

Wenn's nit die Margret wär', wollt' ich's schon glauben.

Andre.

Ja nun, die Margret! die Margret! die schlag' Dir nur aus dem Sinn, Toni; die ist für unser Eins nicht geschaffen. Da sieh den Markus, was hilft's dem; der wird vor Liebe ganz dumm.

Toni.

Wenn der 'was anders werden wollte, als er schon ist, so müßt' er ganz klug werden.

Andre.

Na, die Margret, die Margret! — Hör' mal, Toni — aber lach' nicht, ich glaub', ich glaub', die hat mit dem alten Waldmüller nicht viel mehr gemein, als Du und der Markus und noch ein halb Dutzend mit ihr.

Toni.

Wie verstehst Du das?

Andre.

Erstens: wie sollte dieser alte Mehlbeutel zu so 'nem Blitzmädel kommen? Aus Grütz' und Hafer knetet man so'n Wetterding nicht. —

Zweitens: hat er ja einen recht . . . recht ausführlichen Respect vor dem Mädchen, sieht sie an, als ob ihr jeder Blick aus seinen Augen etwa weh' thun möchte. Und für's Dritte — der Kerl hatte ja sein Lebtag keine Frau gehabt.

Toni.

Sind das auch Gründe? Da widerlegt sich ja ein jeder von selbst, ohne daß auch nur ein Fünkchen Witz dazu nöthig wäre. — Erstens: gibt es gute Freunde, die gern ihr Theil zugeben. Hast Du nicht gleich zum Exempel da den Grünreck, der auch so angeweht kommt, als gäb's hier gute Verrichtung für ihn und jetzt eben wieder bei der Margret sitzt? — Zweitens: Respect vor dem Mädel? Ei, den wollt' ich doch sehen, der vor so 'nem Geschöpf keinen Respect hat. Ich sag' Dir, Andre, im Böhmer Wald hat mir's Herz vor keinem Räuber gebebt; aber wenn ich die Margret seh' — wenn sie nur vorüberhuscht, da fühl' ich mir gleich an's Herz. Was aber Deinen dritten Grund angeht — ei, Du lieber Augustin!

Andre.

Ich hab' noch einen Grund; der ist der beste. Also viertens: da hinten in der Felsenau, weißt Du, wo die Köhler wohnen und wo's bei Tag vor den dichten Tannen immer so finster ist, daß die Eulen schreien, weil sie meinen es wäre Nacht: da heckt auch ein alt' Mütterchen, die ich „Frau Base" nenne, wenn ich mir will Nüße von ihr schenken laßen. Bei der bin ich vor Wochen einmal gewesen — da hat sie Allerlei gemunkelt von . . . von . . .

Toni.

Die wird was Rechtes wissen! Was so 'ne alte Hexe munkelt, da glaub' Einer d'ran! Wenn sie so klug ist, da frag' sie 'mal nach dem Alfred. Das wäre schon der Mühe werth zu hören.

Andre.

Meinst Du?

Toni.

Der iſt mein Lebtag kein Jäger, wie er ſich ausgeben möcht'!

Andre.

Kein Jäger? Was ſollt' er denn ſein?

Toni.

Nun, es gibt doch noch mancherlei, was ein Menſch ſein kann, auſſer einem Jäger; z. B. ein vornehmer Müßiggänger.

Andre.

Ja, ja — ein vornehmer Müßiggänger . . .

Toni.

Der zu ſeiner Unterhaltung den Mädchen nachſtellt . . .

Andre.

Den Mädchen nachſtellt . . . ja, ja, das iſt richtig. Aber wie reim' ich denn das nun zuſammen?

Toni.

Du mein Gott, muß denn jeder Müller ein Eſel ſein, weil Beide Grau tragen — der Eine ein grau Fell, der Andre eine graue Jacke? —

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Waldmüller.

Waldmuller.

Habt Ihr Nichts gehört? Es klang wie Muſik.

Leni.

Das Waſſer im Schütt, Glöcklein und Räderwerk, dazu ein luſtig Müllerlied — weiter hab' ich Nichts gehört, Herr Meiſter.

Waldmüller.

Ja, ja, ich hab' was gehört. Bald trug's der Wind durch den Wald herüber, dann klang es recht anmuthig wie Hörnerſpiel; bald war der Wind ruhig und weg war's.

(Man hört ein Geräuſch hinter der Scene.)

Leni.

Jetzt hör' ich's, Herr Meiſter; aber es klingt mir, als ob das keine Hornmuſik wäre, ſondern der Margret ihre Stimme!

Waldmüller.

Nein, nein; es waren noch andre Töne.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Margret (aus dem Wald hinter der Mühle).

Margret (ſingt).

Bis grau mir werden Lock' und Haar,
Bleibt Spiel und Tanz mein' Freud';
Und wenn ich alt werd' achtzig Jahr,
Dann werd' ich auch geſcheut.
Wozu wär' ich denn friſch und jung?
Zu Lied und Lieb', zu Tanz und Sprung!
Und wer ſich drehn am ſchnellſten kann,
Der iſt der Liebſte mir.
Ei, wartet nur, der Jägersmann,
Der Jägersmann iſt hier.

Und wer's gelernt hat auf der Jagd,
Der schwenkt am besten seine Magd . . .
Halli, hallo, halli!

Liebes, graues Väterchen, weißt Du schon? Heut' Abend wollen wir an der Linde tanzen. Der Alfred hat schon in's Dorf geschickt, den kleinen Frieder. Da, sagt' er, und gab ihm eine ganze Handvoll Sechsbatzner . . . .

Toni (stößt den Andre an).

Weißt Du nun was? Hast Du gehört?

Margret.

'Ruf' mir den alten Fiedelhannes, sagt' er dabei, und den Trompeterjosen. Und der Brunnenkathrin' hat er es sagen lassen mit ihrem Schatz und der Gertrud und noch vielen Andren. Und was das beste sein wird — denk' nur, ein ganz' Fäßchen mit Wein läßt er auch holen und da sollten sie alle auf seine . . . . und, sagt er, auf meine Gesundheit trinken.

Waldmüller.

Wenn das nur nichts Ungeheuerliches und Gefährliches gibt — ein Fäßchen mit Wein . . .

Toni.

Andre, da sind wir auch dabei. Ein Fäßchen mit Wein — nuhhe! das ist mir sein Nürnberg und dem Böhmerwald nicht passirt!

Margret.

Ich will nur gleich auf den Tisch unter der Linde zwei Stühle setzen für die Musikanten. Die Bänke abputzen, den Boden kehren und den Sonntagsrock anziehn, den blauen, und ein rothes Mieder dazu. Und der Alfred windet mir ein Kränzlein aus Blumen und Rauschgold — halli, hallo, halli!

(ab.)

Waldmüller.

Wildes Blut, wildes Blut! Aber iſt's ihre Schuld? — Ich kann dem Kind nichts wehren, ich hab's zu lieb!

(Fiedelklang von links.)

Toni.

Still, da hör' ich's! — Fiedelklang, der immer näher kommt ....

(Ferne Hornſignale von Rechts.)

Waldmüller.

Da horch! von Rechts und Links Muſik — was iſt das? Sollte denn der Fiedelbauns und der Jochen ſchon unterwegs ſein? Seht einmal nach! (Er geht ab.)

Toni.

Da ſeh' ich ſie heranziehn. — Richtig, das ſind ſie. Mädchen und Burſchen, bunt durcheinander, und die Muſikanten voran!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Andere Landleute, in bunter Gruppirung. Dorfmuſik voran (von links herein).

Marſch und Chor der Landleute.

Zu Spiel und Tanz im grünen Wald
Sind wir dahergekommen!
In jungen Jahren hat man bald,
Wenn Horn und Fiedel luſtig ſchallt,
Den Sonntagsſtaat genommen.

Das fliegt dahin mit keckem Schwung,
Wel über'n grünen Raſen.
Ihr Burſchen ſingt, weil ihr noch jung,

Ihr Mädchen hebt den Fuß zum Sprung,
Die Hörner müßen blaien.

Und wo der Wind durch Reben weht,
Da tanzt man wol am Beſten;
Wo Paar um Paar im Dunklen ſteht,
Ein Händedruck — und wenn es geht,
Erlaubt man mehr den Gäſten.

(Tanz der Landleute.)

Chor der Landleute

Goldner Abendſonnenſchein
Lockt uns in den Wald hinein.
In den Wald ſo grün, ſo grün,
Wo die hohen Bäume blühn;
Wo die Blumen freundlich blicken
Und die rothen Beeren nicken.
Wo die klugen Vögel ſingen
Und die muntern Quellen ſpringen —
Friſch hinein, mit voller Bruſt!
Waldesgrün und Liebesluſt!

(Alle ab nach Rechts.)

Sechſte Scene.

Schauplatz: wie in der erſten Scene des zweiten Actes. Sonnige Abendbeleuchtung.

Der Fürſt, Corinna, Thereſe, Graf, Alfred. Die Jäger zerſtreut im Hintergrunde.

Fürſt.

Ich bitte Dich, Corinna, tritt zur Seite!
Es ſind nicht immer Herzensſachen, die
In Frage ſtehn, wenn Fürſten unterhandeln.

Corinna.

Ich bin gewohnt, mein Vater, zu gehorchen.
Doch diesmal bitt' ich: nehmt das Wort zurück,
Das ganz voll Mitleid ist. Werth zu besitzen
Ist nur, wer würdig zu verlieren weiß.
Ich weiß mich stark genug!

Fürst.

So bleib'! Und Ihr,
Prinz Alfred, tretet vor; sprecht, wenn Ihr mögt!

Alfred.

Mein Fürst, mein Herr! es wäre allzu leicht,
Mit buntem Spiel der Worte Euch zu blenden.
Ich könnte sagen, Alles sei nur Scherz,
Nur Tand und Sucht nach einem Abenteuer.
Und wenn ich's sagte? — Doch ich bin zu stolz!

Fürst.

Stolz, wenn die Schwäche ihn als Mantel trägt,
Ist widerlich. Stolz ist nicht Trotz. Doch Trotz
Ist Deines Herzens schuldbewußte Stimme.

Alfred.

Gönnt mir das Wort und hört mich unbefangen.
Wenn etwas schmerzt, so ist es dieß: von denen
Verkannt zu werden, die man ehrt und liebt — —

Graf.

Laßt unbedachtsam nicht zu raschem Wort
Fortreißen Euch die Gluth des Augenblickes.
Bedenkt, daß eines Volkes Aug' und Herz
An Eurem Wandel hängt; daß eines stolzen

Regentenhauses Hoffnung sich besorgt
An Eure Schritte heftet, daß ein Fürst
In Euch die Zukunft blühen sieht und welken.
Und mehr, als meine Lippe sagen kann — —
O lest's im feuchten Auge der Prinzessin!

Alfred.

Weblan! Corinna! — Dir vertrauensvoll
Leg' ich mein Schicksal in die Mädchenhand.
Du weißt es, eine sorgsame Erziehung
Gewöhnte gern mein Kindesherz an Deine.
Ich liebte Dich, wie man den Frühling liebt,
Der schön des Jahres heit'ren Gang eröffnet,
Und ehrfurchtsvoll, wie die Vergangenheit,
Betracht' ich Dich, betracht' ich meine Neigung.
Da führte mich des Schicksals leichte Fügung
In dieses Waldes grüne Einsamkeit.
Sanft in den Schlummer der Gewohnheit trat
Der schöne Traum lebendig voller Regung, —
Der Traum ist hin — ich bin erwacht
Vom kühlen Morgenhauch der Wirklichkeit.
Hier steht der Fürst, dem ach! mit einem Mal
Der Sohn, ihm mehr als Sohn, mit rascher Wendung,
Des Lebens schönsten Wunsch zertreten soll.
Hier die Prinzessin, die in dunklen
Prachtvollen Locken stolz das Diadem
Der Herrschaft trägt, an deren schwarzen Augen
Die Seele eines Volkes liebend hängt;
Die mit der zarten Hand zugleich das Szepter
Verschenkt und eines Weibes Liebesfülle.
Die Fürstin hier — und dort das Müllerskind,
Das schüchtern sich an Deine Seite stellt.
Der Schmuck des blonden Haares ist ein Kranz
Von Veilchen! die sie selbst im Wald gesucht.

Ihr Auge ſpiegelt nur den reinen Himmel,
Und ihre feine Hand iſt nur geſchickt,
Den Druck der Liebe freudig zu erwidern.
Ihr ganzer Reichthum iſt ein ſchönes Herz,
Und das iſt mein — Corinna, nun entſcheide!

Corinna.

Da ſchon entſchieden iſt, ſo laßt mich ſchweigen.
Schweigend gewährt die Liebe. — Prinz, ſeid glücklich!

Fürſt.

So ſpricht das Weib. Nun hört den Mann, den Fürſten!
Des Spiels der Worte bin ich lang' ſchon müde,
Der That bedarf es. — Prinz, wir kehren heim!

Alfred.

Zum erſten Mal, daß ich Euch widerſpreche.

Fürſt.

Wie!? Trotzig kündet der Vaſall dem Lehnsherrn,
Der Unterthan dem Fürſten den Gehorſam?

Alfred.

Ich war Vaſall und Unterthan. Allein
Aufhör' ich es zu ſein, ſobald ich will.
Und hiermit ſei's gewagt — ich folge nicht!

Fürſt.

Alfred, Du kennſt den Vater nur in mir;
Du ſollſt ſogleich den Fürſten kennen lernen.
(Nach dem Hintergrunde gewandt.)
Gebt das Signal.
(Hornſignal. Jäger treten vor.)
Prinz Alfred iſt Gefangner!

Und nun zum Aufbruch laßt die Hörner schallen!
Die Nacht seh' uns in unires Schloß. Hallen. —

(Graf und Graf, Corinna und Thorelo wandeln dem Hintergrunde zu.)

Siebente Scene.

Alfred, welcher von den Jägern abgelöset werden soll; Margret wirft sich der abziehenden Schaar in den Weg.

Margret.

Alfred — mein Alfred! Mir wird bang um Dich!

Alfred.

Mein Herz, das süße Spiel ist aus! Der Ernst
Faßt mich mit den bewehrten Händen an.
Leb' wol! mein Schicksal drängt hinweg von Dir.

Margret.

Mein Alfred — dunkel, wie Dein Wort, verbreitet
Sich eine Nacht auf Seele mir und Auge — —

(Sie umarmt ihn.)

Alfred.

Du hast zu lang' in's Sonnenlicht geschaut —
Du bist geblendet — Wende Dich hinweg —
Margrete — sieh mich an! Es ist ein Fürst,
Der Dich geliebt!

Margret

(sie taumelt in sich zurückgebebt).

So laß mich weinen . . . .

(Sie steht einen Augenblick, das Gesicht mit den Händen verdeckt, dann erhebt sie sich stolz und freudig.)

Weinen? Warum? Nein, laß mich's jubelnd ſagen,
Ein Fürſtenſohn hat meiner Lieb' begehrt;
Mein armes Herz war werth
An Deinem reichen freudevoll zu ſchlagen!

Alfred.

O wehe mir, daß ich Dich täuſchen mochte!

Margret.

Du haſt mich nicht getäuſcht! Mich hat Dein Arm
Umfangen, und mein heißer Buſen pochte.
Du haſt mich reich gemacht, denn ich war arm!

Alfred.

Halt ein — halt ein! Du haſt es nicht bedacht
Und was Du ſprichſt, ſchafft mir das tiefſte Leiden!
Das Schickſal, das geſpielt hat mit uns Beiden,
Führt mich hinab in unbelauſchte Nacht —
In einen Kerker — Lieb, wir müßen ſcheiden!

Margret.

Ich hefte mich an Dich, geliebter Mann. —
Ich fühl's dem Beben meines Herzens an,
Daß ich von Dir nicht laßen kann, o nie!
Mein Leben iſt an Deins gehefſtet, wie
Der milde Tag ans goldne Licht der Sonne.
Und wenn ich denn nicht leben mit Dir kann,
So gönne mir mit Dir des Todes Wonne!

(Der Fürſt ſchreitet aus einer Baumgruppe, rechts hervor. Der Jägermeiſter tritt ihm entgegen; Margret, an Alfred geſchmiegt, im linken Vordergrunde, durch die Jägerſchaar vom Fürſten getrennt.)

Fürſt.

Alfred noch hier? Wie deut' ich dieſes Zögern?
Wer iſt das Kind dort? Was iſt ſein Begehr?

Jagermeiſter.

Des Müllers Töchterlein, mein gnäd'ger Fürſt!
Anſtürmend warf ſie ſich dem Zug entgegen,
Mit mädchenhaft unwiderſtehlicher
Gewalt den Schritt der ſtummen Männer hemmend.
Der holde Wahnſinn ihrer Rede band
Die Arme, und ſie ſanken vor dem Kinde.

Fürſt.

Führt ſie ins Haus! Verſchließt ſie in die Kammer,
Und eilt von dem verwünſchten Ort hinweg.

Margret

(dem Jägermeiſter, der den Jägern einen Wink gibt, entgegenſtürzend)

Halt ein! Halt ein! ich fühle Kraft in mir,
Viel leuchtender als Deiner Waffen Stahl;
Und einen Muth fühl ich, der ſich nicht ſcheut,
Vor einem Fürſten ſtolz das Knie zu beugen.

(Durch den lauten Vorgang aufmerkſam geworden, treten Corinna, Thereſe und der Graf aus den Baumgruppen heran.)

Fürſt

(will abgehn.)

Um Gott — führt ſie ins Haus! Wir haben Eile!

Corinna.

O hört ſie an, mein Vater! Hört ſie an!

Margret

(zum Fürſten eindrängend.)

Wenn Du ein Fürſt biſt, höre mich. Du mußt!

Fürſt

(ſieht ihr Geſicht deutlicher.)

Ha!

Margret

(kniet vor dem Fürſten, leidenſchaftlich.)

Wäre das die Milde, das die Gnade,
Von der ich oft die Männer ſagen hörte?

(Der Fürſt fortwährend in heftigem Kampfe begriffen, der ſich in ſeinen Mienen ſteigernd ausdrückt.)

Du wirſt bewegt — ich ſeh's dem Lichte an,
Das Deine Züge ſonnengleich erhellt.
Dem Dunkel ſeh' ich's an, das Deine Stirne
Wie eine Wetterwolke überzieht.
Nicht eher will ich meine Knie erheben,
Bis Du mich in den Kerker wirfſt mit ihm;

(Sie ergreift des Fürſten Hand.)

Nicht eher Deine Hand aus meiner laßen,
Bis Du . . . .

(Der Fürſt ſieht ihr ins Geſicht, auf die Hand; er wird betäubt, ermannt ſich, hebt ſie empor und ſchließt ſie bewegt in die Arme.)

Fürſt.

Maria — Margret — Meine Tochter!

(Der Graf, zuſammenfahrend, dann raſch begreifend, gibt den Jägern ein Zeichen. Sie ziehen ſich zurück.)

Achte Scene.

Der Fürſt, Margret; Graf, Corinna, Alfred. Später der Waldmüller.

Fürſt.

Es kann nicht anders ſein — mir ſagt's das Herz!
Und wenn's auf Erden eine Stimme gibt,
Die unverfälſcht, ſo iſt es die des Herzens.

Waldmüller

(hinter den Bäumen hervortretend.)

Sie lebt noch! Sie lebt! Margret ſteht da, wie ich ſie nie geſehn; und hätt' ich ihre Stimme nicht gehört, ich glaubte, ihren Engel da zu ſehn!

Graf.

Was treibt Dich in des Fürsten heil'ge Nähe? Sprich, Greis!

Waldmüller.

Was soll ich von der Unruhe dieses Herzens sagen, da ich reden hörte, Margret solle mir durch bewaffnete Männer entführt werden . . .

Fürst.

Du kennst dieß Mädchen?

Waldmüller.

Ich kenne sie? Sie ist ja meine — — meine Margret, meine Tochter?

Fürst.

Wozu Verstellung, Alter! — Bei dem Heil,
Auf das wir Alle hoffen, sprich die Wahrheit!
Margret ist nicht Dein Kind, nicht Deine Tochter!

Waldmüller.

Ihr habt's gesagt, nicht ich: und das Gelübde,
Das ich der Schwester noch am Sterbebett
Mit Hand und Mund bekräftigt, brach ich nicht!

Fürst.

Der Bruder Du? — Maria Deine Schwester?

Waldmüller.

Ja, meine Schwester! Ganz voll Elend war
Ihr Leben; doch sie lächelte, sie schwieg.
Der nahe Tod erst löste ihre Zunge,
Und mir ins treue Bruderherz legt' sie
Das traurige Geheimniß ihres Lebens.

Ich zitterte, ſie aber weint' — und leiſe
Trug ſeines Namens Hauch die ſchöne
Verklärte Seele aufwärts, und mir blieb
Nichts als die ſüße Frucht der Liebe, der
Zu früh gefallen ihres Lebens Blüthe.
Doch reicher Segen ſchien mit ihr geſchenkt
Der Hütte, deſſen Strohdach ſie beſchützte.
Ich konnte bald die große Mühle kaufen,
Die dort ſo ſtattlich aus den Bäumen ſchaut.
Und hier, wo fremdes Volk rings um mich her wohnt,
Erzog ich ſie und nannt' ſie meine Tochter,
Und litt es gern, wenn ſie mich Vater nannte.
O, meine Tochter — meine Margaret!

(Er tritt auf ſie zu.)

Graf.

Wie wunderbar ſpielt das Geſchick mit uns!
Werkzeuge nur ſind wir in ſeiner Hand.
Wir glauben unſren Weg zu gehn, und doch
Gehn wir die Wege nur, die es uns führt.
Wir ſuchen ſeine Räthſel zu enthüllen,
Und müßen doch, was es gebeut, erfüllen!

Fürſt.

Mild auf die Seele legt ſich's mir, wie Herbſttag.
Der kühle Hauch der Luft, die milde Sonne,
Das glückliche Anflehern der Natur
Bringt mir ein neues Glück ſchön zur Erkenntnis.
Marie, Dein bleicher Schatten iſt geſühnt!
Corinna — ſchäme Dich der Thräne nicht, —
Ich fühl' es klar, aus Deinen Prieſterhänden
Soll ich den Kranz des höchſten Siegs empfangen.
Der Väter Schuld vererbt ſich, doch das Kind
Verſöhnt mit liebender Geduld den Gott,
Den zürnenden. Entſagung iſt Dein Opfer!

Corinna.

O laß mich ſchweigen, Vater! freudig hier
Geb' ich ein Glück auf, das mir nicht beſtimmt.
Doch freudiger grüß' ich das neue, das mir
Erſatz für Alles bietet — meine Schweſter!
(Sie umarmt Margret.)

Fürſt.

Das Schickſal hat mir einen Wunſch verſagt,
Um alle mir auf einmal zu gewähren.
Wohlan, Margrete! nicht im Wald allein,
Nicht in der unbelauſchten Stille nur,
Nein, laut auf meines Thrones Stufen will
Ich meinem Volk Dich zeigen als mein Kind.
Mein Volk iſt gut —

Graf.

Und iſt ſo ſehr gewöhnt,
Aus Eurer Hand nur Gutes zu empfangen,
Daß es die Nachricht froh vernehmen wird.
Und ich, als ſeines Willens erſte Stimme,
Begrüß' Euch laut, Prinzeſſin Margarete!

Fürſt.

Und nun, Prinz Alfred, tretet nah zu mir.
Nicht das Geſetz allein, auch meine Neigung
Hat Euch zum Erben meines Throns beſtimmt.
Die Kron' iſt Euer, doch den leuchtenden
Diamant empfangt aus meiner Hand.
Margret ſei Euer! Meine Margaret!
Wir kehren heim, dem Volk die frohe Botſchaft
Eilig zu überbringen; und ihr Jubel
Begrüße in dem Paar die neuen Herrſcher.
Denn alt, des Herrſchens Laſt nicht mehr gewachſen,
Drück' ich die Krone Dir auf's blonde Haar.
Und wir, Corinna, wir?

Corinna.

Wir treten ab,
Und freuen uns des Glücks geliebter Menſchen.

Alfred.

Was Liebe ſchenkt, und wär' es eine Welt,
Das darf der Dank mit ſtummem Lächeln nehmen.
Dankbar aus Eurer Hand nehm' ich den Thron,
Dankbarer ſie, die mir erſt werth ihn macht!

(Er umarmt Margret.)

Waldmüller.

Mein Kind . . . mein Kind . . . darf ich ihr Abſchied ſagen?

Fürſt.

Nicht Abſchied, guter Alter! Ohne Schmerz
Soll ſich des Lebens Drang harmoniſch löſen.
Dein ſei das Schloß am Waldesſaum; da wohne!
Denn wie der Himmliſchen Berührung weiht,
So adelt auch irdiſcher Fürſten Umgang.
Du biſt der Graf von Waldmühl! Alle Jahr
Um dieſe Zeit wird Dich der Hof beſuchen,
Und der Erinn'rung frohe Tage leben.

(Muſik hinter der Scene.)

Was iſt das? Hör' ich recht? Muſik — als ob
Ein Zauber alle Bäume klingen machte!

Alfred.

Kein Zauber, Herr! Nennt Ihr nicht etwa ſo
Den frohen Zufall, der im Augenblick
Der Töne bunten Klang uns nahe führt,
Die wir zu heit'rem Spiel erwarteten,
Da wir ſo Hohes nicht erwarten durften!

Lucil.

So sei der Zufall fröhlich denn benutzt!
Das ist die Weisung freundlichen Geschickes:
Freut Euch mit rascher Lust des Augenblickes!

Letzte Scene.

Zu Pferde. Die Landleute mit Musik, die Müllerburschen (von rechts herein), die Jäger (aus dem Hintergrunde hervor.)

Schlußchor.

Alle Tag ist nicht wie heute;
Thor, wer sich darum nicht freute!
Tanz und Spiel und freh' Gelag —
Si, das kommt nicht alle Tag.
Schwenkt die Hüte, schwenkt die Dirnen,
Schmückt mit Blumen Eure Stirnen —
Lieb' im Herzen, Wein im Glas:
Das macht jungen Leuten Spaß!

Bei dem Tanzen, bei dem Schwenken,
Gibt's auch Manchertei zu denken.
Frey und fröhlich Jedermann —
Braut und Bräutigam voran.
Wer's nicht ist, der kann's noch werden —
Denn der Zufall spielt auf Erden;
Und wer nur dem Glück vertraut,
Der bekommt schon eine Braut!

(Der Vorhang fällt.)

Ehen

werden im Himmel geschlossen!

Dramatisches Idyll in einem Act.

(Zum ersten Male mit Musik von G. Goltermann aufgeführt am 1. Januar 1857 auf dem Stadttheater zu Frankfurt am Main.)

Perſonen.

Georg von Brücken, Gutsbeſitzer.
Schreiber Hecht, der Dorfſchulz, Gutsverwalter und Armenpfleger.
Thereſe, ſeine Tochter.
Meiſter Stahlhut, der Dorfſchmied.
Steffen, Georgs Bedienter.
Nanny, eine Bäuerin.
Bauern und Bäuerinnen.

Die Scene iſt in einem Tyrolerdorfe.

Dorflandſchaft. — Rechts das Haus des Dorfſchulzen mit breiter Treppe, neben welcher Tiſch und Bank. — Links Nanny's Häuschen unter Bäumen. Vor der Thüre gleichfalls Tiſch und Bank. — Im Hintergrund die Kirche. Darüber, in ſonniger Ferne, die blauen Tyrolerberge. Nachmittagsbeleuchtung.

Erſte Scene.

(Chor der Burſchen und Mädchen, alle in feſtlichem Aufzuge mit Bändern und Blumenſträußen. Der Chor gruppirt ſich vor des Dorfſchulzen Hauſe. In der Mitte der Gruppe ſchwenkt ein Burſche auf hohem Stabe einen mächtigen Kranz, der mit Flittern, Bändern und Rauſchgold reichlich verziert iſt.)

Chor der Burſchen und Mädchen.

Von allen Zeiten in der Welt
Die Hochzeit uns am Beſten gefällt.
Aus Röslein roth und Flitterglanz
Thun wir ein Kränzlein winden;
Kein beßrer und kein ſchön'rer Kranz
Iſt auf der Welt zu finden;
Kein beßrer und kein ſchön'rer Kranz,
Er bringt uns Allen Spiel und Tanz!

Drum ſchwenkt ihn hoch und laßt ihn ſehn,
Auf daß die Bänder fliegen und weh'n!
Heut' wird die Arbeit eingeſtellt
Bei Tanz, Geſang und Lachen.
Kein' ſchön're Zeit in aller Welt,
Kann uns ſo fröhlich machen.
Kein' ſchön're Zeit in aller Welt,
Als wenn ein Brautpaar Hochzeit hält!

Zweite Scene.

(Sie Vorigen. Stahlhut und Thereſe, hierauf Hecht, dann Nanny. Hecht legt Papier, Tintenfaß und Feder auf dem Tiſch vor ſeinem Hauſe nieder.)

Stahlhut.

Luſtig, ihr Jungen, luſtig! Das muß ſein! Denn eine Hochzeit iſt doch was Appartes. Sonntag und Kirmeß ſind öfter, aber mehrmals Hochzeit halten im Leben, da gehört ſchon ein ganz beſonderes Glück dazu! Alſo luſtig, das ſag' ich Euch! Heut' iſt die Verſchreibung und morgen der rechte Freudentag — nicht wahr, mein Thereschen? — Aber ſeht — da kommt ja ſchon unſer lieber Dorfſchulz die Treppe herab.

Hecht.

Mein Complement und Gratificationen — denn nun hat Alles ſeine Richtigkeit. Na, mein Thereschen, biſt Du recht froh?

Mach' kein ſo finſter Geſicht: wenn ich ein Brautpaar ſeh', ſo muß ich allemal lachen. Denn es giebt doch nichts Lächerlicheres auf der ganzen Welt! Ha! ha! ha!

Stahlhut.

Warum lacht Ihr denn, Gevatter? — Was wahr iſt, darf man ſagen. Und ich will mich hängen laßen, wenn Ihr nicht der witzigſte, klügſte und einfältigſte Dorfſchulz ſeid, den wir je gehabt haben. Kinder, unſer Herr Dorfſchulz ſoll leben, Vivat hoch!

Alle.

Hoch! — Hoch! (Sie ſchwenken die Hüte.)

Hecht.

Das iſt recht von Euch, daß Ihr mich hoch leben laßt. Denn ſeht, wenn ich nicht wäre, ſo gäb's auch keine Ehecontracte und keine Brautpaare und keine Hochzeiten. Item wollen wir denn nun auch den Heirathscontractum feierlichſt ableſen und die Sach' in Ordnung bringen. Habt Ihr verſtanden, Meiſter?

Stahlhut.

Richtig! (Halblaut.) Aber mit dem Heirathsgut — das hab' ich noch nicht verstanden.

Hecht.

(Ebenso.) Heirathsgut, — was, Heirathsgut — das wißt Ihr ja — vierzehnhundert Gulden!

Stahlhut.

Vierzehnhundert Gulden?! Sechszehnhundert habt Ihr ja eben noch gesagt!

Hecht.

Hab' ich das gesagt? Na, dann war's ein Irrthum. Vierzehnhundert sollten's sein. —

Stahlhut.

Je nun, — wenn's denn einmal so ist! (Halblaut.) Ich kann mich auf mein Gehör nicht recht verlaßen — das ist mein Unglück! (Laut.) Also Gevatter, lest mir den Contract vor. Aber schreit dabei! Denn Ihr wißt, daß ich auf dem rechten Ohr nicht recht hören kann, und auf dem linken bin ich alleweil ein Bischen links.

Hecht

(setzt die Brille auf, nimmt den Heirathscontract und liest).

„Inseferne die Therese Hecht, anbeistehende Tochter und Jungfrau, sowie der Michel Stahlhut, Schmiedemeister, Wittwer und Hofbesitzer, eingewilligt und beschloßen haben, sich eilig . . . ehlich wollt' ich sagen . . . ehlich zu verbinden, so wird hiermit richtig bemerkt, daß sie dieses gethan haben, sowie auch, was sie sich gegenseitig mitbringen, als nemlich: die Braut eintausend und dreihundert Gulden . . . ."

Stahlhut.

Petz, sapperlot! Hab' ich richtig gehört? eintausend dreihundert Gulden . . . vierzehnhundert habt Ihr mir ja eben noch versprochen!

Hecht.

Nein, das habt Ihr falsch verstanden! Weil Ihr die Hand so vor's Ohr haltet, hört Ihr immer mehr als andre Menschen.

Stahlhut.

Von sechszehnhundert auf dreizehnhundert Gulden herabzukommen, das ist mir auch kein großes Glück! . . . Und wenn ich nicht gleich zureise, so behalt' ich gar Nichts. — Gebt her, Gevatter, ich will unterschreiben, damit die Sach' ein End' hat . . .

(Er nimmt das Papier und tritt an den Tisch.)

Hecht.

Das mein' ich auch. Denn eine Sach', die kein End' hat, das ist eigentlich gar keine Sach' und ein Heirathscontract muß kurz und bündig sein. Nehmt nur die Feder nicht zu voll, sonst giebt's einen Kler . . . so . . . so . . .

(Die beschäftigen sich mit dem Contract.)

Thereſe

(vortretend).

O, mein Gott — so ist es denn nun wirklich dahin gekommen? . . . Die Burschen und andren Mädel singen und springen, und Alles mir zu lieb und meinem Glück . . . und es wär' ja auch wol ein Glück, den reichsten Mann im Dorfe zu heirathen . . . ja freilich . . . wenn er nur nicht so alt wäre . . . oder nicht so häßlich . . . oder wenn er nur immer so schwarz aussähe . . . oder wenn ich ihn nur lieb hätte . . . oder . . .

Nanny.

(Aus ihrem Häuschen; sie tritt schüchtern auf Thereſe zu.)

Reſi! Reſi! — gelt, Du kennst mich nicht mehr?

Thereſe.

Ach Nannerl', Du bist's? Liebes Nannerl', warum sprichst Du denn so?

Nanny.

Wärst wol nicht die Erste, die's so macht! Hab' schon manche Meistersfrau gekannt, die ehevor meine gute Freundin gewesen und

nun Nichts mehr davon weiß. Aber Du thuſt es nicht. Nein, Reſi — das thuſt Du nicht!

Thereſe.

Gewis nicht, mein Nannerl; hier gieb mir die Hand!

Nanny.

Da, mein Schatzerl, und wünſch' Dir dabei von Herzen Alles was gut iſt. Mädel, Mädel, wie kommſt Du nur zu einem ſo großen Glück?

Thereſe.

Muß wol ein rechtes Glück ſein, über das man immer weint, wenn man dran denkt!

Hecht.

Richtig, Meiſter! — Nun muß die Thereſ' noch unterſchreiben. (Ruft) Reſi! Reſi! (Thereſe zögert, er tritt auf ſie zu und ergreift ihren Arm.)

Thereſe
(flehend).

Vater! Vater!

Hecht.

Was? Du ſträubſt Dich, thöricht Mädel? Willſt Dein Glück mit Füßen treten? Raſch heran und keine Widerrede, Du ſollſt unterſchreiben! (Er zieht ſie an den Tiſch, wo ſie unterſchreibt.)

Nanny
(ihr verwundert nachſehend).

Ich begreif' die Reſi nicht! — warum ſie nur zögert und ſich wehrt? Ich wollte gleich unterſchreiben ... (ſie tritt ein wenig vor und ſieht Stahlhut an) aber nein ... nein ... den da möcht' ich doch nicht!

Stahlhut.

Nun, Gevatter, und Ihr andren All', nun müßt Ihr mit mir gehn, in mein Haus, daß wir die Verbereitungen auf morgen überlegen.

Hecht.

Richtig, ohne Reperationen geht's nicht. Alſo angetreten, ihr Paare; heute iſt Alles compromittirt, denn morgen giebt's im Dorfe eine Frau Meiſterin mehr!

Chor.

Von allen Zeiten in der Welt
Die Hochzeit uns am Beſten gefällt!
Drum Noth und Sorgen aus dem Sinn
Sammt Kummer und Beſchwerden.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Wir denken's noch zu werden.
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Das bleibt das Beſte immerhin!

(Alle Rechts ab.)

Dritte Scene.

(Während der Chor in der Ferne verhallt, tritt Nanny auf Therese zu, die ſich ſchon zum Gehen gewandt hat, und führt ſie wieder in den Vordergrund.)

Nanny.

Nein, liebes Herz, ich laß' Dich nicht eher gehen, als bis Du ein freundlich Geſicht machſt — denn für ein Mädel giebt's doch wol keinen glücklicheren Tag, als den Hochzeitstag!

Thereſe.

Geh' mir, Nannerl — ich hab' mir's Glück immer ganz anders ausgemalt. — Das Glück muß ſchlank ſein, wie ein Soldat, und flink und jung, höchſtens vierundzwanzig Jahre, dann muß es ſchwarze Haare haben, ein bisſerl kraus und lockig und einen rechten Schnurrbart dazu, und wenn's den nicht hat, ſo iſt's auch kein rechtes Glück!

Nanny.

Hat denn Dein Glück auch einen Namen? Wie heißt's denn?

Thereſe.

Ja, ja, es hat einen Namen . . . es heißt Steffen . . . Du weißt ja, der Steffen, der mit dem gnädigen jungen Herrn fort iſt 'gangen unter die Soldaten und hat Nichts wieder von ſich hören laßen ſeit fünf Jahren . . . ach, der hat mich vergeßen!

Nanny.

Pfui! Das iſt ja recht garſtig von ihm und dann mußt Du ihn auch vergeßen. Ja, das iſt meine Meinung und ich würd' es thun!

Thereſe.

Du weißt halt nicht, was Liebe heißt!

Nanny.

Freilich weiß ich's nicht, aber ich habe ſchon oft darüber gedacht . . . Lieb' iſt, wenn man einen Mann recht lieb hat . . . ach, und das muß ſchön ſein. . . . Aber ich bin arm und kennſt Du das Lied nicht, was die Burſchen alle Abend ſingen, wenn ſie am Brunnen ſitzen? Ich will Dir's einmal verſingen.

(Sie ſingt.)

Schönſtes Hirſchlein über die Maßen,
Hörſt Du nicht den Jäger blaſen?
Bläſt: Trarah! im grünen Wald,
Kommt geſprungen ein Mädchen bald!

Jägersmann in grünen Hagen,
Thuſt Du auch nach Mädchen jagen?
„Hätt'ſt Du Geld und wärſt Du brav reich,
Wollt' ich Dich nehmen alſogleich!"

Hätt' ich brav Geld im Kasten liegen,
Hätt' ich können den Jäger kriegen.
Weil ich dies aber nicht haben kann,
Bin ich verachtet von Jedermann!

Thereſe.

Das Lied iſt wol nicht ſo bös gemeint als es lautet — aber wie Du's geſungen haſt, hab' ich wieder an den Steffen denken müßen. Der hat gleichfalls einen grünen Rock angehabt, ganz wie ein Jäger, und den hätt' ich doch auch kriegen können! — Nun, ſo wollen wir denn Beide nehmen, was uns beſchieden iſt — es kommt doch Alles von der heiligen Kathrin', und weil ſie mir den Meiſter Stahlhut gegeben hat, ſo muß ich ihn ja doch nehmen.

Nanny.

Was ſagſt Du? Die heil'ge Kathrin' hat Dir den Meiſter Stahlhut gegeben? Ich mein' aber doch, das hätt' Dein Vater gethan?

Thereſe.

Närriſches Mädel, das weißt Du noch nicht? (Sie ſieht ſich nach allen Seiten um und zieht Nanny ein wenig in den Vordergrund.) Weißt Du denn nicht, daß alle Ehen im Himmel geſchloßen werden? Da iſt die heilige Kathrin' dazu geſetzt, um die Männer und Frauen zuſammenzuthun und hernach iſt es ein- für allemal abgemacht. Und von alledem weißt Du Nichts?

Nanny.

Kein Wort!

Thereſe.

Nun hör' mich, liebes Kind; da mußt Du nun recht andächtig zur heil'gen Kathrin' beten und ihr Deine Lage vorſtellen und Alles hübſch auseinanderſetzen. Dir kann ſie gewis Nichts abſchlagen.

Nanny.

O, das wäre ja wunderſchön. — O, wenn ich einen guten Mann bekäm', dann wollt' ich zufrieden ſein und mein Lebtag keinen Wunſch mehr haben.

Thereſe.

Nun leb' wol, liebes Mädel, denn die Gäſte da hinten werden mich vermißen; ich muß machen, daß ich hinkomme. Leb' wol, Nannerl.

Nanny.

Adjes, Reſi, und ſei recht froh und recht glücklich!

(Thereſe ab.)

Vierte Scene.

Nanny
(allein).

(Orgelſchall aus der Kirche, anfangs leiſe und getragen, dann ſtärker und voller, die ganze Scene melodramatiſch begleitend. – Das Mädchen ſteht eine Weile unſchlüſſig und ſieht ſich verlegen um.)

Wie mir ängſtlich wird von dem Orgelſchall! Mir iſt, als wäre der liebe Gott in dieſem Augenblick bei mir, und belauſchte jeden Schlag des Herzens! Ich möchte in die Kirche gehen, wo jetzt die Meſſe geſungen wird ... aber ich bin ſo verlegen und ſo ergriffen, daß ich mich kaum noch aufrecht halten kann ... ach (ſie ſinkt auf die Bank vor Hechts Hauſe nieder). Und ſo will ich denn beten! „Heilige Katharina ..." Aber nein, nein! Ich weiß Nichts von der heiligen Kathrin', ich kenne ſie nicht, ich habe nie zu ihr gebetet, ſie kennt mich nicht! Aber hoch da oben, über mir, über ihr, da wohnt Einer, der kennt mich, denn ich habe tauſendmal, ach, ich habe unzähligemal zu ihm gefleht. — Seit meinen frühen Jahren hab' ich ja nur ihn gehabt, wenn ich Leides auf dem Herzen trug. Wenn andre Mädchen ſich an ihren Vater wandten, oder an ihre Mutter, dann hab' ich mich immer an ihn gewandt, an den himmliſchen Vater, bei

dem meine Eltern Beide wohnen und für mich reden, wenn ich eine Bitte habe.

(Sie nimmt Papier und Feder, das noch von der ersten Scene auf dem Tische liegt, und schreibt langsam nach, was sie bald betend und andächtig ausspricht, während die Orgel fortschallt.)

„Lieber Herr Gott, ich bete Dich an:
Beſcheere mir einen guten Mann!
Denn einſam bin ich und in Noth,
Meine Eltern, die ſind lang' ſchon todt —
Und weil ich ohne Gut und Geld,
So will mich Niemand auf der Welt.
Und ach! ich möcht' auf dieſer Erden
Doch keine alte Jungfer werden.
Drum bitt' ich Dich, dem Nichts verborgen,
Doch gnadenvoll für mich zu ſorgen.
Wen Du mir ſchickſt, durch's ganze Leben
Will ich ihm treu ſein und ergeben,
Durch Fleiß, durch Sitt' und Ehrbarkeit
Will ich erfreun ihn allezeit —
Und wenn Dir's doch iſt einerlei,
So bin ich, lieber Gott, ſo frei,
Um einen ſolchen Mann zu bitten,
Der mild von Herzen, gut von Sitten,
Dabei nicht häßlich und nicht alt,
Hübſch ebenmäßig von Geſtalt . . .
Somit empfehl' ich Dir mein Heil
Und bleibe Deine
Nanny Pfeil."

(Sie überlieſt das Schreiben noch einmal, faltet es dann raſch zuſammen und erhebt ſich.)

Wie ſoll ich aber nun den Brief an den lieben Gott ſchicken? . . . Wahrlich daran hab ich gar nicht gedacht und iſt doch eine große Schwierigkeit! (Indem ſie ſich nach allen Seiten umkehrt, erblickt ſie im Hintergrunde, an der Kirchenthüre, den Armenkaſten.) Ach, welch' glücklicher und ſchöner Gedanke! Da wird der liebe Gott den Brief ſogleich finden, denn der Pfarr' predigt's alle Sonntag': „Was Ihr in den Armenkaſten werft, das nimmt

der liebe Herrgott zu ſich." (Sie geht der Kirche zu, und während die Orgel in mächtigen Schlußakkorden aushallt, wirft ſie das Schreiben in den Kaſten, faltet die Hände zum Gebet und bleibt, in Andacht verſunken, eine Weile ſtehen. Indes ſchallt ſchon von der andern Seite das fröhliche Geträllter Georg's herein — Nanny wird aufmerkſam.) Welch' ſchöner, jugendlicher Mann! Wer iſt es? . . . Sollte das vielleicht ſchon . . . . Aber nein, nein! Der liebe Gott kann meinen Brief noch nicht geleſen haben!

Fünfte Scene.

(Nanny, zuerſt und bis nach dem Liede Georg's ſchüchtern im Hintergrunde an der Kirche. Georg, mit dem Liede luſtig, von Links durch die Bäume herein. Er iſt leicht, wie ein Gebirgsreiſender gekleidet.)

Georg (ſingt).

O, welche Luſt, ſo Berg und Thal
Und Stadt und Dorf zu tauſchen!
Voran die Sonn' mit hellem Strahl,
Voran der Wind — und allzumal
Der Quell mit luſt'gem Rauſchen.
Du ſchmückſt mit Roſen jeden Strauch —
Und daß mir gar Nichts fehle,
Schickſt Du die ſchönſten Mädchen auch . . . .
O Wanderluſt mit friſchem Hauch
Erquickſt Du meine Seele!

Wie bald verweht der Mai, wie bald
Der Jugend heiter Streben!
Drum friſch hinaus zum grünen Wald,
Und friſch in's volle Leben.
Und ſingt, ſo lang Euch allzumal
Noch frei die Lüfte rauſchen:
Bei Morgenwind und Sonnenſtrahl —
O welche Luſt, ſo Berg und Thal
Und Stadt und Dorf zu tauſchen!

Gott ſei Dank — ich bin am Ziel! Die Bruſt noch voll von Berg luft und nun empfangen vom reinſten Abendfrieden . . . (er ſieht Nanny, die aus dem Hintergrunde zögernd ſich naht) aber halt! was ſag' ich? Empfangen von dem ſchönſten Mädchen, das ich je geſehn! (Er naht ſich ihr) Guten Abend, mein ſchönes Kind! Willſt Du mir ſagen, wo ich bin?

Nanny.

Ihr ſeid in Brücken, Herr!

Georg.

Das iſt gut — ich dachte ſchon, ich würde heut' nimmer anlangen.

Nanny.

Ihr kommt wol ſchon weit her?

Georg.

Und hoch herunter, das wollt' ich meinen! vom Gebirge, darin ich ſchon ſo lange herumgewandert bin, als das Steinkraut blüht und das Alpenröslein in der Blüthe ſteht! Und hier, mein Kind (er nimmt den Hut ab und löſt eine Blume aus dem Sträußchen, das daran ſteckt), das ſchönſte für Dich!

Nanny.

Danke ſchön, ich nehm's mit Freuden! (Sie ſteckt es an's Mieder.) Aber was für ein Tagwerk habt Ihr denn eigentlich, wenn Ihr mir zu fragen erlaubt?

Georg.

Vom Sonnenaufgang bis in die Dämmerung hinein zu laufen und ſo weit als möglich — ſiehſt Du, ein recht weitläufiges!

Nanny.

Und das iſt Alles?

Georg.

O bei Weitem nicht! Zwiſchen dem Tage und der Nacht liegen ſo viel ſonnige Stunden, ſo viel grüne Berge und kühle Wälder, daß es eine Luſt iſt! Und ſo viel Quellenſpiel und Lerchengeſang, ſo viel Blüthenduft und Blättergeſäuſel — und das Alles rauſchen und plätſchern und jubeln zu hören und recht im Herzen froh darüber zu ſein . . . das iſt mein Geſchäft!

Nanny.

Und weiter habt Ihr nichts zu thun?

Georg.

O, gewis noch viel mehr! Denn ſieh, nun geht es auf die Nacht und ich komme im Dörfchen an. Da iſt Alles ſchon ſtill geworden . . . die Bauersleut' ſind vom Felde zurückgekehrt und man freut ſich der Dämmrung und der Kühle. Und wenn mir dann ein hübſches Kind begegnet, das ſchlank iſt und ein helles Auge hat und luſtig iſt und Nichts dawider hat, dann mach' ich's ſo . . . (Er küßt ſie auf die Stirn.)

Nanny
(abwehrend).

Das iſt aber Unrecht von Euch, jeden Abend eine Andere zu küſſen . . . und ich hab's Euch auch gar nicht erlaubt, da ich ja nur gefragt habe, was Euer Handwerk ſei?

Georg.

Es iſt wahr, und ich will Dir's noch einmal kurz ſagen:

Abends wenn die Glocken klingen,
Ziehn wir in das Dörfchen ein;
Nach dem Wandern, nach dem Singen,
O wie mundet da der Wein!
Nächt'ger Thau,
Funkelt auf der Au, —
Vöglein raſtet auf müden Schwingen, —
Abends, wenn die Glocken klingen!

Morgens, wenn die Lerchen steigen,
Laßen wir das Lager schon —
In das kühle Morgenschweigen,
Singen wir mit hellem Ton:
Morgenluft,
Grüne Waldesluft —
Alles, alles ist unser eigen,
Morgens, wenn die Lerchen steigen!

Da, mein Kind, hast Du eine Beschreibung — das ist mein Handwerk!

Nanny.

Ein seltsames, wie ich nie eins gesehn habe! Aber lustig, das ist wahr, herrlich und voll Freuden! Und wenn ich's so bedenke, da möcht' ich mein Thürlein schließen, ein Gleiches thun und Euer Gesell sein!

Einen Hut mit schwanker Feder,
Dazu einen grünen Rock,
Leichte Schuh' von Gemsenleder, —
O, wie selig ist ein Jeder,
Der da führt den Wanderstock!

Still daheim im Dorf zu sitzen,
Das gefällt mir gar nicht sehr! —
Wo die höchsten Gletscher blitzen
Ueber Gründ' und Felsenritzen
Hinter all den Gemsen her ....

Offen alle Weg' und Straßen —
Wohin das Herz nur begehrt . . .
Und immer zu lachen . . . zu spaßen —
O, glücklich über die Maßen,
Wem solch' ein Loos ist beschеert!

Georg (halblaut).

Köstlich! Die Kleine ist reizend! (laut) Aber mein gutes Kind, dürftig zu essen giebt's und wenig zu trinken. Ich hab' heute noch Nichts

über die Lippen gebracht, als Beeren, die zu meinen Füßen reiften und Quellwaßer, das mir vorüberfloß, und Du würdeſt mir einen rechten Gefallen thun, wenn Du mir das Wirthshaus zeigen wollteſt. —

Nanny.

Ein Wirthshaus giebt's hier im Dorfe nicht, — aber wenn der Herr fürlieb nehmen wollte . . . Hier gleich, unter den Bäumen, wo Ihr die Steinbank und den Tiſch ſeht, da wohn' ich . . . Wein, von dem Ihr da vorhin geſungen habt, giebt's freilich nicht. — Aber Milch iſt da und Brod auch. —

Georg (halblaut).

Nein, dieſe Augen, dieſe Augen! (laut) Mit tauſend Freuden nehm' ich Deine Gaſtfreundſchaft an.

Nanny.

So ſeid Ihr denn mein Gaſt — o, ich will Euch Alles bringen, was ich habe. (Sie eilt ins Haus zur Linken.)

Sechſte Scene.

Georg (allein).

Welch' entzückende Friſche! Welch' liebliches Geſchöpf! Iſt das nicht eine glückliche Vorbedeutung, daß dieſes Mädchen das Erſte iſt, dem ich hier begegne? Ja, ich gebe Etwas auf Vorbedeutungen, in dieſem Punkte bin ich abergläubiſch. Und mit neuer Luſt empfinde ich, wie viel reiner und erquickender doch das Glück iſt, das hier in der unverdorbenen Natur meiner wartet, als jenes, das ich da hinten in den dumpfen Gaßen zurückgelaßen habe! Ja, hier, wo meine Väter glücklich waren und glücklich machten, will ich ein Gleiches thun, und das Andre — will ich vergeßen! — Ah, da kommt meine Kleine wieder!

Siebente Scene.

(Georg; Nanny, auf dem Hause mit einer Milchschaale, einem Löffel und Brod.)

Nanny

(indem sie die Speisen auf den Tisch setzt).

Hier, mein Herr! Es ist nicht viel — aber es ist Alles, was ich habe!

Georg

(legt sich auf die Bank).

So dank' ich Dir tausendmal, meine Liebe, es soll mir vortrefflich munden. (Er versucht die Milch.) Ah, diese Milch ist süß, wie Mandelkern und das Brod — wie schmackhaft! (Er ißt.)

Nanny

(sieht neben Georg und sieht ihn mit Freuden an).

Wirklich?

Georg.

Schöner hab' ich nie gespeist! Was ist die blendende Pracht hochgewölbter Säle gegen das grüne Blätterdach der Linde, die über mir rauscht und zittert? Was der feenhafte Schimmer von tausend Gasflammen gegen den goldnen Schein des Abendroths, das so wärmend den Tisch und den Boden überströmt? Und was aller künstliche Duft und Reiz der ausgesuchtesten Schüßeln gegen den reinen Wohlgeschmack dieser einfachen Speisen, die mir das lieblichste Geschöpf versetzt, das ich je gesehen habe? — (Zu Nanny.) Und einen Hunger hab' ich, ich sage Dir einen Hunger, der um so größer wird, als das Brod und die Milch kleiner werden! (Er ißt.)

Nanny (halblaut).

Freilich — er hat rechten Hunger und hat mir mein Abendbrod schon aufgegeßen. Wenn er mir nur Etwas für den Morgen übrig läßt . . . aber ich geb's ihm gern; Du lieber Gott! er hat den ganzen Tag

Nichts genoßen und obendrein iſt er ein ſo guter, lieber Menſch und hat ſo treue, herzige Augen!

Georg (ſcherzend).

Schöne Wirthin, willſt Du Dich nicht zu mir ſetzen?

Nanny.

Der Herr iſt gar ſo freundlich! Aber ich möcht' ihn ſtören und da laß ich's lieber.

Georg.

Stören? Ei nein, ich bin fertig — ſieh her, die Schüßel iſt leer und das Bred hat mir ſo gut geſchmeckt, daß ich auch nicht ein Krümchen übrig gelaßen habe.

Nanny.

Wol bekomm's und es hat mich recht gefreut, daß es Euch gefallen hat! (Sie nimmt das Geräth zuſammen.)

Georg.

Du willſt wieder gehn, mein Kind?

Nanny

(ſieht verlegen nieder.)

Wenn's der Herr erlaubt, ja — wenn man uns hier zuſammen ſprechen ſäh', das möcht' ich nicht, weil das gleich ein Gerede giebt. (Sie ſieht ſich um und bemerkt in der Ferne den Schreiber Hecht.) Ach, — das iſt der Dorfſchulz — nun kann ich ſchon gar nicht mehr bleiben. — Lebt denn wol und reiſ't mit Gott!

Georg

(ſie umfaßend).

Noch einen Augenblick —

Nanny.

Und wenn ich ſelber auch ſchon möchte, es geht doch nicht . . . . Lebt wol!

(Sie eilt ab.)

Georg.

Und weiter nichts?

(Nanny kehrt ſich in der Hausthüre noch einmal um, wirft ihm eine Kußhand zu und verſchwindet alsdann.)

Achte Scene.

Georg allein, dann Schreiber Hecht.

Georg

(ſieht ihr mit einem langen, ſehnſüchtigen Blick nach, — dann ſpricht er mit dem Ausdruck des wärmſten Gefühls die folgenden Verſe.)

O reines Leben der Natur,
Wie wirkſt du friſch nach dumpfen Tagen!
Wie preiſ' ich dieſen Einfall nur,
Der mich in's grüne Land verſchlagen!
Des wüſten Treibens bin ich ſatt,
Das mich zu lang gefeſſelt hat. —
Geliebtes Thal, in deinen Frieden
Kehrt Dein verirrter Sohn zurück; —
O gieb ihm — was ihn lang gemieden:
Die Luſt am Leben und am Glück!
Denn mehr als Eure Prunkgemächer
Gilt mir der Frieden dieſer Dächer,
Mehr als die Strahlen der Juwele
Der Thau, den Morgenlicht erhellt —
Ja, — mehr als Eure ganze Welt
Die Schönheit dieſer Kinderſeele! —

(Indem er mit ausgebreiteten Armen abgehen will, umarmt er den Schreiber Hecht, welcher etwas angetrunken den Rechts hereingekommen iſt. Georg prallt erſchreckt zurück.)

Hecht.

Das war recht incompetent geſprochen — denn eine Kinderſeele bin ich nicht, weil ich doch ſchon wegen meiner großen Tochter ein Glas getrunken habe. Und wenn Du ein Vagabund biſt, ſo mach' Dich aus dem Staube, daß Dich der Büttel nicht erwiſcht, und wenn Du keinen Paß haſt, ſo geh' in die Kirche und thu' Buße.

Georg.

Frommer Mann! Du biſt eben wohl nicht in der Kirche geweſen?

Hecht.

Wie? Was? .... Du nennt Er mich? Weiß er nicht, wer ich bin? Ich bin wolbeſtallter Dorfſchulz, Armenpfleger und Gutsverwalter!

Georg.

Wie? Was? .... Er nennt Er mich? Weiß Er denn nicht, wer ich bin? Ich bin Hauptmann außer Dienſt, Guts- und Gerichtsherr Georg von Brücken ...

(Er nimmt ein Papier aus der Briefſtaſche und reicht es Hecht; dieſer läßt Stock und Brille fallen und verbeugt ſich tief.)

Georg.

Nun, mein luſtiger Dorfſchulz, was iſt Euch denn da in die Glieder gefahren?

Hecht.

Gehorſchamer Diener — — ich will keinen Augenblick länger leben, wenn ich nicht in tiefer Demuth erſterbe, als Euer gehorſchamer Diener —

Georg.

Gut, gut — gebt mir mein Papier da zurück, und nun, da ich mich legitimirt habe, weiſt auch Euch als Dorfſchulz, Gutsverwalter und Armenpfleger aus.

Hecht.

Das freut mich, daß Ihr mir Gerechtigkeit widerfahren laßt, denn sehr, wenn's einen Mann giebt, der auf seine Aemter hält, so bin ich es! Und ich sage immer: Wenn die Armen nicht leben können, so sterben sie — und den Schlüßel zum Armenkasten trag' ich immer bei mir, weil ich sehr darauf halte und meine Pflicht kenne. Seht, da ist der Schlüssel. Ich hab's ja gewußt, daß ich ihn bei mir habe.

Georg.

Na, gebt ihn, oder behaltet ihn und schließt auf.

Hecht

(geht an den Armenkasten und schließt auf).

Das Schloß ist rostig — mein' Seel, aber es ist nicht der rechte Schlüßel. — Auf, — sag' ich dir — oder — seht Ihr wol, das Schloß kennt mich und ist aufgegangen.

Georg

(Gibt hinein).

Wenig Münze — aber halt — ein Papier!

Hecht.

Was? — Papiergeld? . . .

Georg.

Nein, kein Papiergeld, sondern ein Brief.

(Er nimmt Nanny's Brief heraus und betrachtet ihn.)

Hecht.

Dann geht's auch mich Nichts an — das ist dem Postboten seine Sache, der mag ihn an seine Intresse besorgen. Soll ich ihn abgeben, gnädiger Herr? —

Georg

(hat ihn aufgemacht und lieſt).

Nein, nein, laßt! (Lieſt) Sonderbar! Lieber Gott, wie kindlich, wie unſchuldig, wie rührend! Nanny — — (zu Hecht) Sagt mir doch, giebt es hier im Dorfe ein Mädchen, welches Nanny Pfeil heißt? —

Hecht.

Nanny Pfeil? Allerdings — das iſt ja die Nanny, die dort wohnt, an der Kirche, — ja wol kenn' ich die, denn ſie iſt das hübſcheſte Kind im Dorfe und das klügſte.

Georg.

Und iſt ſie verheirathet?

Hecht.

Verheirathet? — Nein! — denn ſie hat keinen Vater und keine Mutter mehr und keinen Kreuzer im Vermögen, und auf ſchöne Augen, wie ſie hat, heirathet man nicht, und auf rothe Lippen auch nicht, denn vom Küſſen kann man nicht leben, das ſage ich! Aber fleißig iſt ſie und arbeitet den ganzen Tag, weil ich aus meiner Stube grad da hinüber in ihr Häuschen ſehen kann.

Georg.

Was ſagt Ihr? Da wohnt ſie? In jenem Häuschen? Iſt das gewis wahr?

Hecht.

Da will ich gleich einen Eid darauf ablegen, denn ein Lügner bin ich nicht.

Georg (halblaut).

Das iſt ſie! Das Mädchen mit den wunderbaren Augen und dem wunderbaren Herzen! Und dies Mädchen ſollte nicht belohnt werden für ihre Seelengüte? Und ein ſolcher Brief ſollte ohne Antwort bleiben?

Nein, nein, das soll nicht geschehen! (laut) Meister Hecht, könnt Ihr schweigen?

Hecht.

Schweigen, gnädiger Herr? Ich will die Sprache verlieren, wenn ich nicht schweigen kann, wie ein halb Dutzend Wasch-Weiber, wenn sie schlafen!

Georg.

Nun, dann befehl' ich Euch, bei Verlust Eurer Stelle, über Alles, was ich jetzt anordnen werde, das tiefste Schweigen. — Wie viel habt Ihr noch vom letzten Jahres-Abschluß in der Gutskasse?

Hecht.

Fünftausend Gulden, auf ein Haar?

Georg.

Gut! Geht und holt diese fünftausend Gulden — ich werde schon ohne Euch in's Schloß finden, indessen tragt Ihr diese Summe — —

Hecht.

In den allertiefsten Keller, wenn's sein muß, ohne das Gleichgewicht zu verlieren — —

Georg.

Zu Nanny tragt Ihr sie hinüber! . . .

Hecht.

Zu N — — an — Herr, Du meine Güte!

Georg.

Ich habe Euch Schweigen geboten — also Silentium! Ihr sagt weder Ihr, noch sonst Jemanden, woher das Geld kommt — à propos, könnt Ihr ein wenig lügen, Meister Hecht?

Hecht.

Lügen, Herr? Lügen, das ist ja meine Kunst! Ich kann Euch lügen, schneller als ein Pferd läuft, höher als ein Vogel fliegt, tiefer als ein Fisch schwimmt und da könnt Ihr Euch im ganzen Dorf erkundigen, ob ich nicht der größte Lügner auf drei Meilen in der Runde bin!

Georg.

Gut — also tragt Ihr das Geld hinüber; lügt dem Mädchen dabei vor, was Ihr Lust habt, nur vergeßt nicht, ihr zu sagen, daß die Antwort auf ihren Brief umgehend erfolgen würde. Macht Eure Sache gut und lebt wol!

(Ab.)

Neunte Scene.

(Hecht erst allein, darauf Meister Stahlhut.)

Hecht.

Das giebt einen Spaß, wie ich noch keinen erlebt habe. Lügen will ich, daß mir kein ehrlicher Mensch mehr glauben soll; ich will lügen, daß ich mir selber nicht mehr glaube!

(Stahlhut tritt auf.)

Hecht

(ihn gewahrend).

Heda, Gevatter! Neuigkeiten! - Lügen, Spaß und Vergnügen!

Stahlhut.

Ach, laßt doch hören!

Hecht.

Wenn Du nur hören könntest — aber Du frägst ja immer tausendmal, man muß sich die Lunge ausschreien. —

Stahlhut.

Ja, wenn ich Euch nicht verſtehen kann, dann will ich tauſendmal fragen! Alſo, nur zu!

Hecht.

Denk' Dir, unſer gnädiger Herr — (halblaut) potz ſapperlot, bald hätt' ich mich verſprochen. Er hat mir Schweigen geboten — alſo Stillenium! Und lügen ſoll ich, das iſt auch wahr!

Stahlhut.

Was ſagt Ihr, unſer gnädiger Herr? . . .

Hecht.

Ja, unſer gnädiger Herr im Himmel droben hat ein großes Wunder gethan! Er iſt der Nanny im Traum erſchienen und hat geſagt: Nanny, hier ſind fünftauſend Gulden! Aber mach', daß Du Dich verheirathſt! Denn wenn Du bis heut' um die mitternächt'ge Stunde keinen Mann haſt, ſo wird das Geld ebenſo wieder verſchwinden, wie es gekommen iſt!

Stahlhut.

O je! o je! was muß ich hören! Wie viel tauſend Gulden waren's doch gleich?

Hecht.

Fünftauſend! Fünftauſend!

(Er führt es ihm an die Ohren, wirft es ihm dann mit den Fingern und geht ab, in ſein Haus.)

Zehnte Scene.

Stahlhut (allein).

Fünftauſend Gulden — fünftauſend Gulden — und da ſteht's geſchrieben — (er nimmt den Contract heraus). Dreizehnhundert Gulden! Und

da iſt meine Unterſchrift. Ich könnte die Nanny kriegen, wenn ich nicht ſo ein Eſel geweſen wäre, und dieſen Wiſch unterſchrieben hätte! — Hund von einem Contract! Freilich, ein Contract iſt noch keine Heirath! Aber da ſteht's ja: Dieſe Verſchreibung iſt ohne Widerruf für beide Theile bindend, es ſei denn, daß ſich ein triftiger Grund zur Löſung desſelben herausſtellt! — Wenn ich nur einen triftigen Grund hätte, — ich unglücklicher Mann! ich geſchlagener Mann! ich ruinirter Mann!

(Geht langſam ab.)

Eilfte Scene.

Nanny

(aus ihrem Häuschen mit einem Spinnrad, ſie ſetzt ſich).

Der Abend iſt lau und klar — ich will mich vor die Thüre ſetzen und ſpinnen. (Sie ſpinnt eine Weile und läßt dann die Hand wieder ſinken.) Nein, — nein, ich kann nicht! Seit ich geſchrieben habe, — kann ich nichts Anderes mehr denken. Ich warte, ich warte — ich hoffe und ich fürchte — wer wird es ſein, den der Himmel mir ſendet?

(Sie ſpinnt und ſingt dabei.)

Dreh dich flink liebes Rädchen,
Gieb Garn mir und Lein —
Es ſollen die Fädchen
Zum Brautbemde ſein.
So füllt ſich das Lädchen,
So füllt ſich der Schrein, —

(Sie bricht wieder ab. Die Melodie klingt melodramatiſch weiter.)

Und wenn ich mir's noch ſo ſehr vornehme, fleißig zu ſein und an Nichts zu denken — es fällt mir doch immer wieder ein! — Er ſteht mir vor der Seele, der ſchöne, junge Mann, den ich bewirthet habe, und wenn ich die Augen ſchließe, ſo fällt mir jedes Wort ein, das er geſprochen hat, und jeder Druck ſeiner Hand fängt an, mir im Herzen auf's Neue zu glühen! — Ich wollte, ich hätte ihn nie geſehn, und doch war es die ſchönſte Stunde meines Lebens!

(Sie ſingt wieder und ſpinnt.)

Ander Städtchen, ander Mädchen,
Er denkt nicht mehr mein!
Und mich armes Mädchen
Wird doch Niemand frei'n.

Zwölfte Scene.

Nanny. Stahlhut mit einem dicken Blumenſtrauß an der Bruſt. Dann Chor der Dorfburſchen, ebenfalls mit Sträußen am Hut und an der Bruſt.)

Stahlhut

(vorſichtig aus dem Hintergrunde.)

Nanny, ſind wir allein?

Nanny

(erſchreckt auffahrend).

Meiſter Stahlhut!

Stahlhut.

Nanny, Du ſollſt mir ſagen, ob ein Kuß ein Grund iſt?

Nanny.

Meiſter Stahlhut — ich verſteh' Euch nicht!

Stahlhut.

Richtig! das iſt eine gute Antwort. Alſo will ich auch eine Andre heirathen und die Thereſe laufen laſſen, wofür ſie gut iſt.

Nanny.

Was ſagt ihr da? Ihr wollt die Reſi nicht heirathen?

Stahlhut.

Richtig gesprochen — Nanny, Du bist ein wahrer Schatz von einem Mädel. Also höre! Als ich vorhin um die Kirche bog, und an nichts Böses dachte, da hab' ich den Steffen, den früheren Liebhaber meiner Braut gesehn, und daß sie sich die Hand gedrückt und sich geküßt haben, das hab' ich auch gesehn; — und da hab' ich vor ihren Augen den Heirathscontract zerrissen und auf die Straße geworfen und hab' dabei geschworen — Nannerl, mein Herz, merk' auf, was ich geschworen hab' ich habe geschworen: Dich zu heirathen!

Nanny

(zum Tod erschreckt).

O Gott! o Gott! Ist das die Antwort auf meinen Brief?

Stahlhut.

Und um der Sach' ein End' zu machen, will ich Dir die Werbung gleich vortragen!

(Er singt:)

Ich liebe Dich, daß Gott erbarm',
So heiß, wie Waßer siedet;
Mein Herz, das schlägt so laut und warm
Wie Eisen, das man schmiedet.
Und außerdem bring' ich Dir zu
Haus, Hof und sieben Rinder,
Zwei Ochsen, Pferde, eine Kuh,
Drei Kälber und fünf Kinder.
An sieben tausend Gulden fast
Sind in der Stadt verliehen —
Und wenn Du Nichts dagegen hast,
So will ich vor Dir knieen . . . . .

(Er kniet nieder.)

Ich liebe Dich! — Ich liebe Dich!
Und will nicht von Dir laßen — — —

Nanny.

Ihr ängſtigt mich — Ihr ängſtigt mich,
Man hört Euch auf den Gaßen.

(Lorchen die ängſtlich nach der Hausthüre läuft, um zu entkommen, erſcheint, ihr den Weg versperrend:)

Der erſte Freier.

O Nanny, meine Luſt und Pein!

(Stavinni erhebt ſich, erſchreckt läuft Nanny nach der andern Seite, — da tritt ihr in den Weg:)

Der zweite Freier.

O Nanny, meine Wonne —

(Nanny nach dem Hintergrunde rechts — da verſperrt ihr den Weg:)

Der dritte Freier.

O Nanny ſüß und Nanny fein —

(Nanny nach dem Hintergrunde links — da erſcheint:)

Der vierte Freier.

Licht, Stern, auch Mond und Sonne!

(Immer mehr Freier umdrängen und umwerben ſie.)

Der fünfte Freier.

O Nanny, Nanny, Du mein Eins!

Der ſechſte Freier.

O Nanny, Du mein Alles!

Der ſiebente Freier.

O nimm mein Herz!

Der achte Freier.

Nimm mein's! Nimm mein's!

Der ganze Chor.

Dir ſchlägt es lauten Schalles!

Stahlhut.

Nein, wie die frechen Burſche ſchrein!
Wie ſie ſcharmieren! Wie ſie frein!
Ich war der Erſte hier am Platz —
Mein iſt das Mädchen! Mein der Schatz!

Zankchor ſämmtlicher Freier.

Ich war der Erſte! Du? Nein, ich!
Wer war's, der ſich an's Fenſter ſchlich?
Und wer, der hier am Thürchen ſtand?
Und wer dort durch's Stübchen ſand?
Ich war's! Ich war's! — Ich war's allein!
Ich war es! — Und ich will es ſein!

(Nanny ſinkt ermattet auf der Bank vor dem Tiſche nieder.)

Stahlhut und ganzer Chor.

Bis Einen Du als Bräutigam wirſt grüßen,
So lange woll'n wir knie'n zu Deinen Füßen.

(Alle knieen rings um Nanny nieder. Inzwiſchen erſcheint auf der Treppe ſeines Hauſes Hecht mit einem Geldſack auf der Schulter, ohne daß die Freier es merken, tritt herab und wirft den Geldſack auf den Boden. Von dem Lärm ſchrecken die Freier auf, gewahren Hecht und ſpringen mit dem Ausdruck der Ueberraſchung auf und nach allen Seiten auseinander. Auch Nanny erwacht aus ihrer Apathie und ſieht ſich nun mit Hecht allein.)

Dreizehnte Scene.

(Nanny am Tiſch erſchöpft ſitzend; Hecht neben ihr.)

Nanny.

Ach, — ich kann nicht mehr!

Hecht.

Ach, ich kann auch nicht mehr! — Nanny, ſiehſt Du dieſen Sack? Es ſind fünftauſend Gulden darin, und dieſe fünftauſend Gulden gehören Dir! —

Nanny.

Um Gott, Herr Dorfſchulz! Haltet Ihr mich auch zum Beſten? Es iſt nun genug, denk' ich. Das halbe Dorf will mich heirathen — ſie machen mich toll — ſie laßen nicht ab — ſie knie'n und flehn — und vergebens ſucht mein geängſtigter Sinn nach einer Erklärung.

Hecht.

Nach einer Erklärung ſagſt Du? (Er raſſelt mit dem Geldſack.) Fünftauſend Erklärungen für eine! Fünftauſend! Luſtig, Mädchen, denn Du biſt die Reichſte im Dorfe, und wer reich iſt, darf auch luſtig ſein. Das ſage ich — und ich bin der Dorfſchulz! —

Nanny.

Aber woher, woher dieſe ſeltſame Verwandlung? Woher die Freier? Woher das Geld?

Hecht
(ſalbungsvoll).

Von Oben, mein Kind! Vom Himmel! —

Nanny
(betretend — mit gehobener Stimme).

So hat mich meine Ahnung nicht getäuſcht! O Du mein Vater im Himmel, ſo haſt Du meine Bitte gnädig angenommen und ich will Dir danken .... muß ich auch die Thränen zurückhalten, denn ach! der Rechte war doch unter all' den Freiersleuten nicht! — Und das iſt Alles mein?

Hecht.

Bis auf den Sack — Alles Dein! Der Sack gehört mir! — Und nun kannſt Du heirathen, Nanny! Denn Du haſt die Jahre, das Geld — und das muß ich ſagen, Du würdeſt eine recht anſtändige Frau!

Nanny.

Ach nein, nein, lieber Herr Dorfſchulz! (ſchwermüthig) was ich wünſche, kann ich doch nicht erreichen!

(Sie ſteht ſinnend – ernſt – wie zum Gebet ſich ſammelnd, im Vordergrund.)

Hecht.

Mit dem Mädel iſt aber halt auch gar Nichts anzufangen . . . da will ich wenigſtens nur das Geld in Sicherheit bringen. Hörſt Du, Nannerl? Ich werde das Geld für Dich anlegen.

(Mit dem Geldſack ab in Nanny's Haus.)

Vierzehnte Scene.

Es iſt dunkel geworden. Nanny im Vordergrunde – ſie faltet die Hände zum Gebet – die Orgelweiſe ſchallt ſanft und getragen aus der dämmrigen Kirche – während deſſen erſcheint im Hintergrund, Georg, ſie belauſchend.)

Nanny.

O Du, dem Alles offenbar,
Du kennſt ihn ja, der heute bei mir war!
Der mir die Hand gedrückt, bei mir geſeßen,
Und der mein Abendbrod mir aufgegeßen.
Da ich zuerſt ihn ſah, war ich noch arm,
Und ließ ihn ziehn, wie ſehr mein Herz auch warm.
Nun aber bin ich reich — und — o wie gern,
Zög' ich ihm nach, und wär' er noch ſo fern.
O ſag' ihm, denn Du weißt ja, wo er weilt,
Daß ich ihn lieb'! Sag', daß er zu mir eilt!
Doch willſt Du's nicht, ſo laß ihn glücklich wandern —
Ich aber, lieber Gott, will keinen Andern! —

(Sie bleibt mit gefalteten Händen ſtehen.)

Georg.

(Kurze Pause – dann mit raschem Entschluß, halblaut.)

Nun keinen Zweifel länger, kein Bedenken!
Der Himmel will ein großes Glück mir schenken.
Um mir zu zeigen, daß mein Eden hier,
Schickt er den allerschönsten Engel mir.
Welauf denn, um in hochzeitlichem Prangen,
Das Glück, das mich erwartet, zu empfangen!

(Indem er vortreten will, erschallt hinter der Scene ein Vivat – er tritt zurück – Nanny in's Häuschen.)

Schluß-Scene.

(Bauern und Bäuerinnen mit Fackeln von beiden Seiten heranmarschirend, füllen die Scene. Zuletzt Georg, dann Steffen mit Therese – hierauf Hecht, zuletzt Nanny.)

Festchor der Bauern und Bauerinnen.

Heute laßt uns fröhlich sein!
Und bei hellem Lichterschein
Unserm Herrn ein Vivat bringen;
Heute laßt uns singen, singen,
Bursch' und Mädel im Verein!

Was da Stimme hat und Schall,
Wind im Laub und Nachtigall,
Die da singt im Lindenbaume,
Wasserfall am Wiesensaume,
Und vom Berg der Widerhall:

Alles, Alles stimme ein!
Laß wir singen insgemein:
Lieber Herr, bei Deinen Leuten,
Die sich Dein so lang nicht freuten,
Sollst Du sehr willkommen sein!

Georg

(tritt unter sie).

Ich danke Euch, meine lieben Freunde, für die herzliche Ueberraschung. Bleibt mir auch fernerhin so wohlgesinnt, und Ihr sollt an mir einen treuen und guten Freund haben.

Alle

(die Mützen schwenkend).

Hoch! Vivat hoch! — der gnädige Herr soll leben!

(Georg mischt sich unter die Bauern und redet mit Einigen.)

Therese

(an Steffens Arm, hinter ihr Stahlhut, der sich an sie herandrängt.)

Und nun ist's genug! Hört Ihr? Ich will Euch nicht — ich mag Euch nicht und damit hat's ein End'! —

Stahlhut.

Ach, Resi — soll ich denn nun gar kein Weib nicht haben? Es war doch nur ein Spaß — ein recht dummer!

Steffen.

Nein, der klügste, den Ihr in Eurem Leben gemacht habt — bei meinem Hirschfänger! Habt Ihr verstanden?

Stahlhut.

Nein, meiner Seel — ich hab' nicht verstanden. Ihr müßt lauter sprechen, wenn ich verstehen soll!

Steffen

(giebt ihm einen Stoß, daß er hinüber taumelt).

War das laut genug!

Stahlhut (zornig).

Rache! Rache!

Hecht

(kommt eilig heran, Papierſtückchen emporhaltend).

Was? ſchreit der arme Sünder auch noch? Hier ſind die Zeugen ſeiner Bosheit — er hat den Contract mit meiner Reſi zerriſſen und die Fetzen gottsjämmerlich auf der Straße herumgeſtreut — wart' Du Böſe-wicht und peinlicher Miſſethäter!

Georg

(kommt auf den Lärm herzu).

Was giebt es denn hier? Streit an dieſem feſtlichen Abend? Ich will nicht hoffen!

Hecht.

Nein, gnädiger Herr, wenn er den Contract nicht ſo erbärmlich mis-handelt und nichtsnutzig peccirt hätte, ſo wollte ich Nichts davon ſagen, ſo aber kriegt er meine Thereſ' nicht, und wenn er auch dreimal der Teufelſchmied wäre . . . da . . da . . . (er hebt ihn in die Coulliſſe, Stabilbut ab) ſondern ich gebe ſie ihm zum Tort dem Steffen — natürlich mit Eurer Erlaubnis, gnädiger Herr!

Georg.

Die habt Ihr! — (Zu Thereſe und Steffen) Seid ſo glücklich, wie ich's Euch wünſche; die Sorge für Eure Ausſtattung übernehme ich.

Alle.

Vivat! Der gnädige Herr ſoll leben, vivat hoch!

(Es bildet ſich eine Gruppe um die Beiden. — In dieſem Augenblicke tritt Nanny aus ihrem Häuschen und bleibt, ein wenig iſolirt von den Andern, im Schatten ſtehen.)

Georg (ſie gewahrend).

Und Du, mein Kind ſo allein? Haſt Du denn keinen Schatz?

Nanny

(verwirrt vor ſich hinblickend).

Keinen, gnädiger Herr!

Georg.

Und willst auch keinen? Hast allen jungen Burschen des Dorfes einen Korb gegeben?

Nanny

(immer verlegener).

Ach! —

Georg

Und dem Meister Stahlhut auch?

Nanny (ebenso).

Ja!

Georg.

Wenn ich nun selber Dich bäte, mich zu lieben? — Nanny, wende Dein Köpfchen nicht ab — Nanny, sieh mich an —

(Die Gruppe ist aufmerksam geworden — die Fackelträger treten herzu — Georg steht in vollem Lichte — er nimmt seine Kopfbedeckung ab.)

Nanny

(sie sieht ihn an — erkennt ihn und fährt mit einem unterdrückten Schrei in sich zusammen).

O Gott, Verzeihung!

(Sie verbirgt ihr Gesicht voll Scham und Aufregung mit beiden Händen.)

Georg

(umfängt sie liebevoll mit seinen Armen, während Nanny in der gebeugten Stellung verharrt).

Nun bist Du mein, nun weißt Du **den** zu nennen,
Den Du geliebt hast, ohne ihn zu kennen.
Nach Liebe sehnt' ich mich — und was ich fand,
War bittre Täuschung nur und eitler Tand. —
Da trugst Du mir als reinen Gottessegen,
Als ein Geschenk Dein kindlich Herz entgegen.
Und nach dem Zweifel und der bittren Qual,
Und aller Täuschung, die mein Herz zerrißen,

Wie thut es wol, mich endlich nun einmal,
So, wie ich bin — **menſchlich** geliebt zu wißen!
(Nanny ſinkt ihm zu Füßen und umfaßt ſchluchzend ſeine Knie.)
Ja, Du biſt mein! — **Dir** bie' ich meine Hand —
Und Du, Geliebte, darfſt nicht widerſtreben:
Die wahre Liebe fragt nicht nach dem Stand,
Denn auch das **Niedrigſte** kann ſie erheben!
(Mit dieſen Worten hebt Georg das Mädchen zu ſich empor.)

Nanny

(Steht, wie in Verklärung, lächelnd vor ihm — dann in höchſter Extaſe):

Und wär' mir Nichts, als Schmerz um Dich geblieben —
Dich liebt' ich — **Dich**! — und will Dich **ewig** lieben!
(Sie ſinkt ihm mit mächtiger Aufregung in die geöffneten Arme.)

Georg

(umfängt ſie inbrünſtig — dann bald zur Verſammlung gewandt):

Ihr ſeid erſtaunt? — So wißt denn, daß auf Erden
Die Ehen all' von Gott geſchloßen werden.
(Zu Nanny zärtlich und halblaut)
Du aber merk' Dir — doch bewahr' es tief:
Daß ich die Antwort bin auf Deinen Brief!

Bauern und Bäuerinnen.

Der gnädige Herr ſoll leben — Vivat hoch!

Der Vorhang fällt.

— [illegible] —

Alfieri.

Dramatisches Idyll in einem Act und Versen.

(Geschrieben im Mai 1857.)

Perſonen.

Die Herzogin von Toskana.
Eine Edeldame derſelben.
Vittorio, Graf Alfieri.
Frau Lorenzo, Wirthin.
Aloiſe.
Petro, Alfieri's Diener.

Zeit der Handlung: Mitte des vorigen Jahrhunderts.
Ort derſelben: Villa der Frau Lorenzo, in den Apenninen.

Prolog.

Es ist ein einfach Spiel, zu dem Euch heut'
Der Dichter ruft; für das, nach alter Sitte,
Ich, der Prolog, um Eure Nachsicht bitte.
Ein Spiel, das wenig bunten Prunk Euch beut.
Der Leidenschaften Stimme wird Euch nicht
Erschüttern; kein gewalt'ger Schmerz Euch quälen:
Was still das Herz in seiner Einfalt spricht,
Das soll Euch dieses Spiel heut' nur erzählen.
Zwei Wesen zeigt es — tief gebrochen beid'
Im Innersten, weil beiden schon das Leben
Ein Uebermaß von Freude wie von Leid,
Doch nie, wonach das Herz sich sehnt, gegeben.
Ein Dichter er, dem in Italiens Sonnen
Der Lorbeer reifte, weil er mannhaft, stark
In Dichtungen — die süß nicht, doch voll Mark —
Für Menschenfreiheit Sieg um Sieg gewonnen.
Und sie ein Weib — Nichts weiter, als ein Weib,
Doch ganz das schöne Herz nach Lieb' verlangend;
Mit reinster Anmuth hold geschmückt den Leib,
In jeder Tugend ihrer Seele prangend.

Sie iſt ein deutſches Weib; der Harzerwald
Hat ſie, wo er am grünſten iſt, geboren;
Doch das Geſchick führt ſie von Stolberg bald,
Weil es zu ſeinem Spielball ſie erkoren.
Nach Frankreich geht ihr Weg; ſie wird vermählt
Dem letzten Stuart; Glanz der Königskrone
Umſpielt ſie trüg'riſch bis ſie, tief gequält,
Den Schimmer weichen ſieht vor Spott und Hohne.
Sie liebte den Gemahl nie, läßt ihn zieh'n,
Und ſieht von Englands Heeren ihn geſchlagen,
Dann wird ſie frei und darf nun ohne ihn
Ein Leben voll von Gram und Elend tragen.
Sie irrt und duldet. Selbſt des Kloſters Nacht
Gewährt der Schwergeprüften keinen Schlummer —
Bis ſie auf einmal, nach dem ew'gen Kummer,
Zu einer gold'nen Hoffnung froh erwacht.
Und ſo in Glanz ſoll unſer Stück ſie zeigen,
Und wie ſie dann das hohe Ziel gewinnt —
Jedoch, was weiter wird, laßt mich verſchweigen,
Schenkt Eure Huld dem Spiel, das nun beginnt!

Ein Gartensaal. — Rechts und links große Glasthüren, nach dem Garten über Stufen niederführend. Im Hintergrund ein Balcon, mit der Aussicht auf die Landschaft, die Gitter mit hohen Blumenstöcken umstellt — die Balconthüren sind geöffnet. Rechts und links einige Seßel; von der Decke herab hängt ein Kronleuchter. Im Vordergrund ein Schreibtisch, mit Tintenfaß und Blättern; davor ein Seßel und Fußschemel.

Erste Scene.

Alfieri

(in Haustracht am Schreibtische. Abenddämmerung. Schreibend — dann einhaltend).

Wie schießt das Blut zu Kopf mir! wie es kocht,
Und mir in allen Adern heißer pocht!
Vollendungsdrang durchbebt mich — doch mir schaudert,
Die Feder sträubt sich — und die Hand — sie zaudert!
O Myrrha, meinem Herzen zwiefach theuer,
Da es Dich schuf und all' Dein Leiden fühlt —
Die Göttin zürnt der Mutter, und dieß Feuer
Entfachte sie, das Deine Brust durchwühlt.
Du kämpfst und willst Dich opfern — doch vergebens —
Die Göttin rächt sich — Deine Kraft zerstiebt,
Und mit dem flieh'nden Athem Deines Lebens
Vernimmt der Vater voll schrecklichen Bebens
Daß ihn die eigne Tochter hat — geliebt ....

(Wirft die Feder entsetzt auf den Tisch und springt auf.)

Ich kann nicht anders — Myrrha, Deine Schmerzen
Ich fühlte sie; ich trug im eignen Herzen

All' Deine Qual — ich **wollte** nicht — ich **muß** —
Es zog mich fort auf mitternächt'gen Bahnen . . .
Wohin 's ihn zieht . . . kann **das** der Dichter ahnen?
Als Prieſter ſpricht er aus des Schickſals Schluß . . .
(Raſch an den Tiſch)
Die **Göttin** will Dein Blut — wolan, es ſei!
Du ſtirbſt . . . denn auch der Dichter iſt nicht frei!

(Setzt ſich und ſchreibt raſch in höchſter Aufregung. Während ſeiner letzten Worte iſt **Aloiſe** in der Tracht eines italieniſchen Bauernmädchens eingetreten. Sie trägt einen Korb mit Früchten und bleibt lauſchend im Hintergrunde ſtehn. – **Alfieri** ſchreibt.)

„Als ich Dich bat, o meine Amme,
Hätt'ſt Du den Stahl mir leihen ſollen. Damals
Hätt' ich noch rein den Todeskelch, den herben
Getrunken; doch **nun** muß ich ruchlos ſterben!"

Zweite Scene.

(**Alfieri** am Schreibtiſch. **Aloiſe** im Hintergrund.)

Alfieri
(erhebt ſich; indem er ſich umwendet, ſieht er Aloiſe)

Ha — meine Kleine!

Aloiſe (ſehr bewegt).

Gnäd'ger Herr, verzeiht!

Alfieri.

Warum ſo ſcheu? Bin ich nicht ſtets bereit,
Wenn Aloiſe naht?

Aloiſe
(ihm den Korb reichend).

Herr, dieſe Früchte hat
Die Mutter Euch zu bringen.' Friſch vom Baume

Sind ſie. — Doch als ich in dieſs Zimmer trat,
Da ward mir bang. Ihr ſpracht wie aus dem Traume.

Alfieri.

Wie aus dem Traume?

Aloiſe.

Ja, von Tod und Stahl.
Mir ſchauderte ein über's andre Mal.

Alfieri.

Hätt' ich geträumt, ſo träumt' ich nur von Dir,
Mein ſüßer Schatz!

(Er umfaßt ſie zärtlich.)

Aloiſe
(freudig verſchämt).

Von mir, ſagt Ihr? von mir?
Doch ſchwer habt Ihr geträumt!

(Er zieht ſie zu ſeinem Seſſel, in welchen er ſich ſetzt, während Aloiſe ſich auf das Schemelchen niederläßt.)

Alfieri.

Schwer, liebes Kind?
So träumt der Blüthenbaum, wenn Abendwind
Durch ſeinen Wipfel ſtreicht — ſo träumt beim Roſen
Des duft'gen Morgenhauchs der Strauch voll Roſen.

Aloiſe.

Seid Ihr der Blüthenbaum, der Roſenſtrauch,
Und ich der Abendwind, der Morgenhauch?

Alfieri.

Und wär' Dir das nicht recht, mein ſüßes Kind?
Was iſt wie Hauch ſo duftig zart und lind?

Aloiſe.

Doch von dem Strauch wirft er die Roſen, und
Die hellen Blüthen wirft er von den Bäumen —
Drum iſt's gefährlich ſo im Wind zu träumen.

Alfieri.

Wie lieblich plaudert und wie wahr Dein Mund!
Du biſt der Hauch, der meine Seele keimen
Und blühen macht; der mein Empfinden ſchwellt.
Du löſeſt mir in tauſend ſel'gen Reimen,
Was ſonſt verworren in der Tiefe quellt.
Du biſt der Wind, der — was mir im Geheimen
Lang ſchlief — befreit, — hinausführt in die Welt . . . .
— Doch Du verſtehſt das nicht. Was mag Dich kümmern
Die Welt, die hinter den Gebirgen liegt?
Du weißt Nichts von dem Schutt, Nichts von den Trümmern,
Um die des Freundes Seele klagend fliegt.

Aloiſe.

Fürwahr — nun weiß ich's nicht! Von ſolchem Flug
Vernahm ich nie — und Trümmer — mir zum Ruhme!
Sah ich nur da, als ich den großen Krug
Zerbrach — wie ſchmählte da die gute Muhme.
Und klagen . . . einmal nur, als mir zerſchlug
Jüngſt das Gewitter meine liebſte Blume . . .

Alfieri.

O meine Blume, meine Roſe Du?
Komm an mein Herz, dem Du geſchenkt die Ruh.
Und mag auch Sturm aus finſtren Wolken wehn —
Du ſollſt in Frieden meiner Liebe ſtehn!

(In dieſem Augenblicke hört man Schritte — die linke Flügelthüre raſch geöffnet.)

Dritte Scene.

(Alfieri erhebt ſich raſch. Aloiſe ebenfalls aufſtehend, hält mit beiden Händen ſeine Rechte. Petro tritt durch die linke Flügelthüre.)

Petro (an der Thüre).

Achtung für Ihre Hoheit — die Herzogin von Toskana!

Alfieri.

Wie? — hört' ich recht? Die Herzogin?...

Petro.

Am Zaun,
Der um die Villa läuft, ſtehn die Caroſſen.
Sie naht Euch ſchon mit ihren Edelfrau'n.

Alfieri.

Galt Euch für Nichts der Frieden dieſer Au'n?
War das Gebirg nicht feſt genug geſchloſſen,
Daß Ihr auch hier mich aufzufinden wißt?
Giebt's keinen Ort denn, der ſo heilig iſt,
Daß ich mir endlich dürfte ſelbſt gehören?
Müßt Ihr auch hier, im erſten Glück, mich ſtören?
Nun denn — weil Ihr es wollt — Liſt gegen Liſt!
Aloiſe, zittre nicht!

Aloiſe.

O, laßt mich fliehn . . .
Durch dieſe Thüre . . . (nach links)

Petro.

Gnäd'ger Herr, ſie ziehn
Den breiten Weg herauf . . .

Aloiſe.

Dann hier (nach Rechts)

Petro.

Jetzt ſchon

Stehn vor den Stufen ſie!

Aloiſe.

Dann zum Balkon.

Ade, ade nun, Herr! . . . Verſchließt die Thüren.

(Sie tritt auf den Balkon.)

Alfieri.

Petro, Du kannſt die Damen zu mir führen! (Petro ab.)

(Zu den Balkonthüren verſchreitend)

So hegt der Dichter vor dem ſchnöden Blick
Der Welt, was im Verborg'nen nur kann reifen.
Das Liebſte, was ihm brachte das Geſchick,
Das kann ſie nicht verſtehn und nicht begreifen.

(Er ſchließt die Balkonthüren.)

Vierte Scene.

(Die Herzogin, Edeldame, Alfieri, Aloiſe (auf dem verſchloſſenen Balkon.)

Herzogin.

Höchſt ſonderbare Launen hat der Dichter! Er,
Der für das Leben ſchafft und aus dem Leben,
Hat aus der Freunde ſchönem Kreiß hierher
Sich in der Berge Einſamkeit begeben.
Iſt das der Mann, der ſtumm zwar, doch voll Glanz,
Als Stern die Feſte unſrer Hauptſtadt ſchmückte?
Der Mann, dem ſeine Herrin ſelbſt den Kranz
Fürſtlicher Gnade in die Locken drückte?

Alfieri.

Herrin — er iſt's! Und fühlt ſich ſehr geehrt,
Daß Hoheit ſo ſein niedres Dach beglückte —

Herzogin.

Den Weg habt Ihr uns mindeſtens erſchwert.
Durch Wälder führt' er — dicht und wirr verſchlungen —
Kaum blitzte durch die grünen Dämmerungen
Ein Sonnenſtrahl — und Berge, Felſen lagen
Wie Mauern vor uns — Gräfin, unſre Wagen,
Wie drang er mühſam durch das Zweiggeflecht!
Wie ſchnaubten unſre Roſſe! . . . Doch nun ſprecht,
Was hat ſo weit Euch aus der Welt verſchlagen?

Alfieri.

Das neue Werk, dem ich mich ganz geweiht,
Zog mich hinaus zur unbelauſchten Stille —
Hoheit, mich rief der Geiſt der Einſamkeit!

Herzogin.

Der Geiſt der Einſamkeit . . . . !
Wie ich vernommen, treibt in dieſer Villa
Sein Weſen noch ein Geiſt von andrer Art . . .
Denn Alles, was mein Auge hier gewahrt,
Weht mich ſo eigen an . . . ſo duftig zart,
Wie Geiſt weiblichen Waltens . . . doch erlaubt,
Daß ich mich ſetze!

(läßt ſich auf den Seſſel vor dem Schreibtiſch nieder, und indem ſie die Füße auf das Schemelchen ſetzen will, bemerkt ſie den Schleier, welchen Aleiſe in der Eile dort liegen gelaſſen.)

Aber — ha! im Zimmer des Poeten
Ein Schleier? O, — verzeih' mir, ſchönes Haupt,
Dem ihn des Schickſals Mißgunſt hat geraubt,
Daß ihn die Herzogin mit Füßen faſt getreten!

Alfieri.

Hoheit, Ihr thut dem Haupte, das ich trage,
Zu große Ehre an. Auch scheltet das Geschick
Mit Unrecht Ihr. — Am heißen Nachmittage,
Wenn ich verschlummern will den Augenblick,
Schützt sein empfindlich Angesicht der Schläfer
Mit diesem Schleier gegen Mück' und Käfer!

Herzogin.

Wenn Ihr empfindlich seid — o doppelt dann
Bedaur' ich Euch in dieses Saales Schwüle!
Wie dumpf erstickend weht die Luft heran, —
Und o — wie sehnt sich meine Brust nach Kühle.
Oeffnet mir rasch die Flügel des Balkones!

Alfieri.

Hoheit, erlaubt, daß ich demüth'gen Tones
Euch bitt', es nicht zu thun! Ihr wißt, ich trug
Mich lang mit Krankheit — jeder harte Zug
Droht meinem Leben — Eure Gnade schon' es!

Herzogin.

(Rasch nach dem Balkon — aufgebracht — halblaut.)

Nun ist mir's klar . . . ha, er der mich verschmäht,
Pflegt wüsten Spiels mit einer Bauerndirne . . .
Doch still — vergiß nicht Deine Majestät,
Und räch' als Fürstin Dich — mit glatter Stirne!

(Zu Alfieri.)

Ihr wollt mich nicht verstehen — doch es paßt
Der Fürstin nicht, die Euch beehrt als Gast,
Mit Worten länger und mit Euch zu spielen,
Und um zu treffen, erst so lang zu zielen.
— — Man sagt, daß Eure Wirthin, die Euch hier
Bedient, ein Bäschen hab' . . . und ferner sagt man, Ihr —

Obwol gefeſſelt von dem neuen Werke,
Dem Ihr Euch, wie Ihr ſagtet, ganz geweiht —:
Ihr hättet ſo viel Herz als Seelenſtärke,
Zu theilen zwiſchen ihm und ihr die Zeit.
Wenn dem ſo iſt, darf ich nicht länger weilen,
Um dreifach Eure edle Zeit zu theilen!

Alfieri.

Hoheit, verzeiht! — Man hat Euch falſch berichtet.
Des Dichters Herz bedarf, indem es dichtet,
Des nächſten Antriebs. Es bedarf der Luft,
Die dem Empfinden zuführt friſchen Duft,
Und den umwölkten Horizont ihm lichtet.
Und dieſen Geiſt, der freundlich mir geſandt —
Ich nahm ihn als Geſchenk aus Gottes Hand!

Herzogin.

Wie ſchad', daß ich nicht faße ſo geſchwind,
Was vorgeht in des edlen Dichters Buſen,
Und wie er macht ein plumpes Bauernkind
Im Handumdrehn zu einer ſeiner Muſen!

Alfieri.

Hoheit — vergebt noch einmal! Euch beliebt
Zu ſcherzen über das harmloſe Mädchen,
Das mir der Zufall in die Hände giebt. —
Ein Bürgerskind, aus einem nahen Städtchen —
Begeiſtert für die Kunſt und den Poeten,
Geſchaffen für die Bretter . . . ein Genie . . .
Nahm ich mich ihrer an, und bald wird ſie
Italiens Bühne im Triumph betreten. —
Das, Hoheit, iſt der Sachverhalt. Ich bin
Ihr Lehrer, ſie iſt meine Schülerin.

Herzogin (halblaut).

Darf ich's verzeihn, daß er mit dreister Miene
Mich so betrüge?

Alfieri (halblaut).

O Wahrheit, der ich diene,
Vergieb mir diese — ach, die erste Lüge!

Herzogin (zu Alfieri).

Ihr Lehrer — Eure Schülerin! Nun gut . . .
Mich freut's, daß Euer großer Geist nicht ruht
In seines Dichtens luftigen Bezirken;
Daß er sich auch bestrebt mit Edelmuth
Im Leben für das Leben selbst zu wirken.
— Den Abend hier zu sein, war mein Entschluß,
Noch eh' ich wußt' auf doppelten Genuß.
Nun aber, gnädig wie ich war und bin,
Wünsch' ich zu sehn auch Eure Schülerin.
Daß ihrer Fürstin Gnade sie mag krönen,
Soll ihre Kunst den Abend uns verschönen.
Im Park woll'n wir indessen uns ergehn,
Bis Ihr bereit seid — Graf, auf Wiedersehn!

(Herzogin und Edeldame ab).

Fünfte Scene.

(Alfieri. Aloise auf dem Balkon.)

Alfieri (allein).

Was that ich da? . . . Was soll ich weiter thun?
Um zu bereuen ist zu spät es nun.
Gefährlich ist das Spiel, das ich begonnen —
Sprich Glück nun, ob verloren — ob gewonnen!

(Die Balkonthüre öffnet sich leise — Aloise tritt heraus.)

Vernahmst Du, was geschah?

Aloiſe.

Ich hab's gehört!

Alfieri.

Und zitterſt nicht? Und Du biſt nicht verſtört?

Aloiſe.

Ei, luſtig ſcheint der Fall mir. Und ich freue
Mich im Voraus ſchon.

Alfieri.

Wie die ſonſt ſo Scheue
Auf einmal ſpricht! Iſt Dir das Herz nicht ſchwer?
Beim Himmel, ich erkenne Dich nicht mehr!

Aloiſe.

Schwer, lieber Herr? Mich quält ja nur das Eine,
Wie ich heut' Abend gut genug erſcheine.
Denn ſeht, in meiner Muhme Kleiderſchranke
Sieht's dürftig aus. Doch halt — ein weißes Kleid
Hängt rein noch ſeit der letzten Faſtenzeit,
Und in mein Haar flecht ich mir eine Ranke —.

Alfieri.

Einfältig Kind, Du ſcheinſt nicht zu verſtehn,
Was weiter ſoll mit Dir und mir geſchehn . . .

Aloiſe.

Wer wird denn heut' ſchon ängſtlich ſein um morgen?
Man macht das Leben ſich nur ſchwer durch Sorgen. —
Doch draußen hör' ich Schritte auf der Flur.
Auf Wiederſehn, mein Herr! Ein Veilchen nur,

Und dann vor einer Fürſtin — welche Luſt! —
Darf ich in meinem ſchönſten Kleid mich zeigen!

(Eilt ab.)

Alfieri.

Du biſt ein Kind und ſprichſt ſo — ich muß ſchweigen,
Denn Angſt und Sorge foltern meine Bruſt!

(Langſam ab.)

Sechſte Scene.

(Frau Lorenzo mit Weinflaſchen, Gläſern, Früchten, die ſie auf einem Tiſche im Hintergrunde aufſtellt. – Petro mit Teppichen und einem Wachsſtock, zum Anzünden des Kronleuchters.)

Petro.

Flink, Frau Lorenzo, angefaßt!
Hier auf den Tritt die Decke,
Den Seſſel d'rauf — damit es paßt —
Den Divan in die Ecke.

(Sie bedecken die Britſche mit einem Teppich und ſetzen einen Seſſel darauf.)

Frau Lorenzo

(mit dem Ordnen des Buffets beſchäftigt).

Jeſus — Ihr bringt das arme Weib
Ganz außer Athem heute!
Welch' ſonderbarer Zeitvertreib,
Und was für ſeltne Leute!

Petro

(den Kronleuchter anzündend).

Was ſchwatzt Ihr da? — Die Gnädigſte
Mit ihrem ganzen Hofe!
Gottlob, daß ich nun wiederſeh'
Meine dicke Kammerzofe.

Frau Lorenzo.

Wie? was? . . . So wohnt denn eitel Trug
Hinter Euren Treſſen und Borden?
Und bin ich Euch nicht dick genug, —
Durch meinen Topf und meinen Krug
Seid Ihr's doch erſt geworden!

Petro
(mit ihr harmirend.)

Na — wenn Du's denn zufrieden biſt,
Mein Schatz — es war ein Späßchen.
Nun aber ſag' mir auch, wo iſt
Dein Fläſchchen und Dein Gläschen?

Frau Lorenzo.

Ha, ha! — das klingt aus andrem Ton —
Und ſo mag ich's ſchon haben.
Für Eure Zärtlichkeit zum Lohn
Soll Euch der Beſte laben!
(Sie ſchenkt ihm ein.)

Petro (trinkend).

Das ſchmeckt! Das ſchmeckt!

Frau Lorenzo
(den Boden kehrend.)

Doch nun geſteht,
Was iſt das für ein Lärmen
In Haus und Hof und Garten? Das geht
Ja gleich in ganzen Schwärmen!
Und auch mein Bäschen trägt hoch die Stirn
Und rümpft gar ſehr das Näschen . . .

Petro

(die Serviette ordnend).

Was ſchiert denn mich die alberne Dirn' —
Sie iſt ja „Euer Bäschen!"

Frau Lorenzo.

Na, nicht ſo patzig! Hier iſt noch
Vom Allerbeſten ein Gläschen — (ſchenkt ein.)

Petro (trinkt).

Das ſchmeckt vortrefflich zwar — jedoch ....
Sie iſt ja „Euer Bäschen!"

Frau Lorenzo.

Ich könnt' Euch ... doch mir iſt ein Wort
Gleich einem Heiligthume ...

Petro.

Ach, alte Tugend — geht mir fort!
Ihr ſeid ja „ihre Muhme!"

Frau Lorenzo.

Ich bin ... das heißt ... aber nein, nein — geht!
Es ſoll Nichts ſein und Nichts heißen;
Und eh' meine Lippe ein Wort verräth,
Will ich mir die Zung' abbeißen.

Petro.

Beim Himmel, das wär' ein großer Profit
Für Euch und Viele auf Erden;
Was auch 'ner Weiberzunge geſchieht —
Zu kurz kann ſie nicht werden!

Frau Lorenzo
(erhebt den Beſen gegen ihn).

Nein — was zu viel iſt, iſt zu viel!
Das kann ich nicht ertragen!

Petro.

Ihr wollt mich wol gar mit dem Beſenſtiel
Schon vor der Hochzeit ſchlagen?

Frau Lorenzo.

Du fetter, undankbarer Gauch,
Dankſt Du mir ſo meine Güte?

Petro.

Ich danke Dir ſehr für meinen Bauch —
O, daß ihn der Herr behüte!

Frau Lorenzo.

Wart' nur, Du ungeſchliffener Wicht,
Jetzt will ich Dich verachten!
Bitten und Flehen hilft Dir nicht —
Du ſollſt mir faſten und ſchmachten!
Und ich will Dich nicht ſehen eh'r,
Als bis mit verhungerten Mienen,
So ſpindeldürr, wie Du kamſt hierher,
In der Küche Du wieder erſchienen —
Und wärſt Du nicht betrunken ſo ſchwer,
Ich wollte Dir anders dienen!
(Zornig ab.)

Petro.

Betrunken . . . . ? . . ich . . . glaube . . . das Weib hat Recht!
Komm, liebes Fläſchlein und Gläschen!
(Er nimmt die halbleere Flaſche und trinkt.)

Das Weib iſt bös . . . doch ihr Wein . . . nicht ſchlecht! —
Hurrah, die Muhm' und das Bäschen!
(Mit der Flaſche ab.)

Siebente Scene.

(Herzogin. Gräfin. Alfieri.)

Alfieri
(führt die Herzogin zu dem erhöhten Sitzel.)

Laßt mich noch einmal, hohe Frau, willkommen
Euch heißen. Hätte früher ich vernommen
Welch' große Ehr' ich heute dürft' erwarten,
Ich hätte beßer Euch empfangen — doch
So fehlt Muſik und vieles Andre noch!

Herzogin.

Es fehlt mir Nichts; in Blüthe ſteht der Garten,
Von Lichtern glänzt der Saal — und o, wie thut
Es wol, am Heerd des Dichters ſo die Gluth
Der Dichtung zu empfinden — friſch zu ſchlürfen
Vom Quell des Wollauts — mit gehobener Bruſt
Die Luft, die frei hier weht, athmen zu dürfen! —
Und nun gewährt uns die gehoffte Luſt,
Die Schülerin zu ſehen, die die Werke
Des Meiſters anmuthsvoll und friſch belebt.

Alfieri.

Hoheit . . .

Herzogin (halblaut).

Seht, Gräfin — ſeht! . . . ich merke,
Er wird verlegen . . . ſeine Lippe bebt!
(Laut.) Ich wünſch' es, lieber Graf, und wünſch' es gleich!

Alfieri.

Dann laßet mich um kurzen Urlaub bitten!

(Ab.)

Herzogin.

Wie färbt' Verlegenheit die Wang' ihm bleich!
Wie sprach Unsicherheit aus seinen Schritten!
Nicht edel ist's, ihn, dessen Dichtergröße
Die ganze Mitwelt laut bewundert hat,
Dem Hof zu zeigen so in seiner Blöße.
Unedler aber war's von ihm, die Stadt
Zu flieh'n und meine Näh'. O, wir ertragen,
Wir dulden und verzeihn, wenn man uns kränkt.
Jedoch das Köstlichste, was Liebe schenkt,
Schnöd' abgewiesen seh'n und ausgeschlagen —
Verschmäht zu sein, wenn warm die Neigung spricht:
Ein Engel trägt's — ein Weib erträgt es nicht!

(Sie setzt sich auf den erhöhten Sessel; auf den Sessel zur Linken die Gräfin.)

Achte Scene.

(Vorige. Dann Alfieri, Aloise, Petro, zuletzt Frau Lorenzo. – Petro präsentirt den Damen Erfrischungen.)

Alfieri

(indem er Aloise der Herzogin vorstellt).

Hoheit, Ihr wolltet! – Hier ist Aloise!

Herzogin (halblaut).

Ha! diese ist's! . . . . und dennoch — ist es diese?
Ich dachte, daß sich meinem Auge wiese
Ein plumpes Bauermädchen — und ich seh'
Ein feines Antlitz, drin die Anmuth waltet,

Im ſchlichten Kleid Reiz und Geſchmack entfaltet —
Bei'm Himmel! — Dieſe Täuſchung thut mir weh! —
(Laut zu Aloiſe)
Kommt näher doch — Ihr dürft Euch glücklich preiſen,
Daß bei den erſten Schritten Euer Fuß
Alſo geleitet wird —

Aloiſe.

Herrin, ich thu's!

Herzogin.

Und daß Ihr's thut, mögt Ihr uns nun beweiſen!

Alfieri.

Hoheit, darf ich für ſie das Wort ergreifen?
Mir ſcheint's nicht gut, was kaum zu Tag gebracht,
Zu zeigen ſchon. Laßt ihr Talent erſt reifen,
Und ſeine erſte Frucht ſei Euch gebracht!

Herzogin.

Im Gegentheil — mich kann Nichts mehr entzücken,
Als Kunſt, die keuſch noch vor der Welt ſich ſcheut;
Denn doppelt gern wird man die Früchte pflücken,
An deren Blüthen einſt man ſich gefreut.
Ihr ſpracht von einem neuen Werke — ſagt
Wie heißt es?

Alfieri.

Myrrha, Hoheit, iſt ſein Namen!

Herzogin.

Ihr wißt, mein Freund, wie jedes Eurer Dramen
Mir ein Genuß iſt; — und da mir's behagt,
So bitt' ich Aloiſen, es zu leſen!

Alfieri.

Vergebt, wenn Euer Diener ernſtlich wagt,
Zu widerſtreben. Für das düſtre Weſen,
Das mein Gedicht beherrſcht, paßt dieſe nicht.
Mich würd' es ſchmerzen, gleich bei'm erſten Male
Verzerrt zu ſehn die liebſten Ideale —
Erlaubt, — ich leſe ſelber mein Gedicht!

Herzogin.

Ihr hörtet meinen Wunſch — gebt mir die Blätter!

Alfieri (halblaut).

O, Himmel — ohne Ausſicht — ohne Retter . . .
(Er reicht der Herzogin das Manuſcript vom Schreibtiſch.)

Herzogin.
(Sie giebt das Manuſcript Aloiſen.)

Nun ſagt, ſeid Ihr bereit?

Aloiſe.

Herrin, ich bin's!

Alfieri (halblaut).

Stets neue Räthſel! Wie ſie feſten Sinns
Die Täuſchung fortſetzt! Wie ſie ohne Schrecken
Die Blätter nimmt — ohne Furcht, ſich zu entdecken,
Und allen Trug, den wir geſpielt! . . . und doch —
Sie ſcheint mir anders, als ich je ſie ſah!
Wie blitzt ihr Aug' — ich kenne kaum ſie noch!

Aloiſe
(vortretend, das Gedicht in den Händen, — halblaut, nach Oben gewandt).

Himmliſcher Herr! — nun iſt die Stunde da,
Nach der ich lang' mich ſehnte! Sei mir nah!

Nun laß mich vor der Welt ihm glorreich zeigen,
Daß ich sein werth bin! Lange mußt' ich schweigen —
Nun laßt mich's sagen, daß ich ihn verstand —
Mein Glück, mein Leben liegt in Deiner Hand!

Herzogin (halblaut).

Wie kämpft er — wie sie zagt! — Ha, diese Stunde
Träuft Balsam mir und Heilung in die Wunde —
Der nächste Augenblick muß sie enthüllen,
Und dann mag sein Geschick sich rasch erfüllen —
Vom Musensitz soll er verbannt sich sehn:
Beschämt, vernichtet soll er untergehn!

(Laut.)

Ich bin bereit — wir alle sind's — zu hören!

Aloise

(in dem Manuscript blätternd).

Die Scene wähl' ich, wo Myrrha vernommen —

Alfieri (vortretend).

Wie? . . . Ist es möglich! — Laß ich's weiter kommen?

Herzogin.

Herr Graf, ich bitte, nun nicht mehr zu stören!

Aloise

(aus dem Kopfe recitirend).

Myrrha, entbrannt von frevler Liebesgluth
Zum Vater — so straft Venus in der reinen
Jungfrau der Mutter Cecris Uebermuth —
Hat, unter Qual und nie gestilltem Weinen,
Pereus, Epirus edlen Königssohn,
Sich zum Gemahl erwählt, und Cyperns Thron
Soll mit dem eignen sie dereinst vereinen.

Die Priester nahn — die Knaben singen schon —
Da schickt auf's Neu' die Göttin die Erinnen —
Es sinkt die Braut, mit wild empörten Sinnen
Am Altar nieder, und die Festlichkeit,
Der heil'ge Dienst, der Tempel ist entweiht.
Ihr königlicher Vater ist beschimpft, — entehrt
Ihr Bräutigam — er stürzt sich in sein Schwert,
Und still muß Myrrha ihr Geschick vollenden.
Jedoch Cynirus', ihres Vaters, Groll
Verlangt, daß sich sein Kind entdecken soll . . .
Und er muß hören, was kein Gott kann wenden.
Er sieht sie nah'n, langsam und kummervoll,
Der Qual und Scham die Wangen bleicher färben —
Ihm scheint, sie komme, um vor ihm zu — sterben . . .
(Zur Herzogin, die gespannt und überrascht aufschaute)
Und nun gestattet, daß ich lese!
(Liest)

Cynirus.

Und so willst Du vergiften und verkürzen
Die Tage Deines Vaters, der Dich liebt
Mehr als sich selbst, durch unnütz, grausam,
Hartnäckig Schweigen? Vater bin ich noch, —
Verbann' die Furcht — und was auch Deine Flamme —
Zum Unerhörtesten bin ich bereit,
Wenn ich dadurch Dich glücklich sehen kann.
Entdecke Dich! Ich sah und seh' ihn noch,
Den edlen, grausen Kampf — unsel'ge Tochter —
Den zwischen Lieb' und Deiner Pflicht in Dir
Das Herz kämpft. Zu viel hast Du schon gethan,
Daß Deiner Pflicht zum Opfer Du Dich brachtest;
Doch mächtiger, als Du, heischt Lieb' ihr Recht.
Die Leidenschaft muß man entschuld'gen; stärker
Ist sie, als wir, oft. Doch dem Vater, — der's
Verlangt, der Dich beschwört, — sie zu verschweigen:
Macht der Entschuld'gung unwerth. . . .

Myrrha.

Tod! o Tod!
Den ich ſo oft erfleht, wirſt meinem Schmerz Du
Taub ewig bleiben?

Cynirus.

Tochter, ſtille Dein
Empört Gemüth in Etwas, willſt Du mich
Nicht mehr entrüſtet ſehn — ſchon bin ich's faſt
Nicht mehr, wenn Du nur mit mir redeſt!
Sprich wie mit einem Bruder mit mir! Ich auch
Erfuhr, was Liebe heißt — der Name . . .

Myrrha.

Himmel! . . .
Ich liebe . . . ja! Du zwingſt mich, es zu ſagen,
Verzweifelt lieb' ich, liebe hoffnungslos!
Doch wen ich liebe, das darfſt weder Du
Noch Jemand ſonſt erfahren — weiß er's ſelber
Doch nicht —

Cynirus.

Ich aber will und muß es wißen!
Wer Dein Geliebter ſei . . . ich geb' ihn Dir!
Thörichter Fürſtenſtolz kann nicht verſcheuchen
Des Vaters echte Lieb' aus meinem Buſen.
Mein Scepter, Deine Liebe, Deine Hand,
Vermögen auch den Niedren zu verwandeln
In einen Edlen, Großen; und ob niedrig auch —
Unwürdig iſt der Mann nicht, den Du liebſt!
Sprich — ich beſchwöre Dich! Ich will Dich retten
Um jeden Preis!

Myrrha.

Mich retten! — O, was denkſt Du?
Was Du da ſagſt, beſchleunigt meinen Tod.

Erbarme Dich und laß mich . . . hier . . . und gleich
Auf immer von Dir ſcheiden! . . .

Cynirus.

Undankbare! . . .
Nun treibt mich zur Verzweiflung Deine Weiſe;
Du weideſt Dich an meinem Schmerz — ſo ſei
Des Vaters Lieb' auf ewig Dir verloren.

Myrrha.

Zu allen Qualen meines Tod's geſellt
Dein Haß ſich . . . Sterben ſoll ich . . . fern von Dir?
O, glücklich meine Mutter! Ihr iſt es
Vergönnt . . . zu ſterben einſt . . . an Deiner Seite!

Cynirus.

Was ſagteſt Du? . . . ein ſchrecklicher Gedanke
Blitzt in mir auf. . . . Gottloſe . . . Du, vielleicht . . .

Myrrha.

Himmel, was ſagt' ich . . . Elende, wo bin ich . . .
Wo ſoll ich ſterben? . . . Ha, Dein Schwert! —

(Aloiſe hat bis hierher mit ſteigendem Pathos geleſen. Hier von innerem Kampfe bewegt, entſinkt ihr das Manuſcript. Die Herzogin erhebt ſich, gleichfalls tief bewegt, Alfieri naht ſich Aloiſen in heftiger Aufregung. Dieſe jedoch rafft ſich noch einmal auf, und den Blick feſt auf Alfieri gerichtet, ſpricht ſie in einem ſchmerzlichen, ahnungsvollen Tone:)

„Als ich Dich bat, o meine Amme,
Hätt'ſt Du den Stahl mir leihen ſollen. Damals
Hätt' ich noch rein den Todeskelch, den herben,
Getrunken — doch nun muß ich ruchlos ſterben!"

(Sie ſchwankt vor innerer Bewegung — Alfieri fängt ſie in ſeinen Armen auf — ſie verhüllt ihr Geſicht.)

Herzogin.

Noch bebt mein Herz — noch fließen meine Zähren —
Iſt es der Dichter, deſſen mächt'ger Flug
Mich hob — iſt es das Mädchen, das zu Sfären
Himmliſcher Wonne meine Seele trug?

Ich weiß es nicht — der Groll iſt eingewiegt —
Die Rache ſchläft . . . das Schöne hat geſiegt!

Alfieri.

O Gott, es iſt genug — es iſt genug!
Wie ſoll ich dieſes Wunder mir erklären? . . .

Aloiſe.

Erlaubt mir denn, daß ich das Schweigen breche,
Und da mir's ſcheint die Zeit zu fordern — ſpreche.
Ihr täuſchtet nicht ſo ſehr die Herzogin,
Als ich Euch täuſchte, edler Graf! Ich bin
Das Mädchen nicht, für das Ihr mich gehalten —
Mich machte Liebe nur zur Dienerin,
Und Noth nur zur Verwandten jener Alten.
Ich bin — die Gräfin Aloiſe von Albany!

Herzogin
(auf Aloiſe zutretend).

Wär's möglich — wie? Ihr ſeid die Gräfin von Albany,
Von deren Ruhm England und Frankreich voll?

Aloiſe.

Hoheit — ſeid gnädig! Eine Zeit voll Schmerzen
Liegt hinter mir, und die Erinnerung ſoll
Nicht wehe thun dem kaum geneſ'nen Herzen!

Alfieri (zu Aloiſe).

O meine Herrin!

Aloiſe.

Und in jener Zeit
Erſchien mir, wie ein Geiſt von Gott geſendet,
Der Dichter . . . e, wie oft in Traurigkeit
Hab' ich den feuchten Blick zu ihm gewendet.

Aus ſeiner Dichtung quoll mir Troſt im Leid,
Und ſtill in ihm hat ſich mein Geiſt vollendet.
Ehrfurcht und Liebe ſind verwandt. Im Stillen
Dient' ich ihm ſo. — Da, ohne meinen Willen,
Begegnet' ich dem Wandrer in Paris,
Doch menſchenſcheu — müd' aller Liebe — wies
Er ſchnöde mich zurück — und ach, vergebens
Sucht' ich zu nah'n dem Sterne meines Lebens.
Ich aber ward nicht müd — mein Eifer fand
Die Wege, die er gieng. Da, plötzlich ſchwand
Er meinem Blicke ganz. Wol zog ich weiter,
— Umſonſt! — durch Frankreich und das deutſche Land.
Lieb', die durch Schmerzen wuchs, war mein Begleiter.
So kam ich nach Italien, und was bliebe
Geheim dem Aug', das hell durch ſolche Liebe?
Ich forſchte emſig, raſtlos und vernahm,
Daß er ein Leben voller Qual und Gram,
Verſteckt, verſchloßen in den Bergen lebe,
Daß Nichts ihm Troſt, Nichts ihm Erquickung gebe —
Daß Niemand nah'n ihm dürfe, daß er faſt
Trübſinnig . . . und mein Plan war raſch gefaßt
Und ausgeführt — ſein Argwohn ſchreckt' mich nicht,
Ich machte ſeine Wirthin mir zur Muhme,
Und als Landmädchen, voll Einfalt und ſchlicht
Bedient' ich ihn in ſeinem Heiligthume.
Und dieſem Herzen, das von Täuſchung wund,
Wie ſchön es ſei, der Welt nicht mochte zeigen,
Sucht' ich ein milder Troſt zu werden — und
Was ich ihm weiter ward — o laßt mich ſchweigen!

Alfieri.

Ich aber will es freudig, laut bekennen!
Ich will Dich meinen guten Engel nennen!
Verſtört gieng ich — die Welt war mir zuwider,
Und nirgends ſah' ich einer Hoffnung Strahl —

Da kamſt Du, Liebliche, in dieſes Thal,
Und neues Leben quoll durch meine Glieder.
Mein Buſen flog, es floß die Thräne nieder,
Und mit ihr löſte ſich die letzte Qual —
Durch Liebe gabſt Du mich dem Ideal,
Und durch das Ideal dem Leben wieder!

Herzogin
(nach Oben gewandt).

Ich danke Dir — ob auch die Thränen rinnen —
Du haſt mich vor unedelem Beginnen
Gnädig beſchützt. Du gabſt mir dieß zu tragen —
Ich bin ein Weib — laß ſchluchzend mich entſagen!

(Sie verhüllt ihr Haupt; dann, mit raſcher Faſſung legt ſie Alfieri's und Alfieri's Hände in einander.)

Die Dich der Kunſt zurückgab und dem Leben:
Sie ſei zum Lohn dafür nun Dir gegeben!
Genießet hier des Jahrs, der Liebe Lenz —
Zum Herbſt ſeh'n wir uns wieder in Florenz!

(Der Vorhang fällt.)

Druck von Krämer & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Die Harfe von Erin.

Märchen und Dichtung in Irland

von

Julius Rodenberg.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von G. G. Ebert in Berlin.

Der

Frau Lili Schenck zu Schweinsberg

geb. Schenck zu Schweinsberg

auf Höhnscheid in Kurhessen

freundschaftlich zugeeignet.

Die Harfe von Erin.

(Nach Thomas Moore.)

O traute Harfe! laß mich lehnen
Auf Deiner Stränge Goldgeläut;
Geſchieden ſind wir einſt in Thränen,
In Thränen treffen wir uns heut.
Dein Tag iſt noch nicht angebrochen,
Und gleich den Harfen Iſraels,
Die göttlich frei, wie Du geſprochen,
Hängſt an den Weiden Du des Quells.

Und doch, ſeit Du zuletzt geklungen,
Hat manche Seele froh geharrt;
War feurig manche Bruſt durchdrungen
Von Hoffnung — die zu Schanden ward!
Doch da ſogar, als Frieden lachte,
Und — ſchwebend über Land und See —
Den Andren Luſt und Hoffnung brachte,
Brachſt' er Dir Thränen nur und Weh.

Wer kann Du Trauernde! Du Scheue!
Von Dir verlangen Jubelklang?
Paßt Lerchenlied aus Morgenbläue
Zum abendlichen Schwanensang?
Und ich, der ich Dich also finde,
Soll wünschen, daß Dein Spiel sich regt,
Da selbst der Kranz, den ich Dir winde,
Nur Ketten unter Blumen trägt?

Doch komm — darf Dein Gefäit noch borgen
Den Hauch der Luft, so werd' er mein;
Und zeig', in Ketten selbst und Sorgen,
Der Welt, wie süß Dein Lied kann sein!
Laß es inmitten oder Wildniß
Die bange Wirklichkeit verschönt:
Wie ein zerbrochen Memnonsbildniß
Noch mitten unter Trümmern tönt.

Irische Melodien.

Quellen-Angabe.

Nr. I. **Feenmusik.** Croker, Fairy Legends. I, p. 34. (Neue Ausgabe p. 16) Ein buckliger Bauer hörte sie von den Feen des Knockgrafton. —

Nr. II. **The summer is coming.** Moore's Irish Melodies. (Rich and rare etc.)

Nr. III. **Heilion Forey.** Gilbert, Ancient Christmas Carols.

Nr. IV. **Klagelied der Banschi.** Hall's Ireland, I. 225.

Nr. V. **Melodie der Todtenklage.** Daselbst.

Nr. VI. **Eilin a Run.** Moore's Irish Melodies. (Erin the tear etc.)

Nr. VII. **Pasthin fionn.** Davidson's Songs of Ireland, p. 60.

Nr. VIII. **Carolan's Melodie.** daselbst, p. 48.

Nr. IX. **Der Zweig des Schilelah.** Fliegendes Blatt.

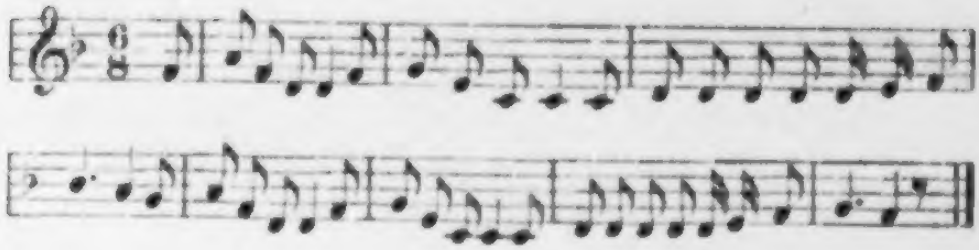
Nr. X. **Kathlin O'More.** Davidson's Songs of Ireland, p. 28.

Nr XI. **Kate Kearney.** Von dem Hornbläser Jack Lowney in Killarney.

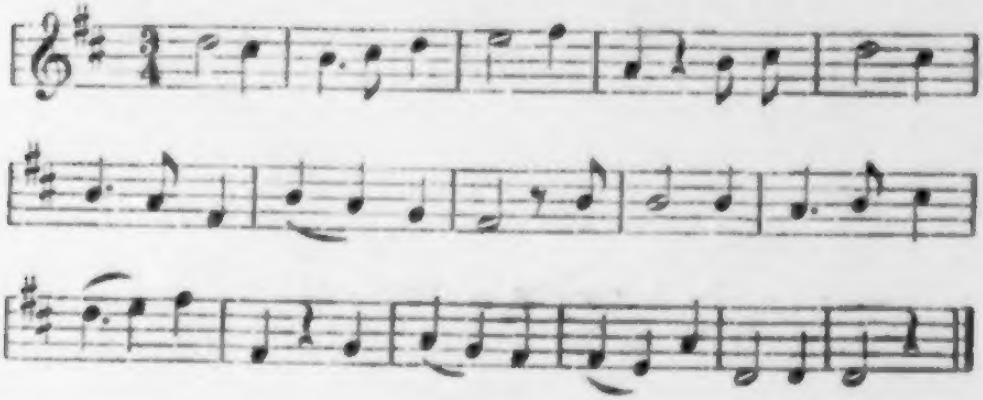
Nr. XII. **Die Harfe, die durch Tara's Hall.** Moore's Irish Mel. (The harp etc.)

Nr. XIII. **Das Lied von St Patrick.** Fliegendes Blatt.

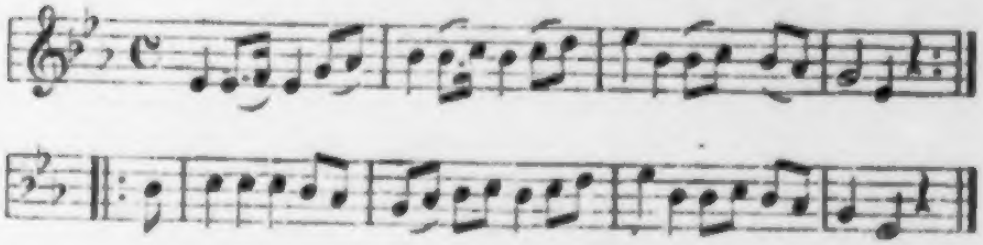
Nr. I. Feen-Musik. (Zu S. 28)



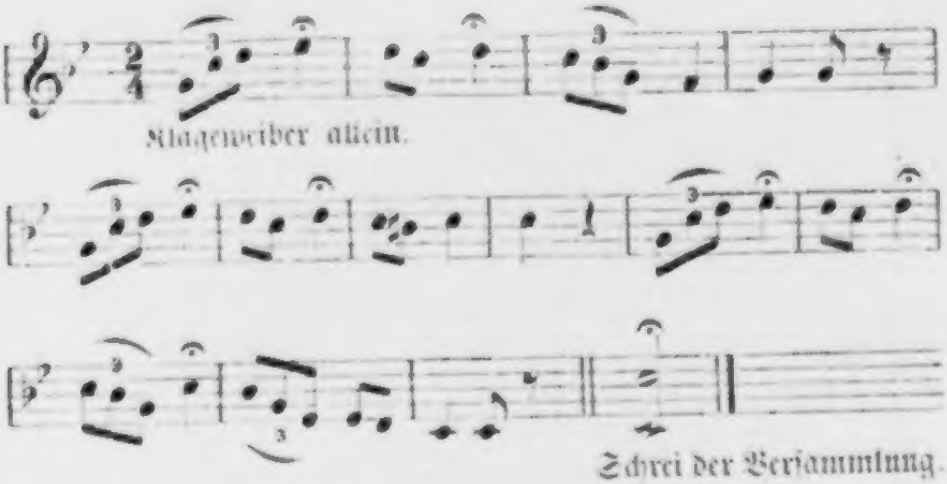
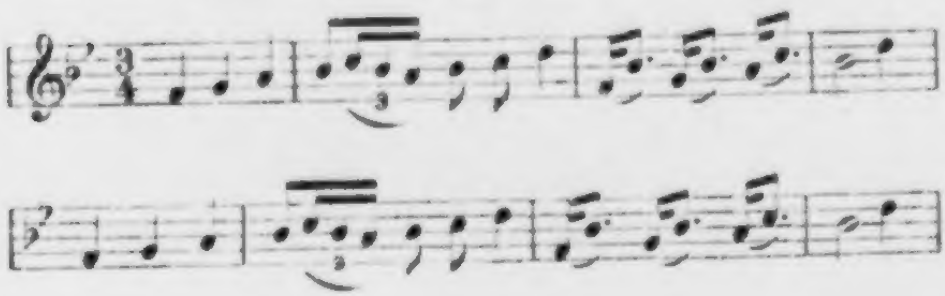
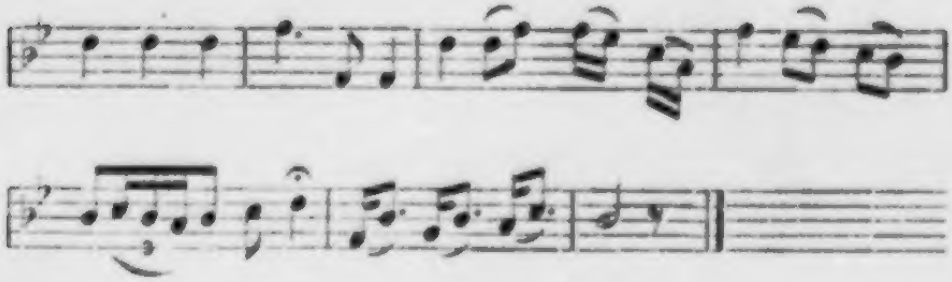
Nr. II. The summer is coming. (Saura! Saura!) (Zu S. 44)



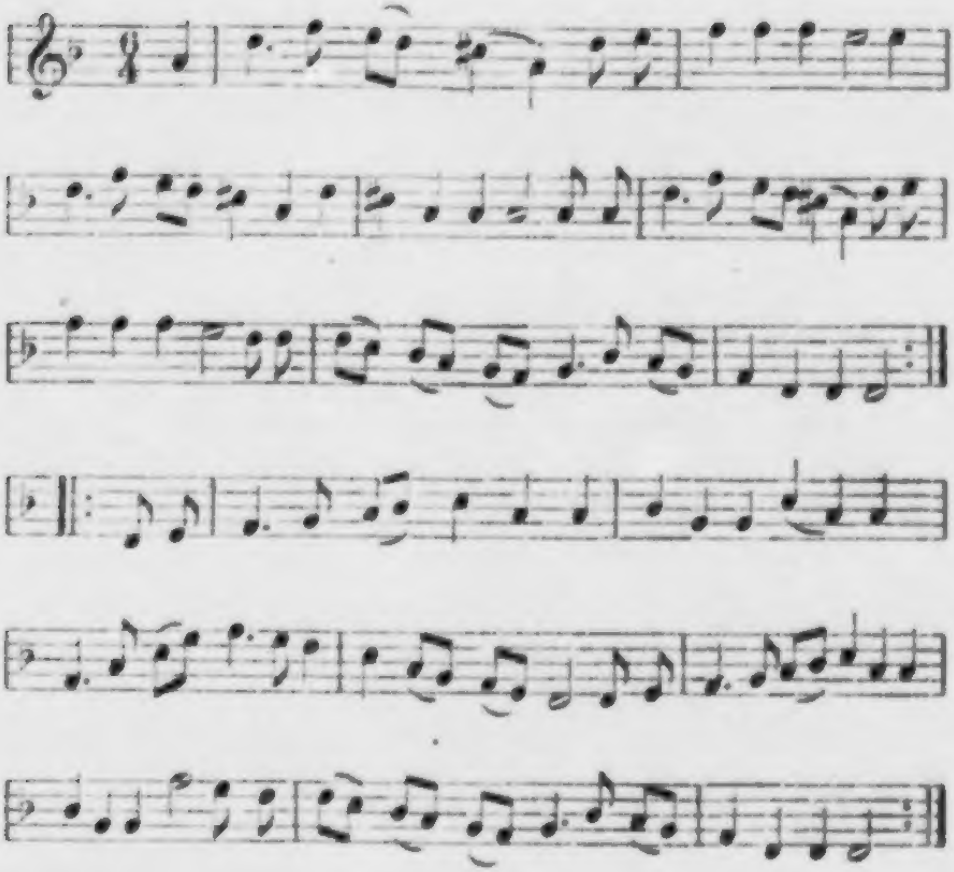
Nr. III. Helston Forey. Celtisches, besonders in Cornwallis noch populäres, Maifeier-Lied. (Zu S. 45)



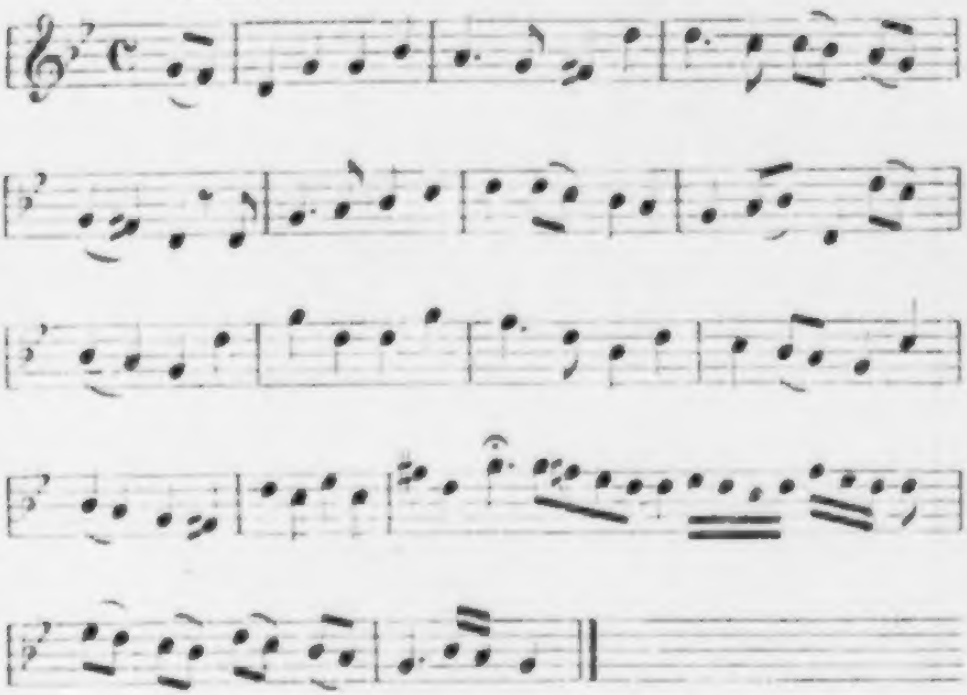
Nr. IV. Klagelied der Banschi. (Zu S. 67.)

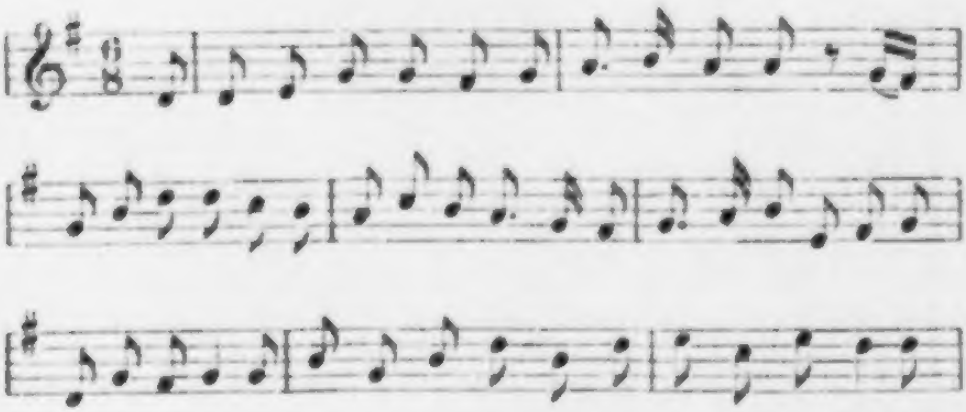
Nr. V. Melodie der Todtenklage. (Zu S. 67.)

Nr. VI. Lisin a Nun. (Zu S. 170 u. 285.)



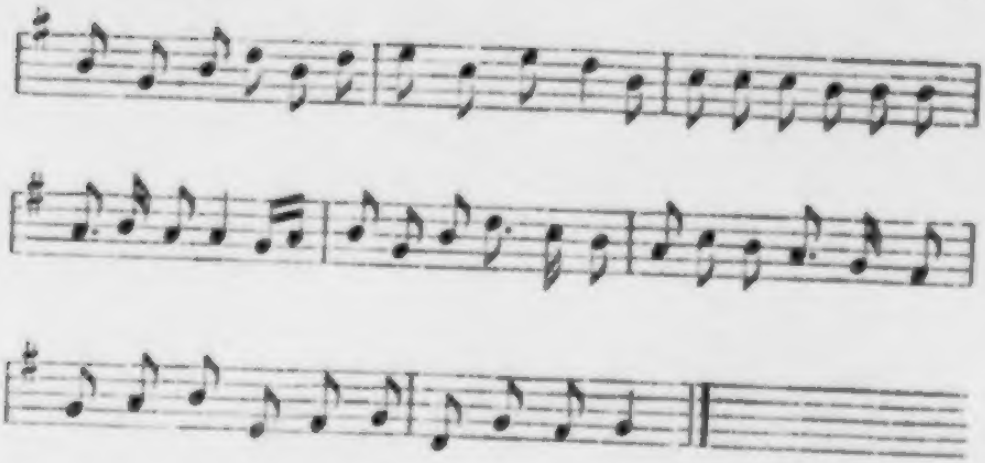
Nr. VII. Pasthin fionn. (Zu S. 194)



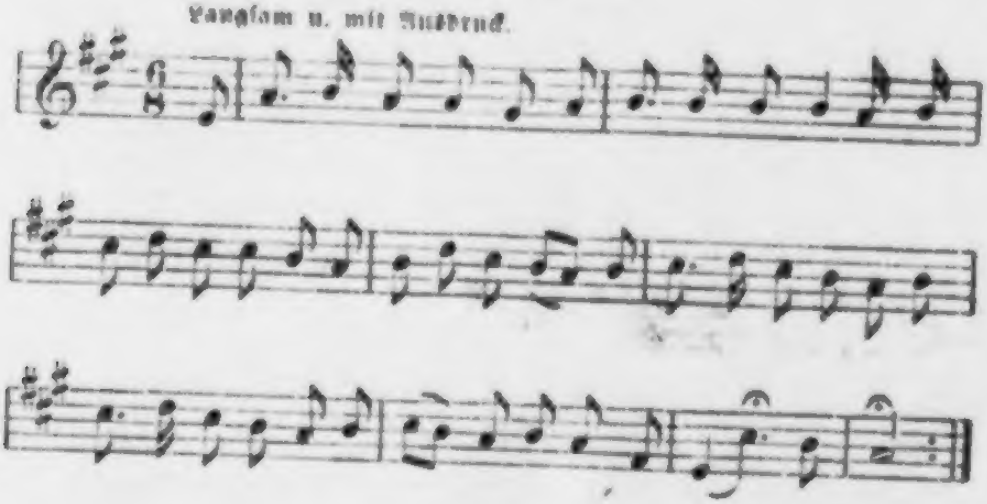
Nr. VIII. Carolan's Melodie. (Zu S. 290)

Andante.

Nr. IX. Der Zweig des Schilelah. (Zu S. 222)

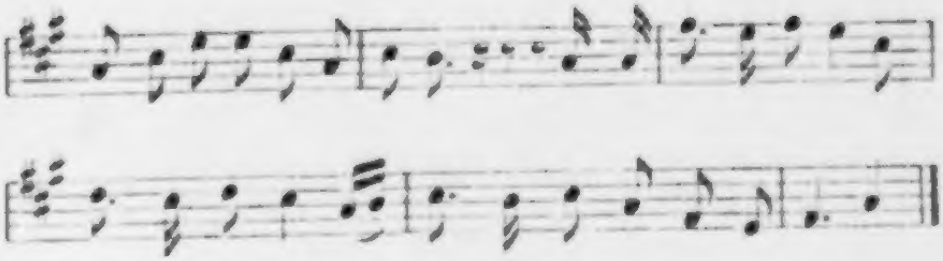




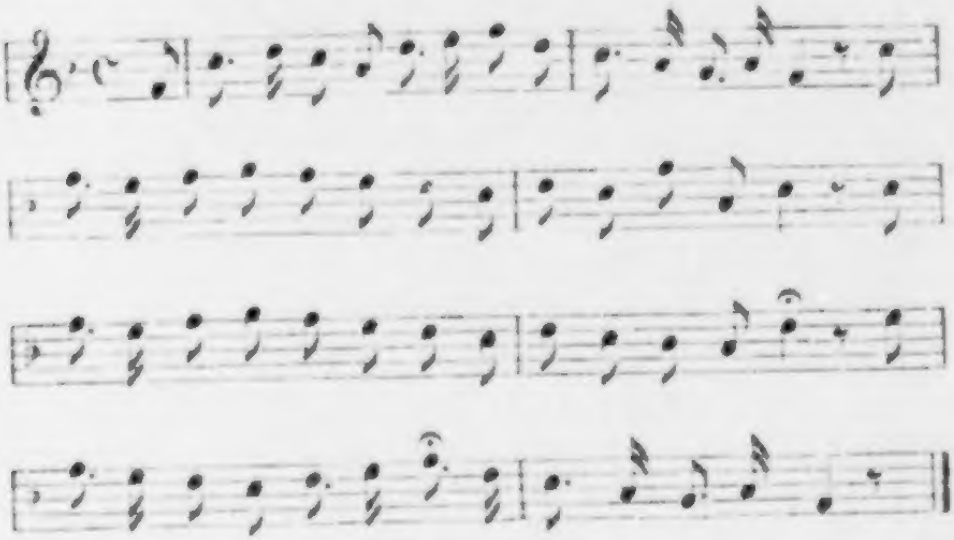
Nr. X. Kathlin O'More. (Zu S. 231)



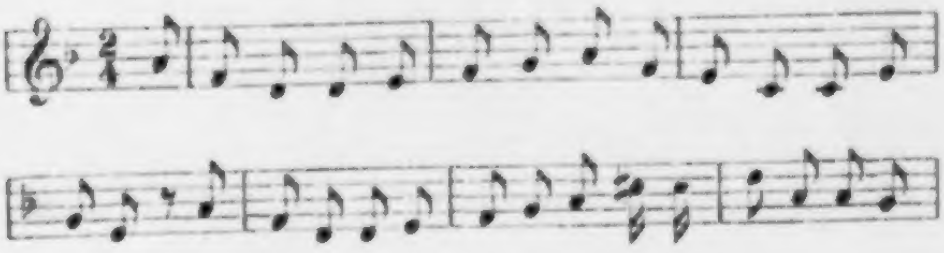
Nr. XI. Kate Kearney. (Zu S. 229)

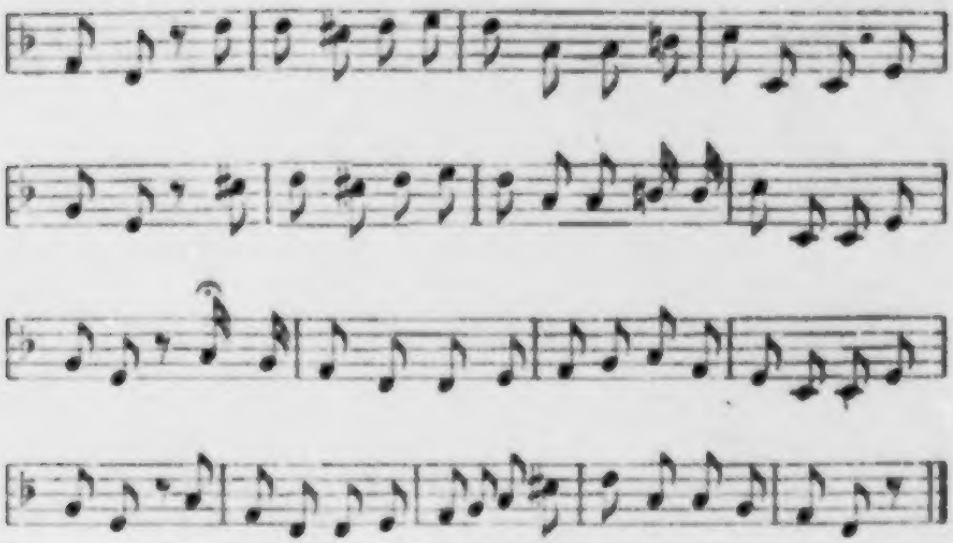


Nr. XII. Die Harfe die durch Tara's Hall. (Zu S. 243)



Nr XIII. Das Lied von St. Patrick. (Saint Pa. was a gentl.)
Zu S. 224





Inhaltsverzeichniß.

Erſte Abtheilung.

Die iriſche Märchenlehre.

	Seite
Der Katholizismus in Irland	3
Gottesglauben und Aberglauben	6
Der Proteſtantismus	9
Der iriſche Feind	10
Die Wohnungen der Feen	11
Die ſyſtematiſche Stellung der iriſchen Märchenlehre	13
Die Feen und Geiſter von Irland	15
Furcht vor den Feen	16
Märchen und Träume	17
Die Genens des Märchens	18
Die Abkunft der Feen	20
Ausſehen und Tracht derſelben	21
Ihre Namen	23
Verſchenken der Feen bringt Unglück	25
Feenkriege	27
Das Feenreich	28
Feenpflanzen	29
Die Diener der Feen	30
Der rothe Mann	31
Der rothe Captain	33
Der Luprechaun	35
Die Feld- und Wirthſchaftsgeiſter	37
Luftgeiſter	38
Bacchus	39
Die Butterhexe	41
Das alt-iriſche Jahr	41
Baltaine	41
Maifeuer	43
Maitänze	44
Mailieder	45
Maigrün	47
Maizauber	49
Liebesorakel	51
Allerheiligen	53
Allerheiligen-Spiele	55
Schickſalsfragen	57
Der Teufel	58
Phuca	61
Zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits	63
Der Fetiſch	64
Die Banſchi	66
Das verſunkene Eiland	68
Die Inſel der Todten	70
Die Inſel der Seligen	73
Tir na n—Oge	74
Hy-Brasil	75

Zweite Abtheilung.

Märchen.

	Seite
1. Die Stadt im Meere	83
2. Der Hexenmeister von Gunnan	90
3. Der Lachs-Brunnen	101
4. Zwei Geschichten vom Luricaune, dem Aeenschuster.	
Die erste Geschichte	106
Die zweite Geschichte	110
5. Die schwarzbraune Kuh	115
6. Das Land der ewigen Jugend	120
7. Der Dudel aus der Aeenwelt	124
8. Das Aeenbandrad	126
9. O'Donoghue's Zauberfaß	128
10. Der Phuka	135
11. Aeen-Ammen	139
12. Eden Roua	147

Dritte Abtheilung.

Dichtung.

I. Einleitung 157

II. Irische Lieder.

1. Die Hymne des heil. Patrick	165
2. Oisin a Tuin	170
3. Der Untergang der Gaelen	172
4. Das ebene Land Mayo	176
5. Todtenklage	178
6. Kälber auf der Weide	181
7. Gastfest in Munster	183
8. Mollys Augen	185
9. Mollys Haar	187
10. Wartest du im Garten?	189
11. Oisin	191
12. Kathlin Neen	194
13. Frankreich	196
14. O Mädchen mit dem braunen Haar!	198
15. Das Veilchen	200
16. Wär' ich!	202
17. Marie Maguire	203
18. Gilraghy's Klage	204
19. Trimin Dubh, O!	207
20. Auf den Trümmern	208

III. Anglo-Irische Lieder.

Volkslieder.

1. Shan-van-voch	215
2. Weile Pakkies evermore	218
3. Erinan Thun	220
4. Der Zweig des Schileiah	222
5. Das Lied von St. Patrick	224
6. Die Jungen von Kilkenny	227
7. Kate Kearney	229
8. Kathlin O'Mere	231
9. Aeenreigen	233
10. Lied von der wahnsinnigen Moina	235
11. Im Gennar	237
12. Glaucken Glora	239

Dichter der neueren Zeit:

1. Doctor Drennan. Erin	241
2. Thomas Moore. Die Harfe die durch Tara's Hall	243
Sie ist fern von dem Land	244
Laß Erin gedenken	245

Seite

Durchschweift nur die Welt 246
Süß Innisfallen 248
Das Thal von Avoca . . 250
O! hätten ein Eiland wir. 251
Als unser Schiff 252
In dem Morgen des Lebens 254

3. Gerald Griffin.

Komm nach Glengariff, komm! 256

4. Thomas Davis.

Die Blume von Finé . . 258
Mein Land 261

Seite

5. Samuel Lover.

Das Land in dem West . 263

6. William Allingham.

Zwischen der Haide . . . 265
Die Feen 267
In der Dämmerung . . . 270
Komm mit an den Strand 271
Der grüne Strand des Erne 273

Anmerkungen und Quellennachweise.

Zur ersten Abtheilung . . 276
Zur zweiten Abtheilung . 295
Zur dritten Abtheilung. . 296

Erste Abtheilung.

Die irische Märchenlehre.

Der Katholizismus ist aus mannigfachen Gründen den bunten Schöpfungen der Märchenwelt günstiger, als der Protestantismus; und schwerlich gibt es ein zweites Land, wo Märchen und Kirchenglauben inniger verwachsen sind, als Irland, welches zugleich die „Insel der Heiligen" und das „Land der Feen" genannt wird.

Es ist aus der Geschichte der früheren Jahrhunderte wolbekannt, mit welch' unerschütterlicher, ja leidenschaftlicher Treue das Volk von Irland an der katholischen Kirche hing, obgleich die katholische Kirche es eigentlich war, die es dem Feinde verkauft hat,*) mit dem es — nach fast siebenhundertjährigem Kampfe — seinen Frieden noch immer nicht geschlossen. Ueber den gegenwärtigen Religionszustand des irischen Volkes will ich statt meiner eigenen Beobachtungen die Worte einer Autorität anführen: des Cardinals Wiseman, der zu gleicher Zeit mit mir, während des Sommers und Herbstes 1858, das irische Land durchpilgerte. Nicht lange nach seiner Heimkehr, im Winter, hielt er vor einer glänzenden Versammlung in den Hanover-Square-Rooms zu London einen Vortrag über die Resultate seiner Reise; und aus diesem Vortrag, den ich anzuhören Gelegenheit hatte, will ich folgende Aeußerungen anführen.

*) Siehe darüber den Anhang.

„Als ein Katholik bin ich nach Irland gegangen," sagte der Cardinal, „mit dem Auge eines Katholiken betrachtete ich Alles, was meinen Blicken sich darbot .... Siebenzig Jahre der Prüfung wurden hinreichend erachtet für das erwählte Volk des Herrn; dieses Volk hat sieben Jahrhunderte gelitten .... Aber darauf will ich heute nicht zurückkommen. Ich will die Aufmerksamkeit der Versammlung auf einen Punkt leiten. Während der ärmere Theil der Bevölkerung mitten im Reichthum verhungerte und siech ward in einem Clima, das fähig schien, stählerne Gesundheit zu verleihen, hielt der größere Theil derselben fest an einem Ding, und das war die Hoffnung! Was ist Religion anders als Hoffnung, die dem Armen und Gebeugten gebracht ist? Man lachte sie aus, weil sie in Lehmhütten auf der Haide wohnten; aber oft, wenn der letzte Funke im Torfe der Hüttenflur verlöscht war, wenn der Sturm über die Haide strich und der Regen durch's Strohdach sickerte: dann war ein helleres Licht in der elenden Hütte geblieben, das die trostlosen Bewohner mehr beseligte, als der blendende Glanz eines Palastes vermocht hätte. Das war der Zustand Irlands viele Jahre lang, bis in unsre Zeiten; und die härteste Prüfung von allen war der Gedanke, daß das, was die Religion der Masse des Volkes war, soweit menschliche Macht es vermochte, fortgefegt zu sein schien. Es gab eine Zeit, wo keine Kirche übrig geblieben war, kein Platz, woselbst die Gemeinde sich zum Dienste des Herrn hätte versammeln können; nicht ein Colleg, noch eine Schule oder Anstalt, durch welche die Religion unterstützt oder die Functionen der Kirche ausgeübt werden konnten. Durch nichts Kleineres als ein Wunder konnte es geschehen, daß die Religion, unter so feindlichen Umständen, in den Herzen der ganzen Bevölkerung als eine lebendige Flamme erhalten ward.

Gott that das Wunder, aber er that es unter Prüfungen, die ohne Gleichen sind. Denn nach einem so langen Kampfe mit der Macht, die von dieser Welt ist, schien es, als ob plötzlich sich auch die Macht Gottes gegen sie gekehrt hätte. Hungersnoth und Krankheit, die beinah zu dem Umfang einer Pest emporwuchs, wütheten gegen den größeren Theil des Landes und gegen denjenigen am Meisten, der die geringsten Mittel des Widerstandes oder der Hülfe besaß. Die nackten und entfernten Gebirgsstriche, auf denen die armen Bauern wohnten, und die kleinen Städte und Dörfer, in denen andere von ihnen zusammengedrängt saßen: das waren die Schauplätze und die Gegenstände jener furchtbaren Heimsuchung; und diejenigen, welche die Ungerechtigkeit der Menschen so lange geduldet hatten, trugen nun eine Kette von Elend und Jammer mit einer Geduld, die in der Geschichte der Nationen beispiellos ist .... Das jedoch war der große Wendepunkt in der Geschichte dieses Landes, und von dieser Zeit datirt der Anfang einer besseren Zukunft. Auswanderung, verbesserter Ackerbau und Güterparzellirung wirkten zusammen, um den materiellen Zustand dieses Landes wunderbar rasch zu verbessern. Aber Eins, was in schlimmen Zeiten ihr Eigenthum gewesen, ist es auch jetzt in den besseren geblieben: ihr treuer, katholischer Glauben. Und lächerlich ist die Bemerkung, die sich gelegentlich in Zeitungen und Schriften findet, daß der katholische Theil der Bevölkerung Irlands um so unempfänglicher für die Lehre seiner Priester ward, als sein leiblicher Wohlstand sich hob, — daß sie sich allmählig von dem Einfluß einer gewissen großen Stadt emanzipirten und auf dem besten Wege wären, behäbige Freidenker zu werden. Nichts von dem! Kaum hat man dem katholischen Volke in Irland gestattet, Kirchen zu bauen, so sehen wir keine noch so wüste Haide, keine noch so

unwegsame Felsgegend, wo — beim Mangel alles sonstigen Lebens doppelt erquickend — ein Kirchlein uns sein Kreuz nicht schon auf meilenweite Ferne tröstlich entgegenhielte! Die Kirchen der großen Städte entfalten eine Pracht und künstlerische Schönheit, die seit den Tagen des Mittelalters nicht mehr gesehen worden, und nie war die Anhänglichkeit Irlands an den päpstlichen Stuhl tiefer, wärmer, allgemeiner. Das Unglück hat sie nicht getrennt, das Glück wird es nie — sie sind verbunden für immer!" —

Der Cardinal hat Recht. Irlands Glauben ist streng und eifrig: aber da, wo in Irland selbst, das Volk am Strengsten und am Eifrigsten ist, im Südosten, im Süden und im Westen, da ist auch heutzutage noch die wahre Heimath des Märchens, wo es geglaubt, erzählt und täglich neu geboren wird. Ich habe nicht versäumt, die vielen kleinen und vereinzelten Züge zu sammeln und in die Bilder zu verflechten, die ich in einem andern Werke über Irland*) von meinem Aufenthalte unter den Bauern der südlichen Berge entwarf, — jene Züge, halb phantastisch, halb komisch, welche auf einen lebendigen Zusammenhang mit einer Welt deuten, von der wir Andern Nichts sehen, Nichts hören, und welche — indem sie sich unmerklich in das breite Gewebe des Tages verlaufen — für Jeden verloren gehen, der auf solche Dinge nicht zu achten gewohnt ist. Es war dort meine Absicht, nachzuweisen, wie weit die Herrschaft des Märchens noch geht und wie sehr der Aberglauben — das Wurzelwerk des Baumes, an welchem das Märchen die leuchtende Blüthe ist! — das ganze

*) Die Insel der Heiligen. Eine Pilgerfahrt durch Irland. 2 Bde. Berlin 1860.

Volksleben nach all seinen Richtungen bis zum äußersten Ende hin durchzieht. —

Ich habe dort gezeigt, wie eng und dicht zusammen in Irland der Glaube und das Märchen unter einem Dache wohnen — dem Bild der Heiligen an der Wand gegenüber zeigte ich das Eielshufeisen auf der Schwelle; unter dem Dach die Kreuze; über dem Dach die Lauchbüschel. Ich hatte das Glück, während meiner Reise ein Bauermädchen aus den sagenreichen Kerrybergen, Brighit, mit dem Beinamen der „Myrthe von Killarney" kennen zu lernen. Ich habe ihre Lebensgeschichte in meiner „Insel der Heiligen" (I. p. 21) erzählt. Wie ich sie dort geschildert, träumerisch am Spinnrad, vor der ärmlichen Hütte, neben dem Hügel, neben dem See, so saß sie oft, und ich neben ihr auf dem Holzschemel, wenn sie mir die Märchen ihrer Heimath erzählte und die süßen Lieder derselben sang. In der schwärmerischen Seele dieses Mädchens mischte sich auf eine wunderbare Weise die tiefste Gottesfurcht und der unerschütterliche Glauben an das Dasein und die Nähe der Feen; und wie sie mir einst, fromm und strengkatholisch, wie sie war, „bei ihrer Schutzpatronin!" versicherte, daß ihre Tante Kate im Zauberland gewesen und Larry an einem Feenkuß gestorben sei: so könnt' ich mich noch auf eine ganze Reihe von ähnlichen Zügen aus dem Zusammensein mit ihr besinnen. Unglücklich war sie einst, als sie eine Stecknadel fand, deren Knopf ihr zugekehrt lag. „Wenn ich eine krumme und verbogene Stecknadel gefunden hätte, so wäre mir das lieber gewesen", sagte sie, „das würde mir Glück gebracht haben." Zwei, vier, sechs ꝛc. Elstern zu sehen, hielt sie für ein glückliches Zeichen; eine, drei, fünf ꝛc. verkündeten Unheil. Die Begegnung eines Weibes mit rothen Haaren früh am Morgen hatte sie einst für den ganzen

Tag traurig gemacht. Und mehr oder weniger fand ich in ähnlicher Weise den aufrichtigsten Gottesglauben neben dem krassesten Aberglauben im ganzen Süden und Westen von Irland. So erinnere ich mich, daß Biddy, das Kammermädchen von Torc View Hotel, bei Killarney einen kleinen Spiegel zerbrochen hatte, den ich in meinem Toilettenkästchen bei mir führte. „O!" jammerte sie, „o, o! Was wird das nun geben!" — Ich bat und beschwor sie, sich darüber zu beruhigen; der Spiegel sei so gut als Nichts werth, und ich könne ihn leicht durch einen andren ersetzen. Aber sie jammerte fort: „o, o! was wird das geben! Einen Spiegel zu zerbrechen, ist das Vorzeichen von großem, großem Unglück!" Die geringste Zufälligkeit, die sich ereignete, z. B. wenn Jemand fällt, oder beim Gehen strauchelt oder auch nur niest, wird dem Einfluß der Feen zugeschrieben, von welchen man ihn in dem Augenblick umgeben glaubt. Deshalb wird es auch für nützlich gehalten, sich zu bekreuzen und ein Gebet zu sprechen, und es würde nicht blos für unartig, sondern auch für sehr gefahrbringend gehalten werden, wenn die dabei Anwesenden nicht sagen würden: „Gott segne Dich!" oder „Gott zwischen Dir und jedem Unheil!" oder wenn er nicht auspiee. Auspieen ist eins der allgemeinsten, populärsten und am Wirksamsten erachteten Mittel gegen die Feen, den bösen Blick und jede Art von Zauberei. Aber noch mehr! Keine Krankheit, kein Todesfall, keine Misernte, Verlaufen von Kindern, Ohnmachten der Wöchnerinnen, Sturm und Wirbelwind, bei dem nicht die Feen ihre Hand im Spiele hätten. Namentlich unerschütterlich fand ich diesen Glauben an eine unmittelbare Einwirkung der Feen auf Leben und Tod im fernen Westen. Dort stirbt kaum Jemand, — es müßte denn gar von Altersschwäche sein — von dem nicht geglaubt würde, die Feen hätten

ihn geholt und er lebe nun in ihrem Reiche. Ja, es kommen dann nicht ſelten Verſuche vor, ihn daraus zu befreien. Auch an ſchauderhaften und ein geſittetes Gemüth empörenden Vorfällen fehlt es dabei keineswegs. So erzählte man mir, daß vor nicht ganz zehn Jahren ein Mann in dieſer Gegend (Killarney, Süden von Irland) ſein Kind zu Tode geröſtet habe, weil er glaubte, es ſei eine Fee. Der unglückliche Mann wurde nicht vor Gericht geſtellt, ſondern in ein Irrenhaus gebracht. Im Jahre 1849 grub man in Oran, Grafſchaft Roscommon (Weſten von Irland), ein Kind aus und ſchnitt demſelben die Arme ab, um ſie bei der Vollbringung eines Zaubers anzuwenden; und in demſelben Jahre wurde ein Mann auf zehn Jahre transportirt, weil er von einer wohlhabenden Familie in der Grafſchaft Longford (Südoſten von Irland) dadurch Geld erpreßte, daß er ſie glauben machte, er ſei ihr angeblich verſtorbener Vater; wäre aber nicht wirklich todt, ſondern nur unter dem „guten Volk", und habe die Macht, von Zeit zu Zeit in die Welt zurückzukehren, um ſeine Freunde zu beſuchen. —

Die Grenzen des Märchenreichs in Irland fallen genau mit denen zuſammen, die das Feſthalten an der alten Sprache, der alten Religion und Sitte, dem Reſt des iriſchen Volkes von Südoſt nach Weſten gezogen hat; der Glauben an die Feen und ſonſtigen Aberglaube geht mit der katholiſchen Orthodoxie Hand in Hand. „Es iſt kein Wunder, daß er nicht an die Schiogs (Feen) glaubt; er ißt ja auch am Freitage Fleiſch!" iſt eine Aeußerung, die ich von einem meiner Freunde an den Seen von Killarney vernommen. Natürlich iſt es daher, daß das iriſche Märchen der geſchworene Feind des Proteſtantismus und der „engliſchen" Aufklärung insgemein iſt; ſowie auch daß bei der noch immer thä-

rigen Märchenbildung tiefe Spuren dieſer Feindſchaft und des daraus erfolgenden Kampfes erkennbar ſind. Die Feen machen einen ſcharfen und unerbittlichen Unterſchied zwiſchen den Anglo-Iren und den Iren „vom alten Stamme“. Ein höchſt bezeichnendes Beiſpiel hierfür findet ſich bei Hardiman (Irish Minstrelsy I. Introd. XLVII. in der Anmerkung). Ein altiriſcher Edelmann der Grafſchaft Leitrim, im Weſten von Irland, hatte über einen Carn, von welchem das Volk ſagt, daß Fin Mac Cul darin begraben ſei, einen Steinhaufen zum Gedächtniß an dieſen iriſchen Nationalhelden errichten laſſen. Dieſes Denkmal ſtand lange Jahre, weithin in der ganzen Gegend ſichtbar; da, nach dem Tode des Erbauers, welcher von der berühmten Mac Ranald-Familie war, ward es durch einen Sturm umgeworfen. Später richtete ein Engländer, welcher in den Beſitz des Ranaldſchen Territoriums gekommen war, das Denkmal wieder auf. Aber kaum ſtand es, ſo ward es durch einen neuen Sturm zerſtört und liegt noch heute in Ruinen da. Denn das Landvolk ſagt und glaubt es feſt, daß die Stürme, die es zweimal umgeworfen haben, von dem „guten Volke,“ welches in dem Carn wohne, erregt worden ſeien, und daß die luftigen Weſen nur aus Verehrung für den alten Erbauer, der „Einer vom alten Stamme“ war, das Denkmal während ſeiner Lebzeiten hätten ſtehen laſſen; daß ſie es aber unerbittlich zerſtört hätten, nachdem er geſtorben ſei und auch ſeine Wiedererrichtung durch einen Engländer nicht hätten dulden wollen. — Auch von der Kirwan-Familie, deren Schloß Caſtle Macket am Fuße des Knockmagha, in welchem der mächtige Feenkönig des Weſtens Fin Barra wohnt, wird geſagt, daß ſie in freundlichem Verkehr mit dieſem geſtanden habe. Man glaubt feſt daran, daß er und ſeine Schaar, Alle in rothe Jacken gekleidet, oft in

den Weinkellern des edlen Herrn gezecht und oft sich auf den Pferden desselben nächtlich getummelt habe; wofür sie dann aber auch stets bei Wettrennen den Preis vor den Englischen davongetragen!

Das irische Märchen wird mehr und mehr tendenziös, und nimmt Partei gegen den „Feind" Irlands. Das „Großmaul von Duncormick", ein Mann, der zum Renegaten am katholischen Glauben und an der irischen Sache geworden ist, wird in die Stadt unter dem Manne geführt und als er endlich an die Oberwelt zurückkehren darf, da ist er alt und grau geworden und Niemand will ihn mehr erkennen. (S. weiter unten, „Märchen" Nr. 1) Die nationale Harfe — jetzt nur noch sichtbar im Wappen Irlands — ist lange verklungen; das plumpe Schnarren des Dudelsacks hat ihre goldenen Töne längst erdrückt. Als aber der blinde Hugh in O'Donoghues Schlosse den Dudelsack zu blasen beginnt, da stürzt der greise Harfner des zauberhaften Maienkönigs zitternd hervor und durchbohrt mit einem Degen die Bälge des verhaßten Spielwerks, das seine geliebte, altehrwürdige Harfe verdrängt hat. (S. daf. Nr. 9) An solchen Zügen ist das irische Märchen sehr reich; es gewinnt dadurch jenen religiös-politischen Hintergrund, der es von den Märchen aller andren Nationen und sogar von denen aller celtischen Stammverwandten durchaus unterscheidet. Hier nur beiläufig eine Bemerkung gegen Keightley, der in seiner sonst nicht werthlosen „Feen-Mythologie" (Fairy Mythology, p. 363) für die irischen Märchen einen germanischen Ursprung annimmt, indem sie durch die Dänen importirt worden seien. Sein Hauptargument, daß der gewöhnliche Aufenthalt der irischen Feen „im Innern der Hügel sei, welche die Iren Raths und die Engländer Motes nennen und deren Er-

bauung von den Bauern den Dänen zugeschrieben wird", spräche nicht für ihn, wenn es wahr wäre; und spricht gegen ihn, da es nicht wahr ist — ganz abgesehen davon, daß es wol einen Sinn hat, einen indo-germanischen, nicht aber einen germanischen Ursprung anzunehmen.

Diese Feenwohnungen sind — wenn man sie wissenschaftlich untersucht — unter sich sehr verschiedene Reste altheidnischer Baukunst. Die wichtigsten derselben sind diejenigen, welche Mote (Moat oder anglisirt: Mound) Dun, Rath und Carn heißen, von welchen die drei ersteren Arten Erdbauten (Gerichts- und Festungshügel), die letztern Steinbauten (Grabhügel) sind. Die heute noch vorhandenen Reste derselben werden vom gemeinen Volke durchaus zusammengeworfen, und unterschiedslos bald Dun oder Rath, oder Mound und Carn, am liebsten aber Fort (Festung) genannt. Sie sind der Meinung, daß diese Hügel von den Dänen angelegt und als Festungen benutzt worden seien, weshalb sie dieselben nicht selten „Dänenfestungen" (Danesforts) nennen, wie Brighit z. B. dies auch mit dem ihrer Hütte benachbarten Hügel that (vergl. Insel der Heiligen I, pag. 237). Dies kommt daher, daß all' diese in sich und unter sich sehr verschiedenartigen Bauten, doch jetzt — überwachsen, verwildert und zusammengestürzt, wie sie sind, — äußerlich eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Alsdann daher, daß die Kirche der frühsten Zeiten in ihrem vielfach sichtbaren Bestreben, durch Sich-Aneignung der heidnischen Monumente, diese selbst zu christianisiren, auch diese heidnischen Bauten zu Wällen ihrer gottesdienstlichen Gebäude machte, wie sie die druidischen Steinsäulen zu Trägern ihrer Kreuze gemacht hatte. Oder sie ahmte wenigstens diese Heidenbauten nach und gab ihnen die alten, beim Volk, einmal beliebten und diesem geläufigen

Namen. Ein letzter Grund dieser Verwirrung endlich war, daß selbst die Wissenschaft lange rathlos schwankte und nach Dr. Ledwich's durchaus willkührlicher Theorie annahm, daß sie ebenso, wie die Rundthürme den dänischen Eroberern zuzuschreiben seien, bis Beaufort in seinem Preisessai „Upon the state of Architecture and Antiquities, previous to the landing of the Anglo-Normans in Ireland" (Transactions of the Royal Irish Academy, 1828) dem einen Irrthum und Dr. Petrie in seiner berühmten Schrift über „The Roundtowers of Ireland" (Transact of the R. I. Acad. 1845) dem andern für immer ein Ende machten. Wie die Rundthürme irisch-christlichen, so sind die genannten Bauten durchaus celtisch-druidischen Ursprungs.

Es ist das große Verdienst der deutschen Linguistik und namentlich Caspar Zeuß's, nachgewiesen zu haben, daß die Celten im strengsten Sinne des Wortes Indo-Europäer sind; und die epochemachenden Resultate des Letzteren bestätigend, hat Theodor Benfey neuerdings gezeigt, daß die Wurzeln der celtischen Märchen bis in die Thäler von Hindostan reichen. Der Märchenschatz aller Indo-Europäer ist ein ursprünglich gemeinsamer; und das Thema unsres deutschen „Knüppel aus dem Sack" z. B. findet sich in einer irischen Variante wieder (s. unter Märchen Nr. 12 am Ende). Die Fortbildung des Märchens aber geschah bei jedem einzelnen Stamme der großen indo-europäischen Race unter den besonderen Einflüssen der Länder, die sie durchwandert, bis sie zur Ruhe kamen, den eigenthümlichen Anlagen, mit denen sie ausgerüstet waren und den mannigfaltigen Schicksalen, die sie erlebten, auf eine verschiedene Weise. Und in diesem Sinne herrscht bei aller fundamentalen Verwandtschaft doch eine große Verschiedenheit zwischen den

Märchen der Celten und denen der Germanen, wiewol in diejenigen der Gaelen durch ihren Verkehr mit den Leuten von Lochlin, den Skandinaven, sich wiederum einige specifische Züge der nordischen Mythe eingewebt haben (s darüber besonders Campbell's, Sean Sgeulachdan Gaidhealach, Edinburgh 1860), welche in denen von Irland fehlen, ganz so wie dies auch bei der Ossians-Poesie beider Länder der Fall ist. (vgl. darüber M'Lauchlan's, „Notices of ancient Gaelic poems", in den „Proceedings of the Society of Antiquaries of Scotland," vol. II part I). Sonst aber trägt die gesammte Märchenlehre der Celten, der bretonisch-walisischen sowol als der irisch-schottischen, Züge der Familienähnlichkeit an sich, welche auf den noch bestehenden internationalen Verkehr und Zusammenhang der genannten celtischen Völkerschaften deutend, weit vor die Zeit der dänischen Invasionen in Irland hinausweist. (Nach Zeuß's „Grammatica celtica" verstanden sich die genannten Völkerschaften höchstens bis zur Zeit des Tacitus, während im 8. Jahrhundert bereits ein lebendiger Sprachverkehr nicht mehr möglich war.) Auffallend namentlich ist die oft zur völligen Identität gesteigerte Aehnlichkeit zwischen den irischen und walisischen Märchen; ich bitte unter diesem Gesichtspunkt den letzten Theil des von mir mitgetheilten Märchens „O Donoghues Tudelsack" und die Partie des Märchens „Schön Nora", wo von der Salbe die Rede ist, sowie das von Croker erzählte Märchen „die Brauerei von Eierschaalen" (Fairy legends, I, 65) mit den walisischen Märchen „Telyn, die zauberische Harfe", „der Zauberbalsam", „der Erntschmaus in der Eierschaale" und „die Suppe in der Eierschaale" (s meinen Herbst in Wales ꝛc. 117. 107. 110—114) zu vergleichen. —

Bei dieser ursprünglich nationalen Verwandtschaft springen nun aber jene oben angeführten charakteristischen und specifischen Züge in der selbständigen Fortentwicklung des irischen Märchens um so bedeutender ins Auge. Der Kampf der Nationalität, mit Allem, was sie in sich schließt, ward in Wales nie so heftig auf Tod und Leben geführt als in Irland, und hat sich seit der Zeit Heinrich's VIII. schon beruhigt und in den vollständigsten Frieden aufgelöst, der freilich nicht ohne wehmüthige, ihn unendlich verschönende Rückblicke auf die „besseren Tage der cimbrischen Herrlichkeit" ist und sich gelegentlich einmal in Liederfesten und maskirten Versammlungen Luft macht, die von „Times"*) und „Punch" lächerlich gemacht werden. Während es in Wales nur noch einige alte Mütterchen sind, die — und auch das mit Widerstreben — die Märchen ihres Volkes erzählen, so erzählt in Irland jedes Kind, das man auf der einsamen Landstraße oder in der Haide trifft, seine wunderbaren Geschichten, die nicht mit „Es war einmal" anfangen, sondern sich auf die jüngste Zeit beziehen, und seinem Vater, seiner Mutter oder gar ihm selber begegnet sind. Vor dem Zinsvogt, der ihm den kärglichen Hausrath pfändet, vor dem „Ganger", der ihn der strafenden Gerechtigkeit überliefert, wenn er heimlich in der Stille der Nacht und des Moores sich ein Fäßchen Wachholderschnaps bereitet hat, flüchtet der irische Bauer seinen Haß, seinen Groll, seinen Ingrimm in die Märchenwelt; und die Feen und Geister von Irland setzen den Kampf fort, den seine Männer lange schon aufgegeben haben.

*) Siehe darüber meinen Artikel „das alte Wales" in Lehmann's „Magazin für die Literatur des Auslandes", Nr. 10. 1850. p. 113.

Hier aber ſehen wir nun ſogleich, daß Unglück ſo wenig den Menſchen, als die Feen beſſer macht. Die Feen und Geiſter zeichnen ſich durch ihr finſtres, menſchenfeindliches Weſen, ihre Bosheit und Grauſamkeit vor den Feen und Geiſtern aller andern Völker aus. Kein anmuthiger, liebenswürdiger Zug, der ihr Geſicht oder ihr Herz verſchönte; ihre Luſt iſt Unheilſtiften und Zerſtören, ihre Nähe bringt Verderben. Wo in den Märchen und in der Muſik von Wales nur noch die wehmüthigen Mollaccorde zu vernehmen ſind, da herrſcht in Irland die grelle, herzzerreißende Disharmonie, das räthſelhafte Springen, der dunkle, fragmentariſche Schluß. Alles, was im Märchenreich anderer Völker, ſelbſt der verwandten, ſchön, lieblich, anmuthig erſcheint, findet ſich hier in's Gegentheil verzerrt. Der Puck iſt in Wales ein kleines, allerliebſtes Weſen, das am Schnabernack und munteren Scherz ſeine Freude hat, in Irland hat ſich der Phuka in einen Bullochien verwandelt, der die Menſchen durch Koth und Dornen ſchleift und ſie zuletzt mit der Drohung verläßt, er wolle ſie bei künftiger Gelegenheit tödten. Während ſie in Wales „tylvyth tég" die ſchöne Familie und „dynon bach tég" das kleine Feenvolk ſind, mit denen zu tanzen und zu ſpielen, der Kinder höchſte Wonne iſt, welche liebende Mädchen mit ihren Geliebten vereinen, gute und fleißige Menſchen herrlich belohnen und ſelbſt mit Trunkenbolden nur Scherze treiben, die ſie zu beſſern beſtimmt ſind: ſo documentirt ſich der heftig bösartige Charakter dieſer ewig ſchädlichen Weſen in Irland dadurch, daß ſie Kinder ſtehlen, Mädchen entführen und den Zuſtand berauſchter Männer hinterliſtig benutzen, um ſie in ihre Gewalt zu zwingen. Anderwärts ſuchen die Menſchen die hülfreiche Nähe dieſer Feen, hier ſucht man ſie ängſtlich zu vermeiden und

flieht sie. „O, wie zitterten wir Kinder," sagte Brighit einst, als sie mir von den Erinnerungen ihrer ersten Jugend sprach, „wenn wir zur Dämmerzeit bei dem großen Fort vorüber mußten, welches nicht weit von Tralee liegt! Und wie hätten wir es je gewagt, in der Nähe desselben Aepfel zu stehlen!"

Furcht ist das einzige Gefühl, das der irische Bauer für die Feen hegt, die man an andern Orten mit Verehrung und Liebe betrachtet; und obgleich sie nach seiner Meinung das böswilligste Volk von der Welt sind, so wagt er doch, aus Furcht vor ihnen, sie nie anders zu nennen, als „das gute Volk!" —

Neben diesem dem irischen Märchen ganz eigenthümlichen Zuge, der aus dem social-politischen Zustande Irlands entspringt, muß ich hier noch eines anderen gedenken, der — nicht minder eigenthümlich, aber bei Weitem erfreulicher, indem er auf die intensiv-poetische Grundstimmung des irischen Volkes zurückzuführen ist — dem Märchen desselben einen neuen, sonst unbekannten Reiz verleiht. — Die Märchen selbst sind nicht selten dem bunten Träumen der Kinder verglichen worden: sie bekommen schönes Essen, man giebt ihnen schöne Kleider, sie fahren durch die Luft, unter's Wasser, in die Berge .... Wenn nur irgendwo, so gleichen die Märchen von Irland solchen Träumen; aber es sind meistens sehr schwere und ängstliche Träume. Alle Phasen des Schlafs, jede Erscheinungsform des Traumes bildet sich in diesen Märchen auf eine den Psychologen täuschend getreue Weise ab; sogar der Zustand des Alpdrückens kommt in den Märchen vom Phuka so natürlich zum Vorschein, daß Jeder, der einen solchen Zustand selbst einmal durchgemacht, von der Wahrheit dieser durch die Volkspoesie vermittelten Schilderung frappirt sein wird. Dieser traumhaft aufgeregte Zustand der Phantasie hängt mit einem

andern Zuge des irischen Volkscharakters zusammen, der gewissermaßen nur seine Kehrseite bildet. Indem nämlich den Ausgangspunkt der irischen Märchen fast immer die Trunkenheit der darin agirenden Personen, der hierauf folgende Schlummer der auf offner Haide Hingesunkenen und endlich ihr traumhafter Zustand bildet: werden wir auf die in Irland herrschende Neigung zu berauschenden Getränken geführt. Ich sage nicht „Neigung zum Trunke"; der Deutsche, mehr noch der Engländer, hat diese Neigung, die in der viehischen Bewußtlosigkeit zuletzt ihr Ziel findet; der Irländer hat sie nicht.

„Das wesentliche Element des poetischen Lebens der Celten", sagt Renan (in seiner Abhandlung „la poésie des races celtiques, Essais de Morale et de Politique p. 386. Paris 1859"), „ist das Abenteuer, das heißt, die Verfolgung des Unbekannten, ein Rennen ohne Ende nach dem Gegenstand, welcher stets vor dem Verlangen herflieht. Das ist's, was der heilige Brandan jenseits der Meere träumte — diese Race will das Unendliche, sie dürstet danach, sie verfolgt es um jeden Preis über das Grab, über die Hölle hinaus." Aus diesem visionären Hange nun erklärt der liebenswürdige Franzose die erwähnte Neigung der Irländer zum berauschenden Getränke. „Sagt nicht, daß es grobe Genußsucht sei, denn niemals war ein Volk in allen übrigen Dingen enthaltsamer und freier von jeder Sinnlichkeit; — nein! sie suchen im Whiskey, was der heilige Brandan auf seine Weise erreichte: die Vision der unsichtbaren Welt!" — Darum auch spielt der Whiskey in der Volkspoesie Irlands seine Rolle; kein noch so zartes Stück dieser Gattung, sei es erotischen oder klagenden Inhalts, wo er fehlte — und groß ist die Zahl der Strophen aus alter und neuer Zeit, die einzig seinem Preise gewidmet

sind.*) Wenn er auf die heftige Blutwallung des südlich erregten Irländers und seine natürliche Indisposition trifft — da nicht wie in England, Holland, dem deutschen und scandinavischen Norden Kälte und Feuchtigkeit wirksame Reagentien sind — so übt er seinen Zauber; der ärmste Bettler, der eben noch im unwirthlichen Moore geirrt, sinkt plötzlich vor der Schwelle der Geisterwelt nieder — er hört ihre Musik, ihre Thore öffnen sich und er darf eintreten — er, der ärmste Bettler, nimmt seinen Sitz zur Seite des Feenkönigs ein, ... holdselige Frauen laden ihn zum

*) Aus der unübersehbaren Reihe dieser Whiskey-Lieder will ich nur einige der populärsten nennen: „A sup of good Whiskey" — „Whiskey, drink divine!" und besonders das alt-irische „Houiski croidhe na n-anaman" (Whiskey soul of revelry). — Uebrigens werden einige statistische Notizen hier nicht uninteressant sein. Sir W. Petty, der im Jahre 1682, als Dublin erst 6025 Wohnstellen zählte, schrieb, berichtet, daß 1200 derselben Wirthshäuser seien, in denen berauschende Getränke verkauft würden. 1798 war in Thomas-Street fast jedes dritte Gebäude ein Bier- und Schnapshaus — von 190 hatten nicht weniger als 52 die Schankgerechtsame. In den oberen Klassen der Gesellschaft ward Rothwein getrunken, denn „Claret ist der Trost der Sterilen", wie es im Volksliede heißt, und so groß war der Consum, daß im Jahre 1763 an 8000 Tonnen eingeführt wurden, und der Werth der Flaschen allein sich auf 67,000 Pfd. St. belief! — Ich selber erinnere mich noch wol der elenden Hütten, einsam über die wegelose Haide verstreut, mit der Holztafel und der halbverwitchten Inschrift: „Licensed for ale and spirits" .... „Licensirt für Geister" — welch bezeichnender Doppelsinn! Es vergingen oft ganze Tage, wo die einzigen menschlichen Behausungen, die ich sah, diese Hütten waren, welche die Licenz hatten, mit „Geistern" zu wirthschaften. — Uebrigens ist die Whiskey-Leidenschaft in Irland verhältnißmäßig erst jüngeren Datums. Giraldus Cambrensis, der den Iren doch gewiß Nichts geschenkt haben würde, hat kein Wort davon. „Sie entstand unter einem verarmten Volke, das in seiner eigenen Achtung durch die Handhabung von Gesetzen gesunken und verabgestumpft war, die auf Bigotterie begründet und mit Parteilichkeit und Ungerechtigkeit angewendet wurden. Die Iren sind, wie nur je ein Volk es war, für diese Neigung zu entschuldigen. Sie wurden zu derselben durch Unterdrückung getrieben und setzten sie aus Gewohnheit fort." Hardiman, Minstrelsy, I, 168.)

Genuſſe ein, der allerduftigſte Trank wird ihm in goldenen Bechern gereicht .... eben will er zugreifen, da erſcheint ihm ein altes, bekanntes, trauriges Geſicht — „Thu' es nicht — rühre Nichts an, ſo lieb Dir Deine Freiheit iſt!“ ſagt das alte, bekannte, traurige Geſicht — „ich ließ mich verleiten, und bin nun für ewig gefangen ....“ Der Fremdling im Feenreich weiſt nun die ſchönen Gaben von ſich, der König fährt zornig auf, die Geiſterwelt empört ſich gegen ihn und ſtößt ihn hinaus ... und nach ſeinem Rauſche — vielleicht daß ein Wanderer, der des Weges zog, den Schläfer mit einem Fußſtoß geweckt hat! — erwacht er, er, der ärmſte Teufel, auf unwirthlichem Moore, und fröſtelnd, elend, voll Heimweh nach der ſchönen Welt, die er verloren, erzählt er dem Wanderer das Märchen, das er erlebt hat ....

Das iſt die Geneſis des iriſchen Märchens, und Spuren derſelben, mehr oder weniger verwiſcht, je nach der Wanderung, die es durch Zeit und Raum bis zu uns zurückgelegt, trägt ein jegliches noch an ſich. —

Die eigentlich herrſchende Bevölkerung dieſer Märchenwelt — zu welcher die übrigen, ſpäterhin noch aufzuführenden Geiſter in einem Verhältniß größerer oder geringerer Abhängigkeit ſtehen, die ſich in einem Falle (beim Luprechaun) ſogar zur völligen Dienſtbarkeit ſteigert — bilden die Feen. Ueber die Herkunft derſelben findet ſich in Irland der auch in der Feenmythologie anderer Völkerſchaften vorkommende Glaube, daß ſie von dem Theil der gefallenen Engel abſtammten, welcher weniger ſchuldbeladen als der Reſt, nicht in die Hölle getrieben ward, ſondern bis zum jüngſten Gericht und der Erlöſung auf Erden wohnen darf. Alsdann aber werden ſie wieder von Gott zu Gnaden aufgenommen werden. Und wenn es nicht aus Furcht vor dieſem Tage wäre,

ſo würden ſie auch den Menſchen und dem Vieh viel mehr Böſes zufügen, als ſie ſchon thun. Auf's Klarſte ausgeſprochen findet ſich dieſer dämonologiſche Zuſammenhang zwiſchen den verſtoßenen Engeln und den Feen am Ende einer alten Heldendichtung: „Cuchullin's Krankenbett und Eimer's Eiferſucht", welche neuerdings von Eugen Curry herausgegeben worden iſt. (S. The *Atlantis*, January 1859. p. 124.)

In einigen Gegenden, wo die däniſchen Reminiscenzen noch beſonders lebhaft ſind, hört man auch wol, daß die Feen die Geiſter der Dänen ſeien, welche in den finſtern Forts und Hügeln keine Ruhe gefunden hätten. Anderwärts werden ſie mit den Tuatha de Danans*) in Verbindung gebracht, einem in der Urgeſchichte Irlands oft vorkommenden Worte, welches von den

*) Als im Lied von der „Jagd von Slive Guillin." Drummond, Anc. Ir. Mr. p. 45 ff.) der Ritter Gaoilte den durch Feenkraft in einen Greis verwandelten Helden Finn wiederfindet, fragt er ihn: „welcher zaubermächtige Danan-Feind hat ſolch eine Wandlung hervorgebracht?" Eine Tochter der Tuatha de Danans, unter dem Namen Cailleach Biorar, ſitzt nach dem Volksglauben noch heute in einer Höhle des Lough Dogbrad, in der Provinz Ulſter, welcher die Eigenſchaft hat, die Haare der Menſchen zu bleichen. Dieſer See iſt durch Druidenmacht entſtanden, ſo daß wir an dieſem Beiſpiel den Zuſammenhang zwiſchen Druiden und Tuatha de Danans — ſei er auch nur dadurch vermittelt, daß beide in ihrer Flucht vor dem Chriſtenthum in ihrem Exil zu Feen geworden! — und weiterhin erkennen, wie in jener Flucht das druidiſche Prieſterthum ſich in Hexenthum und Zauberei verwandelte, eine Metamorphoſe, die ſich ſchon im Namen ankündigt, da „draoidheacht" zuerſt den Begriff des Druidiſchen hatte und erſt ſpäter den noch heute gültigen des Hexenhaften annahm. — In einem anderen finnianiſchen Gedicht (Laoi an buadais, Geſang des Sieges, bei Drummond, a. a. O. p. 255 ff.) wird erzählt, wie der Häuptling des Danan-Feindes von Sliabh Fuaid durch Zauberkunſt jedes Jahr, wenn das Herbſtfeſt in Tara ſtattfand, die Verſammelten in Schlaf verſenkt und dann das Schloß in Brand geſetzt habe, bis Finn ihn in furchtbarem Kampfe beſiegt und ſein Haupt geiſterhaft bleich und in Blut getränkt, auf ſeinen Speer geſpießt habe.

Einen als Namen der ersten vorkommenden Bewohner Irlands; von den Andern als Bezeichnung der Druiden gedeutet wird, so daß in allen Ueberlieferungen mit dem Ursprung der Feen sich der Begriff des Verstoßen- und Gefallenseins vereinigt findet. Von Aussehen sind sie insgemein alt, häßlich und abgelebt, aber sie haben eine unbegrenzte Macht, sich in jede beliebige Form zu verwandeln und nach Gefallen bald sich unsichtbar zu machen, bald die lieblichsten Gestalten anzunehmen, in welchen sie die Menschen täuschen. Jedoch ist auch den Menschen ein Mittel gegeben, sie in glücklichen Fällen einmal zu überlisten. Wer nämlich ein vierblattriges Kleeblatt besitzt, hat die Macht, das gute Volk zu sehen, wo immer und wie es erscheint, ohne von ihm gesehen werden zu können.

Auch in Thiere, namentlich in Katzen können sie sich verwandeln. Gewöhnlich jedoch erscheinen sie in kleiner Menschengestalt und tragen grüne Röcke mit rothen Kappen. Die Munster-Feen tragen weiße Strümpfe, rothe Schuhe, schwarze Kappen, auf denen die rothen Glocken des Fingerhuts wehen. Irgend etwas Rothes fehlt in ihrem Anzug nie. In früheren Zeiten sollen sie sehr gutmüthig gewesen sein, und denen, die sie liebten, aus allen Gefahren und jeder Noth geholfen haben. Heut zu Tage sind sie es nicht mehr; besonders sollen sie durch die Verfolgung, die sie von den Protestanten zu erleiden hatten, aufgebracht und zornig gemacht worden seien. Die Feen von heute sind bös, thun den Menschen Schaden und richten jedmögliches Unheil an.

Darum fürchten die Menschen sich vor ihnen und suchen Alles zu vermeiden, was sie reizen könnte. Namentlich können sie es nicht vertragen, wenn man sie bei ihrem rechten Namen nennt, und darum hütet sich der irische Bauer wol, — da sie immer,

wenn auch ungesehen, in der Nähe sein und es hören könnten — sie so zu nennen. Mit ihrem rechten Namen heißt die Fee: Schi, Schia, Schifra (so namentlich in Munster), Schiog (Schidaighe in den alten finnianischen Gesängen); im Westen Dhaoine-Schi, im Norden Ganconer. Der Name, den man ihnen in den Theilen von Irland, wo englische Sprache und Cultur vorwiegend herrscht, um sie zu besänftigen, giebt, hängt mit dem eng zusammen, der sich in den Gebieten des germanischen Feenglaubens findet. Man nennt sie dort besonders gern „das gute Volk", eine Bezeichnung, welche namentlich in Deutschland von hohem Alter ist. „Die Dämonen, welche täglich einen Theil der Arbeit verrichten, das Vieh besorgen, werden, weil sie des menschlichen Geschlechts Freunde sind oder wenigstens zu sein scheinen, von den Deutschen „Gütel" („den frommen Gütchen nah verwandt", Göthe's Faust, II Theil, 1. Act) genannt" (G. Agricola, De re metall. libri XII. p. 492). Ihr hauptsächlich vorkommender deutscher Name ist: „Gutgesellen, gute Holden"; in Niederland heißen sie „goede kind", in England „good fellows." In dem oben angedeuteten Rayon werden die Feen in Irland „the good people", „the gentry" und am Häufigsten „the gentelmen" oder wie sie es dort sprechen „dschintelmin" genannt; in den alten Heldengedichten Irlands findet sich zuweilen die Bezeichnung: „Frauen von den Hügeln" für sie. Während in der germanischen Umschreibung das Hauptgewicht auf das „gut" gelegt wird, zeichnet die celtische Höflichkeit mehr das Schöne, Anmuthige und Kleine des Begriffes aus. So heißen sie in Wales Tylwyth têg, die schöne Familie und besonders dynon bach têg, das kleine Feenvolk; in Hochschottland daoine beaga, die kleinen Leute; im Süden von Irland boghelin, kleine Jungen, und im Norden mit anglo-

irischer Wortbildung ben-folk, das kleine Volk. Doch hat auch der germanische, mehr ethische Ausdruck seinen Weg in die irische Feenlehre gefunden; man hört vom „guten Volk" als „dhaoine maith" auch in den national-irischen Districten sprechen und kann die Spuren desselben sogar noch im Hochschottischen „shitich", Friedensstifter, und „dhaoine shith", die friedlichen Leute, erkennen.

So wie man sich nun hütet sie durch eine ihnen unliebsame Bezeichnung zu erzürnen: so sehr und für noch gefährlicher wird es gehalten, sie zu verscheuchen. Wir werden auf einem der folgenden Blätter sehen, wie der irische Bauer am Morgen des ersten Maitages, wo die Feen besonders geschäftig sind, sich in Acht nimmt, daß das Feuer auf dem Heerde nicht zu stark brenne, weil die kleinen, luftigen Wesen den aufsteigenden Rauch fliehen. Wir haben an einer andern Stelle (s. meine Insel der Heiligen, I, p. 239) von Brighit gehört, wie die Feen sich an dem Edelmann von Killarney, der das ihrem Hügel benachbarte Feld trotz ihrer Warnungen umpflügen ließ, rächten, und werden unter den Märchen ein weiteres Beispiel, welches wir gleichfalls ihr verdanken, mittheilen (s. „der Onkel aus der Feenwelt"). Aus dem Westen von Irland erzählte ein Dienstmädchen ihrem Herrn, Shirley Hibberd, folgende Geschichte, welche er in den „Notes and Queries" (V, p. 55) veröffentlichte. „Mein Vater war ein Schmidt in der Nähe von Galway, und ward wegen mancher Wohlthaten, die er von der Nacht überfallenen Reisenden erwies, ein großer Liebling der Feen. Sie pflegten des Nachts, nachdem wir Alle zu Bett gegangen waren, seine Schmiede zu besuchen und hier mit solch recht gutem Ernst an die Arbeit zu gehen, daß sie bei allen Gelegenheiten fertig machten, was über Nacht unvollendet war liegen gelassen worden. Wir erwachten dann jedes-

mal von dem Schnaufen der Blasebälge und dem Gehämmer auf dem Ambos; aber es war eine unveränderliche Regel für die Feen, alle Werkzeuge, die sie während der Nacht gebraucht hatten, wieder an ihren Ort zu legen, ja obendrein, wenn die Schmiede am Abend in Unordnung gelassen worden war, brachte das gute Volk sie in Ordnung, kehrte die Flur und machte Alles hübsch und gut vor dem Morgen. Bei einer Gelegenheit aber, als Einer von uns krank ward, ging der Vater um Mitternacht in die Schmiede zurück, um eine Medizin zu holen, die er auf einem Sims daselbst gelassen hatte. Da aber mußte es ihm widerfahren, daß er das gute Volk, welches grad seine Arbeit begonnen hatte, in die Flucht jagte; und von dem Augenblicke an blieben sie nicht blos aus, sondern fügten uns auch auf jede Weise Böses zu. Ein fettes Schwein starb uns am folgenden Tag; unser kleiner Tile bekam die Masern, und Unglück folgte ohne Ende. Neben dieser geheimen Rache äußerten die Feen ihren Unwillen noch dadurch, daß sie uns viele Nächte lang durch einen Lärm beunruhigten, welcher so klang, als ob unaufhörlich händevoll Erbsen gegen die Fenster geworfen würden." —

Man kann daher denken, wie ängstlich sich die Menschen bemühen, den Feen keinen Grund zum Aergerniß zu geben; aber trotzdem lassen diese von ihrer anerschaffenen Bosheit nicht ab. Sie schlagen den Wandrer oft plötzlich mit Lahmheit und anderen Zufällen, dem sg. Feenschuß; und treffen mit ihren Elfenpfeilen das weidende Vieh. Sie entführen nicht selten junge Mütter; welche alsdann in ihrem Zauberreich die Feenkinder säugen müssen; ihre Leidenschaft aber ist, Kinder aus der Wiege zu stehlen. Bright erzählte mir, daß sie eine vornehme und reiche Dame gekannt habe, der drei oder vier Kinder kurz hintereinander ge-

ſtorben waren. Man habe allgemein geglaubt, daß die Feen ſie geholt hätten. Da habe dieſe Dame nun ihr Nächſtgeborenes der heiligen Jungfrau geweiht und von der Wiege auf ganz in Weiß gekleidet. Sogar die Schuhe, die es trug, mußten ſtets weiß ſein. Als es älter wurde, durfte es nicht einmal auf einem ſchwarzen Pferde reiten, ſondern bekam ein weißes Pony. Als der Knabe indeſſen zu einem Jüngling von ungefähr zwanzig Jahren herangewachſen war, da ſtürzte er eines Tages vom Pferd und ſtarb — „denn", ſo ſchloß Brighit, „gegen die Feen hilft Nichts!" — Selbſt da, wo es, wie in Kerry vorkommt, daß ſie gewiſſen Familien, die ihnen beſonders ergeben ſind, in bedenklichen Augenblicken Hülfe und Beiſtand, oft ſogar Geneſung von tödtlicher Krankheit gewähren, kommt am Ende doch ihre boshafte Natur wieder zum Vorſchein. „Denn da die Mitglieder dieſer Familien ihren Elfen nach dem Tode zufallen, ſo iſt derſelbe für ſie ein Feſt, wo einer der Ihrigen in ihre Geſellſchaft eintritt. Daher verlangen ſie von den Menſchen, daß ſie bei Leichenzügen ſich einfinden und ſie dadurch ehren; ſie ſelbſt feiern die Beſtattung des Todten wie ein Hochzeitsfeſt, tanzen über ſeinem Grabe und eben deshalb wählen ſie auch Kirchhöfe zu ihren Lieblingsplätzen. Oft entſpinnt ſich heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, oder auf welchem Kirchhof es ſolle begraben werden. Die verſchiedenen Parteien der Unterirdiſchen haſſen und bekriegen ſich dann ebenſo feindſelig wie Stämme der Menſchen, ihre Kämpfe finden in der Nacht am Kreuzwege ſtatt, und oft trennt ſie nur der einbrechende Tag". (Croker's Elfenmärchen, überſetzt durch die Gebrüder Grimm.)

Aber auch bei ſonſtigen Veranlaſſungen hört man von den

erbitterten Kämpfen der Feen unter einander. Der Schauplatz eines der populärsten dieser Feenkriege ist in der Nähe des Lough Scur in der Grafschaft Leitrim, im westlichen Irland. Hier zieht sich eine Hügelkette am Ufer des See's dahin und auf zwei der höchsten Spitzen finden sich zwei jener Carns, welche das Volk zu Feenwohnungen gemacht hat, Sigh-mor das eine, Sigh-beg das andere genannt. Von diesen Steinhaufen geht die Sage, daß unter dem letzteren einer von Fin Mac Culs Helden und unter dem anderen einer von seinen Feinden bestattet sei, nachdem zwischen beiden in diesem Thale eine große Schlacht geschlagen worden. Nun wird weiter erzählt, daß lange nachdem jene Schlacht beendet, die luftigen Bewohner von Sigh-mor und Sigh-beg dieselbe fortsetzten. Die Königinnen dieser Feenpälaste ergriffen die Sache der streitenden Parteien, deren Führer in ihren beiderseitigen Reichen begraben lagen; und als die sterblichen Kämpfer längst aufgehört hatten zu fechten, ward der Krieg durch ihre unsterblichen Bundesgenossen jahrhundertelang ununterbrochen fortgesetzt. Die Bauern der Umgegend wußten oft von neuen Treffen derselben zu erzählen; und so lebendig war der Glaube daran noch im vorigen Jahrhundert, daß einer von den Gastfreunden des berühmten Barden Carolan, als er seine Halle besuchte, ihm die letzte Schlacht, die zwischen den feindlichen Feen von Sigh-mor und Sigh-beg stattgefunden, als Thema für seinen Gesang gab. Das durch diesen Vorgang entstandene Lied und seine Melodie ist unter dem Namen „die Feenköniginnen" noch bekannt, (vergl. Hardiman, Irish Minstrelsy I, Indroduct. XLVIII).

Ihre eigentliche Heimath ist der irische Süden und ihr Paradies war die Grafschaft Wicklow mit ihren lieblichen Thälern und herrlichen Gebirgen. Aber zornig sind sie aus demselben

fortgewandert, als germaniſches Weſen und engliſche Sprache ſich daſelbſt feſtſetzten. Und nun ſind ſie über ganz Irland verſtreut und ihre Wohnplätze ſind im Innern jener oben beſchriebenen Grab- und Feſtungshügel, von denen die Bauern ſagen, daß ſie Tänenwerk ſeien. Und da dieſer Glaube noch heut in faſt allen Gegenden Irlands verbreitet iſt, namentlich im Süden und Weſten, ſo betrachten die Bauern dieſe Feenhügel — von denen jeder einzelne ſeine beſondere Geſchichte und ſeine eigenen Wunder hat — mit Grauen und der Frömmſte ſowol als der Gottloſeſte wird ſich, wenn er denſelben nahe iſt, wol hüten, von ihren unſichtbaren Bewohnern etwas Böſes zu ſagen.

Dort leben ſie in Geſellſchaft zuſammen und von ihrer Anweſenheit giebt oft die wunderbare Muſik Kunde, welche aus dieſen Hügeln klingend, den darauf Raſtenden bezaubert.*) Denn die Feen von Irland lieben die Muſik und ebenſo den Tanz leidenſchaftlich. Sie ſind in vier verſchiedene Reiche getrennt, von denen jedes ſeinen eigenen Beherrſcher hat. Der Feenkönig von Munſter heißt Donn Firineagh (Donn, der Wahrſager) und ſein Schloß iſt im Knock-firin (Berg der Wahrheit), einem romantiſchen Hügel ſeiner Provinz, in der Grafſchaft Limerick. Clina, die Feenkönigin von Kerry, wohnt in ihrem unſichtbaren Palaſt in Carrig Cliodhna, d. h. Clina's Fels, in der Nähe von Fermoy, fünf Meilen von Mallow, zur Rechten des Kreuzes von Domach-more in einem wilden Gebirgsſtrich. Der Felſen iſt ein großer grauer Stein von einer Anzahl kleinerer umgeben. Der Feenkönig von

*) Die Melodie dieſer Feenmuſik, welche nach Croker's Mittheilung ein buckliger Bauer von den Feen des Knockgrafton hörte, findet ſich in des Genannten „Fairy Legends of the South of Ireland", I. 34. (Neue Ausgabe, p. 16.)

Ulster heißt Macaneanta und er hält Hof in Scraba. Die Mächtigsten von Allen aber sind Mail, die oberste Feenkönigin von Irland und Fin Barra, der Feenkönig des wilden Westens. Seine Paläste sind in den berühmten Feenhügeln von Knock-maghan, Rath Croghan und Mullaghduey. Sie machen oft weite Fahrten durch ihr Reich, ihre Reisewagen sind die Staubwolken, die im Wirbelwind dahinjagen, meist aber reiten sie auf kleinen Pferden, in die sich auf ihr Geheiß Strohhalme und Rübenstrünke verwandeln müssen. Ueberhaupt haben sie eine große Macht über die Pflanzenwelt, und eine Anzahl von Pilzen, Moosen und Blumen steht in der innigsten Beziehung zu ihnen. Die alten graubärtigen Dornbüsche, die auf Kreuzwegen wachsen, sind ihre Lieblinge, und wenn Jemand einen solchen ausreißt, so streuen sie ihm die Dornen und Stacheln des Nachts in sein Bett. Der Champignon, der in Irland so häufig vorkommt, heißt der Feen-Schwamm. Das, was in unsren Gärten englisches Gras genannt wird, nennt man in Irland Feen-Flachs. Die Blüthen der Glockenblume (campanula rotundifolia) heißen in der Volkssprache: Feen-Glocken, und die des Fingerhuts (purpurea digitalis) Feen-Käppchen. Auch „Bullegarnbeg", wie Brighit den Püstrich nannte, ist eine sehr gefährliche Feenpflanze; „wir nahmen uns wol in Acht," sagte sie, „wenn wir als Kinder auf's Feld oder in die Wiesen gingen, darauf zu treten, damit der Staub nicht herausfliege. Man kriegt es sonst mit den Feen zu thun." — Ferner gehört hierher eine gewisse Art von Pilzen „pukaun" oder Feenstühle genannt, auf welchen die Seelen der ungetauft verstorbenen Kinder sitzen; und endlich das verzauberte Gras, welches das Volk "Fear gortagh", das hungrige Gras nennt, und über dessen Entstehung Carleton (im Dublin University Magazine,

April 1856, p. 451) Folgendes erzählt: Wenn die Feldarbeiter im Sommer ihr Mittagsbrod verzehrt hatten, so warfen sie nachher die Brosamen und Ueberreste in den Kreis, woselbst sie gesessen, „zum Besten der Feen." Thaten sie dies jedoch nicht, so ließen die Feen zur Strafe dafür auf den Plätzen, wo sie gesessen, das „hungrige Gras" wachsen. Wenn man auf dieses Gras tritt, was namentlich auf weiten Wanderungen wol einmal geschehen kann, so kriegt man das, was man bei uns den „Heißhunger" nennt. Das beste Mittel dagegen soll ein Stück Haferkuchen sein, welches deshalb auch der irische Bauer nicht versäumt, in die Tasche zu stecken, ehe er sich auf die Wanderung begiebt. —

Dieses ungefähr ist das irische Feenreich. Es liegt hinter der wirklichen Welt, profanen Augen unsichtbar; es flattert gleichsam, ein Mariensommer in der Luft; es schwimmt, wie das alraunenhafte Gewächs der Seetiefe auf den hin- und wiederwogenden Wellen. Aber seine Wurzeln, seine letzten Endpunkte ruhen in dem Boden, auf dem wir Alle wandeln. Zwischen diesem Reiche und der Menschheit, die seine Nähe empfindet und doch das Gefühl hat, als sei es ihr endlos fern, steht eine Reihe von Mittelgestalten — Schöpfungen des Zwielichts, Bewohner der Dämmerung, die den Uebergang bilden von dem Sichtbaren zu dem Unsichtbaren. Diese Zwischenwesen, für welche wir die Vorstellungen passend finden, die unsre Sprache mit dem Ausdruck „Geister" verbindet, stehen wie ein Grenzvolk an den Marksteinen beider Welten. Sie sind den Menschen verwandter als den Feen; einige derselben sind sogar, ehe sie in gespenstischer Weise vergeistert wurden, Menschen gewesen. Zu den Feen stehen sie deshalb in einem untergeordneten Verhältniß; sie sind ihre Diener. Die niedrigste Stufe dieser Ordnung nimmt ein Wesen ein, mit dem der

Begriff, daß es ein rothes sei, sich stets verbunden zeigt. Bald heißt dieses Wesen Fear Dearg, der rothe Mann, bald Captain Dearg, der rothe Captain; und die Rolle, die es spielt, liegt unverändert auf den äußersten Grenzpunkten, wo beide Welten sich berühren. Im innern Haushalt der Feen sehen wir keine Spur seiner Thätigkeit.

Das „Roth" hat in der Ideen-Association so ziemlich aller Völker den Nebenbegriff des Mißtrauenerweckenden und Unheimlichen. Es läßt sich zunächst auf die natürliche Wahrnehmung zurückführen, welche dem Thier mit rothen Haaren, dem Fuchs, die bekannte Rolle in der griechischen Thierfabel und dem germanischen Thierepos zugewiesen hat; und welche auf Menschen mit rothen Haaren den Namen und einige der charakteristischen Züge des Fuchses überträgt.

Zu dem psychologischen Grunde des Widerwillens, der im Allgemeinen gegen rothes Haar gehegt wird, gesellt sich hier in Irland sogleich wieder ein entschieden nationaler. Diejenigen seiner Unterdrücker, welche ihr Werk am Frühsten und Blutigsten vollbrachten, und deren Spuren in Volkssage und Glauben vornehmlich am Tiefsten eingeschnitten haben: die Dänen haben rothe Haare gehabt. „Die Rothhaarigen sind durch das ganze Celtenland hindurch berüchtigt und erschrecklich. In Irland hat man mir oft im Scherz gesagt", erzählt Clement (Reisen in Irland p. 108) „sie wollten alle ihre Rothhaarigen nach Dänemark zurückschicken, wo sie ihren Ursprung hätten. Schechan an fher ruadh agus a chreag, d. h. komme nicht zwischen den rothen Mann und den Fels, ist ein Sprüchwort." — Dies ist der natürliche Ausgangspunkt einer Erscheinung, die in ihrer weiteren märchenhaften Entwickelung jedoch bei Weitem andere und selbstständ-

digere Formen annimmt. — Das Roth tritt im irischen Märchen sogleich als Lieblingsfarbe der Feen hervor. Der Feenkönig von Munster trägt einen Scharlachmantel und gern erscheinen auch die Feen in rothen Kleidchen. Die Ganconners haben rothe Kappen, sie heißen darum geradezu „Rothkappen." Nun sind aber die Vorstellungen, die das Märchen mit diesen rothen Wesen verbindet, sich keineswegs überall gleich geblieben. In Wales, nach der gutmüthigen Richtung, die hier das Märchen vorwiegend eingeschlagen hat, sahen wir einen Geist in der Gestalt eines jungen rothhaarigen Mannes, „der rothe Simon" genannt, dessen Gegenwart dem Hause, in welchem er weilte, Segen brachte, der aber auf einmal in unerklärlicher Weise verschwand, und von dem es sich alsdann herausstellte, daß seine Mutter eine Frau aus dem Kirchspiel, sein Vater aber ein böser Geist sei, der sich seiner Mutter einst in der Gestalt ihres rechten Ehemanns genähert habe. (Herbst in Wales S. 121. 122.)

Diesem walisischen Wesen ähnlich, auch darin, daß es den Charakter des spiritus familiaris an sich trägt, ist der rothe Mann, der vornehmlich in der Provinz Munster gesehen wird und von dem sich bei Croker eine Geschichte mitgetheilt findet.

Ein Mädchen erzählte ihm, daß eines Nachts, da sie noch ein ganz kleines Kind war, bei fürchterlichem Sturm und Regen ein Klopfen an der Thür ihrer väterlichen Hütte, und eine Stimme, wie die eines schwachen, alten Mannes, der um Einlaß bäte, vernommen ward. Nachdem man die Thür geöffnet hatte, kam ein kleiner, alter Mann herein, ungefähr zwei und einen halben Fuß hoch, mit einer rothen, zuckerhutartigen Kopfbedeckung und einem langen Scharlachgewand, das fast bis auf die Erde reichte. Sein Haar war lang und grau, sein Gesicht gelb und verschrumpft.

Er ſchritt zum Feuerherd, welchen die Familie in ihrer Furcht verlaſſen hatte, ſetzte ſich nieder, trocknete ſeine Kleider und zündete ſich eine Pfeife an, welche er daſelbſt fand. Die Familie begab ſich zu Bett und am andern Morgen war er verſchwunden. Ungefähr einen Monat ſpäter begann er regelmäßig jeden Abend gegen eilf Uhr zu kommen. Das Zeichen, welches er gab, beſtand darin, daß er ſeinen haarigen Arm durch ein Loch in der Thür ſteckte; dann ward die Thür geöffnet, die Familie ging zu Bette und überließ ihm den Sitz am Feuerherd und das Zimmer ganz allein. Wenn ſie die Thür einmal nicht öffneten, ſo geſchah unfehlbar am andern Tage ein Unglück, entweder ihnen ſelbſt oder ihrem Vieh. Im Ganzen jedoch brachten ſeine Beſuche Glück und Wolſtand, es ging der Familie gut, bis der Grundeigenthümer eines Tages ſie aus ihrer Farm vertrieb. Seit der Zeit ſahen ſie den rothen Mann nicht wieder." —

Das iriſche Märchen jedoch bleibt bei dieſer harmloſen Geſtaltung nicht ſtehen; treu ſeiner Tendenz, hat es weiterhin auch dieſes Weſen zum Träger des verbitterten Nationalgefühls gemacht. Urſprünglich ein unſchädliches Weſen, nicht ohne einen Anflug von Milde, ja ſogar von Wehmuth — als ob es über ſein Verhältniß zu den feindlichen Weſen trauere, wenn es auf der traumhaften Grenze zwiſchen der Wirklichkeit und der Unwirklichkeit ſeine eigenen Wege zu den Menſchen wandelt: wird es ſogleich finſter, tückiſch, gewaltthätig und boshaft, wie die Feen, wenn es in ihrem Zuge auftritt. In dieſer Fortentwickelung kommt das rothe Weſen beſonders im Weſten von Irland unter dem Namen „der rothe Captain" vor, und nicht unmöglich ſcheint es mir zu ſein, daß hier das Gefühl des Schreckens und des Haſſes, mit welchem die Irländer ſeit alter Zeit die engliſchen Soldaten, die nach ihrer

Kleidung ſogenannten Dearganagh oder „Rothröcke“ betrachteten, mitgewirkt habe. Der rothe Captain hat, wie ſchon der Name andeutet, etwas durchaus Militairiſches. Man könnte ihn, wenn man die verſchiedenen Züge ſeiner Wirkſamkeit in ein Geſammtbild zuſammentrüge, als den Thorhüter und Grenzwächter des Feenreichs bezeichnen, wie ja z. B. gradezu in dem Märchen von Biddy Manion der „Mann in Scharlach“ als Pförtner vor dem Schloſſe des Feenkönigs ſteht. (S. unter den „Märchen“ Nr. 11.) Vielleicht ſpielt obendrein noch das Scharlach hinein, in welches die engliſchen Richter, welche den Blutbann über die Irländer ausüben, gekleidet ſind; der rothe Captain geht ganz in Roth: er trägt einen rothen Mantel, einen rothen Rock, einen rothen Hut. Wenn die Feen eine Wanderung unternehmen, ſo iſt er der Reiſemarſchall, der ihnen vorauszieht. Er iſt brutal, befehleriſch, von hartem Herzen, das ſich durch kein Bitten erweichen läßt. In dem Märchen von „Schön Nora“ (ſ. daſ. Nr. 12) reitet er in der Nacht von Allerheiligen auf einem ſchwarzen Pferde und ſtreitet mit einem Burſchen, dem die Feen ſeine Braut entführt haben, auf Tod und Leben um den Beſitz derſelben, bis er ſie, beim erſten Hahnenſchrei, an Leib und Seele gebrochen, in den Zauberkreis ſchleudert. —

Ohne ſolche Macht, ſchädlich und gefährlich zu werden, aber unerſchöpflich in kleinen Streichen der Bosheit und ſtets bemüht, in den ihm gezogenen Grenzen die Menſchen ſo viel als möglich zu täuſchen und zu betrügen, iſt ein anderer Diener der Feen, der Luprechaun. Er iſt der Schuhmacher der Feen; ein Weſen, das in der Geſtalt eines hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Männchens mit dreieckigem Hut und Schnallenſchuhen erſcheint, und nie ohne ſein Pfeifchen geſehen wird. Er begiebt ſich

in der Regel nur zu einſamen und verrufenen Plätzen, wo man ihn durch den Lärm entdeckt, welchen er macht, indem er die Schuhe hämmert. Er iſt reich, aber ein Geizhals, und nur die größten Drohungen, ihm ein Leides an ſeinem Körper zufügen zu wollen, können ihn veranlaſſen, den Platz zu zeigen, wo ſeine Schätze liegen; aber wenn die Perſon, welche ihn gefangen hält, verleitet werden kann (und das geſchieht faſt in jedem Falle!) ihr Auge von ihm abzuwenden, ſo verſchwindet er plötzlich. Beſonders hat er Macht über die „während der Unruhen" begrabenen Schätze; wieder — um es beiläufig zu bemerken — ein Zug, wo die moderne Zeit ironiſch in's alte Märchenreich eingreift. Mit dieſer Vorſtellung mag denn wohl auch der Reim im Zuſammenhang ſtehen, der im ſüdlichen Irland verbreitet iſt:

Wenn Luprechaun's erſcheinen,
Dann giebt's bald 'was zu weinen.

Außer dieſer Gewalt über verborgene Schätze hat er auch noch einen kleinen ledernen Beutel mit dem ſog. „Glücksſchilling", dem „spre na skillenagh" welcher ſich, ſo oft er auch ausgegeben werden mag, immer wieder erſetzt. Seinen Namen habe ich in den verſchiedenen Theilen der Inſel mannigfach variirt gefunden. Der am Allgemeinſten verbreitete iſt Lupreghaun; daneben findet ſich häufig auch „Cluricaun", und Brighit nannte ihn „Lurreghaun", und ſagte mir dabei, daß es viele Gegenden in Kerry gäbe, wo man ihn unter einem andern Namen gar nicht kenne; in den Wicklowbergen heißt er vorzugsweiſe „Lepreghaun". (Es iſt daher unrichtig, wenn Croker und mit ihm die Gebrüder Grimm, Iriſche Elfenmärchen p. XIV. ſagen, daß „lepreghan" den Wechſelbalg bedeute.) Seine eigentliche Heimath ſind die Berge von Wicklow und ſein berühmter Aufenthalt daſelbſt die

Ruinen des Schloſſes Ferns. An dieſe Ruinen knüpfen ſich die traurigſten Erinnerungen für Irland. Hier war einſt die Reſidenz Dermot Mac Murrough's, des verrätheriſchen Leinſterkönigs, welcher Dervogilla, das junge und ſchöne Weib O'Ruarc's, des Fürſten von Breffny raubte und dafür vom letzten Oberkönig Irlands, Roderich O'Connor, ſeiner Beſitzungen entſetzt wurde. Um ſich zu rächen, entfloh er nach England und gab Heinrich II, der, mit Hadrian's Bulle in der Hand, ſchon lange wartend geſtanden hatte, die erwünſchte Veranlaſſung zur erſten Invaſion. Seine Oheime, Maurice Fitzgerald und Robert Fitzſtephen, Baſtardſöhne Heinrich's I, nebſt einigen andern anglo-normanniſchen Baronen landeten mit ihrem Gefolge und begannen unter der Leitung Dermot's — der in der iriſchen Geſchichte nicht anders als der Verräther heißt — die Eroberung des iriſchen Landes. Im Schloſſe dieſes Verräthers nun iſt der Lieblingsſitz des Lupreghaun; und feſt iſt der Glaube des Volkes, daß er ſich dort auch heutzutage noch zuweilen zeige. Vor einigen Jahren noch, ſo hörte ich erzählen, erſchien plötzlich dort unter dem alten Gemäuer ein myſterioſer Schuhflicker. Alte Schuhe, die man vor dem Eingang zu ſeinem halbverſchütteten Schlupfwinkel hinſetzte, beſſerte er aus; aber Niemandem von ſeinen Kunden gelang es, ihn zu Geſicht zu bekommen. Nachdem er großes Aufſehn in Stadt und Land umher erregt hatte, verſchwand er auf Einmal plötzlich, wie er gekommen war. Nach dem allgemeinen Glauben war er der Lupreghaun. Uebrigens leben die Spuren ſeiner Anweſenheit auch ſonſt noch im iriſchen Lande fort. „Es iſt eine höchſt auffallende Thatſache," ſagt Clement. (Reiſen in Irland p. 100.), „daß ganz im Innern der iriſchen Raths eine Menge Kreidepfeifen gefunden werden, welche man däniſche Pfeifen nennt. Sie ſehen ganz ſo

aus, wie die kleinen Kreidepfeifen, welche das Landvolk in Großbritannien und Irland noch jetzt braucht. Ich habe mehrere davon gesehen. Wenn es gewiß ist, daß man damals noch keinen Taback gekannt, wozu sind denn diese Pfeifen gebraucht worden, deren Stiel, Röhre und Kopf ebenso aussehen, wie bei den jetzigen Tabackspfeifen?" Die Alterthumsforschung ist die Antwort auf diese Frage noch schuldig geblieben; der Volksglaube hat sie längst schon gegeben: Es sind die Tabackspfeifen, aus welchen der Luprechaun, der Feenschuster, raucht! —

In noch engerem und auf empfindlichere Weise fühlbarem Verkehr mit den Menschen steht eine Reihe von jenen Zwischenwesen, die wir als Feld- und Wirthschaftsgeister bezeichnen können. In Bezug auf den Feldbau und die Fruchtbarkeit früherer Zeiten leben noch schöne und seltsame Traditionen im Volksmunde.

Während der Zeit von Cormac, dem Sohn des Art,
War glücklich die Welt und entzückend;
Neun Nüsse wuchsen an jeglichem Zweig,
Und drei Scheck Zweige an jeglichem Ast.

Diese Verse sind noch heut ein Haushaltswort in den Bauernhütten Irlands. „Und", fügen sie hinzu, „dasselbe soll noch einmal statt gefunden haben unter Caschal Crobhdearg, der ein König von Connaught war vor sechshundert Jahren; und in beiden Fällen ist die Fruchtbarkeit des Bodens der Trefflichkeit der Monarchen zuzuschreiben, die ihn beherrschten." Das Andenken beider Monarchen, Caschal Crobhdearg's sowol als Cormac's wird von den Bauern noch in ehrfurchtsvoller Gesinnung bewahrt. Jene Zeit, sagen sie, war so fruchtbar und der Ueberfluß des Bodens so groß, daß wenn die Kühe sich niederlegten, das Gras über der Spitze ihrer Hörner zusammenschlug. Daher

geſchieht es, daß die Kühe, wenn immer ſie ſich niederlegen, dreimal ſeufzerartig brüllen in der Erinnerung an die guten, alten Zeiten, die einſt geweſen und im Schmerz über die harten Tage, in denen ſie ſelber leben. Aber nicht nur die Ernte iſt heute dürftiger geworden, ſondern es giebt obendrein auch viele böſe Geiſter, die ſie ſelbſt in ihrer Dürftigkeit noch beſchädigen. So iſt es namentlich der Bauernglaube in einigen Theilen Irlands, daß der Hauch dieſer böſen Geiſter, das „Gaeth ruadh na g-Cnoc" wörtlich: „der rothe Wind von den Hügeln" (und hier noch einmal werden wir an das verhängnißvolle Roth gemahnt!) ihrer Ernte Schaden und Vernichtung bringe; er vergiftet die Früchte, wie ſie ſagen und iſt daran Schuld, wenn die Kartoffel mißrath und die ſchwarzen Flecken, die ſich am Kraut derſelben zeigen, ſind die ſichtbaren Spuren ſeines Anhauchs. Bezeichnend hierbei iſt es, daß als Wohnſitz dieſer böſen Geiſter die Luft angeſehen wird. Dies iſt vollſtändig treu dem Weſen und Glauben der altiriſchen Mythologie, nach welchem die Geiſter der Glücklichen ihre frühere Heimath zuweilen beſuchen dürfen und zwar in der Geſtalt, die ſie im Leben hatten. In den finnianiſchen Geſängen erſcheinen die Geiſter aus dem Paradies immer in ihrer eigenen Geſtalt und ſprechen und handeln, wie ſie dies im Leben thaten; und Nichol O'Kearney hat darum ſehr Recht, wenn er (in ſeiner Ausgabe des „Battle of Gabhra") ſagt, daß von den luftigen Nebelgeiſtern und dem Ton ihrer Stimme, wie Rauſchen ferner Ströme in Macpherſon's Oſſian keine Spur zu finden ſei in den wirklichen und ächten Alterthümern der Iren und Schotten. Die Luft war vielmehr der Platz der Beſtrafung für die Geiſter; und die Dämonen der Luft, Deamhaain aedhair, waren die ſchlechteſten und bösartigſten Geiſter."

Es giebt noch immer in Irland Leute, die eine Profeſſion daraus machen, den gefährlichen Einflüſſen dieſer boshaften Geiſter entgegen zu arbeiten und von denen das Volk — trotz aller Ermahnungen und Predigten der Geiſtlichkeit — glaubt, daß ihre Mittel ſtark und heilſam ſeien gegen Alles, was ſie „Geasa-Draoideght", d. h. Hexerei der Druiden oder Zauberei im Allgemeinen nennen. Dieſe Leute heißen „Baccachs" und ſie nehmen für ſich eine ganz eigenthümliche Genealogie in Anſpruch. Schon in den früheſten Zeiten gab es in Irland eine Klaſſe von Perſonen, die ſich nicht zum Chriſtenthum bekannten und vorgaben, daß ſie die geheiligten Kenntniſſe der Druiden beſäßen. Dies waren die Baccachs, welche ein ſehr lucratives Gewerbe trieben, indem ſie den Bauern einredeten, daß ſie mit gewiſſen böſen Geiſtern in Verkehr ſtänden, und daß ſie Kraft der geheiligten Wiſſenſchaft, die ſie beſäßen, im Stande wären, die boshaften Ränke dieſer verruchten Dämonen zu vereiteln. Baccach bezeichnet urſprünglich eine bucklige Perſon, und es leuchtet ein, warum dieſer Name hernach auf das ganze Gewerbe übertragen wurde. Sind wir ja doch ſelber in unſerer Zeit und in unſerem Lande noch geneigt, die buckligen Leute für beſonders ſchlau, intriguant und boshaft zu halten. Im 17. Jahrhundert entfaltete ſich das Gewerbe zu einer unbegreiflichen Blüthe. Dieſe nichtswürdigen Vagabonden, unter denen ſich namentlich ein gewiſſer O'Farrell auszeichnete, deſſen Namen ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat, ritten auf ſchönen Pferden durch's Land und hatten ein zahlreiches Gefolge von gleichfalls berittenen Dienern, welche in ihren Säcken die Contribution einſammelten, die ihre Herren dem ohnehin ſchon genug durch Zins und Steuer geplagten Landvolk auferlegten. Schlimmer aber war es noch, daß ſie das ein-

faltige Volk auf ſchlechte Wege führten, ihnen Lehren beibrachten, die vollſtändig Allem widerſprachen, was Religion und Sitte anordnet und ſie zur Erfüllung ihrer gegen ſie eingegangenen Verpflichtungen in der abſcheulichſten Weiſe banden. O'Kearny, dem wir dieſe Bemerkungen verdanken, ſpricht (in ſeiner Ausgabe des „Battle of Gabhra, p. 106 Transactions of the Ossiano Society" Vol. I.) von einem „Exemplar einer Baccach's-Petition", wahrſcheinlich einer Art von Beſchwerdeſchrift dieſer Leute gegen ihnen obrigkeitlich auferlegte Beſchränkungen, die in einer Dubliner Bibliothek aufbewahrt wird. Die letzten Epigonen dieſer Baccach's ſind es, welche — in angegebener Weiſe — noch heute den iriſchen Bauern ihre Hülfe gegen die böſen Geiſter, die ihnen den Segen der Ernte und des Viehs verkümmern wollen, leihen. Der berühmte Baccach des Nordens, Felim Mac Coy, pflegte, wenn er ſeinen Zauber wirkſam machen wollte, unter andern mythiſchen Weſen Barrach Cro, den blutigen Häuptling der Schlachten, und Gaeth ruadh na g-Cnoc, den rothen Wind von den Hügeln, zuerſt bittend, dann drohend aufzufordern, ihren Anſpruch auf den von ihrem ſchrecklichen Einfluß beſeſſenen Gegenſtand aufzugeben. Der rothe Wind von den Hügeln iſt das von den Bauern am meiſten gefürchtete Zeichen der böſen Geiſter. Pachter und Kuhhirten ſagen, daß er gewöhnlich von der Mitte des April bis ungefähr zur Mitte des Juli wehe und ſie fürchteten ſtets ſeine vernichtenden Wirkungen. In einigen Gegenden von Irland wird jedoch der rothe Wind auf andere Weiſe erklärt. Dort ſagt man, daß wenn Irländer in einem fernen Lande ſtürben und daſelbſt begraben würden, ihr Staub, voll Sehnſucht zuſammen mit dem ihrer Verwandten in heimathlichem Boden zu ruhen, mit dem Winde des Himmels hinwegfliegt und nicht eher raſtet, bis er

seinen alten Beerdigungsgrund erreicht hat und daß er alles Grüne und Lebendige, das er während seiner Wanderung streift, vergifte. —

Im Innern des irischen Haushaltes ist es besonders die Butterhexe, deren verderblicher Einfluß auf den Kuhstall und die Milchkammer gefürchtet wird. Wir werden in dem Märchen „der Hexenmeister von Crunaan" sehen (unter Märchen Nr. 2), in welcher Weise die Butterhexe ihren Zauber auszuüben pflegt und wie die irischen Bauern demselben begegnen. Dies jedoch ist nur eine von den zahllosen Arten, in welchen die bösen Geister das Vieh bezaubern und verhexen, und es sind besonders zwei Nächte, welche diese Dämonenwelt entfesseln und ihre gefährlichen Kräfte freigeben: die erste Mainacht nämlich und die Allerheiligennacht, deren druidische Reminiscenzen mit Allem, was der Ire „draoidecht" nennt, in der engsten Beziehung stehen.

Die erste und ursprüngliche Eintheilung des irischen Jahres war in Sommer (Samradh) und Winter (Geimridh). Der Sommer währte von Mai (Baltaine) bis November (Samain); der Winter von November bis Mai. Der letzte October hieß deswegen Samhuin, Sommerende; der letzte April Nech-na-Baltaine, Vorabend des Mai. Auf beide Tage beziehen sich noch die aus der Zeit des altheidnischen Naturdienstes übrig gebliebenen Gebräuche von Maifeier und Allerheiligen, indem die Missionäre für ihre Thätigkeit es liebten, an altheidnische Feste anzuknüpfen, und durch Substituirung christlicher Ideen ihnen eine neue Bedeutung zu geben.

Baltaine war das große Druidenfest Alt-Irlands; zahlreiche Beschreibungen desselben finden sich noch in den finnianischen Gesängen. Eine große, glänzende Versammlung aller Fürsten, Edlen

und Barden von Irland fand ſich, um es zu feiern, im Palaſte des Oberkönigs von Tara ein: alle Feuer im Lande wurden in dieſer Nacht ausgelöſcht und nur die einſame, heilige Flamme des Oberdruiden von Tara ward unter Gebet und religiöſen Myſterien erhalten bis Sonnenaufgang, wo die dunklen Herdſtellen von ihr ſich neues Licht und neue Wärme holten. Dieſe Flamme ward in jener denkwürdigen Nacht, von der die Mönchschroniken und Heiligenlegenden berichten, durch Patrick, den Apoſtel von Irland, verlöſcht, als er die neue Lehre den verſammelten Fürſten des Landes predigen wollte. Dunkelheit herrſchte nun in ganz Irland, aber als am andern Morgen die Leute von den Herdſtellen kamen, da war es das neue Licht und die neue Wärme des Chriſtenthums, die ſie heimbrachten. Das Ende des Heidenthums, der Anfang des Chriſtenthums in Irland ſind in dieſem Symbol aufbewahrt; die Flamme von Tara iſt ausgethan für immer, aber die Maifeuer leuchten noch. Zwar bemühten ſich die geiſtlichen Lehrer des Volkes, dieſem Gebrauch den neuen chriſtlichen Hintergrund zu geben, indem ſie ihn auf den Johannisabend zu verlegen ſuchten, aber nicht in allen Theilen Irlands drangen ſie damit durch. In vielen, man könnte ſagen den meiſten, wird das Maifeſt noch gefeiert, und der Mittelpunkt deſſelben, um den ſich alle Gebräuche und Traditionen gruppiren, iſt das Maifeuer. Spuren des alt-iriſchen Elementardienſtes, welchem das Feuer und das Waſſer geheiligt waren, haben ſich reichlich in jenen Ueberlieferungen erhalten *)

---

*) Ueber andre Reſte dieſes Kults, namentlich ſo weit ſie ſich in der Verehrung heiliger Quellen und Brunnen im heutigen Irland erhalten haben, ſ. meine „Inſel der Heiligen", II, p. 204—206.

Schon Wochen vor dem letzten April ſuchen tumultuirende Knabenſchwärme ſich „etwas für die Freudenfeuer“ zuſammen. Sie plündern Dorf und Stadt und erheben ihren „Zoll“, wie ſie es nennen, von jeder Karre und jedem Eſel, der mit Torf beladen iſt. Um dieſen Torf von einem hohen Wagen, oder — wo es ſein müßte — heimlich um die Ecke bringen zu können, tragen ſie häufig Stöcke, welche vorn mit einem eiſernen Haken verſehen ſind.

Wenn der Nachmittag des letzten April gekommen iſt, ſo beginnt jede Schaar gegen fünf Uhr ihr beſonderes Feuer zu „bauen“, wobei ein Paar „großer Brüder“ (Erwachſener) ſie zu unterſtützen pflegt. Auf dem Lande — wo, beiläufig, die Herbeiſchaffung des Brennmaterials bei Weitem nicht ſo viel Unruhe macht, da jeder Nachbar gern bereit iſt, ſeinen Theil zu geben — werden Anhöhen; in den Städten offene Plätze vor denſelben zu Feuerſtellen erwählt. Während des Aufbaues werden glühende Kohlen in die Mitte des Haufens gelegt und Zuglöcher an den Seiten gelaſſen, und mehrere Stunden lang, während das ſchwarze Gebäude dampft und raucht, wird es von einigen Kindern und zweien oder dreien jener „großen Brüder“ bewacht, damit es nicht von den Kindern eines andern Feuers angegriffen und geplündert werde. Der Torfhaufen iſt oben mit Thierknochen, Kuhhörnern und zuweilen einem Pferdekopf aus der Schindergrube geſchmückt; und dicht bei, wenn das Vermögen ausreichte, ſteht eine Reihe alter, brauner, ſchmieriger Theertonnen, und die „Fodyogues“ — Bündel von trockenen Binſen, oft zehn, zwölf Fuß lang — liegen bereit. Gegen neun Uhr Abends ſchlägt die rothe Lohe heraus — dann fangen auch die Theertonnen an zu leuchten und die „Fodyogues“ vermehren die Gluth und die feurigen Zungen

lecken ellenhoch in die dunkle Nachtluft empor. Dann schimmert und scheint mit einem Mal die ganze Landschaft von Flammen — von jeder Bergspitze im weiten Umkreis steigen sie empor, und zahllos in der Ebene umher scheinen sie aus dem Boden zu schlagen; und rund um die knisternden Feuer versammeln sich Haufen von Männern und Frauen, Burschen und Mädchen, lachend, plaudernd, schreiend und tanzend. Die beliebtesten Maitänze sind der „Ringeltanz" und „Meiner Großmutter ihre Nadel einfädeln", bei welchem letzteren sich Mädchen und Burschen anfassen und in Schlangenwindungen den Weg auf- und niederchassiren, zuweilen eine Meile weit. Die Burschen tragen dann gern grüne Aeste oder Schleben- und Weißdornzweige; die Mädchen sind mit Maiglocken und Schlüsselblumen bekränzt. In der Grafschaft Kilkenny ist es Sitte, daß dieser Tanz um den berühmten Feenhügel von Tibberoughey geschieht. Voran wird der Maibaum getragen mit einem gestickten Ball daran, den die vor der letzten Fastenzeit verheiratheten Frauen spenden; neben dem Maibaum geht ein Mann mit einem großen Schlüssel, um die alte Feenfestung zu öffnen. Nachdem er den Hut abgenommen, dreimal geschrieen und dreimal den Schlüssel vergeblich angesetzt hat, sagt er, „es sei der rechte Schlüssel nicht", oder „es sei nicht der rechte alte Mai", und vertröstet seine Gesolgschaft auf das nächste Jahr.

Unter den irischen Liedern, welche beim Tanzen um das Maifeuer gesungen werden, ist das mit der lieblichen, wohlbekannten Melodie, zu welcher Thomas Moore sein „rich and rare were the gems" gedichtet, das populärste. Diese Melodie, weniger dunkel, als die Mehrzahl der anderen irischen, ist von einem sanften und freundlichen Charakter. — Der Text beginnt mit folgenden Versen (die ich so schreiben werde, wie man sie ungefähr spricht):

Saura! Saura! boune na Gauna,
Hugamur fain an Saura linn —
— — — — — — —
Sommer! Sommer! Milch geben die Kühe,
Wir haben den Sommer mit uns gebracht —
Gelbe Blumen und weiße Blumen,
Wir haben den Sommer mit uns gebracht.

Nach derſelben Weiſe wird in anderen Gegenden Irlands, namentlich im Weſten, in den Grafſchaften Roscommon und Galway, ein Lied geſungen, welches alſo beginnt:

Dieſen Morgen, als die Sonn' aufſtand,
Da putzten den Baum wir mit Blum' und Band;
Mit Fiedel und Pfeife wir kommen herbei,
Euch Freude zu bringen am erſten Mai.

Nachdem nun das „Tractement" geſchildert worden iſt, welches ſie erwarten, und mit dem freundſchaftlichen Winke, daß

— wenn es nur klein,
So werden die Jungen zufrieden nicht ſein.

ſchließt das Ganze mit folgenden Strophen:

Dann wollen wir trinken und tanzen rund
Um unſren Baum und Maibuſch bunt;
Bis die Wirthin ſagt: nun iſt es aus,
'S iſt Zeit, daß Jeder nun gehe nach Haus!

Dann wollen wir ſchwenken den Hut ſürwahr,
Und ſchreien: ſie lebe noch fünfzig Jahr!
Und wollen dann heimziehn in bunter Reih'
Mit dem Tone, genannt: „Der erſte Mai".

(S. Ireland, her wit, peculiarities etc. Dublin, M'Glashan, p. 66; ohne Jahreszahl.)

Eine andere, im ganzen Celtenlande, auch in Irland beliebte Maimelodie ſoll die ſein, welche unter dem Namen Helston Forey

(so genannt nach Helston, einem Städtchen in Cornwallis) bekannt ist. Sie bewegt sich in einem fröhlichen und angenehmen Maße, und findet sich mitgetheilt bei Gilbert (Ancient Christmas Carols, London 1823). Der in Cornwallis dazu gesungene englische Text*) findet sich vollständig unter dem Titel „Furry-day song" in Ellis's Ausgabe von Brandt's „Antiquities" I., p. 224 und enthält die Strophe:

For we were up as soon as any day,
For to fetch the summer home;
The summer and the May, O,
For the summer now is come.

In diesen Liedern ist der Gedanke eines Frühlings- oder richtiger eines Sommerfestes ausgedrückt, der sich auch sonst noch in den Observanzen desselben weiter verfolgen läßt. Wie

*) Die Bewohner von Cornwallis, die sogenannten kamnonischen Briten, ihrer Sitten, sprechen heutzutage doch ausschließlich englisch. Bis zur Regierung Heinrich's VIII. erhielten sie sich unvermischt und redeten bis dahin nur ihre alte Sittensprache, welche der bretonischen und walisischen am nächsten, der irisch-schottischen entfernter verwandt war. Von da ab jedoch gerieth sie so rasch in Vergessenheit, daß sie zur Zeit der Königin Anna nur noch in wenigen Dörfern in der Nähe von Land's End verstanden ward. Die Kinder lernten, indem sie heranwuchsen, englisch, und je mehr die alten cornischen Leute starben, ging auch die Sprache allmälig mit ihnen dahin, so daß um die Mitte der Regierung von Georg III. eine gewisse Dolly Pentrath, ein altes Fischweib, ungefähr drei Meilen weit von Mousehole, bei Penzance wohnhaft, das einzige Wesen in der Welt war, welches sich noch in der Sprache der alten kamnonischen Sellen unterhalten konnte. Sie soll jedoch von dieser Mundart nicht den besten Gebrauch gemacht haben, indem sie dieselbe hauptsächlich dazu anwandte, um zu schwören und zu fluchen, wenn sie für ihre Fische nicht genug Geld bekommen konnte, oder zu schimpfen, wenn man sie beleidigt hatte. Als Dolly Pentrath 1788 in dem Alter von 102 Jahren das Zeitliche segnete, da konnte man sagen, mit ihr sei die Sittensprache von Cornwallis gestorben und werde mit ihr zu Grabe getragen. —

wir die Burschen und Mädchen beim Maitanz mit Grün und Blumen bekränzt sahen, so dürfen Zweige und Maiglöckchen, welche darum auf Irisch Lus-ubrich Baltaine (Baltaine-Sträuße) heißen, auch an Thüren und Fenstern nicht fehlen. Besonders ist es die Bergesche (Krankiran), welche an diesem Tage für unentbehrlich erachtet wird. Zweige derselben werden in die vier Ecken des Kornfeldes gepflanzt; der Eschenzweig ist das beste Mittel gegen Zauberei. Man bindet dergleichen um das Butterfaß, ehe man anfängt zu buttern; jeder Milchtopf, jede Butterfatte sowie Alles, was zur Milchkammer gehört, wird mit Eschengrün umwunden. — Blumen werden vor die Thür gestreut, es müssen aber wilde Blumen sein, weiße und gelbe (Farbe der Milch und der Butter), wie sie in der Wiese und am Bache wachsen, hauptsächlich Marienblumen (Nomhns) und Schlüsselblumen. Der große Maibusch, von einem alten „Rath" (Festungshügel aus der Heidenzeit) gehauen, wird aufgepflanzt, wo die jungen Leute am Abend tanzen, und mit Lichtern besteckt, wie der deutsche Weihnachtsbaum; und wenn der Tanz vorbei ist, so wird er in das verglimmende Maifeuer geworfen, das mit seinem letzten Auflodern den grünen Maibusch mit seinen Lichtern und die ganze Mailust verzehrt. Dieser Pflanzencult spielt auch in der süßen Sage vom Maienreiter seine Rolle; wenn er früh am ersten Maimorgen, bei lieblicher Musik, über die Seen von Killarney dahin reitet, so schweben Feen vor ihm her, welche die blaue Fläche des träumenden Gewässers mit Blumen bestreuen.

Daß in dieser Aufregung der Natur, welche den Uebergang vom Winter zum Sommer begleitet, auch — nach der Vorstellung dieses phantasiereichen Volkes — die Geisterwelt sich regt, kann uns nicht verwundern. Merkwürdig aber ist es, daß alle Spuren

dieſes Maiaberglaubens durchaus in das celtiſche Heidenthum zurückführen, und daß ſelbſt da, wo ſtatt der Maifeuer die Johannisfeuer leuchten, doch — weit entfernt von der Einwirkung irgend einer chriſtlichen Vorſtellung — die altheidniſchen Ideen allein es ſind, welche daran haften. So werden auch hier Kuhſchwänze und Kuhhörner, ja ganze Pferdeleichen darin verbrannt; und anknüpfend an den eigenthümlichen Viehzauber, von welchem wir ſogleich reden werden, treibt auch durch die Aſche des Feuers, welches zu Ehren des Täufers gelodert hat, der vor den Feen ängſtliche Bauer ſeine Heerde. Denn ſie, und in ihrem Gefolge die Zauberer und Hexen ſind es, die in dieſer Nacht ihr Weſen treiben. Und zwar zeigen ſie ſich alsdann meiſt nur von ihrer böſen Seite. Sie halten wol ihre Spiele und tummeln ſich luſtiglich im Ringelreihn, ſo daß man ſie in dieſer Nacht am Erſten ſehen kann, wobei demjenigen, welchem es gelingt, ihren Pfeifer zu betauſchen, große Anmuth und Leichtigkeit zu Theil wird, wie es denn auch in Connaught von Jemandem, den man gut tanzen ſieht, ſprichwörtlich heißt: „er hat gewiß den Pfeifer in der Mainacht gehört!“ Ja, auch Glas-Gaivlen, die heilige, milchweiße Feenkuh mit den grünen Flecken läßt ſich zuweilen in dieſer Nacht ſehen und glücklich und geſegnet iſt der Farmer, der ihr alsdann begegnet. Aber Alles in Allem doch ſind die Feen mehr geneigt, dem Menſchen und ſeinem Haushalt Böſes zuzufügen; weswegen in dieſer Mainacht Niemand unter freiem Himmel ſchlafen würde und jedes Mittel angewandt wird, um Hof und Herd vor ihrem verderblichen Einfluß zu ſchützen. Die mächtigſten Mittel für dieſen Zweck ſind Feuer und Waſſer, deren geheiligte Kräfte in dieſer Nacht hauptſächlich angewandt werden, um das Vieh — welches den armen Bauern von Irland das Werth-

vollste seiner kleinen Wirthschaft ist — gegen die Angriffe der Feen zu sichern.

Den Ausgangspunkt bildet auch hier das große öffentliche Maifeuer. Nachdem das Vieh durch die Asche desselben — welche auch sonst heilkräftig und mit Wasser vermischt gegen Wunden und äusserliche Schmerzen unfehlbar sein soll — getrieben worden ist, sperrt man es in die Ställe ein, und bewacht es während der Nacht auf's Sorgfältigste. Um den Nacken jeder Kuh wird ein Strohkranz (Sugaun) befestigt; in anderen Gegenden wird jedes Stück Vieh mit angezündetem Stroh leicht gesengt, oder man fährt mit einer glühenden Kohle rund um den Körper desselben. Anderwärts läßt man es zur Ader und trocknet und verbrennt das Blut; Alles aus Furcht vor dem bösen Zauber der Feen und Hexen. Letztere verwandeln sich namentlich gern in Hasen oder Igel (Graunog), welche — wenn man nicht aufpaßt — die Kühe „melken", und darum von der ausgelassenen Jugend an diesem Tage mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgt werden. Am meisten sind aber milchende Kühe den Gefahren der Mainacht ausgesetzt. Denn Jemand, der es bös mit den Besitzern meint, braucht nur in des Teufels Namen die Euter ihrer Kuh dreimal anzuziehen, so verliert sie für das ganze folgende Jahr ihre Milch. — Weiterhin ist es Gebrauch, früh Morgens am ersten Maitag zu buttern; je früher, desto besser. Dabei wird die Thüre der Hütte fest zugeschlossen, damit die Butterhexe nicht herein kann, und Etwas von der Milch wird als Opfer für „das gute Volk" (die Feen) auf die Erde gegossen. Sollte aber nun doch, während des Butterns, Jemand unvermuthet hereinkommen, sei es ein Fremder oder ein Mitglied der Familie, so muß derselbe den Butterstock nehmen und wär's auch nur für einen Augenblick. Dieses

zu verweigern würde bei einer Person aus den höheren Ständen für unhöflich und unglückverkündend gelten; bei einer armen und niedrigen Person aber wäre es das Geständniß, daß sie eine Hexe oder ein Zauberer sei. Um viele Butter zu gewinnen, werden glühende Kohlen und Salz unter das Butterfaß gelegt, oder ein altes Eisenhufeisen an den Butterstock genagelt.

Nächst dem Viehstall ist es der Herd in dieser Nacht, dem sich die Sorge des irischen Bauers zukehrt. Aus dem öffentlichen Feuer, wenn es zusammengesunken ist, nimmt sich Jeder ein Stück glühenden Torfes mit nach Haus, sucht es bis zum andern Morgen in seinen letzten Funken zu erhalten, um alsdann sein Herdfeuer damit anzuzünden. Dieser Zug giebt sich als ein direkter Ueberrest des druidischen Gebrauchs von Tara zu erkennen. Ein großes Feuer darf aber dann nicht gemacht werden, damit die Feen — diese Götter, auch nach irischem Begriff, im Exil — welche sich vor dem Rauch fürchten, nicht verscheucht und dadurch böse gemacht werden. Zwischen Abend und Morgen, wenn der Herd kalt ist, hat er prophetische Kräfte. Er wird über Nacht rein gefegt und mit warmer Torfasche dünn bestreut. Ist dann am andern Morgen ein Fußtapfen darauf zu sehen, der sich der Thüre zukehrt, so wird Jemand aus dem Hause sterben, ehe zwölf Monde vergangen. In einigen Gegenden ist es Sitte, daß die Männer von Hütte zu Hütte gehen, um am Herde ihre Pfeifen anzuzünden. Sie löschen dieselben aber sogleich wieder aus, wenn sie draußen sind. Denn um keinen Preis, weder für Geld noch für gute Worte, würde Jemand — aus Furcht vor Entweihung — während des ganzen Mairages Feuer oder Wasser aus seinem Hause geben. Und in gleiche Weise, wie das Wasser *im* Hause, wird auch das Wasser *außer* dem Hause, Quell und Brunnen, bewacht. Denn sonst

könnte leicht eine alte Hexe kommen und dem Wasser die „Blume“ nehmen, d. h. ein hölzernes Geschirr hineinwerfen und die Worte: „Komm, Butter, komm!“ dabei sprechen, wodurch das Vieh, welches aus diesem Brunnen trinkt, für die folgenden zwölf Monate unfehlbar die Butter verliert. Dagegen wird das Vieh am Morgen nach Baltaine-Nacht in aller Früh zu dem bewachten und dadurch bei seiner heiligen Kraft erhaltenen Brunnen geführt, und es pflegt dann immer ein grosser Streit zwischen den Nachbaren darüber zu entstehen, wessen Vieh zuerst daraus trinken soll.

Während so die älteren und bedächtigeren Leute ihren Haushalt besorgen, ist es nicht mehr als billig, daß auch des andern gedacht werde, welchen die jüngeren so ungeordnet als anmuthig in ihren Herzen tragen. Denn die Menschennatur nimmt einmal am belebenden Frühling ihren Theil, und darin bleibt Jugend, selbst im armen, unglücklichen Irland, Jugend, daß sie an eine Welt holder Täuschungen glaubt, die gemeiniglich dann erst in Trümmer fällt, wenn die erste Sehnsucht nach ihr gestillt ist. Mannigfach sind daher die Mittel, deren in dieser Nacht der Feen und Geister sich Liebende bedienen, um über ihr Schicksal prophetische Auskunft von denselben zu erlangen.

Wenn ein Mädchen erfahren will, wer ihr Zukünftiger sei, so geht es spät am Maiabend zu einem Weidenbaum und bricht sich neun kleine Reiser davon ab. Das neunte Reis wirft sie über die rechte Schulter hinter sich, die acht andern steckt sie in den rechten Strumpf. Dann spricht sie auf ihren Knien folgende Worte: „Ob du gleich einen Bürgen wolltest für mich setzen, wer will für mich geloben?“ (Buch Hiob 17, 3.) Geht sie hierauf zu Bett und legt den Strumpf mit den Weidenreisern

unter den Kopf, so wird ihr der Zukünftige im Traum ganz gewiß erscheinen.

Eine andere Mode ist, am Maiabend nach Sonnenuntergang zu einem Hügel zu gehen, wo die Schafgarbe reichlich wächst. Indem das Mädchen neun Blätter von der Pflanze abbricht, singt sie:

Guten Morgen, guten Morgen du schöne Schafgarbe,
Und dreimal guten Morgen, du schöne Pflanze mein.
Komm sag' mir und zeig' in Gestalt mir und Farbe
Vor Tage noch, wer mein Treuliebster soll sein!

Die Schafgarbe wird mit nach Haus genommen, in den rechten Strumpf gesteckt, unter das Kissen gelegt und der Traum erwartet. Aber wenn das Mädchen auch nur ein Wort spricht, nachdem die Schafgarbe gepflückt ward, so ist der Zauber gebrochen. — Uebrigens liegt in diesem prophetischen Traum eine acht celtische Reminiscenz; so lesen wir in den alten Dichtungen nicht blos der Iren, sondern auch der Schotten von Helden, die — wenn Schlacht oder sonstige Gefahr droht — sich niederlegen, „um zu träumen." Besonders dem Haupthelden der irischen Heldendichtung, Finn Mac Cul, wird die Gabe des prophetischen Traums zugeschrieben.

Eine dritte Art des Liebesorakels am Maiabend besteht darin, daß das Mädchen einen Holzbecher in einen benachbarten Brunnen wirft, indem sie den Namen ihres Geliebten spricht. Dann verläßt sie den Brunnen und kommt früh am andern Morgen zurück. Wenn das Gefäß dann oben schwimmt, so ist es ein gutes Zeichen: der Wunsch ihres Herzens wird ihr in kurzer Zeit erfüllt werden. Ist dasselbe jedoch untergegangen, so darf sie auch wol über den Untergang ihrer liebsten Wünsche klagen.

Wenn Schönheit allein es ist, welche dem jungen Mädchen zum Siege verhelfen kann, so ist auch dafür in der Mainacht gesorgt. Denn der Maithau ist ein mächtiges Schönheitsmittel und starker Liebeszauber. Das junge Mädchen, welches sich am ersten Maimorgen damit wäscht, ist nicht blos sicher vor Sommersprossen und Ausschlag, sondern wird auch Demjenigen, den es liebt, unwiderstehlich.

Sahen wir in Baltaine nun vorzugsweise das heitere Frühlingsfest, so erscheint Samphuin (auch Oidche Shamna, Sommerende-Nacht genannt, während der erste November selbst „Samhain" heißt) ursprünglich als das Herbst- und Erntefest von Irland. Es ist noch heute allgemein Brauch und Sitte daselbst, an diesem Tage die Ernte zu beschließen, und nach demselben weder Kartoffeln zu graben, noch Heu einzufahren, noch sonst eine Feldarbeit mehr zu verrichten. Da nun aber die Irländer auch darin genial sind, daß sie in dieser Woche nicht thun, was sie in der nächsten allenfalls noch thun können: so verschieben sie alles Mögliche auf diesen letzten Erntetag, und daher entsteht der Lärm und die ungemeine Regsamkeit, welche man am letzten Tage des Oktobers durch ganz Irland wahrnehmen kann. Dieser Charakter des Erntefestes hat sich in einigen Zügen der irischen Allerheiligenfeier erhalten. Treu dem Spruche, mit welchem ein altes Gedicht (mitgetheilt von Eugene Curry in The Atlantic, a register of literature etc. II., 371. 1858) die Observanzen der Herbstfeier beschreibt:

Fleischspeise, Bierkrüge, schöne Nüsse,
Dieses sind die Vorrechte des Samhain —

ist Oidche Shamna noch immer ein Fest gastlicher Zusammenkünfte und von Alters her vorgeschriebener Speisen und Getränke.

Da ist namentlich ein Kuchen Barnbreak (corrumpirt aus Bairin-break, bestreutes Brod) genannt, welcher an diesem Tage in keinem Hause, in keiner Hütte von Irland fehlt. Die Bauerfrauen auf dem Lande bereiten ihn, die Bäcker in der Stadt senden ihn ihren Kunden zu. Es ist ein Gebäck aus Mehl, welches mit Saffran gefärbt, mit Mohn und Kümmel bestreut wird, und die Alterthumsforscher von Irland sagen, daß dasselbe seinen Ursprung in den Opfern habe, welche in der Druidenzeit an diesem Tage der Sonne dargebracht worden, und deren Substanzen genau diejenigen der heut noch gebräuchlichen Barnbreaks gewesen seien. — Ein anderes Lieblingsgericht an Oidche Shamna ist das Calecannon, welches, aus Kartoffeln, Kohl, gelben Wurzeln und Rüben zusammengemischt, in seinen largen Bestandtheilen allerdings das treueste Bild dessen ist, was die Ernte dem armen Bauern von Irland in's Haus bringt.

Mit dieser ursprünglichen Vorstellung des Erntefestes haben sich nun aber diejenigen des Allerheiligentages vereinigt, und dicht neben Spiel und Kurzweil aller Art finden sich Gespensterfurcht und abergläubische Ceremonien. Der irische Bauer erwartet den letzten Tag des Oktober daher mit einem aus Freude und Grauen gemischten Gefühle und die Abenddämmerung desselben versetzt ihn und seinen Haushalt noch immer in Aufregung. Die Jugend, mit Stocken und Knitteln bewaffnet, zieht dann von Haus zu Haus, fordert zur würdigen Feier des Festes im Namen des heiligen Columbkill auf, und sagt Verse zu Ehren desselben her, in welchen es heißt, man solle das fette Kalb abschlachten und das schwarze Schaf bei Seite bringen. „Fette Kälber und schwarze Schafe" giebt es aber für den irischen Bauer leider nur im Liede, in der Wirklichkeit muß er sich, was diesen Theil der Feierlich-

keit anbelangt, mit den oben beſchriebenen Kuchen begnügen. Die Hausfrauen haben alle Hände voll zu thun, um dieſe zu backen und Kerzen zu bereiten, welche ſich die Nachbarn gegenſeitig zuſchicken. So viel mir ſcheint, ſind dieſe Kerzen — ſchon in dieſem Punkt anknüpfend an die katholiſche Bedeutung dieſes Tages und ſeine Feier — eine Art von Todtenopfer; ſie werden gewiſſermaaßen im Namen abgeſchiedener Familienglieder überſandt, und es iſt Sitte, daß die Empfänger ſie am andern Tage anzünden und dabei für die Seelen der eingebildeten Geber ein Gebet ſprechen. — Außer den Kuchen werden Aepfel und Nüſſe in großer Menge verzehrt. Die Pußſchaalen werden verbrannt und aus ihrer Aſche viel ſeltſame Dinge vorhergeſagt. Die jungen Leute tauchen nach Aepfeln in einem Eimer mit Waſſer und geben ſich Mühe, mit dem Munde einen vom Grund heraufzubringen. Sie hängen, wagrecht unter die Decke des Zimmers, einen Stock mit Aepfeln an dem einen Ende und brennenden Lichtern am andern, und nachdem dieſes Geſtell in Bewegung geſetzt iſt und ſich dreht, verſuchen ſie den Apfel mit dem Munde zu fangen. Oder es wird ein Nagel in die Wand geſchlagen und am Kopf deſſelben ein Apfel befeſtigt. Wer nun fünfzigmal um einen Stock rund gehen kann, ſo daß er die Spitze deſſelben immer auf einem Punkt am Boden ſtehen läßt, und dann noch Kraft und Beſinnung genug beſitzt, um den Apfel vom Nagel mit einem Griff fortzunehmen, der hat ihn gewonnen. Die Meiſten aber ſind ſchon nach dem zehnten Male ſo ſchwindelig, daß man ſie auffangen muß.

Mit dieſen Spielen wechſeln mannigfache Schickſalsproben, und man wird bald ſehen, wenn man ſie mit denen des Maifeſtes vergleicht, daß ſie mehr den düſtern Herbſtcharakter an ſich haben, und, an die Bedeutung des Erntefeſtes anknüpfend, in ihren

Zwecken zugleich mehr auf das Praktiſche gehen, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, als die harmloſen Blumenorakel der Frühlingsfeier. Man ſieht weniger auf Schönheit, als auf die ſonſtigen Eigenſchaften des Freiers, weniger nach Liebe, als nach baldiger Verheirathung. Das Dunkel der Herbſtnacht iſt ganz voll ahnungsreicher Zukunftgeſtalten, und die Jugend, die noch Etwas von ihnen hofft, wendet viel alterthümliche Mittel an, um ſie zur Erſcheinung zu zwingen. Die Stunde, in welcher der Zauber wirkt, iſt Mitternacht; und die ſchauerliche Einſamkeit derſelben iſt dann in ganz Irland die Scene ſeltſamer Beſchwörungen. Da gehen Burſchen und Mädchen mit verbundenen Augen in den Garten, wo der letzte Kohl ſteht, und reißen denjenigen Kopf, den ſie zuerſt berühren, aus der Erde. Das Ausſehen dieſes Kohlkopfes iſt prophetiſch und er zeigt mit ſeinem Beiſpiel an, ob der oder die Zukünftige reinlich oder ſchmutzig, geſund oder krank, von vielem oder geringem Werthe ſein werde. Oder es werden zwei trockene Bohnen genommen und an das Feuer gelegt. Die größere ſtellt den Burſchen, die kleinere das Mädchen vor. Diejenige, welche nicht ganz ausbrennt, nachdem man ſie auf den Herdſtein gelegt hat, deutet auf die Untreue der von ihr repräſentirten Perſon. Brennen ſie aber Beide ganz aus, ſo bleiben ſie ſich Beide treu. Dann werden die Bohnen in einen Eimer voll Waſſer geworfen, gehen ſie zuſammen unter, ſo werden ſich die Liebenden heirathen, im andern Falle aber werden ſie ſich nie bekommen. Statt die ausgebrannten Bohnen in's Waſſer zu werfen, kann man ſie auch in den Strumpf ſtecken und dieſen unter das Kopfkiſſen legen, wenn man zu Bett geht. Träumt man von Demjenigen, den man liebt, in der Nacht von Allerheiligen, ſo wird man ihn bekommen, ſonſt aber nicht. — Ferner ſäen in dieſer

Nacht die Mädchen Hanf und glauben, daß, wenn sie hierauf rückwärts schauen, ihr dereinstiger Mann erscheinen werde. Sie werfen ein Knäul Garn aus dem Fenster in die Finsterniß des offenen Feldes hinaus, behalten das Ende des Fadens in der Hand und fragen: „Wer hat mein Garnknäul gefangen?“ Dann wird der Mann, der ihr bestimmt ist, seinen Namen nennen. — Eine Probe, ob man bald heirathen werde, wird auch dadurch gemacht, daß man einen Ring in den Allerheiligenkuchen bäckt. Wenn man nun auf den Abend zusammen ist, Burschen und Mädchen rund um den Tisch sitzen und der Kuchen zerschnitten und vertheilt ist, so wird der- oder diejenige zuerst heirathen, in dessen Stück der Ring steckt. — Aber auch über andere Dinge, als Liebe und Hochzeit, giebt das Orakel der Allerheiligennacht Auskunft. Will man nämlich wissen, ob man reich werden, lang leben oder bald sterben soll, so macht man es folgendermaaßen: Man nimmt drei Zinnschaalen, füllt die eine mit Mehl, die andere mit Asche und die dritte mit Erde. Alsdann geht die Person, welche die Zukunft befragen will, hinaus, man verbindet ihr die Augen und hierauf muß sie auf Händen und Füßen in das Zimmer kriechen, wo die drei Schaalen von den Anwesenden in eine dem Suchenden unbekannte Ordnung gestellt worden sind. Wenn dieser nun seine Hand zuerst in die Schaale mit Mehl steckt, so wird er ein reicher Mann; wenn in die mit Asche, so lebt er lang. Steckt er sie aber in die Schaale mit Erde, so muß er bald sterben. „Und das ist ganz untrüglich“, fügte Brighit hinzu, das Bauermädchen aus der Gegend der Killarney-Seen, dem ich das Meiste von dem verdanke, was ich bis hieher mitgetheilt habe, — „ich habe selbst einen Mann gekannt, der das so am Allerheiligenabend gemacht hat. Er war sein Lebtag ein Unglücksvogel gewesen und

griff auch an diesem Abend zuerst in die Schaale mit Erde. Er wurde so bleich als wie der Kalk an der Wand, als man ihm das Tuch von den Augen nahm, und er nun sah, was er gethan; und drei Monate darauf war er ein todter Mann."

Einige gießen in dieser Nacht auch Blei, um die Zukunft daraus zu prophezeien. Aber das soll man nicht thun, meinte Brighit, „es ist Teufelswerk." Darin bildet Allerheiligen den schärfsten Contrast zum Maifest, daß — während beide, wie sie in Irland gefeiert werden, aus dem Natur- und Elementardienst des celtischen Heidenthums hervorgegangen sind — der mythologische Hintergrund, der sich bei letzterem erhalten hat, bei ersterem vollständig durch die Dämonologie des Christenthums verdrängt und ersetzt worden zu sein scheint. Zwar deuten auch einige Winke auf die Gegenwart der Feen: sie sollen um Mitternacht erscheinen und wenn man ihrem Zuge begegnet, dadurch gezwungen werden, jedes menschliche Wesen, das sie etwa mit sich führen, freizugeben, daß man ihnen Staub, unter den Füßen fort, entgegen wirft. Aber die Hauptfigur in der dunklen, unheimlichen Allerheiligennacht ist der Teufel, und zahlreich waren die Geschichten Brighit's von seinem unheilvollen Erscheinen in derselben. Weshalb denn auch die Anwendung der oben mitgetheilten Zukunfts- und Schicksalsproben leicht zum Unglück ausschlägt, da man dem Teufel dadurch eine Handhabe zur Einmischung giebt.

So z. B. greift er oft das Garnknaul auf, und wenn die Person, die es ausgeworfen, seinen Ruf hört, anstatt den des Geliebten, so muß sie in derselben Nacht noch sterben. Auch beim Hanfsäen ist er den Mädchen schon oft genug erschienen und einer von Brighit's Freundinnen war Folgendes passirt: Diese Freundin, damals ein Mädchen von 21 Jahren, kippte auf Allerheiligen-

abend ein paar Stühle um und legte sie mit der Lehne über's Feuer. Dann zog sie sich das Hemd aus und breitete es über die Lehne, so daß es schon anfing zu sengen, und rief mit lauter Stimme: „Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes — wenn derjenige, welchen ich liebe, mir treu geblieben ist, so soll er jetzt kommen und das Hemd umwenden, damit es nicht verbrenne!" Und in demselben Augenblick kam eine Gestalt, wie die ihres Geliebten — der „wol tausend Meilen weit weg, in London" war — und drehte das Hemd um und verschwand. „Es muß der Teufel gewesen sein", sagte Brighit, „der Fetsch*) ihres Geliebten war es nicht. Denn wenn man den Fetsch eines Menschen nach Mittag sieht, so muß dieser bald darauf sterben; aber ihr Geliebter kam nach einiger Zeit zurück, heirathete sie, und sie leben beide noch heute, haben viele Kinder und sind sehr glücklich." —

So harmlos jedoch benimmt sich der Teufel nicht immer; besonders nicht, wenn es den Anschein hat, als wolle man ihn und seine Macht nur zum Besten haben. Brighit kannte eine Frau, die in dieser Nacht in die Scheune ging, um Korn zu schwingen. Dabei kann man nämlich auch oft denjenigen erblicken, welchen man heirathen wird. Nun aber war sie ja schon verheirathet, und daß sie Scherzes halber die Zukunft um Dinge befragen wollte, die schon lange von der Vorsehung selber beantwortet waren, das sollte ihr sehr schlecht bekommen. Und kaum hatte sie begonnen, so erschien ihr eigener Mann und nahm ihr

*) Fetsch ist die Erscheinung eines lebenden Menschen, die — nach dem irischen Aberglauben — oft den entfernten Freunden desselben erscheint, seinen Anblick Tod oder Leben verkündend, je nachdem es sich Vor- oder Nachmittag sehen läßt. (S. weiter unten.)

die Schwinge aus der Hand. Darauf verſchwand er in der Dunkelheit und die Frau lief ärgerlich in die Stube und zankte mit ihrem Manne, daß er ſie mit ihrem Spaße ſtöre. Aber der Mann ſagte, er habe ſich nicht von der Stelle gerührt und Alle, die in der Stube waren, ſagten daſſelbe. Darauf ging die Frau wieder in die Scheune und begann ihr Werk auf's Neue. Aber ſogleich kam auch ihr Mann wieder, nahm ihr die Schwinge aus der Hand und ſchlug ſie dreimal damit auf den Kopf. Da lief ſie in die Stube und ſagte, nun müßte es der Mann geweſen ſein, ſie habe ihn ganz genau geſehen. Alle beſtritten es auf's Neue und lachten ſie aus. Da aber neigte ſie ihr Haupt und ſagte: „So iſt es der Teufel geweſen und Gott verzeihe mir meine Sünde. Gottes Wille geſchehe — heut in zwölf Monaten bin ich ein todtes Weib und mein eigenes Dienſtmädchen da wird die Herrin dieſes Hauſes und die Mutter meiner Kinder ſein!“ Dann ſagte ſie zu dem Dienſtmädchen, ſie möge freundlich gegen die Kinder ſein und Gott werde es ihr lohnen. Ihr Mann wollte lachen, aber er konnte nicht, und ſechs Monate ſpäter ſtarb ſein Weib und bald heirathete er ſein eigenes Dienſtmädchen, wie die Frau es in der Nacht von Allerheiligen prophezeit hatte.

Wir aber kehren nach dieſer Abſchweifung, zu welcher uns der Gegenſtand ſelber aufforderte, zur iriſchen Mythologie zurück und zwar zur Betrachtung eines derſelben eigenthümlichen Weſens, das ſeiner Geſtalt und ſeinen Neigungen nach hier — in Irland, ſeiner wahren Heimath — kaum noch zwiſchen Feen und Menſchen, ſondern eher noch zwiſchen Feen und Thieren zu ſtehen ſcheint, während es in Wales zu einem neckiſchen Poltergeiſt, in England aber, wo es Shakespeare aus Wales eingeführt zu haben ſcheint, gar

zu einem lieblichen Boten und Vermittler des Elfenkönigs und der Elfenkönigin im Sommernachtstraum geworden ist. Dies Wesen — die Leser werden schon errathen haben, welches ich meine — heißt in Wales Pucca, in Irland Phuca. Von allen bösen Geistern Irlands ist der Phuca der böseste. Die Leute von Jar-Connaught im Westen sagen, daß er schon gleich zu Anfang der Welt erschaffen worden sei und die Sündfluth überlebt habe. In Munster spricht man von den Phuca's, in Leinster und den übrigen Theilen Irlands nur von einem Phuca. In der Form ist er sehr wandelbar; gewöhnlich ist er ein Pferd, oft ein Adler. Zuweilen nimmt er die Gestalt eines schnaubenden Ochsen an, oder hüpft als trügerischer Irrwisch über die sumpfigen Wiesen; und zuweilen mischt er in seiner Gestalt mehrere Thierformen zusammen, ist vorn Kalb und hinten Ziege.*) Sein Zauber ist von der wildesten, phantastischsten Art. „Er läßt den Menschen, dessen er sich bemächtigt hat, in der kürzesten Zeit unendlich viel erleben. Er jagt mit ihm über Abgründe, führt ihn hinauf in den Mond und hinab in die Tiefe des Meeres. Wenn Etwas einstürzt, so wird es vom Volke ihm zur Last gelegt." (Croker) Wenn um Michaelis die ersten Saaten wieder erscheinen und die Brombeeren anfangen abzufallen, so sagt man den Kindern, sie sollen diese nicht länger essen, weil der Phuca bei seinem Ritt über Land sie besudelt habe. Wo man bei uns sagen würde: „scheer dich zum Teufel!" sagt man in Irland: „scheer dich zum Phuca!" — Der Hauptschauplatz seines nächtlichen Spukes sind wiederum die Berge von Wicklow, als ob die Feen, nachdem sie

*) Es ist möglich, daß er dem letzteren Thier seinen Namen verdankt; phuc heißt irisch die Ziege.

ihres einst dort gelegenen Paradieses beraubt waren, als Rächer die bösen Kobolde zurückgelassen hätten. Vielen Plätzen daselbst hat er seinen Namen gegeben: Drohid-a-Phuka, Carrig-a-Phuka (Phuca's Felsen), Phul-a-Phuka (Phuca's Wasserfall). Jedoch beschränkt er sich keineswegs auf diese Berge allein; bis in den fernsten Westen wandert er auf seinen nächtlichen Fahrten. In Jar-Connaught glaubt man, daß er besonders in der Nacht von Allerheiligen spuke und viele Personen giebt es daselbst, welche vermeiden in dieser Nacht auszugehen, weil sie fürchten, diesem grauenhaften Phantom zu begegnen. In der Nähe von Dublin ist ein altes Schloß „Phuca's Schloß", in der Grafschaft Kildare, ein District „Phuca's Zaun" genannt, bei Macrum, in der Grafschaft Cork tragen die Ruinen eines Bergschlosses seinen Namen und das Eiland Malaan, in der zum Meerbusen erweiterten Mündung des Kenmare-Flusses, südlich von Killarney, ist sogar wegen des Spukes, den er daselbst treibt, gänzlich verrufen. Es ist eine Zauberinsel, unbewohnt. Niemand wagt auf derselben sich anzusiedeln. Kein Schiffer naht in der Dämmerung gern ihren zerrissenen Felsküsten. Schrilles Getöse umschwirrt ihn dann, Wehrufe und Halloh's und wilde, klagende Töne. Und in den Geistergruppen, die den Aengstigten umschweben, sieht er auch die Todten, die lange gestorben sind in fernen Gegenden, auf dem Schlachtfelde oder im Schiffbruch. — Auf diese märchenhafte Vision bezieht sich eines der schönen Lieder in Thomas Moore's „Irischen Melodien", dessen Mittheilung an dieser Stelle die vorhergehende Schilderung poetisch illustriren wird.

Todten Ihr! Todten Ihr! die wir kennen am grünen Schein
Aus dem kaltglüh'nden Aug', scheint lebendig Ihr auch zu sein —
Was getat Ihr aus Eurem Grab
Aus Meer und Schlachtfeld weit ab.

Wo der Wurm und die Möve nur Euer Lager kennt —
Was schwebt Ihr hierher, wo All'
Die einst beweint Euren Fall,
Todt liegen, wie Ihr, und von Euch auf Ewig getrennt?

Es ist wahr, es ist wahr, wir sind Schatten bleich und kalt —
Was wir einst, schön und gut, liebten ist hinabgewallt.
Todt noch im Tod ist auch
So süß der Lebenshauch
Der Auen, die einst sich sonnig vor uns gedehnt —
Daß eh' wir scheiden, und eh'
Verschwinden im Heclaschnee*)
Wir uns nach der Täuschung des Lebens noch einmal gesehnt!

Hier nun sind wir im Verfolg unseres Gegenstandes auf der Grenze angelangt zwischen dem Diesseits, das trotz der Feen und Geister, die es umschwärmen, doch immer noch uns gehört, und dem Jenseits, mit dem uns Nichts verbindet, als Ahnungen und Hoffnung. Die Phantasie aller Völker hat diese Grenze mit Wesen bevölkert, die unruhig hin- und herschweben, abgelöst von dieser Welt und nicht aufgenommen von jener, arme, heimathlose Schatten, die Denen, welche ihnen begegnen, traurige Botschaft bringen und nahen Tod verkünden. Das „zweite Gesicht" der Bergschotten läßt seine wunderbare Erscheinung durch die Dämmerung huschen, welche diese Grenze umgiebt, und das „walisische Todtenlicht" warnt oft in mitternächtiger Stunde den einsamen Wanderer, diese Grenze nicht zu betreten und tödtet ihn mit furchtbarem Schlage, wenn er dieser Warnung nicht folgt. Unter diesen Wesen, wie sie in verschiedenartiger Gestalt die Märchenwelt aller Nationen bewohnen, giebt es in Irland besonders eins, den

*) „Wenn man diese Geister frägt, warum sie nicht zu ihren Ruhestätten zurückkehren, so sagen sie, daß sie nach dem Hecla-Berge wandern müßten, und verschwinden augenblicklich."

Fetisch nämlich, welches eine ganz eigenthümliche Ausbildung hat. Am Aehnlichsten dürfte dem Fetisch jene unheilvolle Erscheinung sein, welche wir in Wales unter dem Namen „Klatrith" kennen gelernt haben, und die darin besteht, „daß irgend eine Person gesehen wird, von der man weiß, daß sie's nicht selbst sein kann, da sie sich in weiter Entfernung von dem Orte befindet. Doch bedeutet diese Erscheinung nicht immer und unfehlbar den Tod ... Die Klatrith spricht nicht und verschwindet, wenn man sie anredet" (Herbst in Wales, 201). Auch in Hochschottland giebt es etwas entfernt Aehnliches, das „Fiosachd" nämlich, welches im Allgemeinen Hexerei und Wahrsagerei bedeutet, aber auch einer der vielen Namen für das „zweite Gesicht" ist. Das schottische „Feuch" und das irische „Feach" (sehen, schauen) scheint die Wurzel des Ausdrucks in beiden Sprachen zu sein, wiewol es den eigentlich irischen „Fetich" in Schottland nicht giebt.

Der Fetisch ist nach Ansehen, Gestalt, Gesicht und Kleidung das genaue Ebenbild einer gewissen Person, welche bald aus dieser Welt scheiden muß. Gewöhnlich erscheint der Fetisch der dem Tode verfallenen Person selbst, zuweilen jedoch auch einem Freunde des Abgerufenen, dann bewegt er sich vor demselben her, ohne Warnung oder Anzeichen irgend welcher Art, sondern eben nur eine mysteriöse Erscheinung zu einer Zeit und an einem Orte, wo das wirkliche Wesen nicht sein kann. Meistentheils wird der Fetisch gesehen, wenn die durch das Fatum bestimmte Person eines plötzlichen Todes durch unvorhergesehenen Zufall sterben wird, und dann soll die Erscheinung besonders verstört und unruhig in ihren Bewegungen sein. Der Volksglauben hat keine Erklärung weder für das Erscheinen des Fetisch, noch für seinen Ursprung. Alles, was man weiß, ist, daß er kommt — ein

dunkles Wesen des Schauers und Schreckens. Die Zeit seines Erscheinens sind die späteren Stunden des Nachmittags und namentlich die Nacht; erscheint er jedoch ausnahmsweise einmal am Vormittag, so ist das ein glückliches Zeichen für denjenigen, dessen Züge der Fetsch trägt, und die Vorbedeutung eines langen Lebens. Im Westen heißt der Fetsch auch „Thivisch", ein Wort, welches sicherlich mit „taibsche", eine Vision, Erscheinung, ein Phantom und mit dem schottischen „taibschedea-rachd" zusammenhängt, welches der gebräuchlichste Ausdruck für das „zweite Gesicht" ist. —

Wenn nun der Fetsch in Bezug auf seine verhängnißvolle Erscheinung durchaus an keine Bedingung gebunden ist, so giebt es in Irland noch einen anderen Boten des Jenseits, ein scheues, schönes Nachtgespenst, das unruhvoll in jener Dämmerung, in die noch kein sterbliches Auge geschaut, umherflattert und jedesmal kommen muß, wenn der Tod an die Thüren gewisser Häuser anpochen will. Es ist die Banschi, das traurigste, wehmüthigste und lieblichste Geschöpf der irischen Geisterwelt. Die Banschi, die weiße Fee, ist der weißen Frau des germanischen Märchenglaubens einigermaßen verwandt, aber wilder, großartiger, ergreifender.*) Sie ist der überirdische Begleiter gewisser, alter Familien in Irland und wird immer nur kurz vor dem Tode irgend eines Mit-

*) Einen eigenthümlichen Charakter hat sie auf der nordfriesischen Insel Sylt angenommen. Sie heißt daselbst „Stadenwüfke", das Gestadeweibchen und der Schauplatz ihrer Erscheinung ist Hörnum, das dünenreiche, von der anstürmenden Nordsee zerrissene und unbewohnte Südende der Insel. Dort umschwebt sie die alten verwüsteten Wohnstätten nicht blos als über das Verderben weinende, klagende und lamentierende, in Weiß gekleidete Jungfrau, sondern als wachender und beleuchtender Schutzgeist. (Vergl. Hansen, Friesische Sagen 191.)

gliedes derſelben geſehen oder gehört. „Für das hohe Geſchlecht der Mileſier allein fließt dahin die Muſik ihres Weh's.“ (Clarence Maugan.)

Dieſen Familien iſt ſie ſeit unvordenklichen Zeiten treu geblieben; obwol die Nachkommen derſelben heut in Schmutz und Elend verſunkene Bewohner der Haide und der felſigen Küſte ſind. Die Banſchi erſcheint in einer großen Verſchiedenheit von Geſtalten, und allgemein charakteriſtiſch iſt ihr nur jener eigenthümlich traurige Schrei, mit welchem ſie das Unglück beklagt, welches der Familie, die ſie liebt, zuſtoßen wird. In einigen Theilen Irlands erſcheint ſie als ein alter Mann, in anderen als ein altes Weib, die ihre traurige Botſchaft aus dem Aſchenwinkel oder unter der Treppe her verkünden. Schon in den ſinnianiſchen Gedichten finden wir ihre Spur. Hier kommt die Erſcheinung auf dem Schlachtfeld von Gabhra in der Todesſtunde Oſcur's, und zwar in der Geſtalt Fin Mac Cumhail's, ſeines Großvaters.

Den Augenblick, da Oſcur ſah Fionn
Seinen Weg entgegen ihm lenkend,
Schaut' er auf das Antlitz des Fürſten,
Und grüßte ſeinen Großvater.

Da ſprach Oſcur
Alſo zu dem Sohne von Moirne:
Ich lege mein Haupt nun zum Tod hin,
Seit ich Dich geſchaut, Fionn, mit den ſcharfen Waffen.

Traurig iſt es, Oſcur, Du Tapfrer;
Du guter Sohn meines Sohnes,
Nach Dir werd' ich machtlos bleiben,
Nach Dir und den Finians von Erin.

Da er hörte Finn's klagende Worte,
Da wich von Oſcur das Leben.
Niederſtreckt' er da beide Arme
Und ſchloß ſeine ſchönen Augen.

Am Populärſten aber iſt die Vorſtellung, daß die Banſchi als eine ſchöne, jugendliche, in Weiß gekleidete Frau erſcheine, die ihren traurigen Schrei einmal oder zweimal vor dem Tod, aus der Nähe eines Baumes, einer Quelle oder See's ausſtößt. Nicht immer wird ſie geſehen; und dann gleicht ihr prophetiſcher Sterberuf dem waliſiſchen „Cyhirraeth", dem traurigen Ton, „der weiſſagend dem Tod vorangeht, ohne daß man weiß, woher derſelbe kommt oder wer ihn ausſtößt." (Herbſt in Wales, 208). Wenn ſie aber geſehen wird, ſo ſchwebt ſie dahin, den ſchönen Kopf in unausſprechlichem Schmerz unter den weißen Schleier geduckt, den die nackten Arme wie Flügel nach beiden Seiten hin ausbreiten; dann flattern ihre langen Locken über die entblößten Schultern und das weiße Gewand ſchmiegt ſich eng an Leib und Beine. Und dann klingt durch den ſpäten Nachmittag oder das düſtre Schweigen der Nacht ihr Wehruf — ein dumpfer Ton, wie melancholiſches Seufzen des Windes, und dennoch von der Beſtimmtheit der menſchlichen Stimme und auf weite Entfernungen hin hörbar — gleich

Luftigen Zungen, die menſchliche Namen rufen
Ueber Sand und See und einſame Wildniß.

Traurig, dunkel, luftartig kommend und gehend, iſt dieſe ſchmerzlich-weiche Triolenmodulation, welche zuerſt von klagenden Geiſtern über dem Grabe eines Fürſten von Oſſory geſungen ſein ſoll, der Grundton aller iriſchen Melodien geworden — und unbewußt, daß es der Ton iſt, mit dem das unbekannte Land, in das noch keiner von uns geſchaut, ihn heimgerufen, wiederholt ihn das Klageweib des iriſchen Südens und Weſtens am Todtenlager des armen Bauernſohnes, deſſen Väter einſt Fürſten geweſen in Irland ....

Und so haben wir uns, auf unserer Wandrung durch die irische Feen- und Geisterwelt, eine Weile an dem Rande aufgehalten, wo der Schleier niederwallt. Wir versuchten ihn zu heben — aber nur vereinzelte Weherufe drangen uns entgegen, und die klagenden Gespenster des Fetisch und der Banschi huschten an uns vorüber. Wir wollten sprechen und vorwärts schreiten — aber eine unsichtbare Hand gebot uns Schweigen und Stillestehen. Wir stehen an der Grenze. Darüber hinaus ist Alles Nacht, Nebel und Vision. Wie ein Meer liegt es vor uns, wo jede emportauchende Welle von der folgenden begraben wird; eine Unendlichkeit, die vor uns auf- und niederwogt, ohne festen Punkt, auf welchem unsre Seele rasten könnte, ohne Antwort auf alle Fragen — ohne Grenze, als da, wo der Himmel selber sich in das graue Chaos zu begraben scheint. — Aber nicht immer grau .... oft, wenn die milde Morgensonne oder ein goldener Sonnenuntergang darüber steht, wird dieses Meer blau und ruhig und dünkt uns das Ziel unsrer Sehnsucht zu sein. Und dann aus dem lieblichen Duft, den der Zauber der Sonne und des Meeres webt, steigen selige Inseln hervor — Inseln, die wir mit den Fischerboten dieser Küste niemals erreichen würden, zu denen uns aber die Phantasie, der Wind, die Wolke entführt.

Die Sage von einem versunkenen Eiland ist allen Völkern des Abendlandes gemein; sie haben dieselbe aus ihrer Heimath im Osten mitgebracht. Die dunkle Erinnerung an die Zerstörung eines Continentes durch das Meer in vorhistorischer Zeit, gehüllt in den Duft der Sehnsucht, mag der letzte Grund dieser schönen Sage sein. Die Puranas sprechen von ihr und Plato kennt sie. Wir finden sie in allen Küstenländern, welche die indo-europäische

Race bewohnt; die Hindus, die Spanier, die Portugiesen glauben an sie und die Fata Morgana ist ihre letzte Spiegelung in der italischen See.

Eigenthümlich dabei zu beobachten ist es, wie dieses versunkene Eiland mit der fortschreitenden Cultur von Osten gen Westen wanderte. Die Tschandra Dwip der indischen Mythe liegen an der Westküste von Hindostan; die Atlantis wird jenseits der Säulen des Hercules dargestellt. Die Thule der Römer rückt von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter hinauf in die Einsamkeit des Nordwestmeers und die fabelhaften Inseln der Seligen folgen ihr. Mit einem eigenthümlich geheimnißvollen und düsteren Nebel umgibt sie der Genius des ersten Christenthums. Procop von Caesarea gibt (in seiner Schrift „vom gothischen Kriege." IV. 20) folgende Schilderung von derselben:

„Brittia ist eine Insel in dem Ocean, etwa 200 Stadien vom Ufer, gegenüber den Rheinmündungen, zwischen den Inseln Britannien und Thule. Brittia liegt gegenüber den westlichen Spitzen Galliens. Thule aber, so weit wir es erfahren, nach dem nördlichen Ozean. Auf Brittia wohnen Angeln, Friesen, Brittanen. Viele wandern von ihnen alljährlich wegen Uebervölkerung zu den Franken aus. Pferde haben sie nicht. —

„In dieser Insel Brittia nun erbauten die Alten eine lange Mauer, welche einen großen Theil derselben von der andern scheidet; so aber, daß dort auch das Klima und alles Uebrige verschieden ist. Denn der Strich, welcher von der Mauer nach Osten reicht, erfreut sich der Jahreszeiten regelmäßigen Wechsels, mäßig warm im Sommer, kalt im Winter; er ist reich an Menschen, die dort ein Leben, wie die andern Sterblichen führen. Dort blühen die Früchte an den Bäumen, frohe Saaten, wie überall,

keinen Mangel an Waſſer hat dieſe Gegend. Auf der weſtlichen Seite iſt Alles verſchieden; dort könnten Menſchen nicht einmal eine halbe Stunde leben. Schlangen, Vipern, unzählige giftige Thiere aller Art haben jenen Landſtrich inne und die Einwohner erzählen, ſo ſeltſam es klingt, wenn Einer über die Mauer ſpränge, würde er, vom Peſthauch erſtickt, ſterben. Und weil ich nun ſo weit gekommen, muß ich eine den Fabeln ſehr ähnliche Geſchichte erzählen. Ich halte ſie nicht abſolut für wahr, obgleich ſehr viele Männer ſie erzählen, die in jenem Lande geweſen und behaupten, ſie gehört zu haben; will ſie aber doch nicht ganz übergehen, damit es nicht ſcheine, als hätte ich bei der Beſchreibung von Britia Etwas nicht gewußt.

„Sie erzählen alſo, die Seelen der Todten ſeien immer dorthin geſchafft worden: wie dies geſchieht, werde ich gleich erklären, ſo wie ich es ſelbſt von Leuten aus jener Gegend ernſthaft habe vortragen hören — mir erſcheint es wie ein Traum. Das Ufer der Gegend, welche (auf dem Feſtland) der Inſel Britia gegenüberliegt, iſt bedeckt mit vielen Wäldern, darin wohnen Fiſcher, Landleute und Andere, welche des Handels wegen nach jener Inſel reiſen; den Königen der Franken untergeben, doch frei von Tribut. Von dieſer Laſt ſind ſie ſeit lange folgenden Dienſtes wegen befreit. Es ſagen die Eingeborenen, ſie hätten das Amt, daß Jeder von ihnen, wenn die Reihe an ihn kommt, die Seelen hinüberſchaffe. Wenn ſie dieſe Pflicht in der nächſten Nacht, wie ſie ihnen durch den Wechſel übertragen, leiſten müſſen, ſo kehren ſie in der Abenddämmerung in ihr Haus zurück und ſchlafen, den Führer der Fahrt erwartend. In ſtürmiſcher Nacht hören ſie dann an den Thüren rütteln und mit dumpfer Stimme ſich zum Werk berufen. Ohne Zögern ſpringen ſie vom Lager auf und

gehen zum Ufer, unwissend durch welche Macht sie getrieben werden, aber doch gezwungen. Dort sehen sie Kähne bereit, ganz leer von Menschen, auch die ihrigen nicht, sondern andere (Kähne nämlich). Nachdem sie dieselben bestiegen, ergreifen sie die Ruder, und fühlen die Fahrzeuge so von Fahrenden beladen, daß sie kaum einen Finger über dem Wasser hervorstehen. Sie selbst erblicken Keinen und nicht länger als eine Stunde rudernd, landen sie in Brittia; obgleich sie sonst, wenn sie auf ihren Schiffen, und nicht mit Segeln, sondern mit Rudern fahren, dorthin kaum in dem Verlauf eines Tages und einer Nacht gelangen. Landend an der Insel bemerken sie sogleich, daß eine Ausschiffung geschehe; nachdem diese geschehen, stoßen sie ab rasch mit erleichterten Schiffen, von denen jetzt kaum der Kiel vom Wasser bespült ist. Keinen Menschen sehen sie; keinen, der mit ihnen schiffte, keinen der ausstiege: sie versichern nur von dort her (?) eine Stimme zu hören, welche die Namen der einzelnen Aussteigenden nenne Denen, die sie empfangen, und ihrer früheren Würden erwähne und sie durch die Erwähnung des natürlichen Namens selber anzutreiben scheine. Wenn zugleich Frauen mit hinüberfahren, rufen sie die Männer bei Namen, mit denen sie in der Ehe gelebt." —

Procop schrieb im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt; sechshundert Jahre später, bei dem Grammatiker, Philologen und Historiker Isaak Tzetzes,*) dessen Camden als eines „fabulosi Graeculi" Erwähnung thut (in seinen „Insulae Britannicae"

*) Es giebt zwei Schriftsteller dieses Namens. Derjenige, den wir hier im Auge haben, schrieb einen Commentar zu der „Cassandra" des alexandrinischen Dichters Lycophron.

sub verbo: Insulae Fortunatae und Thule, ſ. ſeine „Britannia“ Frankfurter Ausgabe von 1616. p. 744 und 745), liegt dieſe Inſel ſchon viel weiter weſtlich, nämlich „im Ocean zwiſchen dem weſtlichen Britannien und der öſtlichen Thule.“ Die Thule aber ſoll nach ſeiner Meinung fünf Tag- und Nachtreiſen hinter den Orkaden liegen, ſo daß Camden vermuthet, es möge wol Island geweſen ſein. Die Erzählung des „Graeculus“ indeſſen, von Camden in lateiniſcher Ueberſetzung (a. a. O.) mitgetheilt, iſt faſt eine wörtliche Wiederholung des Procop, von welchem Camden Nichts weiß; nur der Schluß iſt abweichend. Hier nämlich findet ſich mit der Idee jener nächtlichen Todtenfahrt ſchon die andere Idee verbunden, daß nur Fromme und Gerechte daſelbſt wohnen könnten (ubi nullos nisi pios et justos habitare scripserunt), weshalb auch Tzetzes ſie „Beatorum insulae“ nennt, und Camden ſie für die „Insulae fortunatae“ hält, welche Horaz beſungen.

Den reichſten Boden jedoch zu ihrer Entwicklung fand die Sage vom verſchollenen Eiland in dem ſehnſuchtsvollen Gemüthe des großen Celtenvolks, und die einzelnen Stämme deſſelben, wie ſie am Weſtrande der Welt von Damals ſaßen, dem grenzenloſen Ozean, dem Untergang der Sonne gegenüber, haben ſie zu den glänzendſten Gebilden entfaltet, die zum Theil in der Dichtung, zum Theil im Volksglauben noch erhalten ſind. Das britiſche Eiland Avalon zwar lebt nur noch in der Arthurpoeſie, wie das untergegangene Königreich Lyoneſſe nur noch in der Legende von Cornwallis. Aber die Celten, die ſich, in wie verkümmertem Maße auch immer, in ihrer Nationalität und Sprache erhalten haben, glauben noch heutigen Tages an das verſunkene Eiland: die Bretonen, welche daſſelbe Ys nennen, ſuchen es in der Bai von Duarnenez und die Waliſer ſagen, der Mann könne es ſehen,

welcher sich auf ein Stück Rasen vom Kirchhof des heil. David stelle und westwärts gegen das Wasser schaue. Tiefere Spuren dieses Glaubens jedoch finden sich nirgends, als bei dem Theile des irisch gebliebenen Volkes, welches den Süden und Westen von Irland bewohnt. Das ganze Meer, welches die Küsten desselben bespült, ist voll von den Visionen dieses poesiereichen Volkes; ja, sogar unter jedem seiner zahlreichen Binnenseen träumt es eine versunkene Stadt oder ein von den Wellen begrabenes Dorf*). —

In der Grafschaft Clare, in der Nähe der Klippen von Moher, wo in einiger Entfernung vom Lande die Woge sich selbst am ruhigsten Tage mit weißem Schaume bricht, ist die Sage unter dem Landvolk, daß dort eine große Stadt wegen der Sünden ihrer ehemaligen Bewohner vom Meere verschlungen worden, und jetzt nur noch alle sieben Jahre sichtbar sei. Und wenn Jemand, welcher sie sieht, seine Augen fest darauf richten und halten könnte, bis er sie erreicht hätte, so würde die Stadt wieder erlöst, und er selbst unermeßlich reich werden. Der Mann, welcher diese Geschichte erzählte, (Choice Notes from „Notes and Queries." Folk Lore, p. 92. London, 1859.) berichtete weiter, daß vor mehreren Jahren einige Arbeitsleute auf einem Feld an der Hügelleite, der Bai gegenüber, beschäftigt waren; und daß Einer von ihnen, der zufällig die Augen seewärts richtete, die Stadt in aller Herrlichkeit aus der Tiefe emporsteigen sah. Er rief seinen Gefährten zu, auch danach zu sehen; aber obgleich sie dicht bei ihm waren, wollte es ihm doch nicht gelingen, sie

*) Ueber den eigenthümlichen Zusammenhang dieser Sagen von der versunkenen Stadt mit den „Crannoges" oder Pfahlbauten, welche sich unter dem Wasser vieler irischen Binnenseen befinden; s. Wilde, im „Athenaeum" Nr. 1759 p. 831, 832. (London, 1860.)

zum Hinsehn zu bewegen. Zuletzt drehte er sich ärgerlich um, zu fragen, warum sie denn nicht kämen? Aber als er sich hierauf wieder der See zukehrte, um ihnen die Erscheinung zu zeigen, da war die Stadt im Meere verschwunden.

Lehrreich ist es auch hier, den Einfluß des Christenthums zu verfolgen, wie es der heidnischen Sage — anknüpfend vielleicht an die biblische Tradition von dem Untergang der Städte Sodom und Gomorrha und der Entstehung des todten Meeres — einen moralischen Hintergrund giebt. Das Christenthum konnte hier, wie in so vielen anderen Dingen, die heidnische Mythe nicht ausrotten; es ließ die Thatsachen derselben stehen, aber es schiebt ihnen neue Motive unter und verändert ihren ethischen Gehalt. Der Zauber des Heidenthums verwandelt sich in das christliche Wunder. Das versunkene Eiland bleibt, aber seine Feenherrlichkeit wird Geisterspuk, und ein Gottesgericht war es, durch welches es in diesen geheimnißvollen Zustand versetzt wurde. Irgend ein großes Unrecht, früher auf demselben begangen, hat den Zorn Gottes erregt, der es strafend dem Elemente Preis gab. Das versunkene Tori, über welchem jetzt die Seen von Killarney rollen, ging wegen eines Mädchens unter, welches im Rausche der Liebe seine Unschuld opferte; der See von Inchiquin verschlang eine volkreiche, blühende Stadt wegen der Ungerechtigkeit ihres Beherrschers. Lough Neagh, Lough Conn liefern ähnliche Beispiele; an jedem See von Irland haftet die Sage einer durch Gottes Finch in seine Tiefe begrabenen Stadt.

Am Klarsten aber tritt diese Wandlung an dem großen Zaubereiland des Westens, an Hy-Brasail selber hervor, dessen Stätte der Strich des Atlantischen Meeres zwischen der Galway- und der Clew-Bai ist. Es ist das verlorene Paradies des alten

Irlands. Noch in den finnianiſchen Geſängen heißt es: Tir na n-Oge, das Land der ewigen Jugend, und die vom Schauplatz ihrer Thaten geſchiedenen Helden ſind ſeine ſeligen Bewohner. Es iſt ein Land voll ewigen Sonnenſcheins, mit breiten Häfen und ſtolzen Flüſſen, mit Forſten, Bergen und Seen. Burgen und Schlöſſer krönen ſeine Hügel, und ſo weit das Auge reichen kann, grünen duftige Wieſen, laden ſchattige Haine zur Ruhe ein. Bilder und Scenen von unbeſchreiblicher Lieblichkeit ziehen dem Auge des glücklichen Beſchauers vorüber, ſeine Seele mit Träumen der Schönheit und des Wunders erfüllend; prächtige Roſſe, herrliches Gewand, ſtreiterfahrene Genoſſen, holde Jungfrauen erwarten ihn. Oſſian war der letzte Beſucher dieſes Paradieſes; das Chriſtenthum und der heilige Patrick haben es zerſtört. Aus Tir na n-Oge wird Hy-Braſail; die heidniſche Stätte voll Segen und Schönheit, belegt das Chriſtenthum mit ſeinem Bann und Fluch und das Land der ewigen Jugend verwandelt ſich in „das Eiland unter Zaubermacht". Traurige Nebel verhüllen es dem Schiffer, der ihm vorüberfährt; gefahrdrohende Wirbel umſpülen es. Böſe Geiſter haben es in Beſitz genommen, und ſelten nur noch, in der Stunde des Sonnenunterganges dem Auge der Sterblichen erſcheinend, harrt es auf Erlöſung. Es zu ſuchen machte ſich im 6. Jahrhundert St. Brandan, der Abt von Clonfert bei Galway auf; alte Schifffahrtskarten, bis in's 15. Jahrhundert, verzeichneten ſeine Stelle, und noch einmal, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, verbreitete ſich die Nachricht, es ſei entdeckt worden. Der Bericht dieſer wunderbaren Entdeckung erſchien 1675 in London unter dem Titel: „O'Brazile, or the Enchanted Island, being a perfect Relation of the late Discovery and wonderful Disenchantment of an Island on the North of

Ireland." (Abgedruckt in Hardiman, Irish Mynstrelsy, I, p. 369—376.) Das Pamphlet ist ursprünglich ein Brief, von einem Engländer Namens Hamilton aus Londonderry im nördlichen Irland, an seinen Vetter in London gerichtet. Der Vater des Letzteren, „ein weiser Mann und großer Gelehrter", hatte von Karl I. ein Patent auf das Eigenthum dieses Eilands, wenn immer es entdeckt werden sollte, gelöst; und Hamilton beeilt sich nun, seinem Vetter Kunde von der geschehenen Entdeckung zu geben, damit er von seinem Rechte Gebrauch machend, den Besitz des Geisterkönigreichs antrete. Der Schreiber gesteht, daß er zuerst selbst zweifelhaft gewesen sei in Bezug auf die Existenz dieses Eilands, obgleich „manche vernünftige und gottesfürchtige Personen beständig versicherten, daß sie bei hellen Tagen (vorzüglich zur Sommerzeit) ein sehr großes, abgeschiedenes Eiland klar sehen könnten; aber daß, nachdem sie lange hingesehen, es verschwände; und daß zuweilen ein Freund und Nachbar einen andren riefe, um es zu schauen, bis eine große Menge derselben zusammen sei, von denen ein Jeder sich fest überzeugt halte, daß er es vollständig sehe; und daß Einige von ihnen in Böten demselben entgegengefahren seien, aber daß sie — an dem Orte angekommen, wo sie glaubten, das es sein müßte — Nichts gefunden hätten." — Da sei es nun geschehen, daß Captain John Nisbet, auf der Rückreise von Frankreich, woselbst er Wein geladen hätte, sich am 2. März 1674 in der Nähe der irischen Küste befunden habe. „Einer klaren Frostnacht folgte auf Einmal gegen Morgen, zur Zeit des Sonnenaufgangs, ein undurchdringlich dicker Nebel rund um das Schiff her, welcher ungefähr drei Stunden liegen blieb, und dann verschwand. Nun war es wieder hell und klar, wie zuvor, aber die ihnen sonst so vertraute Küste erkannten sie nicht länger.

Der Captain ließ hierauf den Grund unterſuchen, Anker werfen und ſandte ein Boot mit vieren ſeiner Leute — den Schiffszimmermann James Roß unter ihnen — aus, um die unbekannte Küſte anzulaufen. Der Befehl ward ausgeführt, das Boot legte an und die Mannſchaft ſtieg aus. Sie durchſchritten ein kleines Gehölz und kamen hierauf in ein höchſt liebliches, grünes Thal, in welchem Kühe, Pferde und Schafe weideten. Im Hintergrunde ſtand ein prachtvolles Schloß von Stein. Sie pochten an's Thor, aber Niemand öffnete. Alles war ſtill und blieb ſo. Sie hörten das Echo ihrer Fußtritte. Sie ſahen kein menſchliches Weſen, nicht Mann, Weib noch Kind. Endlich, nach zwei, drei Stunden, kehrten ſie an's Geſtade zurück und riefen ihren Gefährten zu, wie es ihnen ergangen. Die Zurückgebliebenen beſchloſſen gleichfalls an Land zu kommen; nur zweie wurden zur Bewachung des Schiffes an Bord gelaſſen. Die Schaar ſonderte ſich in zwei Abtheilungen, welche die Küſte nach den entgegengeſetzten Seiten durchſchweiften. Keine von beiden erblickte Jemanden, den ſie hätten fragen können, wo ſie ſeien; aber in der Ferne ſtanden ſchauerliche Wälder, die ſie zu betreten ſich fürchteten. Gegen vier Uhr Nachmittags trafen ſie ſich am Boote wieder, laſen trocknes Holz auf und machten neben einer vor Alter umgeſtürzten Eiche ein großes Feuer an, an das ſie ſich ſetzten, plauderten und Taback rauchten. Aber nicht lange hatten ſie ſo zugebracht, da erhob ſich ein furchtbar gräßliches Geſchrei aus der Gegend, wo das Schloß ſtand, verbreitete ſich allmälig über die ganze Küſte und ſchien dem ſchauerlichen Walde in der Ferne zuzuſchreiten. In Todesangſt flüchteten die Männer in die Böte und ruderten haſtig dem ankernden Schiffe zu; aber ſie durften nicht wagen, weiter in See zu gehn, denn ſie hatten nicht zwei Faden Waſſer. — Am andern Morgen,

ſogleich nach Sonnenaufgang, ſahen ſie einen ſehr alten, ernſten Mann mit zehn Begleitern, die baarhäuptig gingen, als wären ſie ſeine Diener, gegen die Küſte wandeln, wo das Schiff lag, und ſobald ſie nahe genug waren, rief der alte Mann in der alten Sprache von Irland*) dem Captain, der mit den Uebrigen auf Deck ſtand, zu: woher ſie kämen? Wohin ſie wollten? Was ſie geladen hätten? Nachdem ſie dieſe Fragen genügend beantwortet hatten, wurden ſie von dem alten Mann eingeladen, auf's Neue an Land zu kommen; und ſie nahmen dieſe Einladung an, nachdem ihnen der alte Mann ſeinerſeits verſprochen hatte, daß keinerlei Gefahr ihrer harre. Sobald ſie gelandet waren, umarmte ſie der alte Mann, Einen nach dem Andern, und erzählte ihnen, daß ſie die angenehmſte Erſcheinung ſeien, welche das Eiland mehrere hundert Jahre lang gehabt habe; daß das Eiland O-Brazile genannt ſei; daß ſeine Ahnen mehrfach die Beherrſcher deſſelben geweſen, und daß er, ſowie einige andere Perſonen von Stande durch die boshaften Teufelskünſte eines großen Negromanikers auf tyranniſche Weiſe in dem Schloſſe gefangen gehalten ſeien, an welches die Schiffer gepocht hätten, und daß mehrere von ihren Ahnen daſelbſt ſchon auf's Elendeſte verkommen ſeien. Das ganze Eiland ſei bis dahin von einer Schaar böſer Geiſter bewohnt geweſen, die es für ſterbliche Augen unſichtbar gemacht hätten; nun aber ſei die Zeit des Fluches, die bis zum letzten Tage des vergangenen Monats gedauert habe, ſeit drei oder vier Tagen verſtrichen. Als die Schiffer fragten, warum

*) Das Original hat: „the old Scotch language"; aber „Scotch" iſt hier offenbar in dem urſprünglichen Sinne gebraucht, wo „Scotia" das eigentliche Irland bedeutet, ehe dieſer Name vom Mutterlande auf das von ihm coloniſirte, heute ſogenannte „Schottland" übergegangen war.

denn gestern nicht Jemand geantwortet habe, da man doch an's Schloß pochte, antwortete der alte Mann, daß — ob die Zeit des Fluches nun auch vorüber, die Insel wieder sichtbar sei und von Jedermann betreten werden könne — doch er so wenig als die Uebrigen die Macht gehabt hätten, Jemandem, der sie anrede, früher zu antworten oder sich aus dem Kerker zu befreien, bis einige gute Christen ein Feuer auf dem Eiland angezündet haben würden. Auf die Frage, ob das Eiland nun vollständig frei sei und nimmer wieder verzaubert werden würde, sagte der Alte, alle Mächte der Finsterniß seien mit dem fürchterlichen Lärm, den sie (die Seeleute) gestern gehört haben würden, auf Immer davon gezogen. — Nach diesen Worten führte er sie in das besagte Schloß (dessen Hauptthurm beinahe zerstört war), woselbst ihnen verschiedene andre ernste Personen, Männer und Frauen, entgegenkamen, die den Captain und seine Leute umarmten und ihnen Dank sagten. Alsdann wurden auch die beiden Andern aus dem Schiff geholt und Alle wurden herrlich bewirthet und reichlich beschenkt. Man zeigte ihnen die Pracht und die Schätze des Eilands, welches — wie die Leute nachmals aussagten — über sechzig Meilen lang und über dreißig breit ist, und Ueberfluß hat an Pferden, Kühen, Schafen, Hirschen, Kaninchen und allen Arten von Vögeln, obwol es daselbst keine Schweine gibt.*) Auch reiche Minen von Silber und Gold gibt es dort, aber wenig Leute und spärlich Korn. Städte und große Ortschaften sind daselbst gewesen, aber sie liegen nun sämmtlich in Trümmern.

*) Es ist ein sehr feiner Zug in dieser märchenhaften Ueberlieferung, daß in diesem paradiesisch geschilderten Lande das Thier, welches den Iren überall an sein heimathliches Elend erinnert, und in seinem Elend freilich unentbehrlich ist — das Schwein nämlich — fehlt.

— Nach einem herzlichen Abſchied zeigte man den Seeleuten den Weg zur Küſte zurück, ſie beſtiegen ihr Schiff, landeten Tags darauf in dem Hafen, wohin es beſtimmt geweſen, und legten hier vor der Ortsgeiſtlichkeit und dem Stadtmagiſtrat einen aktenmäßigen Bericht von Dem ab, was ſie auf dem verzauberten Eiland geſehn und gehört hatten" . . . .

Die Erzählung endet mit der Notiz von einigen andern Expeditionen — bei einer von welchen ſich ein Geiſtlicher befand — die nach dem Eiland unternommen worden ſeien, und deren Rückkunft und weitere Nachrichten man erwarte. —

Dieſe weiteren Nachrichten ſind ausgeblieben. Ob das Zaubereiland wieder in die Macht der böſen Geiſter zurückgekehrt iſt? Wir wiſſen es nicht. Wir wiſſen nur, was uns die Bootsleute der Arran-Inſeln — der letzten Außenpoſten von Europa im Atlantiſchen Ozean — geſagt haben, daß ſie nämlich, an hellen Tagen zuweilen, wenn die Sonne in's Meer geht, weit, weit weg im Weſten ein wunderſchönes Land mit Thürmen, Schlöſſern und prachtvollen Wäldern auftauchen ſähen, und daß ſie glaubten, dies ſei Hy-Brasail, das große Eiland unter Zaubermacht.

Zweite Abtheilung.

Märchen.

I. Die Stadt im Meere.

Die Sonne eines lieblichen Sommerabends war eben hinter die dunklen Leinster-Berge gesunken, als die Bauern von Lacken und den benachbarten Dörfern zur Todtenwache Peter Revel's gingen, dessen Leichnam in seiner geräumigen Scheune ausgelegt worden war. Das Todtenhaus, obwol immer finster, war es diesmal mehr als je. Denn der Todte war der Letzte seiner Familie. Der Tisch, auf welchem sein Leichnam lag, hatte innerhalb der letzten zwölf Monate die Leichname seines Weibes und seiner sechs Kinder getragen.

Lacken ist eine Landzunge in dem Theile der Grafschaft Wexford, welcher Bargie heißt, und sie erstreckt sich von den kleinen Dörfern Duncormick und Bannow ab, allmälig in's Wasser. Dicht vor Lacken liegt die Sandbank von Ballyteige, die das Land vor den Wogen des Sanct Georg's Canals beschützt, während die gefesselten Wasser, welche hier an- und abbrausen, immerwährend einen betäubenden Lärm machen, nach dessen verschiedenem Klange die Bauern den Wechsel in der Witterung vorhersagen. —

Die Todtenwache von Peter Revel auf Lacken war sehr besucht. Pfeifen und Taback lagen zum Ueberfluß auf dem Tische; und Brod, Käse und Whiskey wurden mit freigebiger Hand ausgetheilt. Die Sitte der Todtenklage (caoine) war in diesem Theile von Irland nicht gebräuchlich. Es wurde viel gesprochen und geschwatzt.

„Ich bin fest überzeugt," sagte ein altes Weib, „daß Peter Revel keinen glücklichen Tag mehr gehabt hat, von der Stunde an, wo er sein Haus auf den Paß der Schiogs (Feen) baute, den „das gute Volk" gehn muß, wenn es von dem Rath (Feenhügel) zur Stadt im Meere wandert. Seine Kuh, sein Pferd, sein Schwein, sein Schaf starben; und da er keine Acht auf ihre Warnung hatte, so starben auch seine sechs Kinder, eins nach dem andern, dann sein Weib, und nun er selbst. Wir wissen es ja Alle, daß in jeder lieben Nacht die Feen kamen und in seinem Hause spukten."

„Holla — wir Alle! Wer sagt Dir, wir Alle? Ich weiß nichts davon, zum Beispiel!" schrie Lukas Sparrow, das Großmaul von Tuncormick genannt. Das Großmaul saß in einem Winkel der Scheune, hatte Peggy Roach, sein Mädchen, auf dem Schooße und lachte laut über alle Geschichten, und sagte, er glaube kein Wort davon, weder von den Schiogs, noch von der Stadt im Meere, und er wolle Alles für Unsinn und Weibergeschwätz halten, bis er sie selber gesehen.

„Aber ich habe sie gesehn," sagte ein alter Fischer — „ich habe die Stadt im Meere gesehn. Ein und ein, wenn ich darüber hinsegelte, hab' ich die Schornsteine und die Zinnen des Schlosses tief unter dem Wasser gesehen. Sie sagen, es sei durch ein Erdbeben dahingekommen, ich aber glaube, es war Zauberei. So klar lag Alles da, wie ich über den Rand des Bootes gebückt, hinunterjah. Es war, als sah' ich von einem Berge in eine Stadt hinunter, aus welcher der Morgennebel aufdampft."

Aber das Großmaul lachte noch lauter, und wollte Nichts glauben, sagte er. Lukas Sparrow war Einer von den wenigen Protestanten in dieser Gegend; und obwol er sich gelegentlich

seiner Treue für den englischen König und die englische Kirche rühmte, so nahm er sich doch sehr in Acht, daß er dadurch bei seinen katholischen und irisch gesinnten Freunden und Nachbarn keinen Anstoß errege. Er besuchte daher mit Ausnahme der Kapelle*) jeden Ort, wo die anderen Burschen sich zu versammeln pflegten; und da er von ansehnlicher Statur war, sich immer sehr herausputzte und dabei gewaltig schwadroniren und renommiren konnte, so bekam er den Beinamen „das Großmaul von Duncormick." Und obwol er behauptete, daß er den Glauben des Volks an Schiogs verachte, so gab es doch im ganzen Lande Niemanden, der sich mehr vor der Macht derselben fürchtete. Wenn er bei Nacht einen Kreuzweg passirte, so versäumte er es wahrhaftig nicht, zu pfeifen; und wenn er bei Rath und Mote (Feenhügel) vorüberging oder ritt, so machte er das Zeichen des Kreuzes. Wenn es Nichts nütze, so schade es doch Nichts, sagte er; und was einem Katholiken erlaubt wäre, würde auch für einen Protestanten nicht sündhaft sein.

Es war um das Jahr 1780; die ersten Vorspiele der irischen Revolution von 1798 zeigten sich. Die Volontairs hatten sich gebildet, eine Nationalarmee von mehr als 40,000 Mann, deren Oberbefehlshaber der Herzog von Leinster war. Diese Armee war dem König noch treu und trug seine Uniform; sie war blos gegen das englische Parlament gerichtet. Aber nicht lange, so änderte sich mit dem Zustand der Dinge in Irland auch die Stimmung des Volkes und der Volksarmee. Die amerikanische Revolution hatte ihr Beispiel gegeben; die französische Revolution be-

*) The Chapel, die Kapelle, das katholische Bethaus im Gegensatz zur Church, der englisch-protestantischen Kirche.

gann. Aus den Volontairs wurden die „United Irishmen", deren heimlicher Zweck es war, das englische Joch abzuwerfen, um eine Republik zu begründen, und die in späteren Jahren noch eine so blutige Rolle zum eigenen und dem Verderben ihres Vaterlandes spielen sollten. Daß das Großmaul von Duncormick unter die Volontairs ging, versteht sich von selbst, er hätte es schon wegen der schönen Uniform gethan. Am Tage nach jener Todtenwache mußte er Depeschen nach Duncannon bringen und er ritt in seiner Uniform; denn in Dienstsachen ohne Uniform zu reiten, das hätte dem Großmaul wol einfallen sollen! Früh Abends kam er in Duncannon an, und nachdem sein Geschäft besorgt war, ging er mit seinem Vetter, der dort in Garnison lag, in's Bierhaus, und erst spät, ein wenig betrunken, dachte er an die Heimkehr. — Von den beiden Wegen, die er einschlagen konnte, war der über die Sandbank von Barrimoren der nächste. Lukas sah sich den Mond an.

„Er muß nun über dem Giebel unseres Hauses stehen," sagte er. — „Die Fluth ist fern. Ich will deswegen über die Sandbank reiten und noch einmal bei Peggy Roach versprechen, eh ich heimkehre." Mit diesem Entschluß wandte er sein Pferd rechts und kam bald nach dem Dorfe Tintern. Wie überraschte es ihn, als die Dorfglocke eilf schlug, da er die erste Hütte erreicht hatte. Es war ihm ganz unerklärlich, wie die Zeit so rasch vergangen sein sollte; aber er mußte auf jeden Fall eilen, heimzukommen und gab dem Pferde die Sporen, und vorwärts ging's in gestrecktem Galopp. Es dauerte auch nicht lange, so zeigte ihm der schrille Laut des Strandpfeifers und der Schrei der Möve an, daß er der Sandbank nahe sei; und wenige Minuten darauf lag die breite Fläche von Strand und Wasser vor ihm.

weiß wie Silber vom Glanze des untergehenden Mondes. Dieser Anblick befreite ihn bald von aller Furcht vor den Schiogs, die denn doch zuweilen in seinem Gemüth aufgestiegen war, wenn er bei gar so verrufenen Stellen vorübergekommen war; und als er den steilen Hügel, der unmittelbar zum Sande hinunterführt, abwärts ritt, da fing er an zu pfeifen. Denn „pfeif' und fürchte dich nicht vor den Feen", war ein alter Spruch, an den er freilich nur um Mitternacht glaubte, wenn er allein und draußen war. Er fühlte sich nun vollständig sicher und sah sich dreist um; jetzt konnte ihm Nichts geschehen. Auf der linken Seite sah er denn auch wirklich Nichts, als Sand und faulenden Seetang; als er sich aber nach Rechts wandte, da erschrak er nicht wenig über die Anwesenheit eines Reiters, der neben ihm hertrabte. Er dachte, daß er den Reiter kennen müßte; und doch — er konnte es nicht sein! War es doch erst gestern Nacht gewesen, daß er den Leichnam Peter Revel's auf dem Tisch in seiner eigenen Scheune ausgelegt sah; und doch trug der Reiter neben ihm dieselben Kleider und ritt dasselbe Pferd, wie Peter Revel es allzeit gethan.

„Sein Fetisch" (gespenstische Erscheinung, die dem Tode eines Menschen voranzugehen pflegt), dachte Lukas; aber sein Fetisch konnte es nicht sein, denn Peter war ja todt. Es mußte sein Geist sein — schrecklicher Gedanke! Aber doch! — vielleicht täuschte ihn die Furcht, und morgen lachte das ganze Kirchspiel über ihn.

Darum faßte er sich ein Herz und mit angehaltenem Athem rief er: „Gott grüß Euch!" Aber kaum, daß er den Namen Gottes genannt hatte, da schlug ein Blitzstrahl dicht vor ihm in den Boden; und der Geist neben ihm sagte: „Wohin willst Du?" „Nach Haus!" stotterte Lukas, der nun auch die Stimme Peter Revel's erkannt hatte. „Zu spät!" erwiderte dieser; „komm', Du

sollst eine Nacht mit alten Nachbarn verbringen — komm, komm!" Und hurra, hurra — vorwärts ging's, beide Pferde in sausendem Galopp, vorwärts, immer vorwärts und in's Wasser hinein, als sie zum Canal zwischen der Sandbank gekommen, und Lukas hörte ein dumpfes Murren, als ob die Wellen sich über seinem Haupte schlossen.

Und siehe! — auf einmal ritten sie einen köstlichen Weg entlang; und es war ein schöner Sommertag, wiewol die Sonne nirgends zu sehen war. Keine halbe Stunde war vergangen, da ritten sie in eine alterthümliche Stadt ein, wie sie Lukas nie zuvor gesehen. Er konnte kaum das Lachen unterdrücken, als er die sonderbaren Trachten der Leute sah, die in Geschäften oder zum Vergnügen auf der Straße gingen. Nach einer Weile hielten sie vor einem geräumigen Hause mit vielen Erkern und geschnitzten Balken stille und stiegen ab. Das Großmaul ward von einer Schaar Damen und Herren bewillkommnet, die allerdings sehr wunderlich angezogen, aber dennoch sehr höflich und sehr liebenswürdig waren. Sie waren so aufmerksam und betrugen sich so ungemein gefällig, daß Lukas seine eigenthümliche Lage bald vergaß, und als das Großmaul, das er gewöhnlich war, eintrat und an den Freuden der Gesellschaft Theil nahm. Die Speisen, die man ihm vorsetzte, waren von überaus köstlichem Geschmack, und die Früchte und Blumen dufteten gar bezaubernd; aber über Alles schön und lieblich mundete ihm der Whisky — er übertraf Alles, was je seine Lippen genetzt. Und bald war denn auch unser gutes Großmaul, das sich von seinem ersten Rausch kaum erholt hatte, wieder so betrunken, daß er nicht zwei von drei unterscheiden konnte. Er fing an Dinge zu schwatzen, die nicht Hand noch Fuß hatten, lachte, wo Nichts zu lachen war, und sang in

himmelschreienden Mistönen, bis er zuletzt unter den Tisch fiel und von seinen Kumpanen in eine anstoßende Kammer geworfen wurde. Als er erwachte ... wo war das Bett, wo war die Kammer? Er lag auf einem nackten Felsen, dicht am Leuchtthurm von Hook, und der Schaum des Meeres spritzte über ihm dahin. Er beeilte sich nun, fortzukommen, und da er sein Pferd nicht finden konnte, so machte er sich, wie er war, in seinen schweren Reiterstiefeln auf, um so rasch als möglich seines Vaters Haus in Duncormick zu erreichen. Wie er so seines Weges dahinschritt, da wunderte er sich sehr, daß ihm kein Mann begegnete, und daß die Frauen und Kinder, die ihm begegneten, in Schreck und Entsetzen vor ihm flohen. Und was das Wunderbarste war: er kannte nicht eins von den Gesichtern, obwol er keine Stunde weit von seinem Dorfe war. Auf einmal hörte er in der Ferne Kriegsgeschrei; und bald darauf kamen ihm fliehende Truppen entgegen; es waren Rothröcke, und da er sich auch zu den getreuen Unterthanen und Soldaten Seiner Majestät zählte, so ging er unerschrocken vorwärts; aber seine Cameraden kannten ihn nicht, starrten ihn an und lachten.

„Wer ist das?“ schrieen Einige.

„Schießt ihn über den Haufen!“ schrie ein Anderer.

„Schenkt dem alten Schurken das Leben!“ sagte ein Dritter.

„Alter Schurke ....!“ wiederholte Lukas, sehr aufgebracht. Aber als er von Ungefähr seine Hand an's Kinn brachte, da stieß er einen wilden Schrei aus; ein Bart, wol eine halbe Elle lang, hing auf seine Brust nieder. In diesem Augenblick wurde aus der Ferne wieder Geschrei und das Nahen vieler Menschen vernommen. Die Soldaten flohen, und Lukas schritt weiter nach Duncormick zu. Aber er war noch nicht sehr weit ge-

kommen, als eine Schaar von Pikenmännern ihm den Weg versperrte.

„Ein Orangemann!“ schrieen sie — „rennt ihn ein halb Dutzend Piken durch den Wanst — dem protestantischen Hund!“ Und eben wollten sie ihre Drohung ausführen, als Lukas einen Schulkameraden unter ihnen entdeckte. Aber er hätte ihn beinah nicht wieder erkannt, so gänzlich hatte sich dieser verändert. Er sah wol an die zwanzig Jahr älter aus, als da, wo er ihn zuletzt gesehn.

Mit Mühe machte er sich ihm verständlich; „kennst du mich nicht“ — rief er, „kennst du das Großmaul von Duncormick nicht?“ und als er fragte, „wie geht es Peggy Roach?“ da antwortete ihm ein Bursch, sechs Fuß hoch: „Dank Euch für gütige Nachfrage — meiner Mutter geht es sehr wol!“ — Das war zu viel für den armen Lukas; und mit der Absicht, sich das Leben zu nehmen, legte er die Hand an's Schwert, aber — es war eingerostet. Und nun ward es Allen klar, daß er zwanzig Jahre lang als Gefangener in der Stadt im Meere gelebt! — Während seiner Abwesenheit von der Welt war die Rebellion von Anno '98 ausgebrochen und es war die von den „United Irishmen“ geschlagene königliche Armee, der er auf ihrer Flucht von Wexford nach Duncannon begegnet war.

2. Der Hexenmeister von Crunaan.

In dem Theile von Leinster, wo die Grafschaften Carlow, Kilkenny und Wexford zusammenstoßen, da liegt ein kleines, bergumschlossenes Thal, welches vom Volke „die Feenschlucht von Crunaan" genannt wird. Das Thal ist einsam und abgelegen und es findet sich nichts Merkwürdiges darin, weswegen ein Reisender es besuchen sollte; denn ein heiliger Brunnen, ein klarer Bach, die Ruine einer Lehmhütte und einer von jenen Erdhügeln, von welchen die Alterthumsforscher sagen, daß sie Grabdenkmäler seien, und von welchen das Landvolk behauptet, daß sie die Wohnungen des „guten Volks" seien: das sind Dinge, die man ja überall auf der grünen Insel sehen kann.

Vor mehr als hundert Jahren aber lebte in der Hütte, die nun eine Ruine ist, im Thal von Crunaan ein fleißiges und ehrbares Ehepaar, mit Namen Roach. Der Segen fehlte ihrer Ehe nicht, und zur gehörigen Zeit kriegten sie einen Sohn, den sie — dem Heiligen der Insel zu Ehren! — Patrick nannten. Bis zu seinem zweiten Jahre gedieh der kleine Bursch sehr wol; hatte freundliche, helle Augen, Aermchen und Beinchen kugelrund, und lachte und hüpfte, wenn man ihn ansah. Da war er nun eines Tages an den heiligen Brunnen, der, wolumzäunt, sich in der Nähe des älterlichen Hauses befand, gekrochen und spielte mit den

wilden Blumen, die im Graſe umher wuchſen. Mittlerweile war auch eine fremde Frau zu dem Brunnen gekommen, um Andacht und Gelübde an demſelben zu verrichten. Nemmnal machte ſie auf nackten Knieen, die faſt zu zart für ſolche Bußübung erſchienen, um den Brunnen die Runde; dann erhob ſie ſich, trank dreimal vom wunderthätigen Waſſer und band eine Locke ihres Haares an einen Zweig des Baumes, der ſich über den Brunnen neigte. Dann nahte ſie ſich lächelnd dem kleinen Patrick, der ſich wild im Graſe umherkollerte, nahm ihn auf den Arm und küßte ihn. Die Mutter ſtand von fern und ward ſehr ſtolz darüber; denn die fremde Frau ſah gar vornehm aus. Das Kind gefiel der Fremden ſo ausnehmend, daß ſie auf die Einladung der Mutter mit in die Hütte ging, einen Augenblick verweilte und alsdann beiden, der Mutter und dem Söhnchen, eine Kleinigkeit zum Andenken ſchenkte. Am andern Tage beſuchte die fremde Frau ihre neuen Bekannten wieder. Doch kaum war ſie in die Hütte eingetreten, ſo fiel ſie in eine Ohnmacht, und die erſchreckte Bäuerin lief an den heiligen Brunnen, um Waſſer zu holen. Als ſie eilig zurückkehrte, war das fremde Weib, welches in einen langen Mantel gekleidet geweſen, verſchwunden, und in der Wiege lag ein kleiner, häßlich plumper Balg, den ſie nicht für ihr Kind gehalten haben würde, wenn es nicht ſeine Stimme geweſen wäre, die in der bekannten Weiſe ihr „Mammy“ gerufen hätte. Bleich und kränklich lag das arme Weſen da, das vor fünf Minuten noch ſo friſch, ſo geſund geweſen; nur die Stimme, wie geſagt, war dieſelbe geblieben.

Die Mutter mußte daher wol denken, daß das Weib im langen Mantel eine Fee oder doch wenigſtens ein Weib mit dem „böſen Blick“ geweſen ſei. Alle Weiber fünf Meilen aus der

Runde kamen zusammen, aber was war zu thun? Zum „Doctor“ (so nennen die irischen Bauern den Doctor) konnte der Vater doch nicht gehen, da Medizin nichts gegen Feenkraft vermag; und an den Priester durfte man sich schon gar nicht wenden, „denn“, sagte eine alte Gevatterin, „an das gute Volk glauben diese Leute nicht, und dagegen thun können sie doch auch Nichts.“ Sie aber wußte Rath. Was dem guten Paddy Roach passirt sei, das sei hundert Andern auch schon passirt. Das sei gar nicht sein Kind; das sei ein Wechselbalg und Kind der Feen, welches die Fremde unterm Mantel hereingebracht habe, während sie das rechte gestohlen. Man müßte sie nun zwingen, es wieder herauszugeben. Und sie wisse auch schon ein Mittel. Auf ihr Geheiß versammelten sich nun um die Mitternacht einige besonders Auserschene in Paddy Roach's Wohnung, er lieferte eine neue, noch niemals gebrauchte Handschaufel, und der Wechselbalg, nackt ausgezogen, ward darauf gesetzt, in feierlicher Prozession vor die Hütte, in die schauerlich kalte Nacht hinausgetragen und auf den Düngerhaufen vor die Thüre geworfen. Die alten Weiber zogen drei Kreise und Paddy Roach ging rundum und sang folgenden Zauberspruch:

All' ihr Feen, groß und klein
Hört Ihr Euer Kind nicht schrei'n?
Scharf und schneidend weht der Sturm —
Aber nackt liegt Euer Wurm.
Kommt darum mit Kusch' und Roß,
Führt es heim in's Feenschloß.
Denn so bald der Hahn gekräht,
Ein, zwei, dreimal — in's zu spät.
Grau und häßlich, plump und klein
Wird das Feenkind dann sein.
Aber eh' Ihr's tragt nach Haus,
Gebt das meine mir heraus —
Gebt heraus mein einzig Kind —
Auf, ihr Feen, und macht geschwind!

Und um Eurer Luſt zu pflegen,
Will ich Küch' und Herd' auch fegen.
Waſſer klar und Waſſer rein
Soll für Euch im Kruge ſein.
Und zu Eurem nächt'gen Spiele
Kommt, o kommt auf meine Diele!
Aber nun — bevor es Eins! —
Nehmt Eu'r Kind und gebt mir meins.

Dann gingen ſie in die Hütte zurück — es rauſchte durch den Schornſtein und raſchelte im Wind der Mitternacht — „das ſind die Kutſchen!“ ſagten die alten Weiber; das Kind ward hereingeholt und, obwol die alten Weiber behaupteten, nun ſei es ſein rechtes Kind, ſo war es doch der Wechſelbalg geblieben, der es geweſen. Paddy konnte und konnte es nicht glauben; — ein Ding, blaſsgrün und ſchwach, obwol es mehr fraſs, als ein halb Dutzend Männer, und während ſein Geſicht ganz alt ausſah, ward es doch nicht gröſser. Auch betauſchte er es zweimal im Geſpräch mit unſichtbaren Weſen und der arme Paddy, tödtlich darüber bekümmert, ſtarb nach ein paar Jahren. Sein Weib überlebte ihn zwanzig Jahre, während welcher Zeit nun auch Patrick, der Sohn, älter, wenn auch nicht viel gröſser geworden war. Die Jungen liefen immer hinter ihm her, wenn er ſich ſehen lieſs. Seine Augen ſchielten, ſein Haar war ſchmutzig roth, ſeine Beine ſaſsen ihm wie Stelzen am Leibe und waren krumm. Er ward allgemein der „Hexenmeiſter von Crunaan“ genannt. Aber obwol nun Alle ſich ſo von dieſem Scheuſal halb in Furcht, halb in Abſcheu abgewandt hatten, ſo konnte doch die Mutter allein ſich nicht von ihm losſagen. Die Thränen kamen ihr jedesmal in die Augen, wenn ſie ihn anblickte, und das Herz that ihr weh, wenn ſie ihn ſo herumgehen ſah. Fröhliche Stunden hatte ſie nicht mehr auf dieſer Welt, und endlich ſtarb auch ſie, und Patrick

war ganz verlassen. Er schweifte stets in den entlegensten Thälern, aus Scheu vor den Menschen und ihrem Gespött; wie ein Schatten bewegte er sich zwischen den Felsen oder spukte, wie ein Gespenst, um den heiligen Brunnen, von welchem er nach und nach alle frommen Besucher verscheucht hatte. Er lebte in vollständiger Verlassenheit und seine einzige Gesellschaft war die Kuh seiner Mutter, was ihm den Beinamen „Paudin-a-Boo" (Patrick mit der Kuh) verschaffte. Es geschah erst spät in seinem Leben, daß er anfing sich mit Hexerei abzugeben; aber er ward rasch sehr berühmt — so berühmt, daß sein Andenken noch heut im südlichen Irland lebt, und daß es eine sprüchwörtlich gewordene Antwort auf irgend eine schwierige Frage ist: „das würde selbst den Hexenmeister von Crunaan in Verlegenheit bringen!" Er kurirte Menschen und Thiere, und wenn sie noch so krank waren; er gab an, wo man verlorene Sachen wiederfinden könne, und wenn sie gestohlen worden waren, so nannte er den Dieb. Aber zwei Menschen gab es in der Nachbarschaft, die seine geschworene Feinde waren: nämlich Mac Shane, der Pfarrer und Richard Mac Guire, mit dem Beinamen „Dick, der Teufel", ein forscher, junger Pächter, der gern trank und des Pfarrers Nichte liebte, den Hexenmeister von Crunaan aber gewaltig haßte, weil er ihm immer seine Kühe verhexte. An diesen Beiden nun wollte sich der Hexenmeister rächen.

Also geschah's ungefähr einen Monat, nachdem der Pfarrer wieder einmal von der Kanzel herunter gegen ihn gedonnert hatte, daß dieser, da er eines Abends in seinem einsam gelegenen Pfarrhause gemächlich am Kamin saß und im Brevier las, das Getrappel nahender Rosse vernahm. Das Herzchen der Nichte pochte lebhaft; denn wer anders konnte das sein, als ihr geliebter

liebenswürdiger Teufel, Richard M'Guire? Da rief eine fremde Stimme von unten herauf: „Vater M'Shane! Vater M'Shane!" — Der Pfarrer, der an nichts Böses dachte, antwortete: „Hier hier bin ich!" — eilte hinunter an die Thür, öffnete und ..... und war verschwunden! Die Thüre schlug hinter ihm zu, ein lautes Gelächter ließ sich vernehmen, und als seine Nichte hinunterging, da war Nichts mehr zu sehen und zu hören. Nun wußte sie wol, was geschehen. Denn sie glaubte fest an das „gute Volk" und konnte sich's nicht ausreden, daß die Feen Macht über ihren Onkel gewonnen. Denn wer ihnen auf ihr Anrufen antwortet, ehe sie dreimal gerufen, der ist ihnen verfallen.

An demselben Abend ging auch bei Dick Seltsames vor. Seine Kühe waren ihm wieder einmal verhext worden, und ihre Milch wollte keine Butter mehr geben. Deshalb hatte er zu dem in diesem Falle gewöhnlichen Mittel gegriffen. Er hatte die Pflugschaar mit vom Felde heimgebracht und nachdem er sie in ein tüchtiges Torffeuer gelegt, verschloß er die Fensterläden und Thüren und stopfte jede Ritze sorgfältig zu, denn vor allen Dingen muß man bei dieser Operation darauf achten, daß die Hand der Butterhexe ferngehalten werde. Denn einerlei, ob sie von der Milch trinkt, oder nur mit der Fingerspitze hineintippt: durch jede Berührung dauert ihr verderblicher Einfluß auf die Milch fort. Dann wurde das Butterfaß mitten in die Stube gestellt und das Buttern begann. Die Sache ging gut, der Butterstock ward immer schwerer, und auch das Eisen der Pflugschaar war inzwischen rothglühend geworden. Auf einmal hörte man draußen vor dem Küchenfenster eine leise klagende Stimme.

„Wer ist da?" rief Dick der Teufel.

„Ein armes Weib, das um einen Trunk Waſſer bittet!“ war die wimmernde Antwort.

„Wart' — ich will Dich!“ ſchrie Dick, der die Stimme kannte; „es iſt Molly, die Vettel — ich will ihr helfen!“

Man dachte nicht daran, ihr Waſſer zu geben, aber draußen ward das Gewinſel immer unerträglicher.

Auf einmal ward es ſtill, und nicht lange darauf kam eine fürchterliche ſchwarze Katze mit feurigen Augen durch den Kamin heruntergefauſt, ſtieg am Butterfaß empor und fing an, vom Schaume zu lecken Heida! ſprang da Dick auf und mit ſeinem glühenden Pflugeiſen auf die Katze los und ſchlug ſie auf die Hinterbeine, worauf die Katze verſchwand und draußen ein grauenhafter Schrei gehört ward.

„Nun will ich ſie ſchon kriegen,“ ſagte Dick und ſtürzte hinaus. Aber Nichts war zu ſehen; nur ferner, immer ferner vernahm er das Stöhnen. Dick ging demſelben nach und ging in die Irrwiſchwieſe — und wunderliebliche Muſik umklang ihn. Es war wie das Rauſchen feſtlichen Gedränges um ihn her. Zuerſt war er ganz entzückt davon, aber er kam bald zur Vernunft, denn da er um ſich fühlte, gewahrte er, daß der ganze Boden mit „Bullegarn-bel“ oder Püſtrich bedeckt ſei, und da dachte er nun wol, daß er unter die Feen gerathen. Er zog daher ſeinen Rock aus, drehte ihn herum, das Innere nach Außen, zog ihn wieder an, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die Stirn, und die Pflugſchaar auf der Schulter, ſchritt er muthig weiter. Indem ſtieß er an Etwas, das ihm wie ein menſchlicher Körper vorkam. Dick kannte keine Furcht und fragte: wer das ſei? Es war Molly, die Vettel, welche beim erſten Hahnenſchrei ihre menſchliche Geſtalt wieder hatte annehmen müſſen, und hier

liegen geblieben war, da sie — die Beine von der glühenden Pflugschaar ganz verbrannt — nicht mehr hatte weiter können. Molly gestand, daß sie vom Hexenmeister gegen ihn ausgesandt worden sei, aber nun wolle sie ihm, wenn er schweigen könne, Gelegenheit geben, sich an Paddy mit der Kuh zu rächen. Die Alte schnitt eine Haselruthe ab und bat Dick, sie nach der Feenschlucht von Crunaan zu tragen, da sie zu verbrannt sei, um gehen zu können. Als sie zu dem Hügel kamen, da hörte Dick nun auf einmal wieder die Musik, die ihn vor Kurzem so bezaubert hatte.

„Diese Nacht", sagte Molly, „haben sie da unten ein großes Fest, und da es bereits nach Mitternacht ist, so haben sie keine Gewalt mehr über Euch, wenn Ihr Euch nur — so lieb Euch Eure Freiheit ist! — vorsieht, Nichts bei ihnen zu essen, noch zu trinken. Laßt Euch durch keine Pracht täuschen — es ist Alles Blendwerk. Nun gebe ich diese Ruthe in Eure Hand. Ein Jeder, den Ihr da unten seht und mit dieser Ruthe berührt, der ist frei und kann wieder in die Welt zurück."

Darauf sprach die Hexe die Zauberworte, und auf einmal flogen sie im Wirbelwind durch Glanz, Pracht und Musik dahin, und befanden sich zuletzt in einem wunderbar schönen Saal, der geschmückt mit den prachtvollsten Wandgemälden und voll der lieblichsten Frauen war, die Dick je gesehen. Es wurde ein Contretanz aufgeführt — und wer war es, der mit der Allerschönsten den Reigen führte? Kein Anderer, als Dick's guter Freund, der ehrwürdige Vater M'Shane. Paar um Paar walzte vorüber, und da Dick eine sehr schöne Dame allein stehen sah, so bat er sie um einen Tanz, der ihm auf's Freundlichste von ihr bewilligt wurde. Nach dem Tanz wollte er sie auch küssen, aber das litt

sie nicht, und er konnte nicht dazu kommen, so viel Mühe er sich auch gab. Aber köstliche Früchte und funkelnder Wein in Krystallschaalen ward ihm gereicht; er hütete sich jedoch wol, Etwas davon anzunehmen. Worauf sich ihm ein einsames Wesen, das königliche Kleider trug, näherte und ihm zu seiner Rettung Glück wünschte.

„Wer seid Ihr?" sagte Dick.

„Paddy Roach's Sohn — aus der Schlucht von Crunaan" — war die traurige Antwort. „Könnt Ihr mir sagen, ob meine Mutter noch lebt? Ich bin hier zum Erben des Feenkönigs ernannt, aber mein Herz sehnt sich nach der Schlucht von Crunaan!"

„O, wenn's weiter nichts ist — da sollt Ihr bald sein!" sagte mein Dick, und hieb ihm mit seiner Gerte über die Schulter worauf er augenblicklich verschwand. Dann suchte er den Priester und befreite auch diesen, da er eben in zärtlichem Gespräch mit einer anmuthigen Dame begriffen, auf einem köstlichen Divan saß. „Nun mich!" sagte die Hexe, die ihn hierhergebracht, und er befreite auch sie. „Nun die ganze Feenwirthschaft — sie sollen Alle frei sein . . . ." aber, indem er ausholen wollte, verschwand Alles, und er stand auf der Irrwischwiese, mitten unter dem Püstrich. Da er sehr müde war und auch in der Dunkelheit den Weg nicht finden konnte, so legte er sich nieder und schlief ein. Aber in derselben Nacht ward ein zweijähriges Kind auf dem Düngerhaufen vor der zerfallenen Hütte im Thale von Crunaan gefunden, wo einst die Roach's gewohnt hatten. Eine mildherzige Bauernfamilie nahm es zu sich, aber es starb schon nach wenigen Tagen. Dick ward am Morgen nach jener Nacht von den Bauern noch schlafend im Felde gefunden. Sie lachten und sagten, er sei wol

auf dem Wege vom Bierhaus betrunken in's Feld gerathen, daſelbſt niedergeſunken und eingeſchlafen. Er aber ſagte Nichts, ſondern ging zum Vater M'Shane und hielt um die Nichte deſſelben an, die ihm denn auch nicht verweigert wurde. Von dem Hexenmeiſter von Crunaan aber hat man nie wieder etwas geſehen noch gehört.

3. Der Banschi-Brunnen.

Die Banschi ist ein gespenstisches weibliches Wesen, welches durch den furchtbaren Schrei, den es Nachts ausstößt, Unglück verkündet. Wer die Banschi hört, kann sich darauf gefaßt machen, daß bald der Tod bei ihm oder einem theuern Mitglied seiner Familie anklopfen wird. Von der Banschi wird folgende Geschichte erzählt, die sich nicht weit von den Leinster-Bergen am Abhange des Slieve-Bluin zugetragen. Auf der rechten Seite des kleinen Feldweges nämlich, welcher von der berühmten Monela-Bay zu dem nördlichen Abhange jener Gebirgsreihe führt, steht ein verlassener Edelsitz, dessen Eigenthümer, mit Namen Fitzpatrick, vor einigen dreißig Jahren in London verstorben ist.

Die Fitzpatrick's von Ossory, denen dieser Mann entsprossen, und die Ormond's von Kilkenny waren Jahrhunderte lang Todtfeinde. Da geschah es vor vielen hundert Jahren, daß Ossory von den Ormond's überfallen ward und der Erbe des Hauses Fitzpatrick in das größte Elend gerieth und gezwungen ward, im Schloß O'More's, des Häuptlings von Leix, Schutz zu suchen. O'More hatte eine sehr schöne Tochter, in die sich Fitzpatrick verliebte; und so schlecht vergalt er seinem Wohlthäter die Gastfreundschaft, daß er die schöne Tochter desselben betrog. Da sich nun Beide vor dem Zorne des Vaters fürchteten, so beschlossen

sie zu fliehen und verabredeten, daß sie sich um die Mitternacht an einem einsamen Brunnen, nicht weit vom Schlosse, treffen wollten. Das arme Fräulein erschien und Fitzpatrick erstach sie und warf sie in den einsamen Brunnen. Der Vater, welcher von solchem Verrath nichts ahnte, klagte um den Tod seiner Tochter und nicht lange darauf gelang es ihm, Fitzpatrick wieder in seine väterlichen Besitzungen zurückzuführen, wo sich dieser nun bald verheirathete und eine zahlreiche Nachkommenschaft gewann. So waren zwanzig Jahre vergangen und der alte O'More war gestorben. Da gerieth Fitzpatrick in einen Krieg mit dem Sohne O'More's, er zog in's Feld, und das Schicksal wollte es, daß er eines Nachts dicht neben dem Brunnen lagerte, wo er vor zwanzig Jahren seine Geliebte ermordet. Als er sich nun, wie von unsichtbarer Hand unwiderstehlich geleitet, dem Brunnen näherte, da sah er sie dasitzen: in dem weißen Kleide, das er wol kannte, in dem er sie oft gesehen, in dem er sie oft geküßt, in dem er sie dazumal erstochen, saß sie unter dem Baum, welcher seine dunklen Zweige traurig über den Brunnen breitet. Sie rang ihre weißen Hände und sah unsäglich betrübt aus. Und in dem Augenblick, wo er sie wahrnahm, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Als er nun mit schwankenden Knieen sich ihr näherte, erneute sie den Schrei, und er war noch furchtbarer und herzzerreißender als der erste. Von Angst und Entsetzen übermannt, sank er auf die Erde nieder; doch als er mit bebender Lippe „Gnade! Verzeihung!" stammelte, da gab die Erscheinung den dritten Schrei von sich, den fürchterlichsten, den Fitzpatrick je gehört, und wie ein Schatten im Mond schwand sie dahin — das Thal hinunter, und ihr Geschrei hallte lange noch aus der Ferne zurück. Und noch war es nicht verklungen, als auf einmal

Schlachtruf und Sporengeklirr ſich hören ließ. Der junge O'More, der Herr von Leix, hatte einen nächtlichen Ueberfall auf das Lager ſeiner Feinde gemacht; Verwirrung und Flucht herrſchte überall und bei der Verfolgung der zerſprengten Schaaren traf O'More auf Fitzpatrick, welcher noch in dumpfer Verzweiflung faſt beſinnungslos am Boden lag. Der Kampf war kurz, Fitzpatrick fiel. „Junger O'More!" ſagte er, kurz bevor er ſeinen letzten Athem aushauchte — „ich habe Deine Schweſter geſehen! Sie tauchte aus dieſem Brunnen empor — ſie ging dort hinunter in den Mondenſchein — junger O'More, ich bin der Mörder Deiner Schweſter. Ich habe ſie in dieſem Brunnen verſenkt — ich gehe jetzt hinunter, dort in den Mondenſchein ...."

Er ſprach Nichts mehr; er war todt. O'More ließ den Brunnen durchſuchen; es fand ſich keine Spur von ſeiner gemordeten Schweſter mehr darin, aber von dieſer Zeit an ward der Schrei der Banſchi immer gehört, wenn ein Abkömmling der Fitzpatrick's ſterben ſollte. Ob ein Fitzpatrick nun im Frieden oder im Kriege, daheim oder in der Ferne ſtarb: Jahrhunderte lang ward die Banſchi gehört; und bis auf dieſen Tag heißt jener Brunnen der Banſchi-Brunnen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nun wurden die Fitzpatrick's aus Oſſory vertrieben und ſiedelten ſich in O'More's Land an, wo ſie den Edelſitz bauten, der heut noch als Ruine zu ſehen iſt. Fitzpatrick war proteſtantiſch geworden, und glaubte nicht an Märchen, Geſpenſter und Banſchi's. Der Brunnen war nicht drei Minuten weit von ſeinem Hauſe; man ſollte ihn nur rufen, ſagte er, wenn ſich die Banſchi einmal dort hören ließe. Jahre vergingen; keine Banſchi ließ ſich hören. Da ward ſeine Lieblingstochter plötzlich ſchwer krank; und er mußte noch in der

Nacht fort, um einen Doctor zu holen. Als er heimkehrte, hörte er einen traurigen, dumpfen Schrei von dem Brunnen herauf. Er spannte seine Pistolen und ging zu den Brunnen. Da sah er auf der Bank unter dem Baume eine weibliche Gestalt sitzen, die in Weiß gekleidet war, und einen herzbrechend traurigen Schrei ausstieß, als er nahte. „Wenn du nicht augenblicklich mir sagst, wer du bist," rief er, „so gebe ich Feuer!" Die weiße Gestalt schwieg, und Fitzpatrick gab Feuer. Da aber durchgellte ein Auf-schrei, so übernatürlich stark, so entsetzlich, die Luft, daß ihm das Blut fast in den Adern gerann, und als er sich umwandte zu fliehen, da kreuzte die Gestalt der Banschi, ganz mit Blut bedeckt, seinen Weg, und indem er dahineilte, huschte sie noch mehrmals dicht bei ihm vorüber. Als er sein Haus erreicht hatte, stürzte er in das Zimmer, in welchem seine Tochter lag; und als er ein-trat, rief das kranke Mädchen aus: „Siehst du, o siehst du das schöne Fräulein, ganz mit Blut bedeckt?" „Wo, o wo?" rief der Mann. „Im Fenster — dort . . ." antwortete die Kranke — „o . . . nein! sie ist verschwunden."

Am andern Tag um 12 Uhr starb das Mädchen. Im Zwie-licht, als der Vater traurig in seinem Garten ging, da hörte er ein Geräusch, als fahre ein Wagen vorüber, und als er über die Hecke sah, erblickte er sechs schwarze Pferde ohne Kopf, einen Fuhr-mann ohne Kopf, der sie trieb, und einen Leichenwagen, den sie zogen, und der nun vor dem Gartenthor hielt. Ein Sarg ward herabgetragen, auf den Wagen gestellt, und in diesem Augenblick erschien auch die blutige Gestalt der Banschi, setzte sich auf das Leichentuch und der Wagen rollte dumpf weiter. Am andern Tage starb sein anderes Kind, und er konnte keinen Abend nach Dunkelwerden ausgehn, ohne daß ihm die schreckliche Banschi be-

gequete. Sie kreuzte seinen Weg, mochte er nun reiten, gehen, oder fahren; mochte er allein sein oder in Gesellschaft. Der arme Mann mußte seinen heimischen Boden verlassen, und ging nach England hinüber, wo er bald starb. Mit der Zeit ward die Banschi nicht mehr gehört. Aber vor etwa vierzig Jahren, da kam einer von den Söhnen dieses Fitzpatrick nach Irland zurück und beabsichtigte, sich in dem verlassenen Hause seines Vaters wieder anzusiedeln. Aber in der ersten Nacht, die er sich darin aufhielt, umkreiste die Banschi das Haus mit schaurigem Gekreisch und kam jede Nacht wieder, bis der entsetzte Einwohner geflohen war, um nie wieder zu kehren. Seit jener Zeit steht das Haus leer und verfallen, auf der rechten Seite des kleinen Feldweges, welcher von der berühmten Monela-Bey zu den nördlichen Abhängen des Slieve-Blum-Gebirges führt.

4. Zwei Geſchichten vom Luprechaun, dem Feenſchuſter.

Die erſte Geſchichte.

Mary war das Kind einer ehrbaren Bauernfamilie. Eines Morgens, als ſie durch einen langen, engen Feldweg zur Schule ging, ſah ſie vor ſich einen Mann gehen, der eigentlich kein Mann war, er war ſo klein! Er hatte einen dreieckigen Hut auf und trug ein wunderliches Ding auf ſeinem Rücken, das wie der Stuhl eines Schuhflickers ausſah und auf dem einen Ende einen Platz für Wachs, Pfrieme, Zange und alle ſonſtigen Werkzeuge hatte. Zuerſt hielt ihn Mary für einen „Baccach", das heißt einen von jenen zwerghaften Krüppeln, die im Beſitz vieler wichtigen medicinischen Geheimniſſe als Aerzte und Zauberer die iriſchen Märkte und „Patterns" (Kirmeſſen) bereiſen. Aber da Mary keine Krücke ſah und der Fuß des Männleins ſo natürlich, wie der eines jeden andern Menſchen erſchien, ſo dachte ſie, er müßte zu dem Feenvolk gehören und fürchtete ſich und lief weg. Als ſie zu Hauſe ankam, ſagte ihre Mutter, daß es der Luprechaun, der Feenſchuſter, geweſen ſei; und wenn ſie ihn gefangen und ihr Auge nicht von ihm verwandt haben würde, ſo hätte er ihr erzählen müſſen, wo ſie einen Topf voll Geld finden könnte. Mary ſagte, das nächſte

Mal wolle ſie es thun — aber alle Tage fängt man keinen Märzhaſen und Mary wurde ein groſſes Mädchen, ohne daß ſie einen Luprechaun wieder ſah. Dann ging ſie in den Dienſt und bekam einen Schatz, mit dem ſie gewöhnlich an dem wilden „Dun“ (altiriſcher Feſtungshügel — beliebter Aufenthalt der Feen), nahe bei des Meiſters Haus zuſammentraf.

Da geſchah es nun, daß eines Abends im Mai Mary unter einem Baum am Dun ſaß. Ihr Schatz blieb lange aus und ſie war des Wartens faſt ſchon müde, als ſie auf einmal — poch, poch, poch — Etwas hörte, als ob ein Schuhmacher hämmere. Zuerſt erſchrack ſie ſehr; aber dann faßte ſie Muth, erhob ſich, kroch leiſe um den Baum herum, der hinter ihr ſtand, und wen ſah ſie da? .... Keinen Andern, als ihren Freund, den kleinen Luprechaun. Raſch ſtürzte ſie auf ihn los und packte ihn ſo plötzlich und feſt am Nacken, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel.

„Gib mir Geld!“ ſchrie Mary.

„Ich will Dir Geld geben“, ſagte der Luprechaun, an Händen und Füßen zappelnd, „ich will Dir Geld geben, wenn Du mit mir über jenes Zaunbrett gehen willſt — aber bitte, bitte — erwürg' mich nicht!“ Mary ſagte, ſie wolle ihm folgen, und ließ ihn gehen; aber ſie verwandte kein Auge von ihm, obwol er allerlei Liſten gebrauchte, um ihren Blick von ſich abzulenken. Er ging zuerſt in dies Feld und dann in das Feld und dann in ein anderes. Aber da er ſich endlich überzeugte, daß hier an Entwiſchen nicht zu denken ſei, ſo ſtampfte er mit ſeinem Fuß auf den Boden und ſagte: „hier iſt Geld vergraben. Haſt Du eine Schaufel bei Dir?“

„Nein!“ ſagte Mary.

„Dann geh nach Haus", sagte der Luprechaun, „und hole Dir eine; und wenn Du wieder zurückkommſt, ſo grabe die Erde an dieſem Platz auf und Du wirſt Geldes die ſchwere Menge finden."

„Aber wie ſoll ich dieſen Platz wieder erkennen?" fragte Mary.

„Ach, wenn's weiter Nichts iſt!" entgegnete der Luprechaun; „hier nehme ich meine Pfrieme und ſtecke ſie in den Erdboden ...." und ehe er noch ausgeſprochen hatte, ſchoß eine dicke Diſtel empor, dergleichen nie zuvor in Irland geſehen worden war. Mary dachte nun, das ſei ſicher genug, ließ den Kleinen gehn und lief ſelber nach Haus, um die Schaufel zu holen. Unterwegs begegnete ſie ihrem Schatz, der ungeduldig am Thun auf ſie gewartet hatte.

„Wohin, wohin?" rief er, als ſie vorbei laufen wollte.

„Ach, Du biſt es?" entgegnete ſie außer Athem — „ach, Paddy .... jetzt können wir heirathen — jetzt ſind wir reich — jetzt haben wir Geld — jetzt — — komm, Paddy, komm ...!" —

Und ohne zu wiſſen, wie ihm geſchah, zog ſie ihn mit ſich zum Pfarrer und ließ ſich mit ihm trauen. Als Pater Lucas ſeine Hand nach einer kleinen Belohnung für ſeine Mühe ausſtreckte, da rief Mary: „Ihr ſollt genug haben, Sir, aber erſt gebt mir eine Schaufel — und nun kommt mit mir — o Paddy, Paddy ... was für ein reicher Mann biſt Du!"

Eine große Menge Menſchen folgte den Neuvermählten in's Feld, aber als ſie — Mary mit der Schaufel voran — es erreicht hatten, da waren anſtatt der einen Diſtel wol zwanzigtauſend da — das ganze Feld über und über war mit blühenden Diſteln bedeckt. Ach — ſchrie Mary da auf! Die Anderen aber

liefen, was sie konnten, nach Hause, holten Schaufel und Hacke und fingen an zu graben, und gruben die ganze Nacht fort; aber es war durch die Disteln kein Durchkommens. Schreckliche Disteln waren das; und ehe Mary die sonderbare Geschichte mit dem Luprechaun gehabt hatte, waren solche Disteln auch in ganz Irland niemals gesehen worden. — Aber Mary und ihr Schatz waren nun einmal verheirathet und das ließ sich nicht mehr ungeschehen machen. Denn wenn die Ehe auch ein Knoten ist, den man mit der Zunge bindet, so kann man ihn doch hernach selbst mit den Zähnen nicht wieder lösen, sagt ein irisches Sprichwort. Die Beiden ließen sich's also sauer werden, bekamen ein Haus voller Kinder und brachten sich ehrlich durch. — Als nun im Laufe der Jahre einer der Söhne so alt geworden war, daß er unter die Soldaten mußte, da war nun freilich große Noth vorhanden. Denn soviel Geld, um einen Stellvertreter kaufen zu können, hatten doch die guten Leute nicht. Also ging denn eines Tages die arme Mutter zum Tod betrübt aus der Hütte; sie ging ganz allein und Keiner mit ihr, den Strumpf unter dem Arm und das Kameelgarn vor sich in der Schürze und so strickte sie darauf los und war sehr traurig. Sie ging zu dem alten Dun, wo sie einst in jungen Jahren so viel gesessen, und setzte sich wieder an dieselbe Stelle unter den Baum. Und auf einmal hörte sie wieder den alten bekannten Hammerschlag — poch, poch, poch — und rasch war sie auf den Beinen, ließ das Strickzeug fallen, und da sie die Sträuche und Zweige sachte zurückbog, sah sie den kleinen Schuhmacher hart an der Arbeit — den dreieckigen Hut auf, die silbernen Schnallen an den Schuhen, und es schien ihm ganz wol und vergnüglich zu gehn. „Nun", dachte Mary, „will ich Geld von Dir bekommen, um meinen Sohn von den Soldaten

loszukaufen — diesmal sollst Du mir nicht wieder entwischen, Du kleines Ding, Du —" und ehe er sich's versah, hatte sie ihn auch schon am Bickel und ob er nun auch mit Aermchen und Beinchen strampelte — Mary ließ ihn nicht los.

„Komm in's Feld", sagte er endlich, „ich will Dir zeigen, wo das Geld liegt!"

Aber „Nein!" sagte Mary — „ich will keine Disteln mehr haben. Gib mir Geld, sag' ich Dir! Mein Sohn ist gezogen worden, und ich muß Geld haben!"

„O, wenn das der Fall ist", sagte der Luprechaun, „hier ist eine Börse, die von ihrem köstlichen Inhalt nie leer wird, bis Du sagst: verwünschte Börse! Also nimm Dich in Acht, das Wort zu sagen," und damit gab er ihr eine kostbare Börse, ganz voll Geld. Mary, von dem Geklingel ganz entzückt, ließ den kleinen Burschen gehn, der ihren Blicken alsobald entschwand, und eilte selig nach Haus. Aber was denkt Ihr, was in der Börse war? .... Ziegendreck war darin! „Verwünschte Börse!" schrie Mary, und augenblicklich ward sie leer und Nichts von dem „köstlichen Inhalt" mehr war darin zu sehen. Die Börse aber ward dem Lord von Wicklow als eine Curiosität gegeben, und er soll sie bis auf den heutigen Tag noch bewahren. —

Die zweite Geschichte.

Da gibt es nun aber auch einen Andern, dem es mit dem Luprechaun besser erging, oder noch schlechter — wie man will. Das war nämlich Kavanagh, ein fleißiger Bursch, der mit seiner

Mutter gleichfalls in den Wicklow-Bergen lebte. Er hielt seine kleine Farm so schmuck und nett, daß es eine Lust und ein Vergnügen war, sie zu sehen; es ging ihm sehr wol und gut, und er hätte Nichts weiter nöthig gehabt. Aber doch ereignete es sich, daß er eines Abends hinter einem Heuhaufen einen Luprechaun fing und Geld von ihm verlangte.

„Bist Du denn den Pachtzins schuldig?" fragte der Luprechaun.

„O nein, Gott sei Dank!" erwiderte Kavanagh, „ich bin keinem Menschen auf der ganzen Welt Etwas schuldig."

„Sehr wol", sagte der Luprechaun, „und ich will wetten, daß ein arbeitsamer Bursch, wie Du, Geld in der Erde vergraben oder gar welches in der Tasche bei sich hat."

„Etwas", sagte Kavanagh sehr trocken.

„Und wozu willst Du noch mehr, junger Mann?"

„Ei", sagte dieser, „ich will es haben und ich muß es haben; wenn ich reich bin, werde ich nicht mehr arbeiten, sondern spazieren reiten, wie ein großer Mann."

„Aber bist Du nicht so schon sehr glücklich?"

„Ja, ich bin es; aber ich werde dann noch viel glücklicher sein. Und nun mach's kurz — gieb Geld heraus, oder ich werde Dich in Stücke hau'n, nicht größer, als Dein Pfeifenstopfer."

Das half! — Der Luprechaun band seine Schürze ab, zog eine Börse aus der rechten Hosentasche und gab sie Kavanagh. Dieser griff rasch nach ihr, untersuchte den Inhalt und da er fand, daß es lauter blanke Goldstücke und kein Ziegendreck war, so gab er den Luprechaun frei und steckte die Börse ein. Aber mit der Arbeit war es nun ein- für allemal aus; und anstatt mit seiner Mutter zu säen und zu ernten, ging er auf die Tanzböden, auf

Hurling-Parteien (eine Art von nationalem Ballſpiel), Hahnenkämpfe und Kirmſen. Jedermann nannte ihn einen guten Kerl, denn er warf Geld um ſich, wie Heu. Zuletzt ward er ein „United Iriſhman" (es war dazumal nämlich vor der Rebellion), und ehe noch ein Mann von den engliſchen Truppen in Irland gelandet war, hatte es Kavanagh ſchon bis zum Capitain gebracht. Er verſäumte keine Zuſammenkunft und ließ es ſich ſo viel Geld koſten, daß ihn die eigene Partei in Verdacht hatte, er ſei ein engliſcher Spion, und ihn von den Verſammlungen ausſchloß und nicht mehr zuließ. Das war ſehr Unrecht; denn er war ſo treu-grün (Farbe der iriſchen Revolutionspartei von 1798), wie nur ein Menſch es ſein konnte. Doch war das noch nicht ſein einziges Unglück. Er ward von der Polizei aufgebracht; ſie wollte wiſſen, woher er ſein Geld hätte, und da er's nicht ſagen wollte, ſo warf man ihn in's Gefängniß, weil man annahm, er müſſe es geſtohlen haben. Erſt auf Verwendung einer hohen Perſon ließ man ihn wieder frei.

Als die Rebellion ausbrach, da nahm Kavanagh ſeine Pike auf die Schulter und zog gegen die Königlichen; aber in der fürchterlichen Schlacht von Vinegar-Hill, wo die Rebellen von den Engländern ſo grauſam geſchlagen wurden, machten die Rothröcke Kavanagh zum Gefangenen. Er zog ſeine Börſe heraus, um ſie zu tractiren, aber ein Tambour riß ſie ihm aus der Hand und lief mit derſelben weg. Sein Leben jedoch ward ihm geſchenkt und traurig und ſorgenvoll wandte er ſich heimwärts und wünſchte bei ſich, daß er in ſeinem Leben keinen Luprechaun geſehen hätte. Als er zu Ferns ankam, das nicht weit vom Leinſter-Gebirge liegt, da verſteckte er ſich im alten Schloß, aus Furcht vor den königlichen Truppen, die in den Straßen paradirten.

Während er nun zusammengekauert dalag, da hörte er Etwas hämmern, als wenn's ein Schuhmacher wäre; und indem er vorsichtig zu einer engen Höhle kroch, die bis auf ein schwaches Licht, das darinnen brannte, pechfinster war — wen anders sah er da, als seinen kleinen Freund, den Luprechaun? Und als er genauer hinblickte, da sah er, daß derselbe die Schuhe des Tambours flickte, welcher mit seiner Börse davon gelaufen war. Dieser saß ganz vergnüglich neben dem Schuhmacher auf der Erde und schmauchte sein Pfeifchen. Als der Flicken aufgesetzt war, da zog der Trommelschläger seine Börse heraus und warf sie, nachdem er das darin liegende Geld herausgenommen hatte, dem Luprechaun zu. Er kannte offenbar den Werth der Börse nicht; aber der Schuhflicker war weiser, steckte sie rasch in seine rechte Hosentasche und begann dann wieder zu hämmern, als sei Nichts geschehen. Doch kaum hatte sich der Tambour entfernt, so stürzte auch Kavanagh aus seinem Versteck hervor und auf den Luprechaun zu. „Guten Morgen, mein Herr Luprechaun", rief er, „gieb mir meine Börse wieder!"

„Wie komm ich zu Deiner Börse?" entgegnete dieser, anscheinend sehr erstaunt.

„Wart' — ich will Dich lügen lehren", sagte Kavanagh, das Auge immer fest auf den Luprechaun geheftet, „giebst Du mir nicht auf der Stelle die Börse heraus, die Du eben in Deine rechte Hosentasche gesteckt hast, so . . . ."

„O, ach", schrie da auf einmal der Luprechaun — „o, ach! Sieh die Soldaten!"

„Um Gotteswillen — wo?" kreischte Kavanagh und sah sich, zum Tod erschreckt, um. Aber da war kein Soldat zu sehen; und als er sich beruhigt hatte und wieder nach dem Luprechaun um-

drehen wollte, da war dieſer verſchwunden; und als Kavanagh aus ſeinem Verließ herauskroch, um doch endlich nach Haus zu kommen, da fingen ihn die Orange-Männer (Orange iſt ſeit William III., dem Oranier, die Farbe der engliſch geſinnten Proteſtanten in Irland) und hatten nicht zum zweitenmal Mitleid mit ihm, ſondern hängten ihn an dem nächſten Baum auf. —

5. Die schwarzbraune Kuh.

Schemus-a-Sneidh, der kleine Jacob, war ein armer Junge, der mit seiner Mutter in einer Hütte auf dem Slieve-duin, in der Grafschaft Cavan lebte. Sie lebten mit Ach und mit Krach, so gut es eben ging, hatten ein Fleckchen Erde, auf welchem sie Kartoffeln bauten, und eine kleine, schwarzbraune Kuh, die ihnen den Tropfen Milch dazu gab. Schemus mußte die Kuh hüten; und während sie zahm und fromm an den Berghängen weidete, schnitt er Haide ab und band Besen daraus, die seine Mutter verkaufte, um für den Erlös etwas Salz und etwas Taback aus der Stadt mitzubringen. Eines Tages nun ging Schemus etwas weiter in's Gebirge hinauf, als er sonst zu thun pflegte; und die Kuh ging immer hinter ihm her. Da, als er müde vom Steigen war und auch schon genug Haide geschnitten hatte, legte er sich in's Gras nieder, um zu schlafen. Doch kaum, daß er das Auge geschlossen hatte, da kamen auch schon hundert Ganconners (Feen) und tanzten um ihn herum und spielten Fußball und „Hurley" (ein Lieblingsspiel der irischen Bauern, bei welchem Sieg und Gewinn der Partei zufällt, welcher es im Kampfe mit der andern gelingt, einen in der Mitte liegenden Ball mit einem Schlagholz, dem sg. Hurley auf ihre Seite hinüberzuschleudern). Da war nun namentlich Einer unter ihnen, mit

einer rothen Kappe; der machte seine Sache gar zu gut, und war so flink und so geschickt, daß Schemus nicht an sich halten konnte und ausrief: „Bravo, mein Hurler, bravo!“ Aber nicht so bald war das Wort aus seinem Mund heraus, als — klapp! — der Ball in sein Auge flog, daß die Funken herausschlugen. Der arme Junge meinte nun fest, er sei blind; und lange genug dauerte es auch, bis er wieder Etwas sehen konnte ..... zuerst den Himmel, und dann die Sonne, und dann die Berge, und die Haide — aber die Ganconners waren weg und seine Kuh war auch weg. Er suchte den ganzen Tag auf dem Gebirge herum, bis es Abend war; aber er konnte sie nicht finden. Traurig ging er nach Hause und seine arme alte Mutter fing laut an zu weinen, als er sagte, er habe die Kuh verloren. Darauf erzählte er ihr Alles, was ihm passirt sei; daß er nämlich die Ganconners gesehen habe und darauf schwören wolle, sie hatten ihm die Kuh gestohlen.

Am andern Morgen gingen sie Beide zusammen auf die Berge, um die Kuh noch einmal zu suchen. Sie waren noch nicht weit gegangen, als auf einmal Schemus „Mutter!“ schrie, „Mutter, hier ist die Kuh! komm, komm!“ Richtig — das war die Kuh. Sie war bis über den Kopf in's Moor versunken; nur die Hörner standen noch aus dem Loch hervor. Nun riefen die Beiden das ganze Dorf zusammen und Alle faßten zu und nach einer halben Stunde hatten sie die schwarzbraune Kuh an den Hörnern herausgezogen. Aber die schwarzbraune Kuh war todt und sie mußten sie nach Hause schleppen. Schemus und seine Mutter zogen ihr das Fell ab und hangten ihr Fleisch in den Rauchfang. Zwar schüttelten die Bauern im Dorf ihren Kopf dazu, daß sie das Fleisch von einem Thiere essen wollten, welches gestorben sei, ohne geblutet zu haben;

aber Schemus und seine Mutter waren viel zu arm, um sich daran zu kehren. Sie kochten es also und wollten es essen; aber da war es so zäh wie Leder und so schwarz wie Torf. Und als sie es den Hunden vorwarfen, da wollten die nicht einmal daran riechen. So mußten sie es denn in den Graben werfen, wo es verfaulte. — Ach, was war da der arme Schemus so traurig! Er mußte nun noch einmal so viel arbeiten, als sonst, und früh und spät auf den Bergen sein, um Haide zu schneiden. Da, als er eines Tages bei dem Carn (heidnischer Grabhügel, in welchem nun die Feen wohnen) vorbeiging, da sah er .... seine schwarzbraune Kuh und zwei kleine Rothmützen, die sie hüteten.

„Hallo!" rief er, „das ist meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh."

„Nein, es ist unsere schwarzbraune Kuh!" rief einer von den kleinen Burschen.

„Aber ich sage Euch, sie gehört uns!" schrie Schemus, und packte die Kuh bei den Hörnern. Indem fingen die Gauconners an, die Kuh zu jagen, sie setzte vom Abhang des Berges hinunter, und Schemus, der inzwischen auf sie gesprungen war, mußte mit. Nun liegt hier unter dem Abhang des Berges ein kleiner See, mit Namen Lough Liagh, der Doctoren-See, so genannt, weil er viele im höchsten Grade heilkräftige Eigenschaften besitzt, und auf seinen Grund eine Art von schwarzen Schlamm absondert, welcher mit einem Stocke herauf geholt und auf die kranken Glieder gelegt, schon viele wunderbare Kuren verrichtet haben soll. In diesen See sprang die Kuh von Oben hinein, das Wasser schloß sich über ihr und über Schemus, der auf ihrem Rücken saß, und Schemus dachte, nun sei Alles aus. Aber ehe er noch recht zu sich selber kommen konnte, siehe! — da befand er sich vor einem

herrlichen Palaste, der ganz aus Edelstein und Gold gebaut war. Aber Schemus ließ die Hörner seiner Kuh nicht los. Da öffneten sich die Thüren des Palastes und schöne Damen und Herren kamen heraus.

„Was will dieser Junge?“ fragte Einer von der Gesellschaft, der anscheinend der Herr von Allen war.

„Meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh will ich wieder haben!“ sagte Schemus, der nicht los ließ.

„Das ist Deiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh nicht!“ sagte der Herr.

„Werde ich meiner Mutter ihre schwarzbraune Kuh nicht kennen?“ erwiderte Schemus.

„Wo hast Du sie verloren?“ fragte der Herr; worauf Schemus ihm einen genauen Bericht darüber abstattete.

„Ich glaube, Du hast Recht, mein Junge!“ sagte der Herr. „Hier, nimm diese Börse — es ist mehr darin, als zwanzig Kühe werth sind.“ Und dabei reichte er dem Jungen eine gefüllte Geldbörse hin, dieser aber war klüger und sagte:

„Nein, ich will meine Kuh haben und weiter Nichts!“

„Du bist ein Narr,“ sagte der Herr. „Aber weißt Du was? Bleib hier bei uns im Schloß.“

„Nein,“ sagte Schemus, „ich will lieber in der Hütte meiner Mutter leben.“

„Hier kannst Du durch Gärten voll köstlicher Früchte und Blumen wandeln . . .“

„Ich will lieber Haide auf den Bergen schneiden,“ sagte Schemus.

„Hier kannst Du das Beste essen und trinken . . . .“

„Gebt mir meine Kuh wieder!“ sagte Schemus; „Milch und Kartoffeln sind mein Leibgericht.“

„O!“ riefen die Damen und drängten ſich um ihn herum, „o, Du willſt uns doch die Kuh nicht wegnehmen, die uns die Milch zu unſrem Thee gibt?“

„O,“ ſagte Schemus, „meine Mutter hat auch Milch nöthig, — und kurz und gut, ich will meine Kuh wieder haben!“

Da kamen ſie noch einmal und reichten ihm einen Scheffel voll Gold; aber er ſagte, er wollte Nichts haben, als ſeine Kuh. Da ſtießen ſie ihn mit Füßen und ſchlugen ihn grün und blau; aber er ließ die Hörner ſeiner Kuh nicht los und auf einmal kam ein Wind, blies ihn in die Höhe, und wie er ſich umſah, ſtand er am Ufer des Sees, deſſen Waſſer ruhig wie immer lag, und neben ihm ſtand ſeine Kuh. Er freute ſich über die Maßen, und beſonders wenn er daran dachte, wie ſeine Mutter ſich freuen würde. Er trieb die Kuh alſo heim, und die Mutter ſtand gerade vor der Thür, als ſie kamen.

„Gott ſegne Deine Kuh!“ rief ſie in voller Freude, als ſie die Kuh erblickte; aber kaum hatte ſie das Wort „Gott“ geſprochen, da ſank die Kuh zuſammen, wie Torfaſche — und das war das Ende von Schemus-a-Sneidh's ſchwarzbrauner Kuh.

6. Das Land der ewigen Jugend.

Vor alten Zeiten, als Irland noch groß und herrlich und glücklich war, als die schönen Schlösser noch standen, in denen seine Könige und Ritter, die Finians, wohnten, und die Harfen noch klangen, die nunmehr still und stumm geworden sind: da lebte ein hochberühmter Barde, der seines Gleichen nicht hatte, noch haben wird, bis an der Welt Ende. Sein Name war Oisin. Er war der Sohn des Riesen Fin Mac Cul, und sein Sohn, ein ritterlicher, tapferer Jüngling, hieß Oscur. Lange lebten sie in Glück und Freude, geliebt vom großen König, der zu Tara wohnte, geehrt vom irischen Volke, und Oisin's Gesang und Harfenspiel waren der Stolz und Ruhm der grünen Insel. Da aber entstanden einmal Zank und Hader zwischen dem großen König und seinen Rittern, es kam zu einer fürchterlichen und blutigen Schlacht, in welcher — an einem Tage — die ganzen Ritter von Irland erschlagen wurden. Oisin war allein übrig geblieben; und nachdem er an der Leiche seines Sohnes die Todtenklage gesungen, in welche die Raben und Adler, die das Schlachtfeld umschwirrten, kreischend einstimmten, da machte er sich auf in seiner Trauer und wanderte in die entfernten Haiden seines Landes, in dem er nun so einsam und verlassen war. So kam er auch an den Rand der

Seen von Killarney; und eines Tages, als er am Lough Leane ein Rehkalb verfolgte, das aus dem Dickicht gebrochen war, da erschien ihm plötzlich in einiger Entfernung eine edle weiße Stute, mit einer Reiterin darauf.

Betroffen blieb Oisin stehen; er glaubte, es sei nur eine Erscheinung, wie sie ihm oftmals vorgeschwebt war, wenn er früher an der Harfe saß, um zu singen. Aber die Reiterin auf der weißen Stute näherte sich, und Oisin sah nun wol, daß es eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit sei mit goldnem Haar und sanftblauen Augen, in goldgestickte Gewänder von kostbarer Seide gehüllt. Sie redete den ritterlichen Sänger an und sagte ihm, daß sie Niamh mit dem goldenen Haar sei, die Tochter Cailee's, des Glanzreichen, des Königs in Tir-na-n'Og, dem Land der ewigen Jugend. Sie sei gekommen, sagte sie weiter, um ihre Hand dem Sänger Oisin anzutragen, unter der Bedingung, daß er zu ihr auf's Roß steige und mit ihr in ihr Königreich, in das Land der ewigen Jugend reite. Da solle er von ihr geliebt werden und herrlich sein wie sie; und Krankheit und Tod sollten keine Gewalt haben über ihn. Oisin bestieg ohne Zaudern das weiße Roß und Beide reisten über das große Meer, bis sie zu einer gewaltigen Stadt kamen, woselbst ein fürchterlicher Riese herrschte, der vor einiger Zeit die Tochter des Königs von Tir-na-m-Beo, dem Lande des Lebens, geraubt hatte. Oisin nun tödtete den verruchten Riesen, und nachdem er die Hauptstadt vom Lande der ewigen Jugend, das im Meere gegen Westen liegt, erreicht hatte, heirathete er die Jungfrau mit dem goldenen Haar. Und herrlich und paradiesisch war das Leben und das Land, in welchem Oisin nun wohnte; und er blieb daselbst dreihundert Jahre.

Inzwiſchen hatte auch Niamh mit dem goldenen Haar dem Sänger Oiſin zwei Söhne und eine wunderſchöne Tochter geboren, aber da erwachte die Sehnſucht in ihm, ſeine alten Freunde, die nebſt ihm die groſſe Schlacht überlebt hatten, noch einmal wieder zu ſehen und ein letztes Lebewol von ihnen zu nehmen. Er glaubte, es ſeien nur wenige Jahre ſeit ſeinem Abſchied von Irland vergangen, ſo vollkommen war ſein Glück geweſen. Sein Weib gab ſich zwar alle Mühe, ihn von ſeinem Entſchluſs abzubringen, aber umſonſt. Zuletzt muſste ſie ihm ſeinen Wunſch bewilligen, ließ ſich jedoch zuvor das Verſprechen von ihm geben, daſs er nicht von dem weiſſen Roſs herabſteigen wolle, ſonſt würde er auf ewig von ihr getrennt ſein und dürfe nie wieder in's Land der ewigen Jugend zurückkehren. Darauf beſtieg er die weiſſe Stute und ritt über das groſſe Meer nach Irland zurück. Er beſuchte alle die Plätze, auf denen er einſt mit den Rittern zuſammengeweſen, aber nicht eines mehr von den bekannten Geſichtern war zu erblicken. Die Rieſengräber und groſſen Feſtungshügel waren alle zerſtört, und die einzige Antwort, wenn er nach den Rittern von Irland fragte, war, daſs ſolche Leute einſt wol geweſen, aber daſs ſie nunmehr geſtorben ſeien, ſeit Jahrhunderten. Zuletzt hatte er Gleann-an-Smoil, das Droſſelthal, erreicht, eine Schlucht, ſechs Meilen von Dublin, am Fuſse des finſtern, hohen Cippure-Berges, wo der Dodderfluſs entſpringt, und das Oiſin wol kannte, weil einſt die Ritter von Irland, die Finians, hier gerne geweilt. Hier ſah er eine Anzahl von Leuten, welche ſich bemühten, einen groſſen Granitblock aufzurichten. Einer von den Aufſehern bat ihn, ſeinen Arbeitern helfen zu wollen; Oiſin willigte ein, und indem er ſich auf die eine Seite neigte, faſste er den Stein und rückte ihn auf die gehörige Stelle. Dabei jedoch ſollte ſich's un-

glücklicherweise ereignen, daß sein Fuß die Erde berührte. In diesem Augenblick flog die weiße Stute dahin und verschwand im blauen Dufte der Ferne; Oisin aber war ein schwacher, hülfloser, blinder alter Mann.

7. Der Onkel aus der Seewelt.

Nicht weit von Killarney lebte eine arme Wittwe, die sehr viele Kinder hatte, aber sehr wenig für sie zu essen. Sie mußte den ganzen Tag arbeiten und konnte doch bei aller Mühe nicht so viel verdienen, um sie satt zu machen. Zuletzt verdang sie sich in eine Wirthschaft, wo sie jede Nacht bis zwei Uhr arbeiten mußte. Als sie eines Nachts nach Hause kam, sehr betrübt und nicht wissend, wie sie ihre Kinder am andern Morgen satt machen sollte, siehe! — da war sie nicht wenig erstaunt, die Tische mit den köstlichsten Kuchen bedeckt und am lustig brennenden Feuer einen halben Hammel schmoren zu sehen. Sie fragte die Kinder, woher das komme; diese sagten, es sei ein Mann hereingetreten, der das Alles so gemacht habe, und der Mann habe grade so ausgesehen, wie ihr Onkel Dick. Die Mutter sagte, das sei Unsinn; ihr Onkel Dick sei ja schon seit zehn Jahren gestorben. Aber die Kinder sagten, es sei doch wahr und sie wollten sich nicht davon abbringen lassen. Indessen ließen sich's Alle am folgenden Morgen ganz wol schmecken und die Mutter ging dann wieder an die Arbeit. In der Nacht, als sie nach Haus kam, standen auf dem Tisch wieder die Kuchen und der fette Hammel schmorte am Feuer und so ging's acht Tage fort und die Kinder wollten darauf schwören, daß es der Onkel sei, der Alles das gebracht habe.

Da beſchloß die Mutter endlich, ſich doch einmal ſelbſt zu überzeugen, wie das eigentlich zuſammenhinge, und demzufolge kam ſie eines Abends viel früher nach Haus, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Bis gegen zwölf Uhr hin war Alles ſtill; mit dem letzten Glockenſchlage aber fing ein Lärm vor der Thür an, ein Lachen, Singen und Muſiziren dazu, daß es die Mutter vor Neugierde nicht aushalten konnte. Sie ging hinaus und hörte nun die lieblichſte Muſik und ſah das ganze Feld voll der ſchönſten Fräulein und der vornehmſten Herren, die mit einander tanzten und ſich beluſtigten. Nach dem Tanze wurden Speiſen umhergereicht und da ſah ſie einen von den Herren mit einer Schüſſel und einem Korbe ihrem Hauſe zuſchreiten und wie er ihr nahe genug war, da ſah ſie, daß es kein Anderer war, als Dick ihres verſtorbenen Mannes Bruder, der ſelbſt ſchon ſeit zehn Jahren todt und begraben war. „Dick!“ rief ſie — „Dick, biſt Du's oder biſt Du's nicht? Dick, wie kommſt Du unter die Feen?“ .. In dieſem Augenblick verſchwand der Mann und die Schüſſel und der Korb, und die Muſik und alle Herren und alle Damen; und niemals wieder, wenn die Mutter Nachts heimkehrte, fand ſie Kuchen auf dem Tiſch oder einen halben Hammel am Feuer.

8. Das Feen-Handtuch.

Vor eilf Jahren geſchah es, daß ein ſchöner, ſtarker und kräftiger junger Mann, der einzige Sohn ſeiner Eltern, der mit dieſen zu einem Leichenbegängniß fuhr, plötzlich vom Wagen fiel, krank wurde und nach ein paar Tagen ſtarb. Er blieb drei Tage und drei Nächte über der Erde, ſeine Leiche wurde ausgelegt, die Todtenwache fand Statt mit dem „Kinen" (Todtenklage) und allen Ehren, und zuletzt wurde er in einen Sarg gelegt und auf dem Kirchhof begraben. Zwölf Monate ſpäter — gerade auf den Tag, wo er begraben worden war — ſaßen des Mittags die Eltern und ihre Schnitterleute beim Eſſen. Da kam ein junger Menſch herein, ſehr blaß, ſehr traurig, ſehr abgemagert, und Keiner kannte ihn. Er verlangte mit der Frau allein zu ſprechen. Dieſe kam zu ihm heraus und er ſagte: „Wenn Ihr gegeſſen habt, ſo ſchickt doch Eure Leute auf's Feld, ich habe Euch 'was allein zu ſagen." Die Frau that, wie der Fremde ihr geheißen, und darauf ſagte dieſer: „Mutter, ich bin Euer Sohn — ich bin nicht todt. Ich bin in der Gewalt der Feen. Erinnert Ihr Euch noch an jenes Leichenbegängniß? Da kam eine Frau vorbeigeritten, die mich mit einem weißen Handtuch ſchlug; da fiel ich vom Wagen und mußte mit ihr. Es war eine Fee. Was Ihr da aufgenommen und begraben habt, iſt Feenblendwerk geweſen. Geht auf den Kirchhof und

grabt meinen Sarg aus. Ihr habt einen Besen begraben. Heute kann ich noch nicht bei Euch bleiben, denn ich bin noch nicht frei. Aber in einigen Monaten werd' ich frei sein. — Ich hab' einen Freund bei den Feen und der will mir helfen, daß ich frei werde, wenn die Feen schlafen."

Und darauf ging er und kam wirklich nach ein paar Monaten wieder. Aber er ist immer bleich und kränklich geblieben und von seiner früheren Kraft und Schönheit konnte man Nichts mehr sehen. Er ist vor zwei oder drei Jahren gestorben. —

9. O'Donoghue's Dudelsack.

An den Seen von Killarney, wo die Männer tapfer und die Frauen treu, die Kühe klein und die Berge groß sind, da lebte einst ein blinder Dudelsackpfeifer, Namens Hugh M'Connell; ein tüchtiger Dudelsackpfeifer, der auf tausend Meilen in der Runde nicht seines Gleichen hatte. Aber Musikanten sind immer durstig und der gute Hugh wurde nicht nüchtern, so lang es was zu trinken gab, und zu trinken gab es dazumal immer in den guten Zeiten von Irland. Da gab es Nichts als Zechen und Schmäuse und „Patterns" und Tanz und Jagd.

Da geschah es nun an einem Maiabend, daß Hugh in der Stadt Killarney war, und da er vielen Leuten begegnete, die sich freuten ihn zu sehen, so schüttelte er hier dem Einen die Hand, und trank dort mit den Andern ein Glas Whiskey, — ein Kännchen Punsch hier und ein Pint Ale dort, und zuletzt blieb er in einem Public House hängen, bis es tiefe Nacht geworden war. Hugh wurde immer lebendiger und machte gewaltigen Lärm; bis ihm denn endlich die Wirthin sagte, er solle jetzt aufpacken, sie sei müde und wolle in ihr Bett gehen und es sei für jeden ehrlichen Mann Zeit, sich jetzt in das seine zu begeben. Hugh sagte, es sei schon gut, nahm seinen Dudelsack unter den Arm und einen langen Stock in die Hand und machte sich auf. Ihm war's

einerlei ob die Sonne ſchien oder nicht, er hatte den Weg ſo im Gefühl und kannte jeden Winkel und jede Ecke von Kenmare nach Tralee. Alſo ging er denn in die ſtockfinſtere Nacht hinaus, er ging den beſten Weg, den er kannte, und der war ſchlecht genug, denn Hugh konnte kaum ſtehen. — Er ging und ging und wußte zuletzt nicht mehr, wo er ging; dann ſetzte er ſich auf einen Stein und dachte, es wäre doch einerlei, nahm die Balgſtöcke des Dudelſacks unter den Arm, die Pfeifen in den Mund und fing an zu ſpielen. Doch kaum hatte er den erſten Ton von ſich gegeben, ſo ſchallte es ſchon aus der Ferne wie Pferdegetrappel und bald darauf hielten Reitersleute dicht neben ihm.

„Pfeifer," ſagte einer von ihnen, „willſt Du mit uns reiten?"

„Wohin ſoll's denn gehen?" fragte dieſer. „Zu einer Hochzeit, oder zu einer Kindtaufe oder zu einer Todtenwache?"

„Komm nur, komm nur und mach' raſch!" ſagte der ungeduldige Reitersmann.

„Nein, ich kann nicht," ſagte der Pfeifer, „ich muß morgen früh bei Meiſter Herbert am Tork-See ſein."

„Und dieſe Nacht biſt Du bei uns!" ſagte der Reiter und hob ihn ohne Weiteres auf's Pferd, jagte mit ihm davon, jagte immerzu, bis ſie am See waren, jagte in den See hinein, tauchte unter und .....

Am nächſten Morgen fand Tom M'Gordon, der Bauer von Clogherin Hugh, den Pfeifer, im feſten Schlaf unter einem Baum in dem Escamucky-Gebirge. Er hielt ihn natürlich für betrunken und weckte ihn auf; aber Hugh ſchwur hoch und theuer, er ſei nicht betrunken und ihm ſei etwas ganz Anderes begegnet. Tom wollte wiſſen, was denn das ſei, und Hugh erzählte ihm, wie ihn geſtern Nacht Reiter vom Weg mitgenommen und mit

ihm in den See geritten wären. Eine Weile ſei es durch dick und durch dünn gegangen, bis ſie auf einmal gehalten und eine ihm unbekannte Stimme gerufen hätte: „Willkommen in O'Donoghue's Schloß!“ ... Und auf einmal hatte ich mein Augenlicht wieder, ich konnte ſehen, wie ich in meinen jungen Jahren geſehen habe, und ſah eine große, ſchöne Halle vor mir.

„Wo bin ich?“ rief ich aus.

„Im O'Donoghue's Schloß biſt Du!“ war die Antwort.

„Dann will ich aber auch Eins ſpielen!“ ſagte ich und nahm die Blaſebälge unter den Arm und fing an; und kaum, daß ich den erſten Ton geblaſen hatte, ſo kamen wol hundert Damen und Herren daher, alle in Sammet und Seide. Und die Damen lachten vor Freude und die Herren ſchrieen und ſangen zu meinem Ton; nur Einer blieb ſtumm und ward immer verdrießlicher. Da ſaß nämlich der alte Harfner in der Ecke, mit einem Bart ſo lang als mein Arm, und viel weißer noch als mein Hemd, und der war ſehr grämlich und ärgerte ſich über die Maßen, daß ich den Dudelſack ſo ſchön ſpielte, und daß die Damen und Herren ſo gerne zuhörten. Zuerſt hielt er ſich die Ohren zu; aber nach einer Weile konnte er's gar nicht mehr aushalten, und auf ſprang er, griff nach einem verroſteten Schwert und ſtach damit in die armen Bälge meines Dudelſacks und paff! — gingen ſie zuſammen und Sang und Klang war vorbei. — Ich war ſehr traurig darüber, aber einer von den Edelleuten ſagte: „Hugh, ſei nicht traurig! Hier haſt Du einen andern Dudelſack, der iſt viel beſſer, als es Dein alter geweſen.“ Darauf fing ich wieder zu ſpielen an und alle wurden wieder luſtig, ja noch viel luſtiger, als zuvor. Sie ſetzten mich in einen gewaltigen Großvaterſtuhl und ich mußte immer ſpielen und bekam

das Beſte, was man ſich denken kann, zu eſſen und zu trinken. Und darauf begannen ſie zu tanzen, und tanzten Jigs und Contretänze, bis die Sonne auf den Lough Leane ſchien. Und grad in dieſem Augenblick, wo der erſte Strahl der aufgehenden Sonne das Waſſer berührte, tönte eine Trompete und ich ward hinausgeführt, auf ein ſtattliches Roß geſetzt, das für mich bereit ſtand; auch die Andren ſaßen auf, und ſo ging's vorwärts — die Pferde gingen über das Waſſer des Sees, wie Schaumwellen über das Waſſer gehn. O'Donoghue ſelbſt auf einem Schimmel ritt nach den Klängen unſichtbarer Muſik voran, und dann kehrten wir Alle wieder um und in's Schloß zurück. Nun fragte mich O'Donoghue, ob ich immer bei ihm bleiben wollte? Ich ſollte es ſtets ſehr gut haben, gutes Eſſen, gutes Trinken, was ich nur wünſchte. Darauf ſagte ich aber: „Nein, ich möchte doch lieber wieder in die Welt zurück."

„Aber dann wirſt Du auch wieder blind werden!" ſagte O'Donoghue. Aber ich ſagte, ich wollte doch lieber gehen, und da kriegte ich einen Stoß in die Seite — Gott weiß, ich fühle den Stoß noch und muß blaue Flecke davon bekommen haben! — und taumelte bewußtlos auf den Boden und von dem Augenblick an weiß ich nicht, was mit mir geſchehen iſt, bis zu dem, wo Du mich unter dem Baume gefunden und geweckt haſt, Tom!" So erzählte Hugh, der Dudelſackpfeifer, und Tom, der Bauer von Clogherin, ſagte, das wäre ein ſchöner Traum geweſen, und weiter Nichts. Aber Hugh ſchwur bei allen Heiligen, es ſei kein Traum, ſondern die reine Wahrheit; und dann zeigte er ihm den Dudelſack, welchen er aus O'Donoghue's Schloß mitgebracht. Der ſah nun allerdings ſeltſam genug aus; aber Tom ſagte: „Du biſt juſt wie mein Weib Kate, die glaubt auch an die Feen, und würde

einen Eid darauf ablegen, daß unſer jüngſtes Kind von den Feen iſt. Ein wunderlich Weſen iſt es, das iſt wahr; mit Beinchen ſo dürr wie Spindeln, mit Händchen ſo dünn wie Fladen, und obgleich es ſchon zehn Jahr alt iſt, ſo iſt es doch nicht viel größer als ein Ferkel."

„Wunderlich — das iſt wahr!" erwiderte Hugh. „Aber wie geht Dir's denn ſonſt?"

„Auch ſchlecht genug," ſagte Tom. „Das bischen Land iſt zu theuer, der Zins zu hoch, und obendrein iſt nun auch der Zehnte noch aufgeſchlagen worden. Du ſiehſt, Hugh, es geht mir ſchlecht genug. Aber komm — zum Frühſtück wird Kate doch wol noch Etwas haben!"

Hugh ging mit, das verſteht ſich. Denn er pflegte von Dem zu leben, was Gott ihm ſchickte und gute Menſchen ihm gaben. Sie traten in die Hütte und dürftig genug ſah es darinnen aus. In der Ecke am Feuer ſtand die hölzerne Wiege und Tom's Junge darin, der häßliche Bengel, der einen Schrei ausſtieß in dem Augenblick, wo er Hugh ſah, und mit Händen und Füßen ſo lange zappelte und dabei weinte und tobte, bis man ihm den Dudelſack reichte, worauf er ſich zufrieden gab und vor Freuden lachte. — Kaum jedoch hatten ſie ſich zum Frühſtück niedergeſetzt, ſo that ſich die Thüre wieder auf, und herein trat der Kloſtereinnehmer, um den Zehnten im Namen des Biſchofs einzufordern. Tom redete noch mit ihm und wollte ihn bitten, die Zahlung zu ſtunden, da that ſich die Thüre abermals auf und herein trat zuerſt des Grundherrn Büttel, und zu zweit der Zinsvogt der Gemeinde, und zuletzt der Küſter, welcher die Kirchengelder erheben wollte.

„Gott ſegne Euch Alle!" ſagte der arme Tom, indem er ſich umkehrte, um heimlich die Thränen abzuwiſchen, die ihm in den

Augen ſtanden. — Auf einmal hörte man einen ſeltſamen Klang — und ſiehe da, es war der Junge in der Wiege, der häßliche Bengel, welcher auf dem Dudelſack blies. Und wie ſie den erſten Ton gehört hatten, da mußten ſie alle anfangen laut zu lachen; und ſie mußten ſo lange lachen, als der Junge ſpielte. Darauf wechſelte er die Melodie, und die Leute fingen nun an zu ſchreien, ſo laut ſie konnten. „Und nun einen Jig!“ rief der kleine Satanskerl, wechſelte wieder mit der Melodie und — Hopdidudendu! ging's, aufſprang wie ein Tollhäusler der Kloſtereinnehmer, und der Büttel und der Küſter und der Zinsvogt und ſie tanzten, Jeder mit ſeinem Stock in der Hand, bis ſie nicht mehr athmen konnten. „Fogha-Boileagh!“ ſchrie da der kleine Balg — „Alle auf einander!“ — und dabei wechſelte er wiederum ſeinen Ton, und nun flogen — haſt du nicht geſehen! — die Stöcke in die Luft und auf die Köpfe und der Kloſtereinnehmer und der Büttel und der Küſter und der Zinsvogt hauten ſich ſo windelweich, daß den Andern angſt und bange wurde, und Hugh unter den Tiſch kroch und Tom auf die Aurichte ſprang und Kate ſich im Aſchenwinkel verſteckte. Und nun veränderte der kleine Hexenmeiſter die Melodie noch einmal und ſiehe da! — anſtatt Tom zu pfänden, liefen ſie was ſie konnten und waren hernach für kein Geld in der Welt in das verzauberte Haus zurückzubringen. Tom aber dankte dem lieben Gott für dieſe unerwartete Hülfe aus großer Noth. Kate jedoch ſagte: „Nun ſeh' ich klar, daß Du von den Feen biſt, Du Wechſelbalg, Du!“ und ohne viel Beſinnens packte ſie den Kleinen in der Wiege, den häßlichen Bengel, und warf ihn in's Torffeuer. Und wie eine Blaſe ſtieg er in den Kamin hinauf und ward nie wieder geſehen; aber als Kate ſich umſah, da ſaß auf dem Rand der Wiege ein hübſcher Junge von zehn Jahren, den ſie mit dem

Ausruf: „Das iſt mein kleiner Tom! das iſt mein Junge! Gott ſei Dank!“ in die Arme ſchloß.

Hugh's Dudelſack aber, den er aus O'Donoghue's Schloß mitgebracht, wurde kurze Zeit darauf für eine große Summe, welche der Biſchof, der Pfarrer, der Grundherr und die Gemeindeälteſten zuſammengeſchoſſen hatten, angekauft. Denn dieſe ſahen wol ein, daß an Zinſen und Zehnten nicht zu denken ſei, ſo lange ſich dieſer Dudelſack in den Händen des iriſchen Bauernvolks befände; Hugh und Tom aber theilten ſich in den Erlös und lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

10. Der Phuka.

Der Phuka iſt der boshafteſte Geiſt von Allen und Gott behüte uns vor ihm! Er zeigt ſich meiſt in der Geſtalt eines Bullen, dem aus Auge, Mund und Naſe Feuer ſprüht; und er ſchleudert denjenigen, der nicht an ihn glauben will, mit den Hörnern in die Luft und galoppirt mit ihm die ganze Nacht herum und läßt ihn zuletzt gegen Morgen von Angſt erſchöpft und mit Koth beſchmutzt am Wege liegen. So ging es dem Paddy Moran, der in Kilgobant wohnt, und gar nicht aufhören kann von der Geſchichte zu ſprechen, obwol ſie ſich ſchon vor zwanzig Jahren zugetragen hat. Als er nämlich zu jener Zeit auf Allerheiligenabend nach Hauſe gehen wollte, und angetrunken, wie er war, auf einer Wieſe liegen blieb, da kam um Mitternacht der Phuka, ſpießte ihn auf ſeine gewaltigen Hörner, und jagte mit ihm auf dem Dache eines himmelhohen Hauſes herum, und dem armen Paddy war ſo weh, er hätte wol immer ſchreien mögen, aber es war ihm, als läge ihm Etwas auf der Bruſt, und er konnte nicht ſchreien. Zuletzt warf ihn der Phuka vom Dache herunter — und Paddy fiel wol eine halbe Stunde lang immer hinunter, immer hinunter, und als er zuletzt auf den Boden ſchlug, da erwachte er, und lag auf derſelben Stelle in der Wieſe, wo er die Nacht hingefallen war, und alle Knochen thaten ihm weh.

So ging es auch dem Larry Cronin, der an dem oberen Ende des Lough Leane wohnt. Larry sagte immer, er glaube nicht an Feen und solch Altweibergeschwätz, und ein kräftiger Bursche war er dazumal, und es mochte ihm wol auch Ernst gewesen sein. Da war er nun einmal mit seinen Kameraden auf einer sehr lustigen Hochzeit gewesen und es gingen ihrer ein ganzer Trupp, selig vom Tanz und Whiskeypunch, heim. So kamen sie bei dem alten Kirchhof von Killare, — eine Meile oder so vom Aghadoe-Hügel — vorbei. Da hängt der grüne Epheu dick um die Grabsteine, und seine vier Mauern stehen in der einsamsten Gegend von Kerry. Als sie nun vorbeigingen, und der Wind in dem Epheu und in dem Graie rauchte und stöhnte, wie das „Kinen" (Todtenklage-Singen) eines alten Weibes: da ward ihnen Allen angst. Aber Larry's Kumpane faßten sich bald wieder und sagten: „wenn Du nun wirklich keine Angst vor Geistern hast, so geh doch einmal da in die alte Abtei hinunter und bleibe eine Viertelstunde drin." Larry wollte sich doch von seinen Freunden nicht verspotten lassen, und machte sich augenblicklich auf, kletterte über die Mauer, sprang in das Kirchhofgras, und begab sich dann zur Abtei. Sein Herz bebte ihm gewaltig, als er in das alte, dunkle Gemäuer kroch und er sagte sein Vaterunser und das Ave. Aber kaum, daß er das letzte Wort gesprochen, da hörte er schon ein Geraunch in der Ferne. Er packte seinen Schillelah (Eichenstock) fester, — aber wie ward ihm, als er nun auf einmal seinen Namen rufen hörte.

„Ha, ha, ha! Larry Cronin, bist Du's?" klang es, wie vom Winde selbst gesprochen, aus der Dunkelheit. Bald aber kam es näher und näher, und da sah er, daß es ein Bulle war, aus dessen Augen Feuer sprühte, der furchtbar große Hörner und ein lohl,

ſchwarzes Fell hatte. „Larry," ſagte der Bulle, „willſt Du nach Haus reiten?" Ehe dieſer noch antworten konnte, da hatte der Bulle ihn ſchon auf den Hörnern, und ehe er ſich's verſah, da ſaß er auf dem Rücken deſſelben und konnte nicht mehr herunter, wie ſehr er auch mit Händen und Füßen arbeitete. Vergebens bat er den Bullochſen, ihn frei zu laſſen. „Ach, Euer Gnaden," ſagte er, „laßt mich doch los!" Aber der Bulle ſagte: „Nichts da, Larry! Ich bin der Phuka, und wir wollen einen kleinen Ritt zuſammen machen!" — Und dann ging's fort, immer fort. Larry dachte, es ſei um ſein Leben geſchehen, ſo ſchnell ging es. Nichts war im Stande, den jagenden Bullochſen aufzuhalten. Ueber Sumpf und Haide, über Röhricht und Gräben und Steinlöcher und Ackerland, immer fort. Larry's Beine waren von Dornen faſt ganz zerriſſen und zerkratzt, und als es eine unendliche Zeit lang ſo gegangen war, da ſagte der Phuka: „Larry, wo ſind wir jetzt?"

„Ach, Euer Gnaden," ſagte Larry, „ich glaube, wir ſind dicht bei dem alten Thurm von Aghadoe."

„Richtig!" ſagte der Phuka, „da ſind wir, und nun wollen wir weiter!"

Und alsbald ging's wieder vorwärts, durch's Feld, bis auf den Kirchhof von Killarney, und auf die Gräber, in denen manch ein Freund von Larry ruhig ſchlief. Auf einmal hörte er die Stimme von Kitty Moinuhen, die einen Monat vorher geſtorben war, und „Willkommen hier, Larry Cronin!" ſagte ſie, „was für Neuigkeiten bringſt Du, Larry Cronin? Und warum kommſt Du und drängſt dich in unſere Geſellſchaft, Larry Cronin?"

Indem er noch zitterte, da begann die lieblichſte, ſüßeſte Stimme, die er je gehört hatte, zu ſingen: „Savournin dhilisch! Savournin dhilisch!" Und als dies Lied, das er tauſendmal

ſelber geſungen, beendet war, da hörte er lautes Lachen und Scherzen unter den Steinen, und Händeklatſchen und allerlei Munterkeit. Und dann ſetzte ſich der Bulle wieder in Bewegung und es ging die liebe lange Nacht ſo durch, bis er ſelber müde ward. Es fing an zu tagen und die Vögel begannen zu ſingen. „Larry," ſagte da der Bulle, „nun kannſt Du abſteigen, aber hüte Dich, je wieder von den „Dſchintelmin" und dem Phuka Uebles zu ſprechen, ſonſt kömmſt Du das nächſte Mal nicht ſo gut davon." Dann warf er ihn ab, und als Larry, der ganz betäubt hingeſtürzt war, wieder erwachte und die Augen aufſchlug, da lag er auf der Spitze des Schechy-Gebirges, auf der andern Seite des Sees, bei Dinis-Eiland, und eben ging über ſeinem Kopfe die Sonne auf.

11. Feen-Ammen.

Ganz eigenthümlich ausgebildet findet sich im Westen der Glaube, daß Wöchnerinnen, welche im Kindbett starben, nicht wirklich gestorben, sondern von den Feen entführt worden seien, um die Kinder der Feenkönigin zu nähren. Zuweilen sagt man auch, daß Vertauschungen stattgefunden, und daß die wahre Wöchnerin entführt sei und die Patientin, welche da im Bette liegt, eine von den Feen ist, die Züge und Aussehn der Entführten angenommen hat, während diese einem von Fin Barra's Kindern in den Feenhallen von Knocknagha, in der Grafschaft Galway die Brust giebt.*) In all' diesen Fällen nehmen die Bauern ihre Zuflucht zum Feendoctor, und die Weise, wie dieser verfährt, ist folgende: er füllt eine Tasse oder ein Glas mit Hafermehl und spricht ein irisches Gebet darüber. Alsdann bedeckt er es mit einem Tuch und bringt es an's Herz, an den Rücken und die Seite der verwandelten Fee, wobei er seinen Zauber wiederholt. Wenn es nun eine Fee ist, die da im Bette liegt, so verschwindet das Mehl auf der einen Seite des Gefäßes, als ob es abgeschnitten worden sei. Aus dem Rest werden drei kleine Kuchen gemacht.

*) Oder aber, wenn — wie das im Kindbett ja nicht selten geschieht — die Wöchnerin an momentaner Geistesstörung leidet, so wird das regelmäßig dem Einfluß der Feen zugeschrieben.

die man auf dem Herde bäckt und der Kranken an den drei nächsten Morgen zu essen giebt. Wenn der Zauber gebrochen ist, so verschwindet die Fee und wird durch die wirkliche Person wol und gesund ersetzt.

Viele Geschichten von also entführten Wöchnerinnen leben im wilden Westen und ich will folgende aus der großen Zahl derselben mittheilen.

Vor nicht gar langer Zeit erzählt Neilson in seiner „Introduction of the Irish language", Dublin 1808) geschah es in Connemara, daß ein Bauerweib, Namens Mary Rourke, im Wochenbette starb. Man wusch sie, legte sie aus, hielt die Todtenwache und die Todtenklage bei ihr und begrub sie dann mit allen in jener Gegend üblichen Formen und Ceremonien.

Mary jedoch war nicht wirklich todt. Sie lebte in Knockmagha dreiviertel Jahr und säugte das Kind der Feenkönigin. Aber obwol man sie mit Lustbarkeiten und süßem Gesang unterhielt, so war sie doch immerdar sehr betrübt. Zuletzt erzählten ihr die Leute im Schloß, daß sich ihr Mann mit einer Andern verheirathet hätte und daß sie ihrem Kummer und Trübsinn nicht länger mehr nachhängen sollte; daß Fin Barra, der Feenkönig sich anschicke, mit seiner ganzen Familie nordwärts zu ziehen, um der Provinz Ulster einen Besuch abzustatten. Beim ersten Hahnenschrei brachen sie andern Morgens im Hügel von Knockmagha auf, Fin Barra und seine Schaar. Manch' Feenschloß, manches Rath (altirischer Festungshügel) und Mount (alter Grabhügel) wurde vom Tagesanbruch bis zur Abenddämmerung auf schön beschwingten Rossen besucht.

Rund um Aneck Grein und Aneck-na-Rae
Ging es auf roſigen Flügeln.

Zum Ben-Echlan und Da-tan-See,
Zu Mourne's luftigen Hügeln.
Sie reit'en früh vom Hahnenſchrei
Bis ſpät zum Abendſtrahle,
Von Dundrum und Dunardalay
Bis Knock-na-Feadale.

Das ſind Alles berühmte Feenplätze in Weſt und Nord von Irland. Nun lebte am Fuße des Knock-na-Feadale mit ſeiner Mutter, einer ſehr bejahrten Wittwe, Thady Hughes, ein ehrbarer, frommer und fleißiger Junggeſell. Eines Abends — es war auf Allerheiligen — da ging Thady aus; und es war juſt um die Zeit, wo Fin Varra mit ſeinem Hof durch die Luft vorbeizog. Wie nun Thady in einer Schlucht des alten Hügels ſtand und zu den Sternen aufſchaute, welche mit ſilberner Reinheit durch die ſcharfe, klare Froſtluft niederblitzten, da bemerkte er eine ſchwarze Wolke, die von Südweſt herüberzog, mit einem mächtigen Wirbelwinde. Er hörte Pferdegetrappel vor dem Winde, wie wenn eine Reiterſchaar das Thal entlang und zu dem „Rath" käme, auf welchem er ſtand. Thady war ſehr erſchrocken und zitterte am ganzen Leibe. Aber er erinnerte ſich an das, was er von erfahrenen Leuten früher wol oft vernommen. Wenn man nämlich den Staub unter den Füßen weg gegen den Wirbelwind in dem Augenblick, wo er vorüberſauſt, wirft, ſo muß er jedes menſchliche Weſen, das in ihm durch den Zauber gefangen iſt, freigeben.*) So nahm denn Thady eine handvoll von dem Kies, der unter ſeinen Füßen war und warf ihn muthig im Namen der heiligen Dreieinigkeit mitten in den Sturm hinein — und ſiehe da! — auf den Boden platthin fiel ein junges ſchönes Weib. Thady

*) Derſelbe Glauben und Gebrauch findet ſich auch in den ſchottiſchen Hochlanden.

faßte ſich ein Herz und da er ſie hatte ſeufzen hören, redete er ſie an, hob ſie von der Erde auf, nahm ſie mit ſich nach Haus zu ſeiner Mutter, die ſie pflegte, bis ſie wieder geneſen war. Im Laufe der Zeit, da Thady ſich überzeugt hatte, daß ſie ein menſchliches Weib und keine Fee ſei, verliebte er ſich in ſie und nahm ſie zur Frau und es war in der ganzen Grafſchaft Down kein glücklicheres Paar als die Beiden. Und ſo lebten ſie Jahr und Tag fröhlich zuſammen, bis auf einmal ein Strumpfhändler aus Connemara heruntergezogen kam und ſie als die Mary Rourke erkannte, die man vor mehreren Jahren begraben hatte. Nicht lange, ſo kam auch ihr Mann an und verlangte ſie von Thady zurück. Dieſer aber wollte ſie nicht hergeben und es kam zu vielen und langwierigen Streitigkeiten, bis endlich der Biſchof ſie ihrem erſten Mann wieder zuſprach. Denn es war nicht wahr geweſen, was die Feen geſagt hatten, daß er ſich zum zweitenmal verheirathet habe und ſo gehörte Mary nach göttlichem und menſchlichem Recht ihrem erſten Manne, der ſie denn auch mit ſich nach Connemara zurücknahm.

Eine ähnliche Geſchichte ereignete ſich in Innis Schark, einer Inſel nicht weit von den Killeries an der Küſte von Connemara. Auf dieſer Inſel lebte ein hübſches Fiſcherweib, mit Namen Biddy Manion, die, nachdem ſie zwölf Monate verheirathet geweſen, ihrem Manne ein Kind ſchenkte, „ſo ſchön nur eins zu finden war zwiſchen Schark und Amerika, — und das ſind ja die nächſten Kirchſpiele, da ſich Nichts weiter zwiſchen ihnen befindet als der Atlantiſche Ocean.“ Nun ſollte es ſich ereignen, daß um dieſelbe Zeit auch die Feenkönigin ein Kind gebar, das ſie aber nicht fähig war, zu nähren, weil ein boshafter Feenkönig, der nordwärts am Rieſendamm (Giant's Causeway) wohnte und ſich

mit ihrem Gemahl in Fehde befand, ihr die Milch weggezaubert hatte. So ſann denn das gute Volk von Innis Scharl darauf, eine Amme für das Kind der Feenkönigin zu gewinnen und ihr Auge fiel auf Biddy Manion, das ſchöne Fiſcherweib. Aber ſie konnten ihr lange nichts anhaben, da ſie immer ein Stück Torfkohle von dem Johannisfeuer bei ſich im Rocke trug und auf dieſe Weiſe, wie bekannt, gegen alle Feenkünſte geſichert war. Da geſchah es denn nun eines Nachts, daß ihr Kind, das grade an den Zähnen litt, ſehr laut zu ſchreien anfing, ſo daß die Mutter aufſtand und in die Küche ging, um Licht anzumachen. Bei dieſem Gang — noch ſchlafbefangen, wie ſie war — vergaß ſie, den Rock mit der Torfkohle überzuwerfen, und indem ſie das Feuer anblies, ſah ſie drei Männer vor ſich ſtehn, und ehe ſie noch ein Wort ſagen oder ſchreien konnte, hatten die drei Männer ſie ſchon ergriffen, vor die Thür geführt, auf ein ſchwarzes Pferd geſetzt, das vor der Thüre ſtand und ſo fuhren ſie in die Luft hinein.

Es war eine ſchöne, ruhige Sommernacht, der Mond ging auf und ſanft, wie durch ein ſilbernes, weiches Meer glitten ſie durch die Wolken dahin. Nach einiger Zeit war es, als ob das ſchwebende Pferd ſich niederſenkte und es hielt alsdann vor der Thür eines prächtigen Schloſſes ſtill, das mit ſeinen weißen Wänden im Mondenlicht ſtand am Fuße eines Hügels unter grünen dunklen Bäumen. Ein Mann, ganz in Scharlach gekleidet, mit einem dreieckigen Hut auf und einem Schwert an der Seite, ſtand vor der Thür, empfing und führte ſie in das Schloß. Er ließ ſie in einem herrlichen Zimmer allein. Auf der Schwelle deſſelben ſah ſie ein junges Weib ſtehen, das ſah traurig aus und ſprach kein Wort. Endlich faßte ſich Biddy ein Herz und redete ſie an. Da ſagte die Andere: „Biddy Manion, ſo lieb Dir die Seligkeit

iſt — rühr' hier unten keine Speiſe, keinen Trank an — es iſt Alles Zauberei. Ich bin hier gefangen, weil ich gegeſſen und getrunken habe und werde wol nie mehr frei werden. Aber wenn Du wieder heraufkommſt, ſo ſchicke zu Tim Connity, dem Fiſchersmann, der an den Killerice wohnt, und laß ihm ſagen, daß ſeine Frau hier unten beim guten Volke ſei, und er möchte doch den guten Vater Pat Prendergaſt, den Abt von Cong bitten — vielleicht gelingt es dem, mich zu befreien." Als ſie das geſagt hatte, verſchwand ſie und der Mann in Scharlach erſchien, und nicht lange nach ihm kam auch das ſeltſame Weib wieder mit einem Kind auf dem Arm. Der Mann in Scharlach nahm das Kind und legte es an Biddy's Bruſt, worauf er ſie in ein anderes fürſtliches Gemach führte, in welchem unter einem Thronhimmel die Feenkönigin ſaß, ein liebliches junges Geſchöpf, und rund um ſie viele Männer mit langen Perrücken und rothen Mänteln. Es war eine Tafel gedeckt, ganz voll Leckerbiſſen, und man lud Biddy ein zu eſſen. Aber Biddy ſagte, ſie ſei nicht hungrig; wolle man ihr jedoch eine Güte erweiſen, ſo möchte man ihr ein Heilmittel für ein Kind geben, das am Zahnen leide. Der Feenkönig — denn das war der Mann im Scharlach — wurde ſehr verdrießlich darüber, aber die Feenkönigin ſagte mit ſüßer angenehmer Stimme: „Da die Frau meinetwegen gekommen iſt, ſo iſt es auch nicht mehr als Recht, daß ich ihr meine Dankbarkeit bezeige. Alſo," wandte ſie ſich an Biddy, „geh' an den Brunnen von Anghavalla, am Abhange des Croagh Patrick, pflücke Dir daſelbſt zehn grüne Binſen bei der Wurzel ab, wirf die zehnte über die Schulter, drücke den Saft der übrigen in eine Theetaſſe und gieb es dem Kinde zu trinken, ſo werden ſeine Schmerzen gleich aufhören."

Darauf steckte der Feenkönig einen Ring an ihren rechten Goldfinger und sagte ihr, so lange sie denselben trage, könne ihr Niemand ein Leides zufügen, und dann rieb er ihre Augen mit einer Salbe. Kaum, daß er dieses gethan, so war der Zauber gelöst — anstatt des herrlichen Thronsaales sah sie eine finstere Höhle, in der Nichts als Todtenschädel lagen und ein Moder-geruch wehte. Der Mann in Scharlach öffnete eine Pforte — „nun bist Du dicht bei Deiner Hütte" — sagte er, und indem sie sich umwandte, war er verschwunden. Es war Morgen-dämmerung. Sie kannte den Weg wol, auf dem sie stand. Er führte über das Haideland zu ihrer Hütte. Als sie vor derselben angekommen war, da trat aus der Thür eine Frauengestalt — es war die Fee, die an ihrer Stelle im Bette gelegen hatte, während sie fort gewesen. — „Welch ein Thor ist Dein Mann," rief sie lachend aus, „er hat keinen Unterschied gemacht zwischen dir und mir — ha, ha, ha!" damit zerfloß sie in Morgenluft, und als Biddy in ihre Hütte trat, da lag ihr liebes, geliebtes Kind ruhig und süß im Schlaf und die ersten Strahlen der auf-gehenden Sonne spielten um sein blondes Köpfchen. — Aber die Frau Tim Connily's ist nicht wieder frei geworden, trotzdem Vater Pat Prendergast Alles gethan, was in seiner Macht stand.

Denn nicht immer werden die Ammen wieder erlöst, wie auch folgende Geschichte beweist, deren sich viele Leute in Conne-mara noch recht gut erinnern.

Es war im Jahr 1818, daß Mary, das Weib Daniel Kelly's, eine kräftige, schongebaute, volle Person von höchstens 28 Jahren, mitten an einem Sommertage todt hinfiel, während sie auf dem Felde beschäftigt war, Kohl zu schneiden. Große Bestürzung herrschte im ganzen Kirchspiel von Moyarta, südwestlich von Clare.

und um so mehr, als viele Leute, welche sich um dieselbe Zeit draußen auf dem Felde befunden hatten, sagten, daß sie einen fürchterlichen Wirbelwind gesehen und gefühlt hätten, der nicht bloß neben ihnen, sondern durch sie hingefahren wäre, und der genau in der Richtung von Kelly's Haus, Stroh und Staub und Alles, was ihm im Wege gelegen, mit sich fortgerissen hätte. Dies bestärkte Daniel Kelly und seine Verwandten in dem Glauben, daß Mary entführt worden sei, um Amme bei der Feenkönigin zu werden. Sogleich benachrichtigte man Mary Quin und Margarethe Mac Inerheny, zwei berühmte Feenweiber aus der Nachbarschaft, von dem, was vorgefallen, und diese machten drei Tage und drei Nächte lang an allen Forts und Raths der Umgegend unaufhörliche aber vergebliche Versuche, Mary Kelly zu befreien. Endlich mußte man sich entschließen, das, was nur dem äußeren Scheine nach, die Leiche Mary's war — denn sie selbst lebte ja bei den Feen — zu bestatten; aber kein Mensch glaubte, daß sie es wirklich selbst sei. Ja, ihr Mann und ihre Brüder wachten drei Wochen lang Tag und Nacht an ihrem Grabe und öffneten es dann noch einmal in der festen Ueberzeugung, daß sie statt des eingescharrten Leichnams nur einen Besenstiel vorfinden würden. Darin irrten sie sich jedoch; sie fanden im Grabe, was sie hineingelegt hatten: einen in Verwesung übergehenden Leichnam.

12. Schön Nora.

In der Grafschaft Meath, zwanzig, dreißig Meilen westlich von Dublin, lebte vor nicht langer Zeit ein Mann, der viel trinken konnte und viel zu erzählen wußte, der „gläserne Paddin" genannt, weil er mit Gläsern und Töpfen handelte, und bekannt war er auch — das weiß Gott! — denn fünfzig Meilen in der Runde war kein Flecken noch so klein, den er nicht jährlich mehreremale mit seinem Gaul und seiner Waare besucht hätte. Da geschah es nun in einer Nacht, daß er und sein alter, schwerbeladener Gaul auf ihrem Wege zum Markte nach Trim waren, und da Paddin kein eigenes Gras hatte, so hielt er sich gewöhnlich an das, was anderen Leuten gehörte, trieb also seinen Gaul auf einen Anger, an dem sie vorbeikamen. Als er sein Thier weit genug hineingetrieben hatte, damit Niemand, der etwa des Weges noch vorüberziehen möchte, Etwas davon gewahr werde, da ließ er es nach Herzenslust weiden und streckte sich selber behaglich in's Gras nieder. Kein Zweifel, daß er im Grase lag; es rauschte und wehte im Nachtwinde über seinem Haupte zusammen; daß dies Gras aber auf einem „Rath" wuchs, — das wußte er nicht, wiewol er's bald erfahren sollte. Ein Rath nämlich ist einer von jenen uralten Erdhügeln, auf welchen vor vielen

tausend Jahren die Könige von Irland ihre Schlösser und Festungen erbaut hatten. Die Schlösser und Festungen sind lange gesunken und verschollen, aber in die unterirdischen Hallen und Gänge der Hügel sind die Ganconers und Schifras, die Feen und Kobolde eingezogen, die daselbst ihr lustiges Wesen treiben. Und der gläserne Paddin hatte auch noch nicht lange dagelegen, als die kleinen Herren mit ihren rothen Käppchen heraushüpften, Einer nach dem Andern, und um ihn herumzutanzen anfingen. Sie waren fröhlich und guter Dinge, und tranken Thautropfen aus ihren Händen.

„Hier ist ein Glas für Euch!" sagte Paddin, indem er sich aufrichtete und aus einem seiner Körbe ihnen ein Glas darreichte. Sie versammelten sich um ihn und fragten ihn: „Wie geht es Dir, gläserner Paddin?"

„O, ich danke Euch, recht gut!" erwiderte der Gefragte. „Wie geht es Euch und Eurer Familie?"

„O," sagte der Ganconer, „ich habe keine Familie mehr. Meine Frau, die ist gestorben!"

„O," sagte Paddin, „ist das möglich? Aber Ihr könnt ja wieder heirathen; denn Mädchen giebt es ja jetzt so viele in Irland, als Brombeeren am Strauche."

„Weißt Du denn ein recht schönes Mädchen für mich, Paddin?" fragte der Ganconer.

„Freilich weiß ich ein recht schönes Mädchen für Euch," erwiderte Paddin; „denn es giebt kein schöneres im ganzen Lande als Nora, die Tochter Lukas Margareth's, des Müllers. Aber die wohnt sehr weit von hier, im Norden, bei Enniskillen, in der Grafschaft Cavan, wol hundert Tagereisen von hier!"

„Wenn's nicht weiter ist," sagte der kleine Rothkapp, „dann

wollen wir schon hinkommen. Willst Du mit uns reiten, Paddin?"

„Mitreiten wollt' ich wol schon — aber wer besorgt mir denn morgen den Markt?"

„Markt hin, Markt her," versetzte der Ganconer, „es soll Dein Schade nicht sein, komm nur mit!" Und darauf zog jeder von den Ganconers einen Binsenstengel aus dem Boden, setzte sich rittlings darauf und — siehe da! — es ward ein schönes Pferd daraus. Paddin machte es, wie sie, und er saß bald auf einem eben so schönen Pferde, wie alle Anderen, und auf ein Kommandowort ging's in die Luft, und ehe man noch hätte drei zählen können, hielt die berittene Gesellschaft vor dem Hause Lukas Margareth's, des Müllers. Da ging es heut Nacht nun grade sehr lustig her; es wurde getanzt und die schönsten Mädchen und die flinksten Burschen aus dem ganzen Kirchspiel waren zusammen. Paddin mußte ein paar Worte sprechen, die ihm der Ganconer vorsagte, und im Umsehen saßen sie, in Hähne und Hennen verwandelt, auf den Holzsparren unter dem Strohdach.

„Bei meiner rothen Kappe!" sagte der kleine Ganconer, „Nora ist das schönste Mädchen in Irland; wenn ich es nun veranstalten kann, daß sie dreimal niest, ohne daß Einer Gesundheit ruft, so ist sie mein für Ewig."

Dem gläsernen Paddin aber that es jetzt doch leid, daß er die Nora so in's Verderben stürzen sollte. Der alte Lukas war immer sein guter Freund gewesen, und oft genug hatte er an seinem Tisch gegessen und getrunken. Aber was sollte er thun? Obendrein zitterte er noch am ganzen Leibe vor Furcht, daß er von seinem Sparren herunterfallen möchte. Als Nora zu Ende getanzt hatte, setzte sie sich an der Seite ihres Schatzes Charley

Smith nieder und Charley, der ein kräftiger, ſtattlicher Burſche war, wie Einer, legte ſeinen Arm um ihren Nacken und küßte ſie. Mein kleiner Herr, der Ganconer, der ein Auge hatte, wie ein Habicht, paßte die Gelegenheit ab, hüpfte wie ein Spatz herunter, hinter ſie, und kitzelte ihr mit einem Strohhälmchen die Naſe. Darauf nieſte ſie, aber keiner ſagte „Geſundheit!" denn anmuthig und leiſe, wie ſie Alles that, hatte ſie auch genieſt, ſo daß keiner es hörte oder darauf achtete. Zum zweiten Male kitzelte er ſie mit dem Strohhalm, zum zweiten Male nieſte Nora, und wieder fiel es keinem ein, „Geſundheit!" zu rufen. Aber als er es nun zum dritten Male gethan, da konnte Paddin es vor Herzensangſt nicht länger aushalten, und aus Leibeskräften ſchrie er in dem Augenblicke, als Nora zum dritten Male nieſte: „Geſundheit!" — und in demſelben Augenblick fiel er, zum großen Erſtaunen der verſammelten Gäſte, mitten auf die Diele und war wieder der gläſerne Paddin, der er vorher geweſen.

Der armen Nora aber ſollte es nachher noch ſehr ſchlimm ergehen. Denn der Ganconer hatte nun einmal ſein Auge auf ſie geworfen und er ruhte nicht eher, als bis ſein Helfershelfer, der Capitain Dearg, der rothe Captain, durch ſeine geheimen Künſte und trotz aller Vorſicht, die ihre Leute dagegen anwenden mochten, ſie ihrem Elternhauſe entführt hatte. Charley Smith, ihr Schatz, ging auf alle Berge und in alle Thäler, und rief nach ihr und ſuchte ſie; aber er konnte ſie nicht wieder finden. Eine weiſe Frau, die in Feengeſchichten ſehr bewandert war, rieth ihm, er ſolle an den Carn gehen und laut ſagen, er wolle ihn verbrennen, dann würden ihm die Feen und Kobolde, die darin wohnten, das gefangene Mädchen vielleicht wieder herausgeben. Aber auch das war umſonſt. Die arme Nora hätte da unten bleiben

können bis zum jüngsten Gericht, wenn sich nicht Folgendes zugetragen hätte. Nell Wilson war die berühmteste Hebamme im ganzen Lande; und eines Nachts, als sie zu Bett gehen wollte, da hörte sie einen donnernden Schlag an die Thür.

„Mach rasch, mach rasch!“ rief eine Stimme von Außen, „mein Weib liegt in Kindesnöthen und befindet sich sehr schlecht; mach rasch, mach rasch!“

Nell that ihr Möglichstes und in zwei Secunden war sie unten und sprang auf das Sattelkissen hinter den Reiter, der auf sie wartete. Und fort ging's, wie Sturmwind; und sie hielten bald vor einem großen prachtvollen Gebäude, wie das eines Edelmanns. Nell machte ihr Geschäft leicht und glücklich ab. Die Dame ward von einem starken Knaben entbunden, und Nell ward reichlich für ihre Mühe belohnt. Man gab ihr das Beste, was Küche und Keller vermochten, und alsdann bekam sie ein kostbares Gewand, um es dem neugebornen Kinde anzuziehen, zuvor jedoch sollte sie das Kind mit einer Art von Oel einreiben, welches man ihr in einem Fläschchen reichte. Indem sie that, wie ihr geheißen, geschah es, daß ihr linkes Auge sie juckte, und da sie nun ihren Finger erhob, um es zu kratzen, da kam Etwas von dem Oel an ihre Wimpern, und — siehe! — da war es, als ob ihr auf einmal die Schuppen von den Augen fielen. Denn anstatt des schönen Palastes, den sie bisher gesehen, sah sie nur Höhlen und Löcher voll kleiner, häßlicher Gnomen, in deren Mitte sie einige ihrer ehemaligen Nachbarn erkannte, und unter Andern auch Schön Nora, die Tochter des armen Lukas Margareth's, des Müllers. Sie sagte Nichts, aber die Gelegenheit wahrnehmend, suchte sie in die Nähe Nora's zu kommen.

„Wie geht's Dir? Was machst Du?“ raunte sie ihr hastig zu.

„O, sehr gut," antwortete Nora, „wenn ich nur von diesem Orte wegkommen könnte! Hebamme — um Gotteswillen .... sag Charley Smith, wenn er mich je geliebt, so solle er auf Allerheiligen-Abend kommen und mich befreien. Die weise Frau kann ihm sagen, was er thun soll .... Huich! Es kommt Einer!"

Die Hebamme stellte sich, als ob Nichts vorgefallen sei; und als nun endlich Alles gethan war, weswegen sie hierherberufen, da sollte sie wieder nach Haus gebracht werden. Man hieß sie auf's Pferd steigen, und obwol sie Nichts sah, als einen Banconer, der rittlings auf einem Binsenstengel saß, so that sie, wie ihr geheißen, und rasch ging's durch die Luft und bald stand sie wieder munter und wolbehalten vor der Thüre ihres Hauses! Sie hatte des Nachts keine Ruhe, und früh schon am andern Morgen ging sie, um Charley zu erzählen, was sie gesehen und gehört. Charley war eben nach dem Markt der nächsten Stadt fortgegangen, und, um keine Zeit zu verlieren, beschloß Nell ihm zu folgen und ihn dort aufzusuchen. Als sie auf den Platz kam, wo die Marktbuden standen, da sah sie wol zehntausend kleine Banconers, die ihre rothen Kappen mit Kuchen, Aepfeln und Nüssen füllten, die sie aus den Buden stahlen, ohne daß Jemand es sehen konnte. Sie ging indessen zu einem von ihnen, den sie von der letzten Nacht her kannte und fragte: „Wie geht's Euch?"

„Sehr gut und danke schön!" war die Antwort.

„Wie geht's der Mutter und dem Kinde?" fragte sie wieder.

„Sehr gut und danke schön!" war die Antwort. „Aber wie kommt es, daß Du mich kennst?"

„Ei," sagte Nell, „war ich denn nicht gestern Nacht bei Euch?"

„Ja, ja," sagte der Banconer, „aber wie siehst Du mich?

„Mit dem Auge," war die Antwort.

„Mit welchem Auge?"

„Mit dem linken!"

Puff! — hatte Nell einen Schlag in's linke Auge, daß ihr Hören und Sehen verging. Als sie wieder zu sich selbst gekommen, da sah sie den kleinen Mann nicht mehr. Sie sah überhaupt mit dem linken Auge nie wieder; es blieb von dem Augenblicke an blind, bis zu ihrem seligen Ende.

Indessen traf sie nun Charley, erzählte ihm, was sie ihm zu erzählen hatte, und dieser machte sich unverzüglich auf den Weg zu der weisen Frau.

„Charley," sagte die weise Frau, „Nora wird auf Allerheiligen mit viel Tausend Andren dahergeritten kommen. Du sollst sie daran erkennen, daß sie ein weißes Kleid und auf der rechten Hand einen Handschuh trägt. Nimm nun einen Sack voll Sand, sowie eine Flasche voll Weihwasser und begieb Dich damit in der Nacht von Allerheiligen auf irgend einen Kreuzweg zwischen dem Carn und der Stadt Tara, woselbst Du einen Kreis um Dich herumziehen mußt. Und wenn nun Nora nahe genug gekommen ist, so erfasse ihre Hand und ziehe sie in den Ring hinein. Aber halte sie fest, und nimm Dich um Gottswillen in Acht, daß sie Dich nicht aus dem Kreis herauszieht."

Charley that nach der Vorschrift der weisen Frau, und während die Anderen am Allerheiligenabend Kuchen aßen und nach Aepfeln duckten, begab er sich auf den Kreuzweg. Um 9 Uhr Abends kam ein Reiter dahergaloppirt.

„Platz da!" rief er, „ich bin der rothe Captain, und meine Leute werden Dich in Grund und Boden reiten, wenn Du nicht machst, daß Du da wegkommst!"

Bei diesen Worten standen Charley's Haare zu Berge wie Weidenruthen; aber da er ein beherzter Bursch war und an's Ende dachte, so bekreuzte er sich auf Brust und Stirn und beschloß, nicht von der Stelle zu weichen. Indem kamen nun die Schaaren heran und sausten ihm bei Tausend und Tausend vorbei. Er dachte, der Weg würde nie mehr leer werden, solch' ein Drängen und Reiten war es. Aber wie hoch schlug sein Herz, als er nun endlich Schön Nora, seine eigene Nora, ganz in Weiß gekleidet, des Zuges herauskommen sah. Als sie dem Ringe nahe gekommen war, streckte sie ihre rechte Hand mit dem Handschuh aus und Charley ergriff sie.

„Laß sie los!" rief einer von den rothen Gesellen.

„Ich werde sie nicht loslassen —!" entgegnete Charley und versuchte sie in den Kreis zu ziehen.

„Du mußt" schrie der Andre, und zog sie wieder zurück.

„Ich muß nicht!" sagte Charley, der sich aus Leibeskräften bemühte, Nora zu sich herüberzuziehen.

Und so zogen und zerrten sie das arme Weib um den Kreis herum, die ganze Nacht, bis der Hahn krähte; und in dem Augenblick, wo dies geschah, warf der Sanconer sie in den Kreis, aber sie war ohnmächtig und hatte das Bewußtsein gänzlich verloren. Freudig trug Charley seine geliebte Nora auf den Armen nach Hause, aber sie schlug die Augen nicht wieder auf, sie erkannte Keinen von den Ihrigen mehr, sie gab auf alle Fragen keine Antwort, und am andern Tage, vor Sonnenuntergang, war sie todt.

Dritte Abtheilung.

Dichtung.

Einleitung.

Die Zeit des irischen Heldengesangs reicht vom fünften bis zum eilften oder zwölften Jahrhundert. Die Bruchstücke, welche sich im Munde von Gebirgsschäfern des Westens bis zum heutigen Tag erhalten haben, oder aus den Pergamentrouvoluten der Dubliner Bibliotheken neuerdings ans Licht gefördert worden sind, ergeben zwei Sagenkreise, den der Ritter von Emania, (Rothzweig-Ritter) deren Hauptheld Cuchullin ist, und den der Finnier, mit Fin Mac Cul, Ossin und Oscar. Diese letztere Dichtung, die sg. finnianische, ist seit dem Erscheinen des Macpherson'schen Ossians die Veranlassung eines heftigen Streites zwischen Irland und Schottland, und seit Anfang unsres Jahrhunderts ein Gegenstand eifriger gelehrter Forschung und Untersuchung für die celtischen Antiquare insgemein geworden. Die Frage ist noch nicht endgültig entschieden worden; doch scheint soviel festzustehen, daß bei der Colonisation Schottlands durch die Iren (vom 3. Jahrhundert ab) zugleich mit Sprache, Sitte und Sage auch der Volksgesang hinüberwanderte, welcher sich indessen in der neuen Umgebung und unter veränderten Verhältnissen eigenthümlich fortbildete. Die Helden sind dieselben geblieben, es sind die uns Allen bekannten Fingal, Ossian und Oscar; aber ihre Thaten sind zum Theil wesentlich andere geworden.

Zwei, dem irischen Epos fremde Elemente namentlich sind es, welche auf die schottische Fortbildung desselben von bestimmendem Einfluß gewesen sind: der Kampf mit den Lochlinsleuten, den Danen und mit den Römern in Britannien. Die Thaten der Helden von Irland beschränken sich auf Tanzwettigkeiten und Zehden untereinander, auf Kämpfe gegen Riesen und Hexenmeister, um schöne Prinzessinnen zu befreien, auf Liebesabenteuer mit Feenkönigsinnen und zauberischen Frauen. Nur in wenigen Fragmenten, welche wie der Gesang von „Magnus dem Großen" nachweislich aus einer sehr späten Zeit stammen, finden sich vereinzelte Anklänge an Lochlin.

Die äußere Einkleidung der irischen Heldendichtung ist eine eigenartig dramatische, und augenscheinlich, mit ihrem Wechsel von Prosa und Versen, deutet sie darauf hin, daß sie von den Barden und Senachies (Erzählern) in den Hallen der Könige und Häuptlinge von Irland gewissermaßen mit vertheilten Rollen zur Begleitung der Harfen rezitirt wurde. Anknüpfend an die alte Sage von der Entführung Oisin's in „das Land der ewigen Jugend" (s. oben unter den Märchen), nachdem die Schlacht von Gabhra geschlagen und alle Finnier gefallen waren, und seiner Rückkehr, dreihundert Jahre später, als der heilige Patrick den neuen Glauben in Irland predigte, beginnen die finnianischen Gesänge regelmäßig mit einem Dialog zwischen dem Apostel und dem heidnischen Barden. Patrick versucht es, den alten, blinden Sänger zum Christenthum zu bekehren, und Oisin gedenkt schwermuthsvoll der Vergangenheit, den Tod seiner Freunde und ritterlichen Genossen beklagend. Alsdann, aufgefordert von Patrick, erzählt Oisin das eine oder andere Abenteuer derselben, in dessen Verlauf wiederum die dabei betheiligten Helden dramatisch hervortreten.

Diese Andeutungen müssen hier genügen. Die Heldendichtung von Irland, reich und buntfarbig wie sie auch sein mag, hat zunächst ein vorwiegend antiquarisches Interesse, und um sie dem größeren Publicum in ihrem ganzen Umfang poetisch zu vermitteln, ist die Zeit noch nicht gekommen.

Die Absicht dieses Werkes beschränkt sich auf die irische Lyrik, von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen, die Lieder des Volkes und die der kunstmäßigen Sänger, der zu einer akademisch geschulten und genossenschaftlich verbundenen Zunft der Barden, eingeschlossen. Da es aber das Epos ist, welches bis zum 12. Jahrhundert herrscht, und während der Zeiten, welche der anglo-normannischen Invasion unmittelbar folgen, der Gesang überhaupt verstummt scheint, so beginnt unsere Ausbeute eigentlich erst vom 14. Jahrhundert an. Für die Leidenschaft, Fülle und wehmüthige Schönheit dieser Lyrik sprechen die in unserer Auswahl mitgetheilten Stücke derselben, soweit es einer Uebersetzung möglich ist, für die Eigenschaften des Originals zu sprechen. Es bleibt nur noch übrig, über die äußerliche Eintheilung in irische und anglo-irische Lieder ein Wort hinzuzufügen.

Irische Lieder sind diejenigen, welche in der alten Sprache des Landes gedichtet und einst im ganzen Lande, jetzt aber nur noch in denjenigen Theilen desselben populär sind, wo diese Sprache entweder ausschließlich oder doch noch vorwiegend geredet wird, also in Südwesten und Westen von Irland. Der erste Versuch einer Sammlung solcher Lieder ist der von Walker in seinen „Historical Memoirs of the Irish Bards" (1786) und von Miß Brooke in den „Reliques of Irish Poetry" (1788) gemachte; die reichhaltigste und werthvollste Sammlung ist James Hardiman's „Irish Minstrelsy" (2 Bde. 1831), und die neuste die-

jenige, welche Edmund Walsh unter dem Titel: „Irish Popular Songs“ (1847) veröffentlichte. Montgommery's „Specimens of the early native Poetry of Ireland“ (1846) verlieren dadurch an Werth, daß sie nur die Uebersetzungen, und nicht die Originale geben.

Anglo-irische Lieder sind im Gegensatz zu der ersteren Classe diejenigen, welche seit dem Absterben der irischen Sprache als Schriftsprache, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, unter der englisch redenden Bevölkerung von Irland entstanden sind und gesungen werden. Obgleich diese Gattung noch von außerordentlicher Jugend ist, so hat sie doch einen durch die Mischung ihrer Elemente höchst eigenthümlichen Charakter, und ihr Gebiet, bei Weitem größer als das der andren, umfaßt ganz Irland, so weit die Bevölkerung Englisch redet, oder es zu reden gelernt hat und noch lernt. An Sammlungen dieser Lieder ist kein Mangel; außer den, während meiner Wanderungen durch Irland nach dem Gehör aufgezeichneten oder gelegentlich auf Märkten als fliegende Blätter gekauften, habe ich für diesen Theil meines Werkes benutzt: Barry, „the Songs of Ireland“ (1857). D. F. M'Carthy, „the Book of Irish Ballads“ (1853). C. G. Duffy, „the Ballad Poetry of Ireland“ (1857). Bei denjenigen jüngeren Dichtern, welche eigene Sammlungen ihrer Gedichte veranstaltet haben, sind natürlich diese benutzt worden. —

Durch die im Anhang enthaltenen Notizen über die Quelle jedes einzelnen der von mir mitgetheilten Gedichte denke ich dem Bedürfniß des gelehrten Theiles meiner Leser entsprochen zu haben, dem größeren Publicum gegenüber aber, wenn es sich durch die fremden Klänge einer im Untergang begriffenen Welt nur einigermaßen angesprochen fühlt, hoffe ich mit Ernest Renan ausrufen

zu dürfen: „Ach! auch er ist verurtheilt zu verschwinden, dieser Smaragd der westlichen Meere. Sanct Patrick hatte Recht, wenn er zu Ossian sagte: „die Helden, welche Du beweinst, sind gestorben; können sie wieder aufleben?“ — Es ist Zeit, ehe sie dahingehn, die erhabenen Klänge aufzuzeichnen, welche also am Horizonte vor dem wachsenden Lärm der gleichmäßigen Civilisation verhauchen. Wenn die Kritik nur dazu diente, diese fernen Echos zu sammeln und den Völkerstämmen, welche nicht mehr sind, eine Stimme zu leihen; würde nicht dies schon genügen, um sie von dem Vorwurf zu befreien, den man ihr zu oft und ohne Grund macht: Nichts zu sein, als verneinend?“

Irische Lieder.

1. Die Hymne des heiligen Patrick,

auf ſeinem Weg nach der heidniſchen Maiverſammlung im Königsſchloß zu Tara.

(Aus dem 5. Jahrhundert.)

Zu Tara ſteh' ich heut am Tag.
Daß mir zu Hülfe kommen mag
Die Macht, gewaltig und geweiht,
Der heiligen Dreieinigkeit.

Die heilige Dreieinigkeit,
Der Gott die Form der Einheit leiht,
So räthſelhaft, und doch ſo klar:
Sie iſt mein Glauben, feſt und wahr.

Zu Tara ſteh' ich heut am Tag
Das zwiſchen mich hintreten mag
Und meiner Feinde Arg und Liſt,
Alles, was ſtark und heilig iſt:

Chriſti Geburt und Erdennoth,
Seine Taufe und ſein Kreuzestod,
Sein Auferſtehn im Morgenlicht,
Seine Himmelfahrt und Weltgericht.

Zu Tara fleh' ich heut am Tag,
Daß zwiſchen mich hintreten mag
Und meiner Feinde Liſt und Arg,
Die Tugend, die in Lieb' ſich barg;

Die Tugend, die in Hoffnung wohnt,
Und einſt mit Wiederlohn uns lohnt,
Die unſrer Väter fromm Gemüth,
Und alter Seher Aug' durchglüht;

Die der Apoſtel Wort erfüllt,
Und ſich in's Märterthum gehüllt;
Der Jungfrau'n keuſches Weiß verklärt,
Und Zauberſchein dem Greis gewährt.

Zu Tara fleh' ich heut am Tag,
Daß zwiſchen mich hintreten mag
Und meiner Feinde Macht die Gluth,
So in dem Licht und Feuer ruht;

Die Kraft des Himmels und ſeines Heers,
Die Schnelle des Blitzes, die Tiefe des Meers,
Die Feſtigkeit des Erdbezirks,
Die Härte des ſteinigen Urgebirgs.

Durch Alles sei, was heut mir droht,
Gott selbst zu Tara mein Pilot;
Sei's Gottes Kraft, die mich berührt,
Und seine Weisheit, die mich führt.

Sein Auge sei's, das mich bewacht,
Sein Ohr, das meines Flehn's hat Acht;
Sein Wort, das mir Beredtsamkeit
Und meiner Zunge Worte leiht.

Auf Gottes Wegen sei mein Stand —
Links und rechts decke mich Gottes Hand;
Gottes Schild vor mir, rein und klar,
Und hinter mir Gottes Engelschaar.

Gegen Geisterschlingen und Sündenlust,
Gegen jeden Versucher in eigner Brust;
Gegen Jeden, der Unheil mir wünschte gern,
Allein — in Gesellschaft — nah und fern;

Gegen falsche Propheten und Zauberspruch —
Gegen Heiden und gegen Gesetzesbruch,
Gegen schwarze Lehren und Ketzerei,
Gegen Götzendienst, wie auch sein Name sei;

Gegen Hexen, Schmiede, Druidenwerk,
Gegen alle Künste von Riesen und Zwerg,
Gegen Alles, was unrecht und verstockt,
Die Seele des Menschen in's Dunkel lockt;

Gegen Gift und Feuer und Waſſer mag
Chriſt mich beſchützen an dieſem Tag;
Mag Chriſt beſchützen meine Bahn,
Bis was ich thun ſoll, iſt gethan.

Mag Chriſtus leiten jeglichen Schritt mir,
Ueber mir ſei er, unter mir, mit mir,
In mir, vor mir, hinter mir, rings —
Chriſtus rechts und Chriſtus links.

Chriſt zieh' in Derer Herzen ſtill,
Zu denen heut' ich pred'gen will;
Chriſt ſei in Derer Mund und Wort,
Die heute zu mir reden dort.

Chriſt ſoll in jedem Auge ſein,
Das auf mir heute ruht mit Schein;
In jedem Ohr, das heut vielleicht
Andächtig meinem Wort ſich neigt.

Zu Tara fleh' ich heut am Tag,
Daß mir zu Hülfe kommen mag
Die Macht, gewaltig und geweiht,
Der heiligen Dreieinigkeit.

Die heilige Dreieinigkeit,
Der Gott die Form der Einheit leiht,
So räthſelhaft und doch ſo klar:
Sie iſt mein Glauben, feſt und wahr.

Gott der Herr ist unsre Hülfe!
Gott der Herr ist unsre Hülfe!
Gott der Herr ist unsre Hülfe!

Herr! sei deine Hülfe hier
Stets mit uns, das bitten wir.

2. Eilin a Run.

Von Carol O'Daly.

(14. Jahrhundert.)

Ich liebe Dich treu und wahr.
Eilin a Run;
Ich segne Dich immerdar.
Eilin a Run.
O, Deinethalb will ich gehn
Bis wo an den blauen Seen
Die Hügel des Westens stehn
Eilin a Run.

O sag, wie erring' ich Dich,
Eilin a Run?
O sag, wie bezwing' ich Dich,
Eilin a Run?
Ich zöge um Dich ja gern
Durch Berg und Thal, noch so fern,
Du bist ja mein süßer Stern,
Eilin a Run.

O ſag, willſt Du mit mir ziehn,
Eilin a Run?
O ſag, willſt Du mit mir fliehn,
Eilin a Run?
„Hier bin ich in Reiſeſchuhn!
O ſag mir, was ſoll ich thun —
O ſag mir, was ſoll denn nun
Eilin a Run?“

Ein tauſend Willkommen Schatz,
Eilin a Run!
Ein tauſend Willkommen Schatz,
Eilin a Run.
Willkommen aus treuem Sinn —
O, was ich hab', was ich bin ....
Nimm Alles, nimm Alles hin,
Eilin a Run.*)

*) Eilin a Run: Eilin, Helene mein Herzensſchatz.

3. Der Untergang der Gaelen.

Elegie von Fearflatha O'Gnive,
Ober-Barden der O'Niall von Clanebon.

(16. Jahrhundert.)

Mein Herz ſeufzt in Nacht,
Meine Klänge trüb im Wind verhallen;
Unſer Stolz, unſre Macht
Iſt zertreten, iſt zerfallen.

Der Gaelen herrlich Reich
Iſt beraubt aller Ehren;
Seine Söhne, müd und bleich,
Sind wie Pilger, die heimkehren.

Oder Männer, auf der Flucht
Von dem unheilvollen Schlachtgefilde,
Die ſich bergen in der dunklen Schlucht,
In der Einſamkeit und in der Wilde.

Oder Seeleute auf dem Meer,
Wenn der Sturm rast und das Wetter;
Wenn die Wogen, dumpf und schwer,
Einstürzen durch die lecken Bretter.

Oder Männer, die den Fetsch geschaut,
Und nun todesmüd auf ihren Betten —
Also liegen wir, von Nacht umgraut,
In unsrer Feinde Ketten.

Unser Muth wurde Furcht,
Unser Adel sitzt auf Trümmern;
Unser Antlitz ist gefurcht,
Unsre Schönheit muß verkümmern.

Auf unsern Häuptern liegt ein Dunst,
Eine Wolke, rauh und frostig;
Mistönig ward die Harfe unsrer Kunst,
Und das Schwert des Ruhmes ward rostig.

Von der Boyne bis zum Linn
Hat den Befehl man ausgeschrieben:
Daß alle Kinder Finn
Von der Heimath sollten sein vertrieben.

Daß des Königs Söhne — so gering
Machte der Verrath sie der Feinde! —
Nicht mehr reiten sollten den Ring
Vor der eigenen Gemeinde;

Nicht mehr jagen, wo ſich in der Schluft
Die Hügelfüchſe ducken, die geſcheuchten;
Noch ſchleudern in die Luft
Den Stoßfalk, deſſen weiße Flügel leuchten.

Denn gebrochen werden ſoll der Plan,
Und des Fremden Pflug zerreißt die Flächen;
Und der Maurer haut ſich ſeine Bahn,
Und die Bäume ſtürzen und die Wälder brechen.

Auf grünen Bergen, unter'm Felſenthor,
Baun ſie Kerker, die Sachſenwichte;
Auf dem heil'gen Hügel von Rathmore
Sitzen ſie zu Gerichte.

Der Gaele kennt nicht mehr
In der Wildniß, unter'm nackten Stamme
In der rothen Thalſchlucht, wüſt und leer,
Seiner Kindheit alte Amme.

Die Mutter ſieht ihn fragend an,
Zaghaft kommt ſie ihm entgegen —
Ach, ſie weiß nicht, daß der bleiche Mann,
Einſt als Kind an ihrer Bruſt gelegen.

Hungers ſterben wir am eignen Tiſche faſt,
Wir verdurſten in der eignen Halle —
Denn der Wirth iſt jetzt Gaſt,
Und der Herr iſt jetzt Vaſalle.

Laßt uns ſchweifen in die Welt hinaus,
In die Wüſte, auf das wilde Meer hin —
Wir ſind fremd in unſres Vaters Haus,
Wir ſind Flüchtlinge in Erin.

Und Erin iſt ein Boot,
Muß auf wilden Waſſern ſchwanken —
Ueber uns ſteht ſtürmiſch Abendroth,
Und geborſten ſind ſchon die Planken.

Und der Sturm bricht los und im Meereskolk
Sind gefangen wir, die Wogen wachſen;
Und du armes, ach du armes Irenvolk,
Ueber Dir zuſammenſchlägt die Fluth der Sachſen.

4. Das theure Land Mayo.

heißt auch „Thomas Flavell's Klage", da es von einem Barden dieses Namens gesungen ward.

(17. Jahrhundert.)

Ich saß in großem Weh an Deck von Patrick Lynche's Boot,
Ich seufzte wol den ganzen Tag, bis an das Abendroth.
Und wär's um meine Leute nicht, die ich verlasse so:
Ich sänge wol zu Deinem Ruhm, geliebtes Land Mayo!

Da ich zu Haus in Fülle saß, auf meinem eignen Grund,
Wie oft bei schönen Mädchen ging mein spanischer Weinkrug rund.
Ist wol ein bitter Loos — noch jüngst so lustig und so froh,
Und nun zu Schiff nach Santa-Cruz, weit von dem Land Mayo.

Die Mädchen auch sind anders jetzt, als in der alten Zeit,
Sie knoten ihre Haare auf, und schürzen hoch das Kleid;
Sie gehn vorbei und merken's kaum, daß ich voll Gram entfloh,
Und daß ich ziehn und lassen muß mein süßes Land Mayo.

Mein Gram iſt, daß Patrick Loughlin nicht Herr in Irland heißt.
Daß Brian Duffy's Hügelſchloß verödet und verwaiſt;
Und daß der edle Oberſt Hugh Mac Grady liegt auf Stroh.
Und daß ich ſegeln, ſegeln muß von meinem Land Mayo!

5. Todtenklage.

Hier sitz' ich, hier lieg' ich
Auf Deinem Grab, dem kalten;
Ach, könnt' ich mit meiner Hand,
Ewig die Deine halten!
Meine Liebste, meine Beste
Umschlossen uns Beid' die Bretter —
Ich trag' an mir schon Erdgeruch,
Bin schon ganz starr vom Wetter.

Dies Herz, das Dir geschlagen,
Ist müde, wund und traurig;
Und vor mir die Ferne,
Fahrt nächtig-schwarz und schaurig.
Wenn der Tod kommt, will ich jubeln:
Oeffne mir der Liebe Thore;
Auf den Schwingen des Wirbelwinds
Will ich fliegen in die wilden Moore.

Wenn die Leute meines Hauses glauben,
Daß ich läg' im Schlafgemache —
Auf Deinem Grab bis zum Morgen
Halt' ich einsam dann die Wache.
Meinen Kummer seufz' ich in den Nachtwind, —
O, daß Du so früh gestorben!
Und Du warst doch mein und Dein süßes Herz
Hatt' ich mir doch ganz erworben!

Gedenk' an jene Herbstnacht —
Ach, die letzte, eh' Du gingst nach Oben! —
Wol unter dem schwarzen Schlehenbusch
Da die Winde eisig schnoben —
Nun Lob sei dem Heiland —
Keine Sünde hat befleckt Dich;
Und die Glorie Deiner Unschuld
Du todte Jungfrau, bedeckt Dich!

Die Priester und guten Mönche,
Die mögen mich wol schelten,
Daß ich eine Jungfrau liebe,
Die schon in andren Welten.
O, daß ich Dich konnte schirmen,
Wenn kalte Stürme wüthen!
O, könnt' ich Deine Locken
Durchflechten mit Myrthenblüthen!

Ach, ach um Vater und Mutter,
Die noch so fröhlich gestern!

Und ach um die Verwandtſchaft,
Um Brüder und um Schweſtern!
Sie haben Dich all verlaſſen
Im Grab hier unter den Weiden —
Ich aber ſitze und weine hier
Und kann von Dir nicht ſcheiden!

6. Kälber auf der Weide.

(Verfaſſer und Zeit der Entſtehung unbekannt.)

Am Sommerabend in Wild und Wald
Ließ ich die Kälber weiden;
Einen ſchönen Hirten ſah ich bald
Einen Hirten auf grünen Haiden.
„Laß unſre Heerden zuſammen gehn
„Zuſammen ſitzen uns ſelber —
„Und früh wenn die Lüfte des Morgens wehn,
„Treiben wir heim die Kälber.

„Da wächſt ein Baum in der Wildniß tief,
„Wir wollen uns ſetzen darunter.
„Der Kuckuck in ſeinem Laub entſchlief,
„Keine Blume mehr iſt munter.
„Sie ſchlafen und küſſen ſich nur im Traum,
„So ſchlafen und küſſen wir ſelber;
„Und röthet der Morgen den Himmelsſaum,
„Treiben wir heim die Kälber."

Ach, meine Kälber trieb ich hinaus —
Nun irren sie, unvereinet;
Mein Vater, der ruft sein Kind zu Haus,
Und meine Mutter, die weinet.
Doch hier, wo wir liegen, grünt's voller als je
Die gelben Blumen blühn gelber —
Und morgen — ach, morgen! — voll Scham und Weh
Treiben wir heim die Kälber!

7. Caſchel in Munſter.

(Verfaſſer und Zeit der Entſtehung unbekannt.)

Ohne Gut und Geld, ohne Acker und Feld wollt' ich gern Dich frei'n.
Deine Liebe ſollt', wenn die Sippſchaft wollt', mein Reichthum ſein.
Du mein Schmerz, mein Leid! O, daß wir Beid' in der Stadt zu Caſchel wären.
Ob ein nackies Brett auch das Hochzeitsbett — ach, ſo nackt und baar aller Ehren.

O komm, meine Braut, wo das Haidekraut an den Hügeln ſprießt;
Unter Blüthenpracht ſollſt Du ſchlummern ſacht, wo das Waſſer fließt.
Wo die Brünnlein gehn, wo die Roſen ſtehn, da wollen wir wandeln und ſchweifen;
Wo der grüne Wald von dem Echo hallt, wo die Droſſeln ſchlagen und pfeifen.

In der Kirche war es wo ich Dein klares Auge ſah glühn.
Du lagſt im Gebete, Dein Haupt umwehte ein Schleier grün.
In langen Falten die Kleider wallten, mit Bändern reich umwunden —
Ach, daß wir Beide auf öder Haide als Bettler uns nicht gefunden!

War' ein Ritter ich und sah' im Moor ich Dich verlassen irr'n:
Hob' ich Dich auf's Roß, trug' ich Dich in's Schloß, küßt' Dir Aug' und Stirn.
War' ein König ich und sah' ich betteln Dich einsam im Menschenschwarme:
Führt' ich Dich zum Thron, gäbe Dir die Kron' und nähme Dich in meine Arme!

8. Molly Allore.

(Verfaſſer und Zeit unbekannt.)

O Herz-Marie! Du Blümlein hold,
Du Stolz des Thale von När —
Glaubſt Du, daß wie die Zeit auch rollt,
Dein Bild nicht bei mir wär?
Und biſt Du fern, und kreiſt der Wein, —
Er macht mich fröhlich nie:
Ich ſitze da und denke Dein,
Und ſeufz' um Dich, Marie!

Den Kuckuck hör' ich gar ſo gern,
Wenn warm der Sommer lacht;
Wenn grün die Welt und nah und fern
Erfüllt von Blumenpracht.
Das Vöglein ſingt manch' Melodie
Im Wald voll Sonnenſcheins —
Sein Lied iſt ſüß, doch ach! Marie,
Nicht halb ſo ſüß als Deins.

Von Stadt zu Stadt im Frühlingswind
Sing ich manch' eine Weil';
Ich traf auch manch' ein blühend Kind,
Und liebt' es eine Weil'.
Doch ob ich auch manch' Aug' geſchaut:
Da bin ich wieder — ſieh!
Denn keines iſt ſo lieb, ſo traut,
So blau wie Deins, Marie!

9. Nelly Ban.

(Verfaſſer und Zeit unbekannt.)

O ſey Dich zu mir, Nelly Ban, laß Deinen Hals mich küſſen,
Und wehrſt Du mir, mein goldig Lieb, ſo werd' ich ſterben müſſen.
Für Dich wol ſchwämm' ich durch den Suir und Shannon hin,
— denn ſieh!
Das ſchönſte Mädchen biſt Du ja am bläulichen Loch Rie.

Wär' mein die Stadt am bläulichen Loch Rie — Portumna's Gaſſen,
Die Stadt Dublin, ſammt Limerick — ich wollt' ſie gerne laſſen.
Dieß Alles und noch zehnmal mehr gäb' gern ich Deinem Clan,
Könnt' ich dafür gewinnen Dich, Du ſüße Nelly Ban

Nun lieber Shannon, meinen Gruß trag hin nach Connaught's Haiden,
Und grüße mir mein goldig Lieb, von dem ich mußte ſcheiden.
Auf Thomond's düſtrem Hochgebirg da pflegt' ich ſie zu ſehn —
Nun rauſcht der Shannon zwiſchen uns, kann nicht hinüber gehn.

Ach, lieber als auf flinkem Roß im Hochgebirg zu pirschen,
Und lieber als der grüne Wald mit allen seinen Hirschen,
Und lieber als die Schiffe all im Port von Limerick,
Wär' mir am bläulichen Loch Ne von Dir, mein Schatz, ein Blick.

O, wär' ich todt und läge schon auf Hügeln fern begraben!
O, flogen um mein Grab schon rund die Geier und die Raben!
Weil ich Dich liebe, Nelly Dan, so heiß und inbrunstvoll,
Und Deine Mutter sagt, daß ich ihr Sohn nicht werden soll.

10. Warst du in Carrick?

(Verfasser und Zeit unbekannt.)

Warst Du in Carrick und sahst Du mein Treulieb dort?
Sahst Du ihr Antlitz, vernahmst Du ihr süßes Wort?
Sahst Du den Apfelbaum prangen in Blüthenzier —
Sahst Du mein Mädchen und seufzt sie in Gram gleich mir?

Ich war in Carrick und sah auch Dein Treulieb dort.
Ich sah ihr Antlitz und hörte ihr süßes Wort.
Ich sah den Apfelbaum prangen in Blüthenzier —
Ich sah Dein Mädchen; sie seufzt nicht in Gram gleich Dir.

Fünf Guineen ist jegliche Locke werth —
Wär mir ein Kissen von solch goldnem Haar beschert,
O, wie dann wollt' ich in ewiger Wonne ruhn!
Und also trink ich hier auf Deine Schönheit nun!

Lieg ich des Nachts auf dem Lager — ach Gott, wie schwer
Ist dann mein Herz! Und wie werf' ich mich hin und her!
Ach es weiß Einer nur, wie ich so lieb Dich hab —
Einer nur, Einer nur — der schaut in's Herz hinab.

Eh' nicht der gelbe Herbst tritt in die Sternzeit,
Eh' nicht St. Patrickstag sich an die Pfingsten reiht,
Eh' nicht auf meinem Grab roth blüht der Nelkenstrauch,
Soll ich mein Lieb nicht, und wollt' es der König auch!

11. Eulin.

Überliefert von Maurice O'Dugan, einem Barden um 1641.

O, habt Ihr gesehn mein Eulin*),
Und ging sie, wo der Kuckuck singt,
Wo das grüne Gras mit dem frischen Thau
Um ihren weißen Fuß sich schlingt?
O, sie ist mein Lieb und mein Eulin,
Und wohnt in Balnagar.
Die schönsten Augen hat sie, und
Das allerschönste Haar.

In Balnagar ist mein Eulin,
Und trägt einen schönen rothen Rock;

*) Eulin ist das irische Kosewörtchen, welches einen Theil der altirischen Liebe bildete und in einem um 1295 in Dublin gehaltenen Parlamente verboten ward. Nur einige wenige irische Häuptlinge, welche in der Nähe des englischen Regierungssitzes saßen, gehorchten, und schnitten ihre Locken ab, die Uebrigen aber trotzten dem Verbot bis in die Zeit Heinrich's VIII. Seitdem nannte der irische Jüngling seine Geliebte, das irische Mädchen seinen Geliebten im Gegensatz zu den Engländern, mit welchen jedes vierteljährlich verabscheut wurde: „Eulin". (Vergl. Dublin Penny Journal, citirt in dem „Book of Irish Ballads", 1846.)

Die Schönheit wohnt an ihrer Bruſt,
In ihrem braunen Haargelock.
Und ihr Geſang iſt ſüßer,
Als Trutz- und Troſtesſang,
Ja ſüßer, als die Amſel ſingt,
Bei Sonnenuntergang.

Nun auf, mein Knapp' und ſattle
Mein Roß, damit ich reiten kann,
Wol durch den Wald, wol durch das Thal,
Wol durch den Fluß den Berg hinan.
Nun angeſetzt, mein Roßlein,
Die Flanken hoch bei Sporendruck,
Ich hab' ſie neunmal lieber ja
Als Vogel und Kuckuck.

Zu meinen frühen Jahren
Hab' ich geliebt mein ſüßes Kind,
Bis daß mit Reden allerlei
Die Leut' dazwiſchen kommen ſind.
Nun iſt mir weh und bange,
Und weinen möcht' ich Tag und Nacht,
Daß ſie mit ihren Reden mich
Um meinen Schatz gebracht.

Denkſt Du daran, mein Eulin,
Wie wir einſt ſaßen, nachtumgrauſt,
Beim Eichenbaum, im Winterſturm,
Als über uns der Wald gebrauſt?

Wir ſaßen arm und elend
Bei Nebel, Nacht und Eisgetropf;
Meinen Rock den ſchlugen wir um den Fuß,
Deinen Mantel um den Kopf

12. Pakhin konn.

(Pakhin ist die Liebste.)

Mein schön Pakhin ist all meine Lust;
Wenn ich sie seh, wie klopft mir die Brust!
Augen so blau, und der Locken Blüthenschnee —
Und ihr Hals hoch wie der Schwan auf dem See.
Cre. drum komm zu mir! komm zu mir! komm zu mir!
Cre. und komm zu mir! komm, braunes Kind!
C. und ich ging weit durch Wetter und Wind,
Wenn Du wolltest kommen zu mir, braunes Kind!

Von meiner Seele — mein schönes Pakhin!
Kostein, das hat ihr die Farben geliehn,
Farbe zur Wange, und Farbe zum Mund —
Wenn ich sie küsse, süßlich und rund!
Cre. drum komm zu mir! ꝛc.

War' in der Stadt ich, wo Lust ist und Spaß,
Trät auch saß' ich am vollen Schiekenfaß;
Hatt' ich mein schönes Pakhin auf dem Knie:
Lauend Glas wollt' ich wol trinken auf sie!
Cre. drum komm zu mir! ꝛc.

Kenn Nächte lag ich in Sehnſucht und Pein
Unter dem Regen, bei Buſch und bei Stein;
Unter dem Regen, mein ſchönes Paſthin,
Hab' ich gepfiffen, gerufen, geſchrieen.
Cro, drum komm zu mir! ꝛc.

Laſſen mein Volk will ich, Freund, Haus und Feld,
Anſehn kein Mädchen mehr in der ganzen Welt,
Aber Dich geb' ich, Dich geb' ich nicht frei,
Bis daß ich todt bin und Alles vorbei!
Cro, drum komm zu mir! komm zu mir! komm zu mir!
Cro und komm zu mir! komm, braunes Kind!
C. und ich ging wol durch Wetter und Wind,
Wenn Du wollteſt kommen zu mir, braunes Kind!

13. Braundorn.

(Verfaſſer und Zeit unbekannt.)

Und wähnen ſie auch, daß gewonnen ich ſei,
Wenn mir huldigt ihr Blick, wenn ich lächle dabei:
Wenn ich deſſen gedenk', dem ſo gut ich ja bin,
Dann iſt Alles umſonſt, dann iſt Alles dahin.

Welche Schätze der Wonne verbirgt mir ſein Mund!
Welchen Reichthum der Hoheit der Stirn ſtolzes Rund!
O, vor allen Andern ſteht hoch er und vorn,
Er iſt wie die Blüthe am luſt'gen Braundorn.

O, gingen die Andren, die Diener des Scheins!
Sie rühren wol nimmer ein Herze wie meins.
Sie klagen in Proſa, ſie wimmern im Reim,
Indeß trägt mein Liebſter die Braut lächelnd heim.

'S iſt kein eitles Ding, das mit Thorheit ihn quält,
Kein Putzpüppchen, das ſich mein Liebſter erwählt,
'S iſt Eine, die treu iſt und zärtlich und ſtill,
Und lieben und hegen und pflegen ihn will.

Ob klein von Geſtalt auch mein Liebſter mag ſein:
Wenn er freundlich mir zulacht, dann iſt er nicht klein.
Im Garten gibt's Bäume, großmächtig und ſtolz:
Doch es kommt auf die Frucht an, und nicht auf das Holz.

Wenn ich aufſteh' früh Morgens, eh' hin iſt der Thau,
Dann wandert mein Blick durch das Feld und die Au,
Zum Liebſten, den nie ſo genannt noch mein Mund:
Denn rechte Lieb' gibt nur durch Blicke ſich kund.

14. O Mädchen mit dem braunen Haar!

(Verfasser nicht mit Sicherheit bekannt.)

O, wenn Du kommst nach Veirim, wol in die grünen Flächen,
O Mädchen mit dem braunen Haar!
So woll'n wir Honig essen und trinken aus den Bächen,
O Mädchen mit dem braunen Haar!
So zeig' ich Schiff' und Segel Dir, die fern vorübergehn,
Und bau' ein kleines Hüttlein hier, am Rand der blauen See'n,
Und Liebe soll und Frühlingsluft Dich ewiglich umwehn,
O Mädchen mit dem braunen Haar!

Nach Veirim, o nach Veirim mag ich mit Dir nicht reisen,
Ach Mädchen mit dem braunen Haar!
Kommt nun der bleiche Hunger, kann mich Dein Lied dann speisen,
Mich Mädchen mit dem braunen Haar!
Viel lieber will ich leben so, will sterben so als Magd,
Als wandern durch den feuchten Forst, in dem es nimmer tagt;
Und daß Du mein Geliebter bist, hab' ich Dir das gesagt,
Ach Mädchen mit dem braunen Haar!

Wol über dem Gebirge hab' ich sie einst getroffen,
Sie schien mir als ein Sternlein klar —
Wir stiegen, weil ich liebend ihr sprach von meinem Hoffen,
Zum Feld, wo ihre Heerde war.
Und dorten unter'm Hagedorn, da saßen wir im Klee.
Da hab' ich ihr versprochen, zu tragen Lust und Weh
Und Alles, was um unsre Lieb' ihr von der Welt geschehʼ,
Dem Mädchen mit dem braunen Haar.

Ach, ach mein Herz ist traurig, daß es Dir muß entsagen,
O Mädchen mit dem braunen Haar!
Daß ich Dich nicht mehr küssen soll im Klee dort unterm Hagen,
O Mädchen mit dem braunen Haar.
Durchwandern muß ich nun allein die lange Sommernacht —
Was soll mir nun der Mondenschein? Und was der Sterne Pracht?
Die Eine ist ja nicht mehr mein, die Alles schön gemacht,
O Mädchen mit dem braunen Haar!

15. Das Bootlied.

(Verfaſſer und Zeit unbekannt.)

Barke, Du bietest den Wogen mir Trutz,
Biſt bei dem Donner des Sturmes mein Schutz.
Wenn rothlich die Welle aus tiefem Grund bricht,
Dann zittert der Maſt, doch mein Schiff zittert nicht.

Chor.

Ob die Tiefe auch droht — ohne Raſt, ohne Ruh!
Worry a-rün — mein Schatz biſt Du.
Ohne Raſt, ohne Ruh — ob die Tiefe auch droht,
Schwimme nur, ſchwimme nur, ſchwimme mein Boot!

Flattert die Leinwand ſo ſchneeweiß und leicht —
Iſt an den Küſten von Indien gebleicht.
Sieh den Patron, der am Bugſpriet ſitzt —
Iſt aus der Eiche des Urwalds geſchnitzt.

Chor.

Ob die Tiefe auch droht, ꝛc.

O Dicion, vom Sturm Du zerwetterter Riff —
Blick' nieder und ſieh auf mein ſchwimmendes Schiff,
Und ſag', ob ein Boot Du wol jemals geſchaut,
Dem nie, wie dem meinen, vor Sturm noch gegraut?

Chor.

Ob die Tiefe auch droht, ꝛc.

Da ſagte alt Dicion: Jahrhunderte lang
Steh' ich und ſeh ich die Meerbucht entlang;
Doch niemals noch ſah ich ein Schifflein, wie Deins,
Und beſſeres Schiffsvolk auch ſah ich noch keins.

Chor.

Ob die Tiefe auch droht, ꝛc.

Himmliſcher Vater! — ein Boot ſchießt heran!
Und wir ſind im Giſcht, wo Niemand helfen kann.
Nun führ' uns in Gnaden, nun ſei unſer Hort,
Sonſt mit Mann und mit Maus geht es über uns fort.

Chor.

Ob die Tiefe auch droht — ohne Raſt, ohne Ruh!
Werry a-rún — mein Schatz biſt Du!
Ohne Raſt, ohne Ruh — ob die Tiefe auch droht,
Schwimme nur, ſchwimme nur, ſchwimme mein Boot!

16. Wär' ich —

(Verfaſſer unbekannt. — Ende des 17. Jahrhunderts.)

Wär' ich am Zweig die reife Frucht,
Die dorten leuchtet, ſanft und ſtill,
Die Deinen Blick zu feſſeln ſucht,
Und Dir am Munde ſterben will.

Wär' ich die Roſe dort im Laub,
Die über Deinem Lager glüht,
Und, nach der flücht'gen Wonne Raub,
Selig am Buſen Dir verblüht.

17. Marie Maguire.

Von Carolan.

(18. Jahrhundert.)

O, daß ich könnt' mit meiner Liebſten fliehn
Tief in's Gebirg, zu einer ſchattigen Stelle,
Wo Alles ſtill, bis auf die Melodien
Der Droſſel und das Murmeln einer Quelle:
Die unbetreten von des Fremdlings Fuß
Und unberührt von den Verwandten bliebe,
Wo nur die Sonn' verſtohlen ihren Gruß
Uns bringt, und unſer Tagwerk Nichts als Liebe.

Wie ſchön, von Deiner Anmuth ſanft umglüht
Schwebſt Du dahin in thau'ger Morgenfriſche;
Es wallt Dein Haar, und Deine Wange blüht
Der Roſe gleich im dunkelnden Gebüſche.
O, einſam ſei das Leben, öd der Herd,
Troſtlos die Nacht des Manns, der auf die Kniee
Nicht vor Dir niederſinkt und Dich begehrt,
Und wenn Du ſein, Dich laſſen kann, Marie!

18. Claragh's Klage.

Ein jakobitiſches Lied.

Von John Mac Donnell.

(18. Jahrhundert.)

Mein Auge weint, mein Herz iſt ſchwer,
Ich habe mein Hoffen all' begraben;
Mein Liebling floh ja über's Meer,
Und keine Nachricht kommt vom Knaben.

Chor.

Mein Herz, es tanzte ſo lang er nah,
Mein Held! Mein Kaiſer! Mein Cavalier!
Doch ſeit er gewandert und nicht mehr da
Seitdem iſt mein Herz auch ferne von hier.

Der Kuckuck klagt im Waldverhau,
Die Manner, die noch hier geblieben,
Sie weinen Thränen, ſchwer wie Thau,
Um ihren Liebling, der vertrieben.

Chor.

Mein Herz ꝛc.

Stumm sind die Sänger, hin der Glanz
Und hin der Ton der goldnen Saiten;
Die hellsten Augen unsres Lands
Sind dunkel nun für alle Zeiten.

Chor.

Mein Herz ꝛc.

Der tapfre schöne Cavalier —
Sein Herz ist leicht, sein Blick ist gütig;
Sein Schwert das blitzt, und in's Revier
Der Feinde bricht er heldenmüthig.

Chor.

Mein Herz ꝛc.

Nunmehr ist Alles still — der Saal
Dröhnt nicht von lust'gem Festgetriebe;
Kein Jagdgeschrei schallt durch das Thal,
Seit fern der Jüngling unsrer Liebe.

Chor.

Mein Herz ꝛc.

Ich nenn' ihn nicht, jedoch sein Ruhm
Zieht, wie die Sonn', von Strand zu Strande;
Mit ihm ging Irland's Ritterthum,
Mit ihm kehrt einst zurück es unsrem Lande.

Ober.

Mein Herz, es tanzte ſo lang er hier —
Ach! wo blieb der junge Cavalier?
Er iſt ferne von hier, beklagt, beweint —
Rechtlos vertrieben von unſerm Feind.

19. Drimin Dubh, O!

Ein jakobitisches Lied.

(Verfasser unbekannt. — 18. Jahrhundert.)

Ach, Drimin Dhu dilisch — Du schwarzbraune Kuh,
Ach, lebt Dein Volk noch, oder ging es zur Ruh?
Sie liegen im Moorgrund — im Tode noch froh
Erwarten den König sie, Drimin Dubh, O!

Ach, könnt' mit der Krone den König ich sehn!
Bei Nacht und bei Tag wollt' nach London ich gehn,
Ueber Berge, durch Nebel und Moos, bis ich so
Auf der Kesselpauk' schlagen könnt' Drimin Dubh, O!

Willkommen in Irland, willkommen zu Haus!
Komm, trinke den Meth — komm, und ruhe Dich aus.
Und gingst Du auf's Neue — ich frage nicht wo —
Ich ginge mit Dir ja, ach Drimin Dubh, O!

20. Auf den Trümmern der Abtei von Teach-Molaga.

Elegie von John O'Tullane.

(19. Jahrhundert.)

Als ich hinschritt, trüb und einsam,
An dem grauen Strand der See,
In Gedanken meines Volkes,
Meines Landes ganzes Weh:

Sieh! da traten Mond und Sterne
In den Himmel, und ihr Schein
Klärte sanft die dunklen Fluthen,
Und sie strahlten silberrein.

Weiter ging ich — ach, was galt mir's,
Wohin sich der Fuß gewandt?
Bis auf Einmal ich vor einer
Offnen Kirchenthüre stand.

Aus den Trümmern und Ruinen
Hob sich noch das Steinportal,
Wo der Blinde, wo der Krüppel
Oft empfing das Gnadenmahl.

Hier, am grauen Strebepfeiler
Sah ich noch die alte Bank,
Wo der Mönch empfing den Wandrer,
Der hier müde niederſank.

Da auch ſaß ich trauernd nieder,
Meine Stirne in der Hand,
Bis die Thräne, heiß und bitter,
Niedertropfte in den Sand.

Einſt — ſo ſprach ich unter Thränen,
Und mein Herz that bitter weh —
Einſt war Glanz in dieſen Hallen,
Die ich jetzt in Trümmern ſeh.

Glocken tönten, und es dröhnten
Dieſe Mauern voll und klar;
Pſalme ſingend, Weihrauch ſchwingend
Wandelte der Mönche Schaar.

Dunkler Kreuzgang, leere Kanzel,
Oeder Chor, gebrochner Thurm —
O wie lang in finſtren Nächten
Rüttelt wol an Euch der Sturm?

Bittrer Sturm und bittres Wetter
Hat zerſchlagen Euer Dach;
Und nur ein'ge morſche Bretter
Faulen noch im Steingemach.

Heilig Haus mit Eſengiebeln,
Einſt des Landes Stolz und Ruhm —
Ach, die Schaar mit Kreuz und Bibeln
Hat kein Haus, kein Heiligthum!

Hauslos wandern ſie durch Moore —
Und, ſtatt freud'ger Pſalmen, ächzt
Nur der Nachtwind; und im Chore
Nur der Todtenvogel krächzt.

Eſeu rankt um das Gemäuer,
Und der Neſſeln Stachelwuche;
Wo einſt lohte traulich Feuer
Tropft das Waſſer, heult der Fuchs.

Wo die Lerche einſt zur Meſſe,
Guten Mönche, Euch geweckt,
Hat nun in der kahlen Eſſe
Sich ein Dohlenneſt verſteckt.

Zellen, wo ſie heilig wohnten,
Kammern, Refectorium —
Gänge, Hallen, Küche, Keller ....
Alles kalt und Alles ſtumm.

Fort der Abt und fort der Orden,
Die Altäre ſtürzten ein;
Und in ihren Trümmern modern
Todtenſchädel und Gebein.

Einſtens war auch ich ein Andrer,
Und das Leben lachte mir —
Aber nun, ein müder Wandrer,
Sitz' ich auf Ruinen hier.

Als ein Tauber und ein Blinder
Irr' ich noch in Nacht und Noth;
Meine Freunde, meine Kinder,
Meine ganze Welt iſt todt.

Und ich bin allein geblieben,
Und ich trag' es ſtill und fromm —
Geiſt der Freiheit, Geiſt der Lieben,
Der mich heimführt, komm — o komm!

Anglo-Irische Lieder.

Volkslieder.

1. Schan ban boch.

(Die arme, alte Frau.)

(Revolutionsgesang aus dem Jahre 1797, als das Invasionsgeschwader der französischen Republik in der Bantry-Bai landete.)

Die Franzosen sind auf See!
Sagt die Schan ban boch;
Die Franzosen sind auf See!
Sagt die Schan ban boch.
Sind auf See! Sind in der Bai!
Schiff auf Schiff! und Reih' auf Reih' —
Nun Orange ist's vorbei,
Sagt die Schan ban boch.

Chor.

O, Franzosen in der Bai!
Landen hier beim Hahnenschrei —
Nun Orange ist's vorbei,
Sagt die Schan ban boch.

Und wo lagern ſie im Feld?
Sagt die Schan dan boch.
Ja, wo lagern ſie im Feld?
Sagt die Schan dan boch.
Auf dem Currach von Kildare!
Unſre Jungen all' in Wehr
Sind daſelbſt mit Spieß und Speer,
Sagt die Schan dan boch.

Chor.

Nach dem Currach von Kildare
Ziehn die Jungen, all' in Wehr,
Zieht Lord Edward, kühn und hehr,
Sagt die Schan dan boch.

Und was woll'n die Pächter thun?
Sagt die Schan dan boch.
Und was woll'n die Pächter thun?
Sagt die Schan dan boch.
Dieſes Eine nur iſt Noth:
Abzuwerfen Gelb und Roth,
Und zu ſchwören bis zum Tod
Treu' der Schan dan boch.

Chor.

Dieſes Eine nur iſt Noth:
Abzuwerfen Gelb und Roth,
Und zu ſchwören bis zum Tod
Treu' der Schan dan boch.

Und die Farb', die ſie gewählt?
Sagt die Schan van boch.
Und die Farb', die ſie gewählt?
Sagt die Schan van boch.
Und, die ſie gewählt, die Farb'
Iſt das Grün, das niemals ſtarb,
Das ſich ew'gen Ruhm erwarb,
Sagt die Schan van boch.

Und wird Irland frei dann ſein?
Sagt die Schan van boch.
Und wird Irland frei dann ſein?
Sagt die Schan van boch.
Ja! die Zeit, die Zeit iſt da!
Frei wird Irland, fern und nah —
Drum für Freiheit ein Hurrah!
Sagt die Schan van boch.

Chor.

Ja! die Zeit, die Zeit iſt da!
Frei wird Irland, fern und nah —
Drum für Freiheit ein Hurrah!
Sagt die Schan van boch.

2. We're Paddies evermore.

Nicht länger woll'n wir freudenleer
Als Sclaven ſtehn und Knecht;
Nicht länger woll'n wir betteln mehr,
Um Irlands gutes Recht.
Der Bitten hatten ſie nicht Acht,
So ſchlag' nun an ihr Ohr
Wie Donnerwort, das Wort der Schlacht:
We're Paddies evermore!

Wir litten es die lange Zeit,
Und nun iſt es genug;
Kein Wort mehr von Gerechtigkeit,
Denn jedes Wort iſt Trug.
Wir woll'n das Recht und unſre Hand
Hebt ſich zum Schwur empor,
Zum Schwur für unſer Volk und Land:
We're Paddies evermore!

Blickt rund — iſt frei nicht der Franzoſe,
Iſt nicht der Spanier frei,
Harrt nicht der tapfre Pole blos,
Bis reif die Tyrannei?

Und ſo lebt auch der tapfre Sinn
In uns noch wie zuvor.
So ſchallt es heut und immerhin:
We're Paddies evermore!

Ob auch ſechshundert Jahr und mehr
Geſchmiedet unſer Joch:
Die Gluth, die einſt O'Connors Speer
Umblitzt, lebt heute noch.
Und wie von Englands Tyrannei
Erſcholl der Väter Chor,
So ſtehn wir heut noch mit dem Schwur:
We're Paddies evermore!

Wie heißt der Treuſchwur? — kühn zu gehn,
Wie ſie, in Schlacht und Tod!
Und unſre Pflicht? — Zur Sache ſtehn
Welch' Schickſal uns auch droht!
Und unſre Hoffnung? — feſt vereint
Und frei ſein wie zuvor!
Und unſer Haß? — England! der Feind!
We're Paddies evermore!

3. Drinan Dhun.

Ein jakobitiſches Lied.

Mein Schatz der iſt ſchoner, als der Morgen, wenn's noch thaut,
Und ſein Athem iſt ſüßer, als das ſüße Haidekraut,
Und ſein Haar ſcheint wie Gold, wenn die Sonnenſtrahlen drauf
ruhn,
Und der Name, den ſie geben ihm, der heißt Drinan Dhun.*)

Mein Junge iſt gegangen, wol über das weite Meer;
Möchte Gott ihn ſicher führen einſt wieder hierher.
Denn ich wandre den ganzen Tag, und des Nachts mach' ich nun
Mein Bett mir aus Blättern wol vom Drinan Dhun.

Wenn ein kleines Boot ich hätte, ach! dann führ' ich ja von Haus,
Und folgte meinem Liebling in die weite Welt hinaus.
Lieber hätte meinen Schatz ich zu Tanz und zu Spiel,
Als alle Erdenſchätze, und wären's noch ſo viel.

* Elfenbaum.

Mein Schatz der iſt ſchön, und das ſag' ich mit Fug
Seine rothen Backen wären für 'ne Königin gut genug.
Seinem Aug' kann es gleich nur die Sonne noch thun —
Ach, Du ſchöne, ſchöne Blüthe wol vom Drinan Dhun!

Und nun will ich warten, bis daß er heimkehrt,
Und will um ihn klagen, ſo wie er es werth.
Und immer, wenn es Sommer wird, wie die kleinen Vögel thun,
Will ich ſingen, will ich grüßen den blühenden Drinan Dhun.

4. Der Zweig des Schilelah.

O, Lieb' iſt die Seele des iriſchen Mann's,
Er liebt, was da lieblich, liebt Spiel und liebt Tanz
Mit dem Zweig des Schilelah und Schamrock ſo grün.
Sein Herz, das iſt luſtig, iſt ehrbar und gut,
Nicht Haß und nicht Bosheit verdickt ihm das Blut;
Er wirbt und er freit, und er prügelt und zecht. —
Denn für Liebe, ja Liebe iſt Alles ihm recht
Mit dem Zweig des Schilelah und Schamrock ſo grün.

Wer da hatte das Glück, zu ſehn Donnybrook-Fair
Der ſah auch den Iriſhman glücklich und hehr
Mit dem Zweig des Schilelah und Schamrock ſo grün.
Sein Zeug, das ſitzt nett ihm und hat keinen Fleck,
Und ſein Tüchlein umflattert den Hals ihm ſo keck. —
Er geht an ein Zelt und er giebt ſein Geld aus
Und beginnt mit dem Freund, den er trifft, einen Strauß,
Mit dem Zweig des Schilelah und Schamrock ſo grün.

Und kehrt er heim Abends mit wackelndem Schopf,
Das Herz voll von Whiskey, voll Beulen den Kopf
Von dem Zweig des Schilelah und Schamrock ſo grün;

Da trifft er sein Mädchen, die voll Sittsamkeit,
Indem sie ihn festhält: „Geh fort, Paddy!“ schreit.
Darauf geht es zum Priester, und neun Monde drauf
Da schreit schon ein Knäblein: „nun Vater, wolauf
Mit dem Zweig des Schilelah und Schamrock so grün?“

Gott segne das Land, welches Patrick gebar,
Mit den stattlichen Bergen, den Strömen so klar,
Wo da wächst der Schilelah und Schamrock so grün.
Auf! Söhne des Schannon, der Themse, des Twied —
Wir schützen vereinigt der Heimath Gebiet;
Wir haben gemeinsam den Freund und den Feind,
Und Rose und Distel, sie blühen vereint
Um den Zweig des Schilelah und Schamrock so grün!

5. Das Lied von St. Patrick.

Sankt Patrick war ein Gentleman,
Und Kind rechtschaffner Leute;
Er baut' ein Kirchlein in Dublin
Mit Thurm und mit Geläute.
Sein Vater war ein Gallacher.
Seine Mutter eine Brady.
Seine Muhme 'ne O'Shaugnessy
Und Base des O'Grady.

Chor.

O! — Sanct Patrick's Faust ist stark genug.
Und stark ist schon sein Wink — O!
Der Heilige, der die Schlangen schlug,
Ist schön auch ohne Schmink — O!

Die Wicklowhügel sind sehr hoch.
Hoch ist der Berg von Howth, Sir,
Doch höher noch als Beide, ist
Ein Berg am Westmeerschoos, Sir!

Und auf der Spitze dieses Berges
Hält Patrick seine Predigt,
Die Schlang' und Frosch weidlich zerdrosch,
Die einst uns sehr beschädigt.

Chor.

O! — Sanct Patrick's Faust ꝛc.

Und was nicht gleich auf Einen Streich
Im Weltmeer sich verlaufen:
Das mußt' sich todt auf sein Gebot
An salz'gem Wasser saufen.
Mit Schuh und Strumpf wol in den Sumpf
Ging hüben es und drüben;
Der Schlangen Schaar mußt' aber gar
Selbstmord an sich verüben.

Chor.

O! — Sanct Patrick's Faust ꝛc.

Drum sind die ir'schen Jungen auch
So wolgemuth und fröhlich;
Und wie Sanct Pat gethan es hat
Sind sie beim Whiskey selig.
Denn warum kann ein heil'ger Mann
Nicht seinen Durst auch stillen?
Seine Mutter hielt einen Whiskeyschank
In der Stadt zu Enniskillen.

Chor.

O! — Sanct Patrick's Faust ꝛc.

Ach, wenn ich doch in Munster wär',
Auf heimathlichem Grunde;
Ich wollt' es nie verlassen mehr,
Das schwör' ich hier zur Stunde!
Dort baut der Heilige in's Moor
Kartoffeln, Torfer, Stadtchen —
Dort gibt es Schweine, — ma gra m'astor —*)
Und Kohl und schöne Mädchen!

Ober.

O! — Sanct Patrick's Land ꝛc.

*) Meine Lust, meine Freude!

6. Die Jungen von Kilkenny.

C. die Jungen von Kilkenny sind ein lustiges Blut,
Und wo immer sie treffen ein Mädchen hübsch und gut,
Da trinken und küssen und herzen sie sich,
Und von allen Städten Irlands Kilkenny für mich.
Ch. mischa fol-der-rol-der-rido,
Wack, fol-der-rol-der-rido!

Durch die Stadt von Kilkenny ein klarer Fluß rinnt,
In der Stadt von Kilkenny da lebt ein hübsches Kind.
Ihre Wangen sind Rosen, Erdbeeren ihr Mund —
Mich hungert, mich dürstet nach ihnen allestund.
Ch. mischa ꝛc.

Ihre Augen sind schwarz wie Kilkenny-Steinkohl'n,
Und sie haben, sie haben mein Herz mir gestohl'n;
Ihre Stirn ist so klar, wie sein Fluß und so rein,
Und ihr Herz ist so hart, wie sein Marmorgestein.
Ch. mischa ꝛc.

O, wie theure Stadt ist's, die Nürnberg sich nennt;
Und je mehr ich daran denke, desto mehr mein Herz brennt.
Hier hab' ich kein Haus in Nürnberg, wie meine —
Dort hab' ich ein Häuschen und hier hab' ich keine
Ich möchte zc.

7. Kate Kearney.

O! — nehmt Euch in Acht vor Kate Kearney.
Die da lebt an den Seen von Killarney.
Gar besondere Kraft.
Zaubereigenschaft.
Wohnt im dunkelen Aug' von Kate Kearney.

Dieser Augen liebliches Funkeln.
O! — laßt's Euren Sinn nicht verdunkeln.
Wer einmal geschaut
Ihr Aug' lieb und traut,
Der vergeht ja vor Pein um Kate Kearney.

Und träft Ihr des Abends Kate Kearney
In den duftigen Au'n von Killarney:
Nehmt in Acht Euch — o geht,
Eh' Ihr lächeln sie seht;
Denn das Lächeln birgt Tod von Kate Kearney.

Und seht Ihr das schwarze Haar wehen,
Und seht Ihr sie lächelnd dahergehen —
Fort! ehe das Gift
Ihrer Lippen Euch trifft,
Denn Ihr herbet am Kuß von Kate Kearney.

8. Kathlin O'More.

Noch denk' ich, daß einmal ich wieder sie seh',
Doch ach! sie verließ mich — sie ließ mich in Weh':
Meine süße kleine Kathlin, meine arme kleine Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

Ihr Haar war so schwarz, und ihr Aug' war so blau,
Ihr Lächeln war Sonnschein, ihre Thräne Morgenthau.
So lieblich war Kathlin, meine arme kleine Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

Sie melkte die Kuh, das schwarzbraune Thier,
Das wild war bei Andren, und fromm war bei ihr.
So freundlich war Kathlin, meine arme kleine Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

Sie saß vor der Thür einst im kalten Abendgraun,
Den Nachtwind zu hören, das Mondlicht zu schaun.
So träumrisch war Kathlin, meine arme kleine Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

Und kalt war der Nachtwind, er pfiff durch den Grund,
Und Kathlin ward welk und ward siech seit der Stund'.
Ich verlor meine Kathlin, meine arme kleine Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

Nun weiß ich ein Vöglein, das Rothkehlchen heißt;
Das nistet im Kirchhof, das lieb' ich zumeist —
Das wacht mir bei Kathlin, hüpft leicht über Kathlin,
Meine Kathlin O'More.

9. Feenreigen.

Nun tanzen die Feen bei Sumpf und bei Teich,
Bei Sumpf und bei Teich,
Bei Sumpf und bei Teich,
Nun tanzen die Feen bei Sumpf und bei Teich,
Denn die Nacht ist so mild und die Luft ist so weich.

Ihre Schritte sind sacht, ihre Kleider sind fein,
Ihre Kleider sind fein,
Ihre Kleider sind fein,
Ihre Schritte sind sacht, ihre Kleider sind fein,
Und sie schürzen sie hoch auf im klaren Mondschein.

Ihre Kön'gin ist jung und ihr Haar ist von Gold,
Ihr Haar ist von Gold,
Ihr Haar ist von Gold,
Ihre Kön'gin ist jung und ihr Haar ist von Gold,
Und die Töchter der Erde sind halb nicht so hold.

Ihre Augen sind hell und sie lächeln beim Tanz,
Sie lächeln beim Tanz,
Sie lächeln beim Tanz.

Ihre Augen ſind hell und ſie lächeln beim Tanz,
Und ſie funkeln mit wildem, unheimlichem Glanz.

Ihre Stirne iſt ruhig und freundlich ihr Blick,
Und freundlich ihr Blick,
Und freundlich ihr Blick,
Ihre Stirne iſt ruhig und freundlich ihr Blick,
Doch Sehnſucht und Schmerzen die läßt er zurück.

Ihre Stimme iſt ſüß und ihr Lächeln ſo ſchön,
Ihr Lächeln ſo ſchön,
Ihr Lächeln ſo ſchön,
Ihre Stimme iſt ſüß und ihr Lächeln ſo ſchön,
Doch wehe Dir, wenn Du ſie lächeln geſehn.

Sie winkt Dir in's Dämmern mit flatterndem Haar,
Mit flatterndem Haar,
Mit flatterndem Haar,
Sie winkt Dir in's Dämmern mit flatterndem Haar,
Doch geh nicht! — o geh nicht, Dein warret Gefahr.

Sie führt Dich durch Wälder, durch Haiden einher,
Durch Haiden einher,
Durch Haiden einher,
Sie führt Dich durch Wälder, durch Haiden einher,
Dich kennen die Freunde der Jugend nicht mehr.

10. Das Lied von der wahnſinnigen Moina.

Ich rief meinen Schatz, doch ach! — er ſchläft.
Seine Lippen ſind kalt und verblichen.
Geküßt hab' ich ſie wol heiß und lang,
Gedrückt meine Stirn an ſeine Wang',
Und bin nicht von ihm gewichen.
Ach, iſt es denn wahr, daß Du lächelſt nie mehr
Auf Moina?
Ach, biſt Du verloren für Moina?

Die Hütte liebt' ich, ich liebte das Feld,
Eh' die Räuber, die Feinde kamen.
Hell ſah ich den Thau auf den Roſen glühn,
Jedes Blättlein ſchien als ein Edelſtein grün,
Gefaßt in den goldenen Rahmen.
Verwelkt iſt der Baum, wo mein Schatz geküßt
Seine Moina,
Verwelkt iſt das Herz von arm' Moina!

Einſt hatt' ich ein Lamm, das mein Schatz mir gab;
Das weißeſte Lamm der Hirten.
O, wie ich's geliebt — Niemand weiß es nicht!
In Nacht deckt' ich's mit Vergißmeinnicht,
Jeden Morgen mit Roſen und Myrthen.
Sie erſchlugen meinen Schatz und riſſen das Lamm.
Von Moina.
Sie zerriſſen das Herz von arm' Moina.

Ein Häufling ſang ſüß auf den Zweig nahbei —
Das Mädchen lief in die Matten.
„Es iſt mein Liebſter — ich kenne das Lied!"
Sie folgte dem Vöglein, das ſingend entflieht,
Und verlor ſich im Abendſchatten.
Mit ſchwerem Herzen kehrt langſam ich heim
Von Moina,
Und beweinte das Schickſal von Moina.

11. Mein Connor.

Weh über das Silber! Weh über das Gold!
Und weh über Alles, was klingelt und rollt.
Mein Herz, meine Seele verließ mich um sie,
Mein Connor, mein Liebster, mein Cuschla-ma-Chrie!*)
Herzen und Scherzen! Schmeicheln und Streicheln —
O Jungfrau, wir hätten verlassen uns nie!
Nun ist er gestorben, nun ist er verdorben,
Nun ruht er im Grabe, mein Cuschla-ma-Chrie!

Mein Connor war schöner, war besser als all' —
Wie tanzte den Jig er! Wie schlug er den Ball!
Und wenn er des Nachts kam zum Eichbaum — o wie,
Wie küßte, wie liebte mein Cuschla-ma-Chrie!
Herzen und Scherzen ꝛc.

So treu war sein Herz und so bieder sein Rath,
Bis er für den Vetter als Bürge hintrat.
Der floh mit dem Gelde, das Connor ihm lieh,
Zurück blieb in Schulden mein Cuschla-ma-Chrie.
Herzen und Scherzen ꝛc.

*) Aber meines Herzens Herzgeliebter.

Da ſagt' ich zu Connor: ich bin Deine Braut,
Ich bin Dir für Luſt und für Leiden getraut;
Da ſagt' er: als armer Mann wollt' er mich nie —
Reich werden erſt wollte mein Cuſchla-ma-Chrie.
Herzen und Scherzen ꝛc.

Den Tag, wo er ging, den vergeß' ich nie mehr.
Kein Aug' war im Dorf, das von Thränen da leer.
Nun ſchrei nicht mein Liebchen, ſo ſagt' er, denn ſieh!
Heimkehren wird bald ja Dein Cuſchla-ma-Chrie.
Herzen und Scherzen ꝛc.

So ſagt' er, ſo ſchied er und ließ mich in Weh.
Sein Schiff, das ging unter in Mitten der See.
Und ob ich auch weinte und ob ich auch ſchrie:
Tief unten im Meer liegt mein Cuſchla-ma-Chrie.
Herzen und Scherzen — Schmeicheln und Streicheln —
O Jungfrau, wir hätten verlaſſen uns nie.
Nun iſt er geſtorben, nun iſt er verdorben,
Nun ruht er im Grabe, mein Cuſchla-ma-Chrie!

12. Glaſchen-Glora.

Süß iſt's in mitternächt'ger Stund',
Wenn Ruh bedeckt das Erdenrund
Dein Rauſchen durch den kühlen Grund
Zu hören, Glaſchen-Glora.

Ich wandle gern an Deinem Saum,
Wenn Mondſchein blitzt durch Deinen Schaum,
Von ferner Zeit den ſchönen Traum
Träum' ich dann, Glaſchen-Glora.

Die Eibe mit dem Efeukleid,
Die wächſt wol wie in alter Zeit —
Eins aber fehlt mir — Eins iſt weit,
Was nah einſt, Glaſchen-Glora.

Du ſtrömſt noch hin, o muntre Fluth,
Springſt um die Steine wolgemuth;
Das Aug', das oft auf Dir geruht,
Das brach, o Glaſchen-Glora.

So ſtröm' denn nieder, ſtröm' dahin,
Ich wandre auch — doch wo ich bin,
Ob fröhlich oder trüb mein Sinn:
Dein denk' ich, Glaſchen-Glora.

Und lieg' ich einſt im tiefen Grab:
Du ſpringſt noch immer auf und ab,
Zum Meere, das ſo lieb ich hab',
Gehſt Du dann Glaſchen-Glora.

Du gehſt in's Meer, ich geh auf's Meer,
Und ach, mein Herz, das iſt ſo ſchwer,
Denn fort auf Nimmerwiederkehr
Geh ich ja, Glaſchen-Glora.

Nun leb' Du wol, mein Flußrevier!
Und wenn ich todt und weit von hier,
Dann flieg' ich, flieg' ich heim zu Dir
Im Weſtwind, Glaſchen-Glora!

Dichter der neueren Zeit.

1. Doctor Drennan.

Erin.

Als Erin erstand aus der schwellenden Flut,
Da segnete Gott es, und sah, es war gut.
Europa's Smaragd gab da leuchtenden Schein,
In dem Ringe der Welt war's der köstlichste Stein.

Die Sonne so freundlich — die Lage so fest —
Den Rücken gen England, das Antlitz gen West:
So stand unser Erin auf felsigem Hang,
In das Rollen der See seine Goldharfe klang.

Doch seit ihre Klänge verhallten in Weh,
Sank die Kette des Schweigens auch über die See;
Und die Stirn ist gesenkt, und die Thräne sie quillt,
Und es klopfet das Herz, und der Busen, er schwillt.

O, weint nur ihr Söhne von Erin! O weint,
Wenn das Bild Euch der beſſeren Zeiten erſcheint!
O weint, daß der Glauben zum Schlachtruf gemacht,
Und Vaterlandslieb' zum Verbrechen Euch ward . . . . .

Arm von Erin, ſei ſtark! ſei ſo tapfer als mild,
Erhebe das Schwert nicht — erhebe den Schild!
Keine dunkle That ſoll entweihen den Glanz
Der Sache der Männer des grünen Eilands.

Die Sache iſt gut und die Männer ſind treu —
Ueber Blau und Orange ſtrahle Grün denn auf's Neu!
Und den Kranz unſrer Siege, ſo leuchtend und klar,
Wir flechten ihn iriſchen Mädchen in's Haar!

Ihr Buſen ſchlägt hoch bei der Tapferen Preis,
Doch kein Feigling ſoll ruhn an dem wogenden Weiß.
Drum, Männer von Erin! wacht auf und ſteht feſt
Am Triumphthor des Meers, für die Fürſtin vom Weſt!

2. Thomas Moore.

Die Harfe, die durch Tara's Hall.

(The harp that once through Tara's halls.)

Die Harfe, die durch Tara's Hall,
Einſt klang mit hellem Ton:
Sie hängt nun ſtumm an Tara's Wall
Als ob die Seel' entflohn.
Vorüber mit der Tage Flug
Ging Stolz und Ruhm und Ehr':
Die Bruſt, die einſt ſo mächtig ſchlug,
Fühlt keinen Herzſchlag mehr.

Den Frau'n nicht mehr und Rittern klingt
Der Harfe gold'ner Klang;
Die Saite nur, die nächtig ſpringt,
Tönt dumpf, wie Grabgeſang.
So ſchläft die Freiheit — anders nicht
Hörſt du wie's in ihr bebt,
Als wenn ein Herz im Zorne bricht,
Zu zeigen, daß ſie lebt!

Sie ist fern von dem Land, wo da schlummert ihr Held.

(She is far from the land where her young hero sleeps.)

Sie ist fern von dem Land, wo da schlummert ihr Held.
Und von schmachtender Freier Geberde
Scheut kalt sie hinweg, und die Thräne fällt.
Denn bei ihm ist ihr Herz in der Erde.

Sie singt der Heimath wilden Gesang,
Jeder Ton, den er liebte, muß klingen;
Ach! sie wissen es nicht, die da schweigen im Klang,
Daß der Sängerin Herz will zerspringen.

Er lebte für sie, und er ging in den Tod
Für die Freiheit, die all' seine Habe;
Doch das Vaterland sitzt noch und weint in Noth,
Und die Liebe, die sehnt sich zu Grabe.

O! macht Ihr ein Grab, wo das Morgenroth näßt
Mit Frühthau die blumigen Haiden;
Daß im Traum es sie anweht wie schmeichelnder West
Aus dem Land ihrer Liebe und Leiden.

Laß Erin gedenken der Zeit, die da schwand.

(Let Erin remember the days of old.)

Laß Erin gedenken der Zeit, die da ſchwand,
Eh' ſein Volk mit Verrath es umſponnen;
Als Malachi trug das goldene Band,
Das vom ſtolzen Feind er gewonnen.
Als unter dem grünen Panier im Feld
Der Rothzweig-Ritter Raſt war;
Eh' der Smaragd der weſtlichen Welt
In die Krone des Fremden gefaßt war.

In Lough Neagh hat, wenn der Abend gegraut,
Der Fiſcher — im Kahne ſitzend —
Rundthürme vergangener Zeiten geſchaut,
Tief unter dem Waſſer blitzend.
So ſoll Erinnerung den Traum voll Leid
Wie Glanz beſſrer Tage durchfließen;
Soll ſie ſeufzend ſchau'n durch die Wogen der Zeit
Nach der Pracht, die ſie drunten verſchließen.

Durchschweift nur die Welt.

(We may roam thro' this world.)

Durchschweift nur die Welt gleich dem Kind, das umkost
Von der Freude, hier nippt und dort flattert zum Rest;
Und wenn Euch schaal werden die Wonnen im Ost,
So braucht Eure Flügel und fliegt gegen West.
Doch wenn Herzen, die fühlen, und Augen, die glühn,
Das schönste Geschenk, das der Himmel uns schickt:
So lasset uns bleiben, in Erin, so grün, —
Kein Land, wo man feuriger fühlet und blickt!
Drum gedenket, wo immer Euch freundlich die Stund',
Ob im Westen Ihr schweift, ob auf östlichen Au'n:
Wenn Euch lächeln die Frau'n, wenn der Becher geht rund —
O! gedenkt an das Lächeln der heimischen Frau'n.

Den Garten der Schönheit in England bewacht
Der Sprödigkeit Drache, so scharf er nur kann;
Doch oft wenn der Drache einschläft über Nacht —
Ach! Du armes Gärtlein, wie geht es Dir dann.
O, sie haben den Zaun nicht, süßdornig und wild,
Der rund um die Schönheit von Erin sich schlingt;
Der die Sinne gewinnt, weil der Wunsch nicht gestillt,

Und am Meiſten dann reizt, wenn vergeblich man ringt —
Drum gedenket, wo immer Euch freundlich die Stund',
Ob im Weſten Ihr ſchweift, ob auf öſtlichen Au'n:
Wenn Euch lächeln die Frau'n, wenn der Becher geht rund,
O! gedenkt an das Lächeln der heimiſchen Frau'n.

Wenn in Frankreich ein Frauenherz Segel aufſetzt,
Auf dem Ozean der Eh' zu gewinnen die Höh':
Die Liebe, kaum daß eine Welle ſie netzt, —
Da kehrt ſie ſchon um und ſagt hübſch: Adieu!
Doch die Töchter von Erin mit ſturmfeſter Bruſt
Treu ſtehn ſie beim Ruder, treu ſtehn ſie beim Mann —
Durch Wogen des Wehs, und durch Wogen der Luſt,
So hold, wie zur Zeit, da die Fahrt er begann.
Drum gedenket, wo immer Euch freundlich die Stund',
Ob im Weſten Ihr ſchweift, ob auf öſtlichen Au'n:
Wenn Euch lächeln die Frau'n, wenn der Becher geht rund —
O! gedenkt an das Lächeln der heimiſchen Frau'n.

Süß Innisfallen.

(Sweet Innisfallen.)

Fahr wol, süß Innisfallen! — Mag's
Stillsonnig glühn um Deine Höh'n.
Wie schön Du bist — ein Andrer sag's,
Mich laß nur fühlen, wie Du schön!

Süß Innisfallen! — goldengrün
Sollst Du in meinen Träumen stehn,
Wie ich zuerst im Abendglühn
Dich sah, gleich einem Land der Feen.

'S war Licht fürwahr, zu rein für Den,
Der nach der sonnigen Tage Schluß,
Wo er so selig Dich gesehn,
In's Leben wieder wandern muß.

Der nie mehr kehrt zu Deinem Strand,
Doch oft in Nacht und Nebelflor
Von Dir träumt, als dem heißen Land,
Das er gesehn, das er verlor.

O, lieber ſcheiden, wenn Du weinſt,
Als nun, wo Sonne Dich erfüllt, —
Wo Du, in Nebel, gleich erſcheinſt
Der Schönheit, die ihr Haupt verhüllt.

Denn ob auch unvergleichbar ſo —
Nicht mehr zu ſelig ſcheinſt Du dann.
Du biſt der Schattenort dann, wo
Der müde Wandrer raſten kann;

Ja, raſten! — und den Schmerzenstraum
Noch einmal träumt, mit dem er ging
Aus Eden's Nacht, da jeder Baum
Ob ſeinem Wege weinend hing.

Weinend und lachend — hold' Revier,
Und holder, weil Du ſo verweint!
Scheint ſelten auch die Sonne Dir,
'S iſt Himmelsglanz, wenn ſie Dir ſcheint.

So fühlt ein ſchönes Herz einmal
In hehrer Stund' ſich götterreich —
Und ſo iſt ſelbſt die Sonne fahl
Mit Deiner Schönheit im Vergleich.

Das Thal der Avoca.

(The meeting of the Waters.)

Kein Thal in der Welt, das so lieblich mir scheint,
Als das Thal, wo der Strom mit dem Strom sich vereint.
O, verwehn muß die Sehnsucht, die warm mich durchglüht,
Eh' der Duft jenes Thals mir im Herzen verblüht.

Nicht war's die Natur und ihr reicheres Blüh'n,
Nicht des Wassers Krystall und das frischere Grün —
Nicht der sanftere Reiz von Strom und von Wald —
Ach, mich hielt eine süßere, schön're Gewalt.

Die Freunde, mit denen ich einst hier gelacht,
Die waren's, die theuer dies Thal mir gemacht;
Die gefühlt, wie die Welt dann erst reizend sich malt,
Wenn verklärt aus den Blicken Geliebter sie strahlt.

Süßes Thal von Avoca! Welch' Dasein voll Lust
Könnt' ich leben in Dir an befreundeter Brust —
Wenn die Stürme verweht, wenn die Schmerzen verweint —
Herz an Herz, wie der Strom dort dem Strom sich vereint.

O hätten ein Eiland wir, sonnig und klein.

(O! had we some bright little Isle of our own.)

O! hätten ein Eiland wir, sonnig und klein,
In des Sommermeers Bläue, weit ab und allein.
Wo das Laub nimmer ſtirbt, das an Blüthen ſich ſchmiegt,
Wo die Biene ſich ewig auf Roſen ſanft wiegt:
Wo die Sonne der Flur
So hold ſich verſteckt,
Daß die Nacht leiſe nur
Den Tag ihr verdeckt —
Wo ſchon das Gefühl, daß wir athmen und ſind,
Der beſten Luſt werth iſt, die ſonſt man gewinnt.

Da, mit Seelen ſo rein wie die Luft, und ſo weit,
Da liebten wir uns, wie in goldener Zeit.
Der Schimmer der Sonne, der Balſam der Luft,
Erfüllte die Herzen mit Sommer und Duft.
Stets voll Glanz wär' die Bruſt,
Und wie Blüthen, verklärt —
Wie die Biene voll Luſt,
Die von Roſen ſich nährt.
Unſer Leben ein Tag ganz voll ſonniger Pracht,
Und der Tod einſt ſo heilig und ſtill wie die Nacht.

Als unser Schiff . . .

(As slow our ship)

Als unser Schiff mit schwerem Gang
Durch Schaum und Brandung strebte,
Da sah sein zitternd Wimpel lang
Zum Land, dem es entschwebte.
So scheiden wir von Lieb' und Glück,
Die uns daheim umschließen;
Und also schwebt das Herz zurück
Zu Denen, die wir ließen.

Wenn Nachts wir sitzen um den Wein,
Von alten Zeiten sprechen, —
Mit Lächeln, dessen matten Schein
Die Thränen schon durchbrechen;
Wenn's nun wie Duft von Blumen weht,
Die tief auf Gräbern sprießen —
O, süß der Krug, der rund dann geht
Auf Alle, die wir ließen!

Und wenn wir fern ein hold Gefild,
Ein Eiland uns erwählet,
Wo Alles blumig, süß und wild,
Und Nichts als Liebe fehlet;

Dann ruft's in uns — dann ſpricht's: o hier
Zu ſein! Hier zu genieſſen
Mit Ein'gen Derer, welche wir
Weit in der Heimath ließen!

Wie Wandrer oftmals rückwärts ſchau'n,
Die oſtwärts geh'n in's Dunkel,
Zum Weſt, in deſſen Himmelsau'n
Noch glimmt das Goldgefunkel: —
So, wenn was ſchön und ideal
In Dämmrung will zerfließen,
Haſcht unſer Herz den Scheideſtrahl
Der Wonnen, die uns ließen.

In dem Morgen des Lebens, wenn fremd noch sein Leid.

(In the morning of life, when its cares are unknown.)

In dem Morgen des Lebens, wenn fremd noch sein Leid
Und all' seine Lust noch im ersten Glanz flammt;
Wenn die Welt noch so schön ist, so hold und so weit,
Und das Licht, das uns wärmt, all' dem Innern entstammt;
O, dann nicht — nicht dann, in der glücklichen Zeit
Ist Liebe so ach, als wenn traurig der Sinn; —
Nicht im sonnigen Schimmer der Lenzseligkeit,
Die Neigung ist tief nur, wenn Alles dahin.

Wenn dahinzieht der Jugend goldherrlicher Schein,
Wie das Blatt auf dem Strom, das auf Ewig entführt;
Wenn im Becher, jüngst voll von berauschendem Wein,
Man den ersten Tropfen der Bitterkeit spürt;
Dann, dann ist die Zeit, wo die Neigung, wie nie
Sie's in Freude vermochte, Dir weitet das Herz:
Die Lieb', die in Lust wuchs, ist treulos wie sie,
Doch Lieb', die aus Schmerz ward, ist treu wie der Schmerz.

In Zonen des Lichtes, wie prachtvoll auch ſcheint
Die Blume — ſie füllt nicht mit Balſam die Luft;
Der Nebel, in dem unſer Himmel ſtill weint,
Der löſt ihre Seele und macht ſie zu Duft.
So folgt auch der Rauſch wol der glänzenden Schaar,
Doch die Liebe ſie ſprießt nur aus Sorgen und Druck;
Und ob auch ein Lächeln die Holde gebar,
Die Thräne, ſie bleibt doch ihr lieblichſter Schmuck.

3. Gerald Griffin.

Komm nach Glengariff, komm!

Komm nach Glengariff, komm!
Komm an die Bai!
Sieh, unſer Thal iſt fromm,
Friedlich und frei.
Da, da weit von der Welt,
Wo ſanft die Woge ſchwellt,
O, wie ſo hold geſellt
Lebten wir Zwei!
Denn unſer Thal iſt fromm,
Friedlich und frei —
Komm nach Glengariff, komm!
Komm an die Bai!

Dein iſt die Hochlandsſchlucht,
Froſtig und wild;
Unſer die Flachlandsbucht,
Sonnig und mild.

Da, da durch Wolkennacht
Sauset der Sturm mit Macht;
Hier aber spielt er sacht,
Sachte, wie Mai;
Denn unser Thal ist fromm,
Friedlich und frei —
Komm nach Glengariff, komm!
Komm an die Bai!

4. Thomas Davis.

Die Blume von Finé.

Hellroth strahlt die Sonn' auf die Fluth von Lough Schieten,
Die Winde, sie flüstern, die Wogen sie spielen;
Es duften die Blumen am träumenden See —
Doch schöner noch, als alle, ist die Blume von Finé.

Leicht schwebt sie; es fliegen die Haare, die dunkeln;
Es rauschet die Haide, die Augen sie funkeln.
Die Lippen wie Rosen, die Wangen wie Schnee —
O süße Eily Mac Mahon, Du Blume von Finé!

Was springst Du, mein Hirschlein, auf eilenden Füßen?
Heut kommt ja der Waidmann, sein Liebchen zu grüßen.
Ja, Fergus O'Farrell bringt heut Dir kein Weh —
Er ist die Wonne und der Stolz der Blume von Finé.

Ein Blick und ein Kuß voll von freudigem Schauer —
Doch ach, warum wandelt die Luft ſich in Trauer?
Er kündet ihr Unheil — er muß über See —
Er muß in's ferne Land und ſie bleibt einſam in Finé.

Denn Fergus O'Farrell flieht vor den Tyrannen,
Die ihn aus der iriſchen Heimath verbannen;
Zieht mit der Brigade als Aventurier —
Doch Treu gelobt und Heimkehr er der Blume von Finé.

Er focht zu Cremona — ſein Name bewährt ſich;
Er focht zu Caſſano — ihr Auge verklärt ſich.
Doch traurig ſingt „Schule-a-Run" ſie am See —
„O komm zurück, mein theures Herz, komm zu mir nach Finé!"

Acht Jahre vergehen — ſie wartet und ſchmachtet —
Das Rad ſteht, der Flachs ruht, das Aug' iſt umnachtet —
„Da fliegen die wilden Gänſe .... ſie fliegen über See" ....
Und mit hinaus nach Flandern fliegt die Blume von Finé.

Hurrah nun für Ludwig! für Jakob den Dritten!
Schon leuchten von Weitem die Schaaren der Britten —
Heranſprengt Lord Clare dort von Ramillié —
Und Fergus reitet neben ihm, ſein Schlachtruf iſt: Finé!

Die Engländer nahn, die Franzoſen, ſie ſchwanken,
Die Holländer fallen Lord Clare in die Flanken —
Sie halten, ſie lechzen, ſie ſehn — bis das Weh
Des Tods ſie wirft und es verſtummt der Schlachtruf von Finé.

Im Kloſter von Herrn, wol an dem Altare,
Da weht eine Fahne, da ſteht eine Bahre;
Da weint eine Nonne, da klaget ihr Weh
Der Ritter Gottes, die da hangt, die Blume von Zinc

Mein Land.

Es ist ein reich und rar Land,
O! 's ist ein frisch und klar Land,
Ein lieb und wunderbar Land,
Dies Heimathland, das mein!

Die Männer stark und erzig,
Die Frauen treu und herzig. —
Wenn litte Todesschmerz ich,
Könnt' ich mein Land befrei'n!

Es ist kein dumpf und kalt Land,
Nein! 's ist ein glutdurchwallt Land,
O! 's ist ein treu und alt Land,
Dies Heimathland, das mein!

Wenn Schönheit könnte streiten,
Tugend zum Siege leiten, —
Kein Feind würd' es bestreiten,
Kein Freund d'rin elend sein.

O! 's ist ein reich und klar Land.
O! 's ist ein treu und wahr Land.
Ein rar und wunderbar Land.
Dies Heimathland, das mein!

5. Samuel Lover.

Das Land in dem Weſt.

O, komm in den Weſt, Lieb', o folg mir in's Land,
Das grün aus der Friſche des Meeres erſtand;
Dort fächelt der Frühling ſo weich und ſo warm —
O, komm in den Weſt, o — und komm in den Arm!
Dort herz' ich, dort küß' ich, dort halt' ich Dich feſt —
Und da iſt kein Land, gleich dem Land in dem Weſt.

Der Himmel des Südens iſt wandellos rein,
Der unſre iſt lüfter, er wechſelt den Schein,
Wie Liebe, bald ſonnig, bald thränengenäßt . . .
O, was iſt der Süd gen den herrlichen Weſt?
Drum komm! und Dein Mund, der ſo roſig erglüht,
Wird holder mir ſein, als die Roſen im Süd.

Der Nord hat Paläſte von Schnee, und es blinkt
Sein Eisthron im Tage, der nimmer verſinkt.
Dort wohnet Sturmkönig und feiert ſein Feſt —
Doch der liebliche Zephyr, er wohnt nur im Weſt.
Drum komm in den Weſt, an die wonnige See,
Und Dein Nacken wird weißer mir ſcheinen als Schnee.

Dem glanzreichen Tyrer, erfrischt von der Nacht,
Entsteiget die Sonne in himmlischer Pracht.
Doch wenn sie ermüdet die Welt nun verläßt,
Wo geht sie zur Ruhe dann ein nicht im Westen?
Traun folge dorthin mir — es ist ja mein best',
Mein liebstes, mein schönstes, mein Land in dem Westen!

6. William Allingham.

Twilight der Haide.

(Manuscript.)

An einem Abend traf ich ein Kind, ein herziges, mitten im Wetter —
Der Wind blies kalt und der Nebel strich und es fielen die braunen Blätter —
„Ist unser Weg derselbe vielleicht? Können wir zusammengehn Beide?"
„O — ich steige den Berg hinauf," so sagte sie, „zwischen der Haide."

„Eure Bergesluft ist süß und rein, wenn die Tage lang und sonnig,
Wenn das Gras rund um den Felsen wächst, und der Ginster duftet so wonnig.
Doch der Winter kommt mit Nebel im Haar, mit Reif und Frost auf dem Kleide,
Und Du sollst sehn, es ist traurig und kalt auf dem Berge zwischen der Haide."

Sie aber lobte ihr Heimathgebirg und ich will es gleichfalls loben.
Denn wo Molly weilt, iſt von Sonnenſchein und Blumen Alles umwoben.
Ob das Moorland ſchwarz, ob das Moorland weiß — ich kann noch unterſcheide;
Nun da im Dunkeln ich finde den Weg, den Weg wol zwiſchen der Haide.

Die Sonne geht nieder, der Himmel iſt von Sturmgewölk umnachtet,
Doch zwanzig Meilen wol ging ich gern für das Willkomm, das mich erwartet.
Ich ſinge mein Lied für Eskydun, ob der Wind auch froſtig ſchneide:
Die Liebe hält warm mich, wenn durch den Schnee ich wandre zwiſchen der Haide!

Die Feen.

Ein Ammenlied.

Auf zum luft'gen Berge
Nieder zum Binſenkraut.
Da mögen wir nicht jagen.
Weil vor den Kleinen uns graut.
Klein Volk, gut Volk —
Ei, wie trippelt, trappelt Jeder;
Grünjacke, Rothkapp,
Und weiße Eulenfeder!

Einige wohnten unten
Am felſigen Küſtenſaum;
Sie backen Pfannkuchen,
Aus gelbem Seeſchaum.
Einige im Ried
Der ſchwarzen Berglache;
Unken, mit Augen wie Funken,
Sitzen auf und halten Wache.

Hoch auf dem Hügel
Ist des alten Königs Thron;
Er ist jetzt so alt und grau,
Halb kindisch ist er schon.
Auf einer Nebelbrücke
Von der Grundflur seines Schlosses
Macht er seine Staatsreisen
Von Stavelenguc nach Roisse,
Wenn er auffahrt mit Musik
In holden Sternennächten,
Zu der Königin des Nordlichts,
Wo sie oft schon nunmer zechten.

Sie stahlen klein Brigget,
Sieben lange Jahr' ist es her;
Als sie wieder kam, da lebte
Bei den Freunden Keiner mehr.
Da holten sie sie wieder,
Im Zwielicht, um den Morgenschlummer;
Sie glaubten, daß sie schliefe,
Doch sie war schon todt vor Kummer.
Sie haben sie seitdem
Unten in der Bergbache,
Auf einem Bett von breiten Blättern,
Warmend, wie sie aufwache.

An der felsigen Hügelwand,
Ueberm nackten Moorgrund fort,
Haben sie gepflanzt Tannenbäume,

Zum Vergnügen hier und dort.
Ist Jemand so verwegen,
Einen auszureißen zum Trotz,
So findet er in seinem Bett
Des Nachts einen Stachelklotz.

Auf zum luft'gen Berge,
Nieder zum Binsenkraut,
Da mögen wir nicht jagen,
Weil vor den Kleinen uns graut.
Klein Volk, gut Volk —
Ei, wie trippeln, trappeln Jeder;
Grünjacke, Rothkapp
Und weiße Erlenfeder!

In der Dämmerung.

O willkommen Nachtgestirn, das bei eins und zwei entglimmt —
Und das Rauschen von dem Wasserfall tönt durch die Luft heran;
Während in dem Thaudunst der Landschaftsumriß weich verschwimmt.
Wie in Trauer mein Entzücken, daß ich's nicht theilen kann —
Nicht mit dir und doppelt selig bin!
— Wolkengluth überm Meer stirbt dahin.

Eine Heil'ge sinnend liegt nun die Erd' in schatt'ger Nacht,
Und den goldnen Reif des Mondes trägt sie als einen Glorienschein;
Vom Gebirg herunter haucht der Nachtwind sieht und sacht.
Während meine Seele haucht: Ach dürft', ach könnt' es sein,
Daß die Geliebte mir zur Seite ruht!
— Gleich der voll sel'gen Brust wogt die Fluth.

Komm mit an den Strand.

Komm mit an den Strand, an den sonnigen Strand!
Wo der Salzwind so frisch weht, so leis.
Wo die Fluth hell rollt unter'm endlosen Gold,
Und die Brandung am glitternden Weiß.
Wo die Kinder waten im flachen Pfuhl,
Wo die Welle sie jagt in Flucht,
Wo mit milchweißen Segeln die Boote ziehn
Durch die wunderschön blaue Bucht;
Und mit sicherem Lauf, alle Segel auf,
Das Schiff stolz das offne Meer sucht —
Wo die Netze trocknen im kurzen Ried,
Und im Schlafe hartbei man die Fischer sieht —
Ihr Zeltdach des Himmels blauwarmes Gebiet,
Mit der rauschenden Woge am goldenen Rand,
Zu singen ihr Schlummerlied.

Komm mit an den Strand, an den stürmischen Strand!
Wo der Wind dumpf heult und der Golf;
Wo die Brandung ergrimmt den Fels anklimmt
Wie den rettenden Baum der Wolf,
Wo der Schaum weit fliegt und mit Angstschrei drin

Der Vogel sich badet und kühlt;
Wo den braunen Tang bei der Wurzel ausreißt
Die Fluth und hinunter spült;
Wo das Schiff auf der Bank mit Plank' um Plank'
In den Grund sich schürft und wühlt —
Wo durch's Dörflein Schiefer und Stroh rund spinnt,
Wo ein Hüttlein steht dicht am Wasser, am Wind,
Drin ein Seemanns-Weib traurig sitzt und sinnt,
Wenn das Tosen sie hört von See und Sand,
Bis zuletzt sie zu weinen beginnt.

Der grüne Strand des Erne,

oder des Auswanderers Abschied von Ballyshannon.

(Fliegblatt.)

Nun Ballyshannon, leb' du wol! wo ich geboren ward;
Wo ich auch geh', ich denke Dein, so treu wie Tag und Nacht.
Der liebe Fleck, die traute Stadt, wo Alle sich bekannt,
Und kein Gesicht im Ort das nicht ein wenig mir verwandt.
Da ist kein Haus, kein Fenster nicht, kein Hügel und kein Feld,
An das ich nicht gedenken will, wenn weit ich in der Welt.
Mein armes Herz laß ich bei Euch, wenn ich auch selber fern —
So leb' denn wol du Stadt und auch du grüner Strand des Erne!

Die Melodie des Wasserfalls, der Spiegelglanz der Fluth,
Wenn an den Hafenhügeln sanft das volle Wasser ruht. —
Von Portnasun nach Ballebaun, die Klosterbucht entlang,
Vom Feiceiland nach Culnargit's grausand'gem Hügelhang;
Indeß gen Süden auf der Wacht die Leitrimberge stehn,
In bläulichem Gewand und still die Schiffe wandeln sehn,
Mit Segeln hier, mit Segeln dort, die rothe Flagg' am Stern —
Ein Lebewol für sie und Dich, Du grüner Strand des Erne!

Ade vom Haien bis Pellik nun jeder Sturzbach hell
Und jeder Teich mit Fischen drin und jeder Eisenquell,
Ihr Felder flach, ihr Felsen hoch, wo Eich' und Mistel wächst,
Und du, am Sumpf, du Eibenstumpf, zersplittert und verhext,
Der See, der um die Inseln bis zum Schéan-Berg sich wiegt,
Du, Castle Caldwell's grün Gehölz, das an die Bai sich schmiegt;
Und Briefie-Hill, von Haide roth und manchem Blüthenstern —
Denn Lebewol muß sagen ich dem grünen Strand des Erne.

Die Drossel singt durch Caulin-Wald den langen Sommertag;
Das Wasser rinnt durch's Klippenmoos und wilden Kräuterhag;
Manch Vöglein hold im Abendgold singt dort beim Heckendorn,
Und wer 'nen Schatz hat, geht mit ihm den Pfad durch's blühende Korn.
Wie sie am Fluß dort wandeln, ging auch ich einst auf und ab —
Ach! nie mehr, nie ich' ich die Zeit, die ich gesehen hab'.
Denn Tausend wenn' ich gegen Eins, das nimmermehr mein Stern
Mich heim nach Ballyshannon führt, zum grünen Strand des Erne.

Ade nun Abendtänze, wo die muntre Fiedel lockt,
Und wo der Bursch sein Mädel schwingt, schwarzhaarig, rothgerockt;
Derselbst der weise Schanachie*) erzählt bei Dämmerschein
Vom „Rath"**) und wer's gebaut, und wie da drinnen das Gebein
Der Heil'gen, Kön'gen, Clanhäuptling — und wie nun Feen im Ried
Des Nachts hier tanzen, und hierauf ertönt manch' lustig Lied.

*) Märchenerzähler.
**) Alter Festungshügel.

Gebt mir ein traurig Wanderlied, daß ich's beim Scheiden lern'. —
Denn von den Freunden geh' ich ja am grünen Strand des Erne.

Und werd' ich je ein reicher Mann, mit Gottes Hülf' alsdann
Werf' ich mein golden Anker da, wo meine Mutter spann —
Ob manch ein Haupt auch heute frisch, dann müd sich senkt zur Erd',
Und da, wo sonst ein Alter saß, manch' Neuer sitzt am Herd.
Doch theurer mir der Hügel hier, als alle Welt da draußen —
Daß gehn ich muß, ist Schicksalsschluß — doch dorten steht mein Haus.
Und sicherlich kehr' ich zurück, wenn es gefällt dem Herrn,
Zu Dir, mein Ballyshannon, und zum grünen Strand des Erne!

Anmerkungen und Quellennachweise.

Zur ersten Abtheilung.

Die irische Märchenlehre.

Irland und Rom. (Zu S. 3). Das Verhältniß Irlands zum heiligen Stuhl hat eine zu eigenthümlich-romanhafte Geschichte, um hier nicht mit einigen leichten Strichen skizzirt zu werden.

Bis zur anglo-normannischen Invasion stand die Kirche von Irland in keinem Zusammenhang mit dem heiligen Stuhl. „Dieses Volk," sagt Giraldus Cambrensis, der Hofkaplan Johann's I., in seiner Topographia Hiberniae, „ist ein höchst schmutziges Geschlecht und äußerst unerfahren in den ersten Grundsätzen der Moral und Religion, denn (!) sie bezahlen weder den Zehnten, noch bringen sie die Erstlinge dar." — Heinrich II. (1154—1189) hatte den Gedanken mit auf den Thron gebracht, Irland zu erobern. Um den Papst Hadrian IV. — und er war beiläufig ein Engländer von Geburt! — in's Interesse zu ziehen, ward vorgegeben, das ungläubige Land solle dem heiligen Stuhl unterworfen werden. Hierdurch erlangt Heinrich II. eine Bulle von Hadrian IV., in welcher derselbe „seinem sehr theuren Sohn in Jesus Christus, der die Insel Hibernia betreten will, um sie dem Gesetz zu unterwerfen, das Laster auszurotten und dem gebe-

nedeiten Adrian Petrus die Bezahlung des jährlichen Tributes von einem Pfennig für jedes Haus zu verschaffen." seinen Segen giebt.

Diese Bulle wird in der Zeit, wo der Anspruch Englands auf Irland durch Eroberung noch nicht ganz fest stand, als Rechtstitel demselben unterschoben. Schon unter Hadrian's Nachfolger wird sie als „authentisches" Instrument betrachtet. Alle zeitgenössischen Historiker haben diese Ansicht von der Sache, und während der vier folgenden Jahrhunderte citirte der englische Monarch und sein Parlament die päpstliche Verleihung als den Grund ihres Rechts auf das Regiment über die Eingeborenen. In einer Acte des irischen Parlaments vom Jahr 1468 heißt es: „In Anbetracht, daß Unser heiliger Vater Hadrian, Papst von Rom, aus dem Recht seiner Kirche im Besitz der Oberherrschaft (Lordship) von Irland war, welche er für eine gewisse Rente dem Könige von England und den Erben desselben für Immer veräußerte, eine Verleihung, durch welche die Unterthanen von Irland ihren Gehorsam dem König von England als ihrem souveränen Herren schulden ꝛc."

England erobert im Namen Roms; England mordet, brennt und proscribirt im Namen Roms und endlich ist Irland durch Feuer und Schwert römisch-katholisch geworden. Aber Rom geht mit England, und als Irland fortfahrt, sich trotzig gegen die anglo-normannischen Barone seines Lebens zu wehren, da schleudert Papst Innocenz XXIII den Bannstrahl auf Alle nieder, „welche gegen die Krone von England rebelliren" wurden. Irland beugt sein Haupt demüthig vor dem päpstlichen Stuhl, welcher es nach dem Wortlaut parlamentarischer Acten an England „veräußert" hat, und nur klagend wagt einer seiner edelsten Großen, der Fürst von Tirone, sich an den heiligen Vater zu wenden. Welch ein Klageruf! „Wir haben unsere eigenen Herrscher gehabt, viertausend Jahre lang —" ruft er aus — „da erläßt Hadrian, ein geborener Engländer, seine Bulle und überliefert eine Nation, die von

Geschlecht zu Geschlecht frei und selbständig gewesen, einer Horde von Tyrannen, grausamer als die Fänge wilder Raubthiere, die sich durch jedes Mittel der Gewalt und des Betruges zu Meistern des Bodens machen. Sie haben die schönsten Theile des Eilands in Besitz genommen und ihre rechtmäßigen Eigenthümer in die Moräste und Gebirge vertrieben; und selbst da zwingt man sie noch, auf Tod und Leben um ihre traurigen Heimathstätten zu kämpfen. Ach, wir haben kein Haupt, das über uns wache, das unsren Rath erleuchte, unsre Irrthümer verbesse!"

So sprach Irland zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Aber Rom hatte im 11. Jahrhundert keine Ohren für Irland. —

Erst zwei Jahrhunderte später sollte die Stunde der Entscheidung kommen. England, das siegende, fiel ab von Rom; Irland, das von ihm verrathene und durch seine Hülfe besiegte, blieb treu. Ja, erst von diesem Augenblick an ward das Verhältniß Irlands zum heiligen Stuhl ein innig-unzerreißliches. Welche Tragik in diesem Verhältniß, in dieser Liebe, dieser Leidenschaft, mit der die Niobe der Nationen sich an den Arm anklammert, der es zur Niobe gemacht! Es schien, als solle auch hier sich die Liebe durch Ausschließlichkeit steigern. Mit Allem gaben sich die Iren dahin — mit der Liebe zu ihrem Vaterland und ihren Alterthümern, mit der unerschütterlichen Anhänglichkeit an ihre nationale Sitte, mit dem Stolz, den sie in ihre ehrwürdige Sprache legten, mit dem nie ersterbenden Haß, den sie gegen ihre Unterdrücker nährten, ja — mit dem letzten Instinct der Selbsterhaltung. Mit all' Diesem stellten sie sich auf die Seite des Papstes, von dem Augenblick an, wo der König von England der Feind desselben wurde; und all' Dieses, die Liebe, der Stolz, der Haß, der Instinct wurde von Jahrhundert zu Jahrhundert geheiligt durch die begeisternde Erinnerung an die Märtyrer ihrer Sache, durch die Todten von 1641, von 1690 und von 1798, und durch das Bewußtsein, daß sie für den Glauben ihrer Väter geduldet und noch immer dulden. Und so schloß sich celtischer Enthusias-

mus für Religion, Freiheit und Vaterland, so jede rachsüchtige Leidenschaft, so jedes dankbare Gefühl an die päpstliche Hierarchie mit einer Gluth, die kein Elend dämpfen, und mit einer Treue, die keine Verfolgung erschüttern konnte.

Zur zweiten Abtheilung.

Märchen.

1. **Die Stadt im Meere.** The Dublin and London Magazine for 1825. London. p. 133.

2. **Der Hexenmeister von Crunaan.** Ib. p. 58.

3. **Der Banschi-Brunnen.** Ib. p. 31.

4. **Zwei Geschichten vom Luprechaun.** Ib. p. 94 und mündlich.

5. **Die schwarzbraune Kuh.** Ib. p. 352.

6. **Das Land der ewigen Jugend.** Dr. O'Halloran's „Introduction to the History and Antiquities of Ireland", und Nicholas O'Kearney „the battle of Gabhra", printed for the Ossianic Society. 1853. Dublin.

7. **Der Onkel aus der Feenwelt.** Mündlich.

8. **Das Feenhandtuch.** Mündlich.

9. **Der Phuka.** Robin's London and Dublin Magazine for 1827, p. 349. Ib. p. 163.

11. **Feen-Ammen.** Mündlich und nach den Mittheilungen Dr. Wilde's in den „Irish Traits". Dublin (ohne Jahreszahl).

12. **Schön Nora.** The Dublin and Lond. Mag. p. 311.

Zur dritten Abtheilung.

Dichtung.

I. Irische Lieder.

1. **Die Hymne des heil. Patrick.** Patrick's Hymn, abgedruckt und erläutert bei George Petrie, History of Tara Hill, (1839) p. 31—45. — Das Manuscript befindet sich in Trinity-College, Dublin.

2. **Lilin a Nun.** Original bei Hardiman, Ir. Minstr. I. 291, englische Uebersetzung von Thom. Furlong bei Montgommery, Specimens 101. — Die Familie der O'Daly's ist in der Geschichte der irischen Poesie sehr ausgezeichnet. Nicht weniger als dreißig Träger dieses Namens haben sich als Dichter hervorgethan, von den Tagen Cuchonacht O'Daly's, der nach den vier Meistern um 1139 starb, bis zu denen des Carol oge O'Daly, welcher um das Jahr 1680 noch lebte. Ja, noch in unsrem Jahrhundert begegnen wir einem literarischen Repräsentanten dieser Familie in John O'Daly, welcher 1813 eine Sammlung „Irisch-Jakobitischer Lieder" (mit englischer Uebersetzung von Walsh) und 1816 eine „Irische Grammatik", (Self-instruction in Irish) herausgab. — Berühmter noch als das in Rede stehende Lied, durch welches der Sänger sich seine Geliebte, am Tage wo sie einem Andern verheirathet werden sollte, errungen

hat; ist die Melodie desselben. Sie ging den alten Weg der Colonisation nach Schottland, wo sie sich als das Lied von „Robin Adair" localisirte; und von dort aus, als „schottische Melodie" kam sie nach England und dem Continent. Händel pflegte von ihr zu sagen, daß er für den Ruhm, diese Melodie geschaffen zu haben, gern die größte und beste seiner eigenen Compositionen hingeben wolle, und Boildieu verwebte sie, wie Flotow dies neuerdings mit der gleichfalls irischen Melodie von der „letzten Rose" (oder: „the Groves of Blarney") gethan, in seine „weiße Dame". Wir aber wollen hier noch einmal ihr irisches Geburtsrecht reclamiren! — Auch findet sie sich in Thom. Moore's „Irish Melodies", zu dem Text von „Erin, the tear and the smile". Wir könnten, beiläufig bemerkt, noch eine ganze Reihe von Melodien nennen, welche die schottische Volksmusik der irischen entlehnt hat. So sind z. B. die schottischen Lieder „the souters daughter" und „Bonnie daddie, Highland daddie" Nichts als Varianten der durch Thom. Moore's: „To ladies eyes around boy" bekannt gewordenen irischen Melodie; das irische „Sprig of Shilelah" enthält die Grundmelodie zu dem schottischen „Todlin Hame", und das irische „The harp that once through Tara's Hall" diejenige zu dem schottischen „the boatie rows", wobei jedoch nicht geleugnet werden soll, daß die schottischen Ausführungen oft viel interessanter sind, als die irischen Themata. — Höchst bezeichnend für dies Verhältniß der schottischen Musik zu der von Irland ist folgende alte Tradition, die wir in Gunn's „An inquiry respecting the performance of the harp in the Highlands of Scotland" (Edinburgh 1807) gelesen haben. „Ich habe," heißt es daselbst, „ein altes gälisches Gedicht nebst der Musik, zu welcher es in den Hochlanden noch heutigen Tages gesungen wird, gesehn, in welchem der Dichter eine sehr alte Harfe personifizirt und mit der Frage anredet, was aus ihrem früheren Glanze geworden sei? Die Harfe antwortet, daß sie einem Könige von Irland gehört habe und bei manch' einem

fürſtlichen Bankuet zugegen geweſen ſei; daß ſie darauf nacheinander im Beſitz geweſen ſei: von Targo, dem Sohn des Druiden, von Gaul, von Filan, von Oscar, von O'Duivne, von Dermaid, von einen Arzt, einen Barden, und zuletzt einen Prieſter, der in einem verborgenen Winkel über einen weißen Buche ſaß und ſann." — Das Wandern der Volkspoeſie und Muſik aus Irland nach Schottland kann nicht klarer ausgeſprochen ſein!

3. **Der Untergang der Gaelen.** Original bei Hardiman, II, 103; engliſche Ueberſetzung von Ferguſon, bei Montgommern. 111. —

4. **Das theure Land Mayo.** Original bei Hardiman, I, 337; engliſche Ueberſ. von George Fox, in „the Ballad Poetry of Ireland", p. 125. — Eins der populärſten Lieder der Bauern in den Grafſchaften Mayo und Galway. Es wird nach einer der lieblichſten Melodien, „der wahren Seele der klagenden iriſchen Muſik" geſungen. —

5. **Todtenklage.** Original und engl. Ueberſetzung bei Walſh, 144, 145 ff.

6. **Kälber auf der Weide.** Walſh, 46, 49 ff.

7. **Caſchel in Munſter.** Die Melodie (Caiſiol Mumhan) iſt eine der populärſten in Irland, daher die große Anzahl der verſchiedenartigſten Texte darauf. Der hier mitgetheilte findet ſich bei Walſh, 168. Eine andere Verſion bei Hardiman, I, 239, und überſetzt von Ferguſon, bei Montgommern, 214. — Nur die erſte Strophe iſt in beiden gleich, das Uebrige ſchöner bei Walſh. —

8. **Molly Aſtore.** Original bei Hardiman, I, 242; engl. Ueberſetzung von Thomas Furlong, daſ. 243. — Das Lied iſt aus Leinſter; das „Thal von Nar" deutet auf einen See in der Grafſchaft Meath, der vor alten Zeiten ſo hieß. Die Melodie von Molly Aſtore iſt ſehr populär in Irland, und ward es ſpäter in Großbritannien. Burns nennt ſie, „eine himmliſche Melodie." —

9. Nelly Ban. Original und engl. Ueberſ. bei Walſh, 112—115. — Die in dem Liede geſchilderte Localität deutet auf eine weſtliche Heimath deſſelben. „Lough Rie" iſt ein See in der Grafſchaft Galway, welcher durch den Shannon mit dem Loch Derg in Verbindung ſteht. —

10. Warſt Du in Carrick? Original und engl. Ueberſ. bei Walſh, 72—75. — Es iſt ein Lied aus dem Süden, aber es giebt ſo viele Plätze des Namens Carrick, wie Carrick am Shannon, Carrick am Suir, ꝛc., daß es nicht möglich iſt, die Localität genauer zu beſtimmen.

11. Eulin. Original bei Hardiman, I, 250. Engliſche Ueberſetzung von Ferguſon, in dem „Book of Ir. Ball" 188. — Die höchſt populäre Melodie dieſes Liedes ſtammt, nach Walker (Historical Memoirs of Irish Bards, 134) aus der Zeit Heinrich's VIII; der uns vorliegende Text iſt demnach um ein Jahrhundert jünger. Die Heimath deſſelben iſt Connaught; Balnagar liegt in der heutigen Grafſchaft Roscommon. — Der Kuckuck, bei uns als Waldorakel eher gefürchtet, als geliebt, ſpielt in der celtiſchen Poeſie eine hervorragende Rolle; „des Kuckucks lieb'-einladender Sang" heißt es ſchon in einem finnianiſchen Gedicht (Jagd von Slieve-nam-ban). Auch bei den Waliſern iſt er ſo ſehr Lieblingsvogel, daß ihn die Engländer deshalb ſpottweiſe „the welsh ambassador" nennen. —

12. Paiſhin Fionn. Original bei Hardiman, I, 216; engl. Ueberſ. von Ferguſon, in dem „Book of Ir. Ball", 194. — „Ein altes und populäres Connaught-Lied. Die Melodie iſt luſt, aber ihre Weiſe iſt klagend und melancholiſch; ſolch eine, wie ſie kaum verfehlen kann, den Hörer zu erinnern, daß es die Muſik eines Volkes ſei, welches ſeine Freiheit verloren hat." Hardiman, I, 330.

13. Braundorn. Original bei Hardiman, I, 234. Engl. Ueberſetzung von Furlong, daſ. 235. „Vor einigen Jahren, als ich durch die Ebenen der großen weſtlichen Grafſchaft Mayo

wanderte, hörte ich zufällig in einer armen Hütte, nah bei dem Lough Conn, ein Bauermädchen das Lied vom „Droigheanan Donn“ (Braundorn) zu einer Melodie singen, deren ich mich noch mit freudigem Gefühl erinnere.“ Hardiman, I, 341. — Die Provinzen Munster und Connaught streiten um diesen Gesang; aber nach Hardiman hätte die letztere, wo derselbe in jedem Dörflein bekannt ist und gesungen wird, das Vorrecht. —

14. O Mädchen mit dem braunen Haar! Original und engl. Uebersetzung bei Walsh, 90—95. Die Localbeziehungen deuten auf den Westen; Leitrim liegt in der Grafschaft Galway, zwischen Lough Derg und Lough Ree. Doch sind wir nicht geneigt, mit Walsh anzunehmen, daß dieses „schöne Lied, welches die ganze Seele von Liebe und Kummer athmet,“ zu einer Zeit geschrieben worden sei, „wo Hungersnoth im Lande geherrscht“, und daß das Dichters Geliebte „aus Furcht vor Hunger“ abgelehnt habe, „Leitrim mit ihm zu besuchen.“ — Das heißt doch den Dichter ein wenig gar zu buchstäblich interpretiren.

15. Das Wollied. Original bei Hardiman II, 188. Engl. Uebersetzung bei Walsh, 83 und bei Montgommery, 217 (von Ferguson.) Dieses Lied ist wolbekannt an manchen Theilen der irischen Küste, vorzüglich aber im Westen.

16. Wär' ich. Original bei Hardiman, I, 344. —

17. Marie Maguire, in der Sammlung von Carolan's Gedichten, im ersten Bande von Hardiman's Irish Minstrelsy, 9—29.

Turlogh O'Carolan, obgleich er nicht ganz der letzte ist, welcher irische Gedichte geschrieben, wird doch „der letzte der Barden“ genannt, da mit ihm in der That die Reihe jener Sänger schließt, welche Improvisatoren und Musiker zugleich, von Schloß zu Schloß, von Edelsitz zu Edelsitz zogen, den Ruhm ihrer Beschützer im Liede feiernd. Aber wie in der untergehenden Sonne noch einmal aller Glanz des Tages sich zu sammeln scheint, nur verklärter und heiliger: also kommt auch noch einmal die ganze

Herrlichkeit des Bardenthums in diesem letzten seiner Träger zu einer heilig-verklärten, fast wehmüthigen Erscheinung.

Carolan, ein Mann des Westens, 1670 geboren, war seit seinem achtzehnten Jahre blind; die Harfe war der einzige Trost in der langen Nacht seines Lebens, und auf einem Pferde reitend, von seinem treuen Diener geführt, wanderte er von seinem ganzen Volke verehrt, durch diejenigen Provinzen seines geliebten Erin, wo man noch Irisch redete, denn er selbst verstand kaum ein Wort Englisch. Ja, das Volk flüsterte sich zu, daß er die Gabe seines Gesanges von den Feen selbst habe; und nicht selten sah man ihn, umgeben von den andächtigen Bauern der Nachbarschaft auf einem jener Erdhügel, die der schöne Märchenglaube des Landes „Feenhügel" nennt, wie er über die Harfe gebeugt, in das Abendroth hineinsang. Dabei hegte und bewahrte er selber eine so große Ehrfurcht vor der Würde seines Berufes, daß man ihm — gleich dem „Sänger" in Goethe's Ballade — eine Geldbelohnung niemals anbieten durfte. Die Gastfreundschaft derer, welche er besuchte und mit seinem Gesang erfreute, war sein einziger Lohn. Er war der letzte jenes hochpoetischen Geschlechtes, das in Deutschland frühe mit den Minnesängern, und in Frankreich nicht viel später mit den Troubadours ausstarb, in Irland aber, unter den bewegten Verhältnissen dieses wahren Landes der Poesie und Musik sich bis in's 18. Jahrhundert erhielt.

Die Laufbahn dieses Mannes hat außer dem poetischen Reiz, der sie umgibt, auch etwas sehr Belehrendes, indem sie uns eine Vorstellung von dem eigenthümlichen Leben der irischen Wandersänger, der Barden, gewährt. Seine Lebensbeschreibung bei Hardiman ist im Wesentlichen kaum etwas Mehr, als eine Aufzählung der großen und edlen altirischen Familien, deren Höfe er zu besuchen, deren Feste er zu verherrlichen, deren Mitglieder er zu besingen pflegte. Sein Verhältniß zu ihnen ist das der alttestamentarischen Gastfreundschaft. Am Innigsten verbunden blieb er mit seiner mütterlichen Freundin, einer Dame von der M'Dermot

Roe Familie, die ihn erziehen ließ, ihm, als er blind geworden war und sich dem Berufe des Barden gewidmet hatte, eine Harfe und ein Roß schenkte, und ihn endlich, nachdem er seine Laufbahn beschlossen, noch um mehrere Jahre überlebte. Als er, im Jahre 1737, sein Ende nahen fühlte, da sehnte er sich in dem Hause seiner Freundin zu sterben. Sein Heimzug erinnert uns an den Grabzug Kaiser Rudolph's. Das Volk, das ihn liebte und ehrte, wie einen Heiligen, begleitete ihn in großen Haufen, weinend von Dorf zu Dorf. Auf dem Sterbelager forderte er seine Harfe. Seine Finger, durch die Nähe des Todes schon gelöst, glitten zuerst schwach über die Saiten; dann aber flammte seine Seele noch einmal auf, und unter seinen zum letztenmal entzückten Fingern quoll sein „Lebewol an die Welt" hervor, welches seitdem zu einer Lieblingsmelodie geworden ist in Irland. Sie war sein letztes Lebenszeichen; mit ihren sterbenden Akkorden hauchte er sein Seele aus.

Seine Todtenwache dauerte vier Tage; am fünften ward er im Erbbegräbniß der M'Dermot Roe's beigesetzt. Später ward sein Schädel als ein Gegenstand vollsthümlicher Verehrung in einer Grabnische ausgestellt, und folgender dunkle Zug englischer Härte schließt die Geschichte von Carolan: „Seit dem Jahre 1796 ist der Schädel verschwunden," erzählt Hardiman. „Eine Person zu Pferde, in der Tracht eines vornehmen Herrn, aber wahrscheinlich ein Orangeman aus dem Norden, kam in die Kirche und wünschte den Schädel zu sehen. Man brachte denselben aus der Nische herbei, und — sobald er sich unbewacht sah — feuerte der Fremde ein geladenes Pistol gegen ihn ab, wodurch er in Stücke zerschmettert wurde. Alsdann, alle irischen Papisten verfluchend, ritt er davon." —

Hardiman hat den ersten Band seines für die Geschichte der irischen Dichtung unschätzbaren Werkes mit dem Portrait des Barden in Stahlstich (nach einem Originalgemälde) geschmückt. Die feinen vollen Finger ruhen in den Saiten der an seine Brust

gelehnten Harfe; das schöne, classisch-edle Oval des Gesichtes ist über der hohen Stirn herab von langen Locken umwallt. Eine namenlose Wehmuth verklärt das sanfte Antlitz, unter prächtig breiten, vornehm geschweiften Brauen öffnen sich die lichtlosen Augen; aber — gleichsam um anzudeuten, daß das Licht des Sängers aus andren Regionen stamme — ist der dunkle Hintergrund von einer Strahlengarbe durchdrungen, wie wir sie zuweilen in alten Bildern auf heilige Personen und heilige Gebäude von Oben schräg herniederfließen sehen.

Die poetische Ausbeute konnte, bei der Natur dieses Sängers, als eines Gelegenheitsdichters, für unsren Zweck nur gering sein. Die Mehrzahl seiner Dichtungen sind Gesänge zum Lob seiner Freunde und Freundinnen, die auf das Interesse eines großen Publicums außerhalb Irlands kaum werden zählen dürfen. Eins der allgemeiner ansprechenden Lieder dürfte das von uns mitgetheilte „Marie Maguire" sein, in welchem der Barde ein irisches Mädchen besingt, das sein Weib wurde, und dessen Tod er später in einer nicht minder tief gefühlten „Klage" bei Hardiman (I, 91) betrauert. —

Wie alle Barden Irlands vereinigte er in sich den Dichter und den Componisten; und fast scheint er in der letzteren Eigenschaft noch bedeutender gewesen zu sein, als in der anderen. Handel, der sich überhaupt viel mit celtischer Musik beschäftigte, nannte ihn „den irischen Orpheus". Viele seiner Tonschöpfungen leben in Thomas Moore's „Irischen Melodien", und haben mit ihnen eine Verbreitung weit über Irland hinaus gewonnen. In Irland selbst ist die populärste seiner Melodien diejenige, zu welcher das Lied von „Bumper Squire Jones" gesungen wird. Dieses ist noch immer das Lieblingstrinklied der alten irischen Squires.

Mit dem Aussterben des Bardenthums verlor auch die Harfe, welche man wol als die melodische Seele desselben bezeichnen darf, ihre eigentliche Bedeutung. Um das Jahr 1734 hörte das Harfenspiel in den Hochlanden von Schottland auf, und der

Dudelsack (pibe) trat an seine Stelle (Dunn, An historical enquiry into the performance of the harp in the Scottish Highlands Edinburgh, 1807.) Ein Gleiches geschah in Irland, nur leider noch früher. Schon in der Zeit nach den Stürmen von 1641 scheint sich der Haß und die Zerstörungswuth der Eroberer gegen dies Lieblingsinstrument gekehrt zu haben, welches so lange identisch mit jeder Freude und jedem Enthusiasmus in Irland gewesen. Auch in seinem „Cambrensis Eversus" (seiner Schrift gegen die mannigfachen Unwahrheiten und Verunglimpfungen Irlands durch Giraldus Cambrensis) erzählt uns, daß die Harfen von Cromwell's Soldaten zerbrochen wurden, wo sie eine fanden, und schließt mit der Prophezeihung, die sich beinahe schon erfüllt hat: „das Andenken ihrer Gestalt und Bauart wird für unsere Nachkommenschaft unbekannt und verloren sein." — Der Krieg von 1688, welcher den Sturz der alten irischen Familien vollendete, brachte auch ihr nationales Instrument für immer zum Schweigen (vergl. Hardiman, I. 183), und es war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, daß sich die Harfner, welche damals noch lebten, in Belfast versammelten, um die alten Melodieen, welche sie ehedem gespielt und gesungen hatten, oder deren sie sich überhaupt erinnerten, noch einmal zu hören, und hierauf — um sie vor der drohenden Vergessenheit zu bewahren — Note für Note aufschrieben. „Da sie die Töne ihrer Jugend vernahmen, weinten sie oft", sagt der alte Bericht. So leben denn die Harfenmelodieen Erins — Tanz ihren Männern' — fort und sind in unserm Jahrhundert durch die Poesie, welche Thomas Moore ihnen unterlegte, neu belebt worden, aber die Harfen selbst sind stumm geworden. Und während ich in den Torfern von Nord-Wales (trotz meines Recensenten im „Athenäum" Nr. 1664, 1859) überall Harfenklänge vernahm, war die einzige Harfe, welche ich in Irland gesehen, diejenige, welche — unter dem Namen von Brian Boru's Harfe bekannt — im Museum der Königl. Universitätsbibliothek zu Dublin aufbewahrt wird.

18. **Claragh's Klage.** Original bei Hardiman, II. 71. Engl. Ueberſetzung von D'Alton daſ. „Claragh" iſt der Geburtsort des als Gelehrten, Dichter und eifrigen Jakobiten ausgezeichneten John Mac Donnell, der aber unter dem Namen jenes Ortes populärer iſt, als unter ſeinem eigenen. Er ſtarb 1754. — Der Gegenſtand dieſes Liedes iſt der Prätendent von 1715, James Francis Edward, bekannter unter dem Namen des „Chevalier de St. George".

19. **Drimin Dubh, O!** — Original bei Hardiman, II. 154. Engliſche Ueberſetzung von Ferguſon, in dem „Book of Ir. Ballads", 214. Unter dem „König" iſt James Charles Edward, der Prätendent von 1715 gemeint, der „Charlie" der Jakobiten von Schottland.

Die jakobitiſche Poeſie von Irland ſteht derjenigen von Schottland an Kraft, Innigkeit und natürlichem Zauber bei Weitem nach. Ihr Charakter iſt vorwiegend rhetoriſch; an die Stelle der naiven Empfindung tritt die Allegorie, wodurch den Liedern dieſer Gattung — die man als die letzten Ausläufer der alt-iriſchen Dichtung bezeichnen darf — etwas Geküſteltes und Ermüdendes anhaftet. In vielen derſelben wird Irland als eine liebliche, verlaſſene Braut dargeſtellt, welche — dem Sänger im Traume erſcheinend — um den Verluſt des Geliebten klagt und ſeiner Wiederkehr ſchmerzlich entgegenharrt; in anderen als „dunkles Roschen" oder als „Schiebenbaum", in dem von uns mitgetheilten Sagen als „ſchwarzbraune Kuh". Anſpielungen auf die Hülfe der katholiſchen Mächte wechſeln in dieſen Liedern mit Anrufungen der Feenkönigin Clionna und des Feenkönigs Don Firinneach, welche heraufbeſchworen werden, um den Triumph Irlands zu prophezeien und Flüche gegen die „verrätheriſchen Wölfe" von England, zuweilen ſogar gegen Deutſchland und „Luther's Fabeln" zu ſchleudern — eine wunderliche Miſchung von heidniſchen Reminiscenzen und katholiſchem Fanatismus! —

Eine gute und vollſtändige Sammlung dieſer halbvergeſſenen

talbuchen Lieder bietet Hardiman, II, 10—112. Die beiden, welche wir daraus gewählt haben, schienen uns die vortheilhaftesten Beispiele ihrer Gattung zu sein.

20. **Auf den Trümmern der Abtei von Teach-Molaga.** — Irländ. bei Hardiman, II, 235. Englische Uebersetzung von Ferguson, in dem „Book of Ir. Ballads", 133. John O'Cullane ist der Dichter, welcher irische Verse geschrieben. Er war geboren in der Grafschaft Cork um's Jahr 1754 und stammte von dem altirischen Clan der O'Cullane's ab, ehedem Herren der Stadt Castlemone, welche aber schon im 17. Jahrhundert so verkommen war, daß Poule, der erste Earl von Cork, sie seiner Tochter schenkte, „um sich Handschuh und Nadeln davon zu kaufen." All ihrer Besitzungen beraubt sanken sein Stamm und seine Familie zu armen Bauern herab. Unser Dichter war Schullehrer und starb 1816. Hardiman bemerkt von ihm, er habe „English sprechen und schreiben" können. — Teach-Molaga, wörtlich: das Haus oder die Zelle des heiligen Molaga, ist der Name der Abteiruinen in der Nähe des heutigen Timoleague, im südlichen Munster.

II. Anglo-Irische Lieder.

Volkslieder.

1. **Johan van hoch.** Barry, Songs of Ireland, 19. — Die Versionen dieses Liedes sind zahllos; die hier gegebene wird nur die beste gehalten. — Gelb ist die Farbe der Oraniennänner (Johan van Ut, der gelbe Jack, Spottname für Wilhelm von Oranien). Roth die der englischen Soldaten, und Grün ist die Farbe von Irland. — Der Curragh von Kildare, eine große, grüne Ebene, zwanzig irische Meilen im Umfang, östlich von der Stadt

Kildare; als militairischer Lagerplatz und wegen der jährlich zweimal darauf stattfindenden Wettrennen bekannt. —

2. **We're Paddies evermore.** Barry, 178. — „Paddy", volksthümlich für „Patrick", ist der von den Engländern gebrauchte Spottname für die Irländer. —

3. **Drinan Dhun.** Duffy, Ballad Poetry, 143. — Wiewol ich keine Autorität anzuführen habe (meine Quelle bezeichnet es einfach als „Straßenballade"), so spricht doch die innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieses Lied eine anglo-irisch-jakobitische Reliquie sei. — Vergleiche oben die Anmerkung zu dem „Drimin Dubh. O!" und was ich daselbst über den Charakter der jakobitischen Poesie in Irland überhaupt gesagt habe. —

4. **Der Zweig des Schilelah.** Barry, 172. Höchst populäres Lied; der Verfasser ist Edward Lysaght, oder wie ihn das Volk nennt „der lustige Ned Lysaght". Er ward geboren 1763 im westlichen Irland, und widmete sich nach Vollendung seiner gelehrten Bildung in Trinity College der advocatorischen Thätigkeit, obwol „das Recht nur sein Gewerbe, und die gesellige Heiterkeit sein Beruf blieb." — Der Zweig des Schilelah ist der irische Eichenstock, Shamrock das Emblem Irlands, wie die Rose das von England, und die Distel das von Schottland ist. — Donnybrook-Fair ist der berühmte Markt, welcher zu Donnybrook, einem Dorflein in der Nähe von Dublin alljährlich im August abgehalten wird.

5. **Das Lied von St. Patrick.** Es ist das wahre Markt- und Straßenlied des heutigen Irlands, welches man in Dorf und Stadt von der anglisirten Bevölkerung überall hören kann. — Der „Berg von Howth", am Nordende der Dublin-Bay, ist ausgezeichnet durch die an ihm haftenden nationalen und poetischen Reminiscenzen. Der „Berg am Westmeerschoße" ist der Croagh Patrick bei Westport, dessen Wurzeln bis zur Atlantischen Meeresfluth reichen. Auf demselben brachte nach der Volkssage der Apostel Irlands, bevor er seine Mission antrat, vierzig Tage und

vierzig Nächte im Erbete zu. Damals wimmelte die Insel von giftigen Thieren aller Art, seitdem aber der Heilige sie vertrieben, soll weder Frosch, noch Schlange und Kröte daselbst mehr haben leben können.

6. **Die Jungen von Kilkenny.** Ebenfalls höchst populär. — Kilkenny ist eine Stadt in der Grafschaft gleichen Namens (Südost von Irland), ausgezeichnet durch ihre Steinkohlengruben und Steinbrüche (sog. „irischen Marmor"). Der „klare Fluß" ist der River Nore. —

7. **Kate Kearney.** Die Verfasserin dieses namentlich an den Seen von Killarney volksthümlich gewordenen Liedes ist Lady Morgan (1789—1859), die bekannte irisch-patriotische Romanschriftstellerin.

8. **Kathlin O'More.** Barry, 67.

9. **Feencreigen.** M'Carthy, Book of Ir. Ball. 40.

10. **Das Lied von der wahnsinnigen Maina.** Barry, 68.

11. **Mein Connor.** Duffy, 172.

12. **Glaschen-Glora.** Barry, 173. — „Glaschen-Glora", wörtlich: „das lärmende, grüne Wasser", ist der Name eines Bergstromes, welcher im Westen der Grafschaft Cork bei Glengarriff ins Atlantische Meer geht. —

Dichter der neueren Zeit.

1. **Doctor Drennan,** repräsentirt neben Tyaght den Uebergang des nationalen Liedes, in seiner neuen anglo-irischen Gestalt, aus den Händen der Straßensänger in die der gebildeten Poeten. Das von ihm mitgetheilte Lied, welches seiner Zeit (zur Zeit der Rebellion von 1798) der Schlacht- und Kampfgesang der United Irishmen gewesen, ist noch heute berühmt und beliebt. Thomas Moore nennt es in der Anmerkung zu seinem „Dear harp of my country" „das rebellische, aber schöne Lied".

2. **Thomas Moore** (1780—1852), der größte Dichter Anglo-

Irlands, wiewol die Poeten des „jungen Irlands“ und die Kritiker aus Carlyle's Schule angefangen haben, ihn zu ignoriren. Eine vortreffliche Charakteristik findet sich in Julian Schmidt's „Uebersicht der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts“ (Romberg's Wissenschaften, II, 7 und 8. 1856), der wir folgende Andeutungen entnehmen. — Julian Schmidt geht vom Begriffe der englischen Romantik aus. Er definirt sie als eine Reaction gegen die französische Classizität, welche aber durchaus national war und blieb, und weder in Demagogie ausartete, wie die französische Romantik, noch in mittelalterliche Feudalitätsideen, wie die deutsche, sondern sich auf den historischen Boden stellte, auf welchem die sittlichen Zustände, die politischen, rechtlichen und kirchlichen Einrichtungen auch standen. Jedes der vier Länder, in welchem englische Sprache und englische Cultur herrscht, stellte nun einen Träger und Hauptrepräsentanten dieser nationalen Romantik, England: Lord Byron, Schottland: Walter Scott, Nord-Amerika: Washington Irving; Irland: Thomas Moore. Der nationale Boden von Thomas Moore's Romantik ist zunächst Irland, seine Heimath (er ist in Dublin von katholischen Eltern geboren worden); und einen sehr großen Theil seiner literarischen Thätigkeit nimmt die Beschäftigung mit den irländischen Zuständen ein (Satiren, Memoiren und seine umfangreiche Geschichte von Irland). Einen poetischen Ausdruck von unvergänglicher Bedeutung fand diese Stimmung in den „Irischen Melodieen“ (1807—1834; 10 Hefte). Die Anregung dazu fällt in die Zeit, wo das Volkslied zuerst wieder zu Ehren kam: Wordsworth's Balladen, Scott's schottische Grenzlieder, des Knaben Wunderhorn. Im Jahre 1796 waren auch Bunting's nationale Melodieen erschienen, und zu diesen die entsprechenden Texte zu dichten nahm sich Moore schon auf der Universität vor. Zur Realisirung dieses Planes vereinigte er sich mit Sir John Stevenson, der das musikalische Arrangement übernahm. Der Inhalt dieser ungemein wirkungsreichen Lieder ist Liebe und Rebellion in steter Wiederkehr. Melodie und

Zimmern ist immer das Ende! Aber, trotzdem Moore nicht berufen war, eine neue Aera der Poesie herbeizuführen, hat er doch wesentlich dazu beigetragen, das volksthümliche Element der Poesie vom Druck des französischen Geschmacks zu befreien, und so ist sein Einfluß auch auf unsre deutsche Poesie sehr bedeutend. — Von Anspielungen seiner Poesien, deren Heimath der Orient ist (Lalla Rookh) und von seinen Roman „der Epicuräer" zu reden, ist hier nicht der Ort. —

3. **Gerald Griffin**, geboren 1803 in Limerick, eine krankhaft, zwiespältig aufgeregte, aber hochbegabte Poetennatur. Begab sich in seinem zwanzigsten Jahre, „um sein Glück zu machen", nach London, konnte es aber nur einmal in seinen „Munster Tales" (1827—1830) zu einem einigermaßen bedeutenden Erfolge bringen. Erschöpft zog er sich zuletzt, im Herbst 1838, aus der Welt zurück, und trat als Mitglied der „christlichen Brüderschaft", deren Pflicht der Armenunterricht ist, in ein Kloster von Cork, woselbst er jedoch schon 1840 am hitzigen Fieber starb.

4. **Thomas Davis**, geboren in der Grafschaft Cork, 1815, gestorben 1845. Das poetische Haupt des „jungen Irlands", dessen Tendenz die revolutionaire Propaganda gegen England, jedoch mit Ausschluß aller katholischen Hülfsmittel ist. Das von den Männern dieser Partei (1842) gegründete politische Blatt „the Nation" besteht noch heute; werthvoll ist die von ihnen herausgegebene „Library of Ireland", zu denen auch die von uns mehrfach genannten Anthologien von Duffy, Barry und M'Carthy gehören. Ersterer schuf einen Band dieser kleinen, handlichen Bibliothek: „The Poems of Thomas Davis. Now first collected". Dublin, 1857. —

Die Blume von Finé. Unter der „Brigade" ist derjenige Theil der irischen Revolutionsarmee zu verstehen, welcher nach der Capitulation von Limerick (1692) freien Abzug nach Frankreich erhielt und in französische Dienste trat; die „wilden Gänse" sind die irischen Rekruten dieser Brigade. Sie

fuhren in französischen Schmugglerschiffen über und wurden als „wilde Gänse" declarirt; daher ihr Name. — „Schule a-Run" ist ein altes Lied aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, mit dem irischen Refrain: „Schule, schule, schule a-Run."

O, wär' ich auf dem Hügel dort!
Ich fällte mei'n stillen Ort
Mit Schrein und Schluchzen immerfort
Schule, schule, schule a-Run.

Hier ist mein Rad, hier ist mein Rad,
Gebt mir ein Schwert, mit Stahl und Stiel,
Ein Schwert wol für mein Herzgeziel
Schule, schule etc.

Ich färb' den Stoff, ich färb' ihn roth,
Weil rund die Welt mir Kummer droht,
Wie mich die Hexen wünschen todt,
Schule, schule etc.

Ich wollt', ich wollt', ich wollt' mein Glück,
Ich wollt' ich hätt' mein Herz zurück —
Nun muß es brechen, Stück für Stück, —
Schule, schule etc.

Nun ist mein Schatz ein Prigatier,
Nach Frankreich zog er, weit von hier,
Und niemals kehrt er heim zu mir —
Schule, schule etc.

5. **Samuel Lover**, der volksthümliche Lover, dessen „Stories and Legends of Ireland" selbst im Auslande viel gelesen und viel übersetzt worden, dessen „Rory O'More" und „Molly Carew" im Munde ganz Irlands leben und klingen, ward geboren zu Anfang unsers Jahrhunderts. Er ist ein liebenswürdiger Genre von Poeten, zu denen Lover gehört; er ist so eine Art von Kind von Holtei, er dichtet seine Lieder nicht nur, er weiß sie auch zu singen und wandernd zu verbreiten. Aehnlich unserm schlesischen

Sänger bedient sich auch Lover häufig, zur Herstellung des Lokaltones, des eigenthümlichen anglo-irischen Dialectes, wodurch es dem Uebersetzer unmöglich gemacht ist, die populärsten seiner Lieder mitzutheilen; zumal der Werth gerade dieser Lieder weniger in ihrem gemeingültigen, poetischen Inhalt, als in der glücklich gewählten, dem irischen Volksleben entnommenen Situation besteht. —

6. **William Allingham**, lebt in Ballyshannon, am Erne, im nordwestlichen Irland. Eine ernste, düster gestimmte, aber zarte Poetennatur, mit feinem Verständniß für das Volksthümliche, das er, mit Verwerfung aller äußerlichen Mittel, rein in seiner tiefsten Innerlichkeit zu erfassen sucht. Unter dem Einfluß Carlyle's an deutscher Philosophie und Poesie (namentlich Goethe) gebildet, hat er viel über das Volkslied seiner Heimath nachgedacht (siehe unter Andern einen Aufsatz: „Irish Ballads and Street singers", Household-Words, Jan. 10, 1852. vol. IV.), und mehrere seiner als Flugblätter verbreiteten Straßenballaden sind auf den Märkten und in den Städten Irlands populär geworden.

Poems, London 1850. — Day and Night Songs, London 1854. — The Music-master a love story, and two series of Day and Night Songs, London, 1855. 1860. Herausgegeben ist auch eine amerikanische Ausgabe seiner Gedichte. — Außer den von uns im Text mitgetheilten findet sich eine Reihe seiner Gedichte in deutscher Uebersetzung bei Prutz, Deutsches Museum. Nr. 31. 1850.